HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

49635
1901

LIV. JAHRGANG, CIV. BAND,
DER NEUEN SERIE IV. BAND.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1900.

Inhalts-Verzeichnis des CIV. Bandes,

der neuen Serie IV. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Goethes Pandora. Von Max Morris. I. 1
Goethes Pandora. Von Max Morris. II. (Schluſs) 257

Matrosenstellung aus Landgütern der Kirche London, um 1000. Von F. Liebermann. 17
Zur englischen Wortbildungslehre. Von E. Koeppel 25
Scenerie und Staffage im 'Sommernachtstraum'. Von G. Sarrazin . . . 67
Zur engl. Wortbildungslehre (Nachträge zu Arch. CIV, 25 ff.). Von E. Koeppel 279
Aus Anlaſs von Beowulf 2724 f. Von Fr. Klaeber 287
Kleine Mitteilungen zur mittelenglischen Lehrdichtung. Von Max Förster 293
Eine neue Quelle für Lewis' 'Monk'. Von Georg Herzfeld 310

Le courtisan dans la littérature française et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione. Von Pietro Toldo I. 75
Le courtisan dans la littérature française et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione. Von Pietro Toldo. II. (Fortsetzung statt Schluſs) . . 313
Die altfranzösische Liederhandschrift der Bodleiana in Oxford, Douce 308. Von Georg Steffens. (5. Fortsetzung. Schluſs) 331

Kleine Mitteilungen.

Zur Quellenfrage von Schillers Geschichte des Dreiſsigjährigen Krieges. (Ernst Consentius) 122
Zur Altweibermühle. (E. Hoffmann-Krayer) 355
Der 'böse Geist' in der Domscene. (Richard M. Meyer) 355

Das Rituale Dunelmense. (F. Liebermann) 122
Eine angelsächsische Fieberbeschwörung. (F. Liebermann) 123
Angelsächsische Rubriken. (F. Liebermann) 123

Seite

geführt unter Mitwirkung von Cornelius Stoffel und Prof. Dr. Immanuel Schmidt. Grofse Ausgabe. Lieferung 1—12. (H. Bieling) 421

Gregor Sarrazin, William Shakespeares Lehrjahre. Eine litterarhistorische Studie. (W. Keller) 400

Immanuel Schmidt, s. Daniel Sanders.

W. G. Searle, Anglo-Saxon bishops, kings and nobles: the succession of the bishops and the pedigrees of the kings and nobles. (F. Liebermann) 187

Ernst Sieper, Les echecs amoureux, eine altfranzösische Nachahmung des Rosenromans, und ihre englische Übertragung. (Rudolf Tobler) . . . 399

Goldwin Smith, A trip to England. Mit Anmerkungen versehen von Dr. G. Wendt. Rechtmäfsige Ausgabe. (Albert Herrmann) 408

Cornelius Stoffel, s. Daniel Sanders.

George J. Tamson, Word-stress in English: a short treatise on the accentuation of words in Middle-English as compared with the stress in Old and Modern English. (G. Schleich) 199

Von der letzten Londoner Theaterseason. (R. Fischer) 162

Sir George Otto Trevelyan, The American revolution. (J. Speck) . . . 416

Mrs. Humphrey Ward, Helbeck of Bannisdale. (Rudolf Biedermann) . . 412

G. Wendt, s. Goldwin Smith.

Aug. Western, Kurze Darstellung der engl. Aussprache für Schulen und zum Selbstunterricht. 3., verm. u. verb. Auflage. (F. Holthausen) . . . 202

The English dialect dictionary. Edited by Joseph Wright. (W. Keller) 418

Dr. Wilhelm Bruckner, Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen. (E. Mackel) 221

Louis Clément, Henri Estienne et son œuvre française. (Adolf Tobler) . 238

Die Dichtungen des Michelagniolo Buonarroti herausgegeben und mit kritischem Apparate versehen von Dr. Carl Frey. (Max Cornicelius) . . 461

Luigi Gerboni, Un umanista nel secento. Giano Nicio Eritreo. Studio biografico critico. (Richard Wendriner) 235

Henri Guy, s. Alfred Jeanroy.

Chansons et Dits artésiens du XIIIe siècle publiés avec une introduction, un index des noms propres et un glossaire par Alfred Jeanroy et Henri Guy. (W. Cloëtta) 428

Französ. Lesebuch. Unter- u. Mittelstufe. Von Max Johannesson. (O. Knörk) 456

Französ. Übungsbuch für die Unterstufe im Anschlufs an das Lesebuch von Max Johannesson. (O. Knörk) 460

Wladimir Karénine, George Sand, sa vie et ses œuvres. 1804—1833. (Adolf Tobler) 437

Marcus Landau, Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (Wolfgang von Wurzbach) 226

Emil Levy, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Zweiter Band. (C. Appel) 230

Paul Marchot, Le roman breton en France au moyen âge. (E. Freymond) 219

Gaston Paris, La littérature normande avant l'annexion (912—1204). (Adolf Tobler) 241

Seite

Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. I. Teil: Grammatik der französischen Sprache für den Unterricht. (Alfred Schulze) 443

Sabersky, Dr. Heinrich, Über einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden u. Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio. (Th. Gartner) 468

Heinrich Saure, Französisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten nebst Stoffen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Erster Teil. Fünfte Doppel-Auflage. Zweiter Teil. Vierte Doppel-Auflage. — Derselbe, Französische Lesestoffe als Unterlagen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Dritte Auflage. — Derselbe, Tableau chronologique de la littérature française destiné à l'instruction publique et particulière. Seconde édition. (Felix Kalepky) 236

Rudolf Tobler, Die altprovenzalische Version der Disticha Catonis. (Hermann Suchier) 245

Le vicomte E.-M. de Vogüé, de l'Académie française, Les morts qui parlent. (Adolf Tobler) 242

Eduard Wechssler, Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. (E. Freymond) 219

M. Wilmotte, Les Passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français. (W. Cloëtta) 426

Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf. Von R. P. Wülker. (Adolf Tobler) 244

Neue Zeitschriften. (Adolf Tobler) 247

Nachtrag zu Archiv CII, 365. (A. Risop) 249

Berichtigungen zu Band CIII. (K. Luick) 249

Druckfehlerverbesserung zu Band CIII, S. 387. (W. K.) 469

Verzeichnis der vom 11. Dezember 1899 bis zum 5. März 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften 250

Verzeichnis der vom 6. März bis zum 1. Juni 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften 470

Goethes Pandora.

I.

Wir sind in den Anfängen der Menschen. Prometheus hat sie geschaffen und ihnen das Feuer gebracht. Nun hat er sich eine Schar starker Männer herangezogen, die er schmieden lehrt und über denen er wie ein grofser Fabrikherr waltet. Von Zeus' Feindschaft und Rache ist nicht die Rede. Die Berufe haben sich schon gesondert. In der Landschaft treiben Hirten, Ackerbauer, Winzer, Fischer und Handelsleute ihr Wesen. Schon wohnen die Menschen zu dicht aufeinander, und den Überschufs der gedrängten Volkskraft läfst Prometheus ausziehen, damit er, andere verdrängend, sich gewaltsam Raum schaffe. 'Arbeit und Nahrung!' ist das Losungswort in Prometheus' Herrschaftsbezirk. Man wohnt in Felshöhlen, die, wie das Bedürfnis es mit sich bringt, mit Felsstücken zugesetzt oder mit Thoren und Gattern verschlossen sind.

Auf Epimetheus' Seite erscheint dagegen ein ernstes Holzgebäude nach ältester Art mit Säulen von Baumstämmen — die Hausform, aus welcher der griechische Tempel hervorgegangen ist. Auch Fruchtbäume und wohlbestellte Gärten zeigen sich — hier regt sich ein primitiver Schönheitstrieb, ein künstlerischer Sinn, der aber nicht die Kraft hat, zu beglücken. Epimetheus lebt als ein trüber, alternder Mann in der Erinnerung eines entschwundenen Glücks. Zu ihm hat sich einst ein schönes Frauenbild — Pandora — vom Himmel herniedergelassen und ihm der Seligkeit Fülle gewährt. Dann entschwand sie wieder und nahm die eine Tochter, Elpore, mit sich; die andere, Epimeleia, liefs sie ihm zurück. Nur in kurzen Morgenträumen, die dem ruhelos sich Verzehrenden gegönnt sind, besucht ihn Elpore. Aber wenn

er sie sehnsüchtig zu sich ruft und sie sich nähert, erscheint sie ihm fremd, unkenntlich.

Die beiden Brüder leben entfremdet nebeneinander. Prometheus' Sohn Phileros, in dem des Vaters hart-verständige Art durch Jugend und Schönheit veredelt erscheint, hat Epimeleia erblickt und liebt sie, ohne sie zu kennen. Er geht in dämmernder Morgenfrühe, die Geliebte zu sehen, findet bei ihr einen Hirten, der dort gewaltsam eingedrungen ist, erschlägt den vermeinten begünstigten Nebenbuhler, wendet sich dann rasend gegen Epimeleia, die zu ihrem Vater flüchtet, verfolgt und verwundet sie in ihres Vaters Armen. Durch den Hilferuf Epimeleias herbeigezogen erscheint Prometheus und verbannt den Sohn aus der menschlichen Gesellschaft. Der stürzt sich, den Tod suchend, vom Felsen ins Meer. Inzwischen sind die Genossen des erschlagenen Hirten, ihn zu rächen, in Epimetheus' Bezirk eingedrungen, der in Flammen aufgeht. Epimeleia stürzt sich in den Feuertod. Epimetheus eilt ihr nach, sie zu retten, und Prometheus sendet seine Krieger zu Hilfe gegen die Hirten. Eos steigt aus dem Meere herauf und kündet, wie Phileros nicht in den Wellen, Epimeleia nicht im Feuer untergeht, sondern beide durch Götterwillen erhalten bleiben. Hier schliefst der erste Akt und zugleich der ausgeführte Teil des auf zwei Akte angelegten Dramas. Wir folgen nun dem Schema der Fortsetzung.

Phileros erscheint, erfrischt, erneut, verschönt, von Eos' Strahlen rosig umhaucht.

> Und den Thyrsus in den Händen
> Schreitet er heran, ein Gott.

Um ihn drängen sich jubelnd Fischer und Winzer, natürlich-gesunde Menschenbilder, von seiner Schönheit hingerissen, mehr noch von dem geheimnisvollen Zauber der festlichen Stunde erregt.

> Hörst du jubeln, Erz ertönen?
> Ja, des Tages hohe Feier,
> Allgemeines Fest beginnt.

Ohne Panther, Satyrn und Mänaden, nur aus jugendlichen, festlich erregten Menschen schafft sich Goethe hier einen bakchischen Zug. 'Jugend ist Trunkenheit ohne Wein'. Aber auch an Wein fehlt es nicht. Ein bärtiger Alter dient dem Dichter statt des Silen.

Die geschmückte
Schönste Schale reicht ein Alter,
Bärtig, lächelnd, wohlbehaglich,
Ihm dem Bacchus Ähnlichen.

Goethe hätte hier antike Basreliefs von dionysischen Aufzügen in Poesie übersetzt. Jauchzende Chorgesänge erschallen; der festliche Tumult füllt die ganze Scene. Da erscheint am östlichen Horizont ein geheimnisvolles Meteor und deckt den eben hervortretenden Wagen des Helios. Der Dichter wird nicht müde, die Vorgänge des hohen Schicksalstages in immer neuen, sinnlich angeschauten Prachtbildern zu malen. Wenn die Kypsele den Wagen des Helios deckt, so erscheint sie gewifs von einer goldstrahlenden Aureole umflossen.

Nieder senkt sich Würdiges und Schönes.

Das geheimnisvolle Gebilde senkt sich also nieder zu der staunenden Menge. Gewifs hätte der Dichter dafür gesorgt, dafs nicht durch scheinbare Aufhebung der Gesetze der Schwere eine bängliche Empfindung entstehen konnte. Wie die Kypsele sich langsam feierlich niedersenkte, war sie vielleicht von tragenden Wolken umgeben, wie es in der Malerei bei allem üblich ist, was ohne Flügel vom Himmel herniederschwebt oder zu ihm emporgetragen wird.

Phileros und Prometheus — nur diese beiden sind aufser dem bakchischen Volke der Winzer und Fischer auf der Scene anwesend — stehen der Gabe von oben verschieden gegenüber. Prometheus hat schon auf die Ankündigung der Kypsele durch Eos erwidert:

Neues freut mich nicht, und ausgestattet
Ist genugsam dies Geschlecht zur Erde.

Ihm genügt der mit Arbeit erfüllte Menschentag und Behagen und Wohlstand, wie sie durch Menschenarbeit zu erreichen sind. Er ist irdisch im guten und üblen Sinne des Wortes, und so lehnt er Eingreifen und Gabe von oben ab. Phileros, durch seine Liebe im Innersten erregt, von verzweifeltem Todessprung zu neuem, frischem Leben aufgerufen und durch den dionysischen Schwung der festlichen Stunde für das Ungemeine, Grofse gestimmt, ahnt in der Kypsele die heilige Gottesgabe. Er überwindet in sich selbst den starren Realismus seines Vaters und

wird so der hohen Weihe würdig, zu der ihn die Dichtung weiterhin beruft. In den Wechselreden des Prometheus und Phileros gelangt die Gestalt der Kypsele im allgemeinen zum Ausdruck, sie ist mit bedeutsamen Reliefdarstellungen geschmückt.

Nun kommen Prometheus' Krieger siegreich von der Expedition zurück und bringen die Hirten gefangen mit sich. Prometheus giebt sie frei. Er sollte in den Versen, die das Schema — nach v. Wilamowitz irrtümlich — als ithyphallisch anmerkt, die Hirten wohl darauf hinweisen, in Zukunft friedlich ihrem Berufe nachzugehen und der heiligen Ordnung nicht zu widerstreben, die alle Glieder eines Gemeinwesens bändigt. Nach diesem Zwischenfall nimmt der Streit um die Kypsele seinen Fortgang. Prometheus will sie vergraben und verstürzt wissen, die Krieger wollen sie zerschlagen und den Inhalt rauben, die Schmiede das Gefäfs schützen und es stückweise auseinandernehmen, um daran zu lernen. Prometheus aber insistiert auf unbedingtes Beseitigen. So geht das Reden, Bewundern und Gaffen des Volkes weiter. Der einzelne kann, wie Prometheus, in seinen klaren und entschiedenen Grundsätzen die Kraft finden, die Göttergabe abzulehnen. Ihm ist dieses Geschlecht 'ausgestattet genugsam zur Erde', er kennt kein höchstes Gut, das von oben kommt, ihm dünken alle Güter gleich. Aber die Menge kennt weder die dankbare, selbstlose Hingabe an das Höhere, noch den kühnen Menschentrotz, der sich auf sich selbst stellt.

Epimeleia erscheint, aus dem Feuer gerettet; ihr folgt Epimetheus. Wie Epimeleia im ausgeführten Drama, während Prometheus und Epimetheus auf sie eindringen:

Bist du beschämt? Gestehst du, wessen er dich zeiht?

wie vom Gott ergriffen in einen Hymnus ausbricht auf alles Unendliche, was das Menschenherz heilig durchschauert, und dann erst von der Klage über die Endlichkeit des Glücks zu einem Bericht des Vorgefallenen gelangt, so öffnet sie nun hier die Lippen zu einer 'Weissagung', einer erhabenen Deutung der geheimnisvollen Göttergabe.

'Auslegung der Kypsele. Vergangenes in ein Bild verwandeln. Poetische Reue. Gerechtigkeit.'

Dafs Epimeleia Reue empfindet, sagt sie selber:

Lieb und Reu treibt
Mich zur Flamm' hin

und

Sorge trägt sie leider um sich selbst nun,
Und zur Sorge schleicht sich ein die Reue.

Sie bereut nicht etwa ihre Liebe, denn die besteht neben ihrer Reue: Liebe und Reue treiben sie zur Flamme hin. So bliebe nur ihr Verhalten gegenüber Phileros' Anklagen, ihr Schweigen, ihre Flucht, die dem Verdachte des Liebenden Nahrung gaben, das Geheimnis, in das sie ihre Liebe vor dem Vater gehüllt hat. Aber das alles wäre klein im Zusammenhange der grofsen Dinge, um die es sich hier handelt. Sie selbst deutet auf ihre Verschuldung hin, nennt sie aber nicht:

Jene Schuld ragt!
Auge droht mir,
Braue winkt mir
Ins Gericht hin.

Ist es etwa die Liebe der Göttertochter zu dem irdischen Jüngling? Epimeleia ist die halb unirdische Schwester der ganz unirdischen Elpore. Die Ausführung würde hier Klarheit geschafft haben.

Nun löst sich diese Reue poetisch, das Vergangene verwandelt sich ihr in ein Bild. Wir kennen diesen Prozefs aus Goethes Dichtung: Die Laune des Verliebten, die Gretchentragödie im Faust, Werther, der Triumph der Empfindsamkeit, die Wahlverwandtschaften sind nichts anderes als poetische Reue und Verwandlung des Vergangenen in ein Bild. Die Schwierigkeit liegt nur darin, die Verbindung von Epimeleias poetischer Reue mit der Auslegung der Kypsele zu finden und anzugeben, in welches Bild sich ihr das Vergangene verwandelt.[1] War dieses 'Bild' zugleich auf der Kypsele dargestellt? Denn um eine Auslegung der symbolisch bedeutsamen getriebenen Bildwerke der Kypsele handelt es sich hier. Die anlangende Kypsele wird in den Wechselreden des Phileros und Prometheus 'im allgemeinen beschrieben'. Dann erfreuen sich die Schmiede an der technischen

[1] Ebenso heifst es in dem ältesten Schema zu Dichtung und Wahrheit von 1809 (Weim. Ausg. 26, 357): Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild. Umgekehrt in einem anderen Schema (29, 252) auf Liebhabertheater und Aufzüge sich beziehend: Verwandeln des Bildes in die Wirklichkeit.

Vollendung des reichen Bilderschmucks, und nachdem so die Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist, erfolgt die 'Auslegung der Kypsele' durch Epimeleia. Zuletzt deutet Pandora den 'würdigen Inhalt der Kypsele'. So hat Goethe die stufenweise fortschreitende Aufklärung über die Kypsele sorgsam über die Handlung verteilt. Von ihrem 'würdigen Inhalt' wird weiterhin die Rede sein, und danach wird man dann auch wenigstens von ferne ahnen können, was auf ihr dargestellt sein sollte — jedenfalls nicht die mannigfachen Gegenstände aus der griechischen Mythologie, die nach Pausanias auf der wirklichen Kypsele zu schauen waren.

Epimeleia verbindet also in ihrer 'Weissagung' die Auslegung der Kypsele mit der poetischen Reue, die das Vergangene in ein Bild verwandelt. Der menschliche Eigenwille, dem sie ebenso wie Phileros, Epimetheus und Prometheus gefolgt ist, hat sich der Gerechtigkeit von oben zu beugen, der Titanentrotz, der den grofsen Beginn des Menschenwesens geschaffen hat, wird nun die Götter gewähren lassen.

Nach Epimeleia spricht Epimetheus. Auch er will die Kypsele heilig halten. Die Parteiungen über das Schicksal der Kypsele arten in Tumult aus, das Zertrümmern, Zerstücken, Verderben wird wieder leidenschaftlich erörtert. Dem Dichter hat unter dem Einflufs der Vorgänge in Frankreich lange das Bild einer Volksscene vorgeschwebt, in der die Parteien heftig aufeinander platzen und der Unverstand der Masse sich malen sollte. In den Plänen zu den Aufgeregten, zum zweiten Teile der natürlichen Tochter und nun auch zu Pandora findet sich eine solche Scene, die aber nie zu stande gekommen ist. In dem Momente des höchsten Tumults erscheint Pandora und 'paralysiert die Gewaltsamen'. Nach diesem Ausdruck dürfen wir uns wohl vorstellen, dafs die Menge Hand an das heilige Gefäfs zu legen Miene macht, während Epimetheus, Phileros und Epimeleia sich den Gewaltsamen schützend entgegenstellen. Diesen Moment höchster Erregung arbeitet der Künstler bewufst heraus, damit Pandoras Erscheinen um so wunderbarer wirke. Das Schema zum dritten Aufzug des zweiten Teils der natürlichen Tochter läfst noch erkennen, dafs ihm dort eine ähnliche Wirkung vorschwebte. Auch dort erscheint Eugenie im Moment leidenschaftlichster Volksaufregung. Wie das Eingreifen eines höheren Gei-

stes, einer stärkeren Persönlichkeit erregte Menschenmassen bändigt und beruhigt, ist dem durchaus aristokratischen Dichter immer eine Lieblingsvorstellung gewesen. Mit Behagen erzählt er, wie ihm selber Ähnliches glückte: beim Turme von Malcesine, wo er als Spion gefangen gesetzt werden sollte, auf dem Schiffe, das an den Felsen von Capri zu scheitern drohte, und bei der Belagerung von Mainz (Werke 33, 312). Also Pandora erscheint, und unter dem Zauber des schönen Frauenbildes, das vom Himmel herniedersteigt, legt sich der Tumult. Die Winzer, Fischer, Feldleute und Hirten, alle natürlichen, einfachen Menschen fallen ihr zu. Sie spricht es in holden und lieblichen Worten aus, daſs sie mit sich bringt, was ein jeder sich wünscht, Glück und Bequemlichkeit. In ihr stellt sich symbolisch die Fülle der Gaben dar. Das eignet sich ein jeder zu. Den Höhergesinnten aber bringt sie, wonach diese sich auf Erden vergeblich sehnen: Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe, die Sabbathstimmung des Gemütes. In dieser heiligen Befriedung der Seele sah Goethe die höchste Wirkung des Weiblichen auf Erden. 'Tropftest Mäſsigung dem heiſsen Blute.' — 'Das Ewig Weibliche zieht uns hinan.' Hingerissen von der hohen Erscheinung sind Phileros, Epimeleia und Epimetheus ihrem Dienste, ihrer Anbetung hingegeben. Die kurzen Worte des Schemas 'Epimetheus für sie' lassen nicht ahnen, welche Töne Goethe für Epimetheus gefunden hätte, jetzt, da Erfüllung, die schönste Tochter des gröſsten Vaters, endlich zu ihm niedersteigt. Nur Prometheus verharrt unbeugsam auf seiner Gesinnung. Er will mit den eigenen menschlichen Kräften das auf Erden Mögliche erreichen und lehnt alles ab, was von oben kommt. Für die Menge aber ist der Streit um die Kypsele beendet. Jeder will nach seiner irdischen Art für sie sorgen. Die Winzer wollen sie mit Reben umpflanzen, die Schmiede eine eherne Umzäunung um sie herstellen, die Handelsleute sehen in dem hehren Schmuckstück den Mittelpunkt, der Schaulustige in Mengen anziehen und so zu einem Jahrmarkt Veranlassung geben wird, die Krieger wollen mit ihren Waffen das heilige Werk vor Zerstörung schützen. Das alles ist die Art der gutmütig Rohen, Irdischen dem Heiligen gegenüber. Pandora hat gelassen dem Treiben zugeschaut und spricht nun in groſsen, heiligen Worten das Höhere aus, worauf die Kypsele deutet.

'An die Götter. An die Erdensöhne. Würdiger Inhalt der Kypsele.' Es kann hier nicht die Aufgabe sein, in unzulänglichen Prosaworten den möglichen Inhalt von Pandoras Anrufung der Götter und Anrede an die Erdensöhne wiederzugeben. Solche hohen Dinge haben nur im Dichterwort ihre Existenz. Es wäre eine Ausführung von Eos' Worten geworden:

Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es.
Was zu geben sei, die wissens droben.
Grofs beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die lafst gewähren.

Und nun sind wir vorbereitet, zu schauen, was das heilige Gefäfs verbirgt. Die Kypsele schlägt sich auf; ihr Inneres stellt einen Tempel dar mit sitzenden Dämonen der Kunst und Wissenschaft. Nachdem die Dämonen in wenigen erhabenen Worten ihr Wesen kundgegeben haben, schiebt sich ein Vorhang vor, und der Einblick in ein Heiligstes ist beendet. Dafs die Dämonen die Lippen öffnen, ergiebt sich aus der Thatsache, dafs sie im Personenverzeichnis aufgeführt sind. Der Vorhang verbirgt sie wieder nach kurzem Einblick, denn Eos sagt:

Nieder senkt sich Würdiges und Schönes,
Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder sich zu bergen.

Über das Wesen der Dämonen und über diesen ganzen für den Augenblick vielleicht befremdenden Teil der Erfindung wird sich weiterhin Näheres ergeben. Für einen Augenblick ist das Unsichtbare, Höchste, Heilige in sichtbaren Formen zur Anschauung gekommen. Hingerissen weihen sich Phileros und Epimeleia zur Priesterschaft in diesem Tempel. Die hochgesteigerte Stimmung kommt in Wechselreden der Gegenwärtigen zum Ausdruck, die sich zum Wechselgesang steigert, anfangs an Pandora, weiterhin in einen gewaltigen Hymnus des Erhabenen austönend.

In diesem festlich höchsten Augenblicke verklärt ein herrlicher Glanz die Gesamtgruppe. Es ist Helios, der auf seinem Sonnenwagen am östlichen Himmel allen sichtbar hervortritt. Auch er ist im Personenverzeichnis aufgeführt und spricht also. Was er spricht, kann man wohl ahnen, fühlen; es hier in Worte zu fassen, würde unzulänglich sein. Unter den Strahlen und

Worten des Gottes geht mit Epimetheus eine Umwandlung vor sich; der Sehnende, Trübe, Gealterte erscheint verjüngt und erneut. An Pandorens Hand schwebt er verklärt empor und entschwindet den Augen im goldigen Glanze des östlichen Himmels. Phileros und Epimeleia werden zu Priestern des Tempels, der nun auf Erden steht, eingeweiht — gewifs durch die Dämonen, deren Segensworte hinter dem Vorhange ertönen. In einen erhabenen Schlufschor aller Gegenwärtigen tönt die Feier aus; man meint etwas wie Orgelklang aus dem Schlufswort 'Chöre' herauszuhören.

Die gewaltige Dichtung ist verklungen. Die Zuschauer sitzen in schweigender Ergriffenheit. Da begiebt sich noch ein Nachspiel. Hinter dem Vorhange des Tempels tritt Elpore hervor; nicht mehr das luftige, zerfliefsende Gebilde des morgendlichen Wahntraums, sondern *Elpore thraseia,* die freudige, zuversichtliche Hoffnung, und wie sie früher den Liebenden unter den Zuschauern Erfüllung ihrer Wünsche verheifsen hat, so wendet sie sich auch jetzt *ad spectatores.* Was sie ihnen zu sagen hat, werden wir weiterhin sehen. —

Es ist überflüssig auszusprechen, dafs diese Handlung mehr bedeutet als nur sich selbst, ihren eigenen Fabelgehalt. Bei dem Versuche, die im Hintergrunde verborgene Meinung der Dichtung aufzudecken, werden wir uns vorsichtig an Goethes eigene Andeutungen zu halten haben.

'Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich jedoch, dafs ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich that es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll; beide, von litterarischem Bestreben, dachten einen Musenalmanach in Wien heraus zu fördern; er sollte den Titel Pandora führen, und da der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden, so griff ich ein, nicht ohne die ernstlichsten Intentionen, wie ein jeder sich überzeugen wird, der das Stück, so weit es vorliegt, aufmerksam betrachten mag' (Tag- u. Jahreshefte 1807).

Danach hätte also der Titel des Almanachs Goethe, dem der Stoff immer bereit und gegenwärtig war, zu der Dichtung angeregt. Das mag wohl sein, wenn wir unter der Anregung den Entschlufs verstehen, den lange gehegten Plan jetzt und für dieses Taschenbuch auszuführen. Denn dafs der Dichter über-

haupt zu seinem Plane durch ein so äufserliches Moment bestimmt worden wäre, ist an sich unwahrscheinlich, und es wird sich weiterhin zeigen lassen, dafs der Plan zu Pandora entgegen den bisherigen Anschauungen mindestens bis 1802 zurückliegt. Goethe sagt ja auch nur, dafs er das Drama den beiden Herausgebern zuliebe zu bearbeiten anfing. Die Dichtung stellt Pandorens Wiederkunft vor und heifst auch so. Die Wiederkunft ist Goethes eigene und freie Erfindung; die Überlieferung weifs nichts davon. Hier also, bei dieser Abänderung des Sagenstoffes, können wir am ehesten erwarten, Goethes eigene Intention, seine Dichtung, seine geheime Meinung aufzufinden. Zunächst wer oder was ist Goethes Pandora? Sie kommt geheimnisvoll von oben. 'Glück und Bequemlichkeit, die sie bringt. Symbolische Fülle. Jeder eignet sichs zu.' Aber für die Höhergesinnten ist sie mehr. 'Schönheit. Frömmigkeit. Ruhe. Sabbath. Moria.'[1] Sie ist also die Erfüllung dessen, wonach jeder sich

[1] v. Wilamowitz (Goethe-Jahrbuch 1898) schiebt die bisherige Auffassung des Wortes Moria = Morija, Jerusalem beiseite und versteht darunter μορία, den heiligen Ölbaum der Athener. Es ist mir bei ernstlichem Bemühen nicht gelungen, mich in diese Auffassung hineinzudenken. Die beiden Stellen, an denen das Wort bei den griechischen Dramatikern erscheint, sind nicht von der Art, dafs Goethe daraus die Anregung schöpfen konnte, die Moria hier als Merkwort zu verwenden. Ich lasse sie folgen. Sophokles, Ödipus auf Kolonos 705:

> Mein sprofsnährender, blauschimmernder Ölbaum,
> Den kein bejahrter, kein junger Heerfürst
> Je mit feindlicher Hand tilgend verheert.

Aristophanes, Wolken 1005:

> vielmehr wegflüchten zur Akademie
> Und vergnügt Wettlauf anstellen daselbst in der hehren
> Olivenumschattung.

v. Wilamowitz verweist weiter darauf, dafs vor dem Hauptthore von Athen, auf dem Grundstücke der Akademie, da wo Plato lehrte, ein Altar des Prometheus stand. 'Der Gott,' erzählte man (Apollodor, Bibl. II, 5, 11), 'trug zum Zeichen seiner Versöhnung mit Zeus den Ölkranz.' Auch daran soll Goethe anknüpfen. Pandora bringe dem Prometheus die μορία, den Ölzweig, mit dem er versöhnt sich kränzen wird. So gewinne Goethe die Anknüpfung an Platos Akademie. Nun ist aber die Stelle bei Apollodor schwierig und läfst sich ohne Zwang nicht konstruieren. Moser läfst sie in seiner Übersetzung (Stuttgart 1828) als unverständlich beiseite. Es ist an sich unwahrscheinlich, dafs Goethe zur Gewinnung eines bequemen Merkworts an eine den Philologen seiner Zeit unverständliche Stelle an-

sehnt; für den einfachen, natürlichen Menschen Glück und Bequemlichkeit, für den höher Veranlagten alles, was der Mensch

knüpft. Zur Durchführung seiner Vermutung mufs v. Wilamowitz dann auch noch die stillschweigende Annahme machen, dafs Goethe den angeführten Stellen bei Sophokles und Aristophanes die Wortform μορία entnommen und sie gleichzeitig mit der an die ἐλαίη des Apollodor geknüpften Vorstellungsreihe verbunden hätte. Und wenn Goethe so die Anknüpfung an Platos Akademie gewinnen soll, so mufs zu alledem noch eine Stelle aus Pausanias I, 30 hineinspielen: 'In der Akademie befindet sich ein Altar des Prometheus.' Also drei oder vier zerstreute Stellen, die an sich gar nichts miteinander zu thun haben, hätte Goethe in dem einen Worte Moria zusammengeschlungen. Das ist doch wohl nicht seine Art. Und selbst mit diesen künstlichen Annahmen wird noch nicht deutlich, weshalb Pandora dem Prometheus die μορία bringt; denn sie kommt ja nicht zu ihm, der sie früher abgewiesen hat und jetzt abweist, sondern zu Epimetheus.

Es mufs also doch wohl bei Moria = Jerusalem bleiben, nur dürfen wir darunter nicht das irdische Jerusalem verstehen, sondern das neue Jerusalem der Apokalypse. Wie der Sabbath der auf Erden für eine kurze Zeit sich verwirklichende Zustand von Friede, Schönheit und Heiligkeit ist, so schaut Johannes ein solches vollkommenes Glück als eine in die Zukunft verlegte Vision in seinem neuen Jerusalem. Das Drama von Pandoras Wiederkunft ist eine verwandte Vision, und so können Sabbath und Moria dem Dichter hier als Merkworte dienen, die natürlich in der Dichtung selbst nicht genannt worden wären. Die Verwandtschaft der beiden Glücksvisionen zeigt sich deutlich in Johannes 21, 2: 'Und ich Johannes sahe die heilige Stadt, das neue Jerusalem von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann.' Dafs dem Bibelkenner Goethe der Begriff des neuen Jerusalem vertraut war, ist selbstverständlich, und es ist eigentlich überflüssig, anzumerken, dafs Goethe in dem Briefe an Heinrich von Kleist (1. Februar 1808, also während der Arbeit an Pandora) das neue Jerusalem erwähnt.

Moria ist ursprünglich nur der Name des Berges, auf dem David den Tempel erbaute. Aber die Stelle I. Mose 22 giebt dem Worte schon einen nicht blofs lokalen, sondern auf Offenbarung hindeutenden Sinn, und dafs in der Folgezeit eine solche Erweiterung des mit 'Moria' zu verbindenden Begriffes sich noch stärker ausgebildet hat, zeigt eine Stelle in Zedlers Universal-Lexikon von 1738, auf die mich Dr. Rubensohn hinweist: 'Morijah, Moriah, Moria ... die Gelehrten haben viel Streites vom Berg M., woher er komme und was er eigentlich bedeute. Die beste und gelehrteste Meinung ist die Fulleri, es sei soviel wie der geoffenbarte Gott, *Deus conspicuus*.' — Eine solche Erweiterung des Begriffes Moria würde also auch für sich schon zum Verständnisse des Merkwortes im Schema hinreichen, wenn man die besondere Beziehung auf das neue Jerusalem nicht annehmen will.

in seinen Erdenschranken mit hohen und heiligen Namen nennt. Diese Pandora, die alle Gaben in sich vereinigt, jede Sehnsucht stillt, die himmlische Seligkeit selbst, steigt an dem hohen, festlichen Schicksalstage hernieder. Das auf Erden Unmögliche — hier geschieht es. Es ist keine neue Erfindung, die hier in Goethes Seele in Flufs kommt, nur eine neue Ausbildung einer altvertrauten Urconception,[1] deren erste Gestaltung wir in Lila und dem Triumph der Empfindsamkeit haben. In beiden Dramen nimmt der Dichter, schmerzlich erschüttert durch die unbefriedigende Ehe seines Fürstenpaares, einmal poetisch an, dafs alles schwindet und sich auflöst, was die beiden ihm so nahe stehenden Menschen trennt. Am Schlusse beider Dichtungen beginnt ein neues, schöneres Leben. Eine weitere Ausgestaltung erfährt diese Dichtervision in dem Ballett Amor und im Märchen der Unterhaltungen. In Amor wird der Zauberer und die Zauberin (Goethe und Frau von Stein) in Eintracht wieder vereint, alles, was gelegentlich sie trennen mochte, soll vergessen sein, als spülten Meereswellen drüber her. 'Jetzt ist die Stunde gekommen, wo wir für uns und viele ein feierliches Glück bereiten können, und wiederkehrend wird die Schönheit mit der Freude den leichten Tanz um unsere Häupter führen. .... Sie kommen, sie eilen, sie bringen, sie theilen uns allen das Glück. .... Im Augenblick verwandelt sich alles, das ganze Theater stellt einen prächtigen Saal vor, der Zauberer und die Zauberin, alle tanzenden Personen des Stückes werden verjüngt und verwandelt.' Dasselbe Phantasma eines vollkommenen Glücks stellt das Märchen in den Unterhaltungen vor. Eine kunstvoll in Gang gesetzte Handlung mündet dahin, dafs die Dargestellten — Goethe und die ihm Nahestehenden unter Masken — sämtlich beglückt, verjüngt, verschönt werden; ein heiliger Tempel, der in den Tiefen der Erde verborgen steckte, steht nun frei am hellen Tageslicht und wird den Mittelpunkt des neuen, beglückenden Zustandes bilden. Allen diesen Dichtungen liegt die Urconception zu Grunde, dafs das ersehnte Unmögliche geschieht. Dieses altvertraute *Aperçu* kommt nun in der Dichterseele mit der Flutwelle der poetischen Erinnerung und Gestaltung herauf. Eine

[1] Morris, Goethe-Studien Bd. II, S. 61 ff.

zweite Welle führt ihm die alte, wohlbekannte Gruppe der Japetiden herauf. Wo die beiden poetischen Komplexe zusammenkommen und die Japetiden im Lichte des alten Glückstraumbildes erscheinen, da ist der Punkt, an dem die Conception von Pandorens Wiederkunft stattfindet. Ein vollkommenes Glück, diesmal in einem holden Frauenbilde, Pandora, sich darstellend, steigt zur Erde hernieder, und alles Verwirrte, Trübe und Quälende löst sich für alle in Freude und Schönheit auf. In Amor klingt schon vernehmlich das Motiv von Pandorens Wiederkunft an: 'Wiederkehrend wird die Schönheit mit der Freude einen leichten Tanz um unsere Häupter führen.' Ferner Pandora:

> Ja, des Tages hohe Feier,
> Allgemeines Fest beginnt ...
> Manches Gute ward gemein den Stunden;
> Doch die gottgewählte, festlich werde diese!

Amor: 'Jetzt ist die Stunde gekommen, wo wir für uns und viele ein feierliches Glück bereiten können.'

Aber welchen persönlichen Anteil hat nun Goethe hier an diesem Glückstraum? In den früheren Visionen war es sein eigenes Leid und das der ihm Nahestehenden, das er kraft seines Dichtervorrechts poetisch auslöschte. Weshalb dieses höchst persönliche Motiv in Verbindung mit dem Prometheusstoffe?

Es ist längst beobachtet, dafs durch Goethes gesamte Dichtung eine Doppelgestalt schreitet, die unter den verschiedensten Formen immer wieder zwei Pole menschlichen Wesens kontrastiert darstellt: Weislingen — Götz, Werther — Albert, Clavigo — Carlos, Egmont — Oranien, Faust — Mephisto, Orest — Pylades, Tasso — Antonio, Eduard — der Hauptmann. Des Dichters eigener Anteil an dieser Doppelfigur fällt immer vorzugsweise der weichen, sensiblen, bestimmbaren Gestalt zu. Für die harte, verstandesscharfe, schneidende Gegengestalt stehen ihm Merck, Herder, Fritsch Modell, aber fast immer erhält auch diese einen geringeren oder gröfseren Zusatz von seinem eigenen Wesen. Nur einmal hat er den harten, thätigen, unerschütterlich auf sich selbst stehenden Menschen ohne ein bedeutendes Gegenbild dargestellt und das Beste dazu aus sich selbst geschöpft: in seinem Jugenddrama Prometheus. Hier nun in der Pandora lenkt er auch für die Darstellung dieser Figur in das vertraute Geleise ein. Ihm steht

die Kontrastfigur des sensiblen, künstlerisch empfindenden, sehnsuchtsvollen Hungerleiders nach dem Unerreichlichen entgegen. In diese Figur fliefsen die belebenden Säfte der Selbstdarstellung ein, und damit schrumpft nun die Gestalt des Prometheus zusammen. Der himmelstürmende Titan des Jugenddramas ist hier ein harter und kalter Realist, ein grofser Fabrikherr und Condottiere, der alles von sich weist, was sich nicht mit Händen greifen läfst. Er bäumt sich nicht gegen den Himmel auf wie der frühere Prometheus, er ignoriert ihn.

Die besondere Form, welche die Doppelfigur hier annimmt — Darstellung der *vita contemplativa* und *activa* — war dem Dichter seit lange vertraut. In Tasso und Antonio war sie schon einmal zur Gestaltung gelangt. Auch an sich selbst empfand er gelegentlich den Wechsel der beiden Zustände mit Behagen. Ital. Reise d. 14. 9. 86: 'ich mufs mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt dafs ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte.' Aber ganz kürzlich war ihm die Erscheinung eines solchen Feindes aller Ideologie, wie hier Prometheus, auch in der Aufsenwelt an einem überwältigenden Beispiele nahe getreten, und die gewaltige Gestalt des gröfsten Realisten der Zeit ist auf die Dichtung nicht ohne Einflufs geblieben. Prometheus spricht:

> Denn solches Loos dem Menschen wie den Thieren ward, ...
> Dafs Eins dem Andern, einzeln oder auch geschaart,
> Sich widersetzt, sich hassend an einander drängt,
> Bis Eins dem Andern Übermacht bethätigte.
> Drum fafst Euch wacker, eines Vaters Kinder Ihr!
> Wer falle, stehe, kann ihm wenig Sorge sein.
> Ihm ruht zu Hause vielgewaltiger ein Stamm,
> Der stets fernaus und weit und breit umher gesinnt;
> Zu enge wohnt er, auf einander dichtgedrängt.
> Nun ziehn sie aus, und alle Welt verdrängen sie.

Und nun hören wir Prometheus' Krieger:

> Geboren sind
> Wir All' zum Streit
> Wie Schall und Wind
> Zum Weg bereit ...
>
> So geht es kühn
> Zur Welt hinein,

Was wir beziehn,
Wird unser sein;
Will Einer das,
Verwehren wirs;
Hat Einer was,
Verzehren wirs.
Hat Einer gnug
Und will noch mehr,
Der wilde Zug
Macht Alles leer.
Da sackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

Das alles konnte Goethe 1807 nicht ohne Hinblick auf das verwandte riesenhafte Bild der Zeitgeschichte sagen, das ihm selbst so bedrängend nahe getreten war. Für Prometheus' Krieger trifft das Bild der plündernd und sengend und doch als ein ungeheurer, geordneter Gewaltapparat die Welt beziehenden Masse gar nicht zu; denn diese haben ja solche Erfahrungen noch gar nicht gemacht. Sie stellen im Drama den von Prometheus fortgesandten Überschufs der Volkskraft vor, der sich gewaltsam neuen Raum suchen soll. Und auch das hat Goethe nur hineingeschrieben, um den Kriegerchor notdürftig legitimieren zu können, und es will sich gar nicht recht zum Übrigen fügen. Wir sind ja doch in den Anfängen des Menschengeschlechts. Wie sollte es nun in dieser jungen Welt schon an Raum mangeln? Und wo sollten überhaupt von Prometheus unabhängige Menschen herkommen, die verdrängt werden könnten? Sie sind ja alle seine Geschöpfe oder Abkömmlinge von solchen! Die mannigfachen Widersprüche verraten, wie des Dichters Phantasie hier abschweift. Das Phänomen des Krieges drängt sich vor seine Seele; er nimmt es hier in grofsartig umfassender Anschauung als ein animalisches Erbgut. Der nicht aus dem Drama organisch erwachsene, sondern etwas gewaltsam hineingefügte Kriegerchor verhält sich zu dem im Faust wie bittere Erfahrung zu harmloser Illusion. So wird nun auch deutlich, weshalb Goethe in des Epimenides Erwachen diesen selben Kriegerchor den Scharen Napoleons in den Mund gelegt hat. Der stets fernaus und weit und breit umher gesinnte Stamm ist also im Neben- und Hintersinn der Worte der gal-

lische, dessen Wesen sich hier treffend malt, und den Besten, der Wahn und Bahn brach — und der sich wieder aus den Verhältnissen des Dramas allein nicht verstehen läfst, da Prometheus ja gar nicht mitzieht — kann man getrost mit Namen benennen. Prometheus ist deshalb noch nicht Napoleon; er ist eben Prometheus, der Menschenschöpfer, wie Epimetheus nicht völlig Goethe ist. Und doch hat die Dichtung hier die bedeutsame Gegenüberstellung der beiden vorweggenommen, die am 2. Oktober 1808 in der Wirklichkeit stattfand. Die in Goethes Dichtung herangewachsene und so oft in den verschiedensten Formen ausgebildete Gestalt des harten kritischen Realisten ist diesmal von dem Dichter bewufst mit Hinblick auf diesen gewaltigen Antipoden seines eigenen Wesens geformt. Was Napoleon und seine Heerscharen mit dem Drama von Pandoras Wiederkunft zu thun haben, wird sich weiterhin ergeben.

Ähnlich wie hier von dem Besten, der Wahn und Bahn brach, und dem an und an der letzte nachkommt, heifst es in des Epimenides Erwachen von einem anderen Kriegshelden, dem Fürsten Blücher:

Denn so Einer vorwärts rufet,
Gleich sind alle hinterdrein,
Und so geht es abgestufet,
Stark und schwach und grofs und klein. —

Charlottenburg. Max Morris.

(Schlufs folgt.)

Matrosenstellung aus Landgütern der Kirche London, um 1000.

Der Erfolg der nordischen Wikinger in Britannien im 9. bis 11. Jahrhundert erklärt sich zum Teil aus dem Mangel einer englischen Seemacht. Der Kentische Seesieg 851 war vereinzelt und provinziell. Auch unter Ælfred blieb die Zahl der für ihn kämpfenden oder der erbeuteten Schiffe so klein, dafs seine Flotte höchstens die Macht des Königshofes, nicht der Nation darstellt. Sein Schiffsbau von 897 bedurfte ausländischer Hilfe, erschien als etwas Neues, als eine Ausnahme, und zeigt keine Spur einer Herstellung auf allgemein nationaler Grundlage; und vom damaligen kleinen Erfolge seiner neun Schiffe reden die Zeitgenossen so viel, dafs es eine Volksflotte[1] daneben offenbar nicht gab.[2] Die dreifache Staatslast des angelsächsischen Landguts forderte wohl Landwehr, Strafsen- und Festungsbau, aber nicht Seewehr. Nur zu Lande überwanden im ersten Menschenalter nach Ælfred seine Kinder und Enkel die unabhängige Macht auf der Insel. Jedoch 933 *for Æþelstan cyning in on Scotland ægþer ge mid landhere ge mid scyphere;* und er liefs eine *classis Anglorum* 939[3] an der Boulogner Küste, für Frankreichs König, kriegerisch auftreten. Da der letztere Zug in den englischen Annalen fehlt, hatte das Land wohl keinen Anteil daran. Erst unter

[1] 'Königlich' nur erscheint sie auch Steenstrup *Danelag* 154—8, der die kritischste Darstellung liefert; Nachrichten sammelt Nicholas *Hist. of navy* I 33 ff. Nichts Neues bis 1100 bei Wm Laird Clowes *Royal navy* (1897).

[2] Ann. Anglosaxon. 885, vom Sieg des *sciphere* über 16 *scipu wicenga*, und Asser zu 877 beweisen einen Anteil des Landes nicht. Die Nachricht bei Green *Conquest of Engl.* (1899) I 155, letzte Z., ist nicht belegt.

[3] Flodoard, Ann.; Richer.

Eadgar erhob sich die Flotte deutlich zu einem Machtmittel von nationalem Ursprunge und Ziele, das demgemäfs, neben der Landwehr (*fyrd*), 972 *scipfyrd*[1] genannt wird. Laut eines (mindestens fast) zeitgenössischen Anonymus[2] zählte sie eine Riesenmenge Schiffe — seine Zahlen, jedenfalls unglaublich, sind vielleicht nur Typen mittelalterlicher Phrase für hohe Beträge —; sie zerfiel in ein Nord-, West- und Ostgeschwader, deren jedes jährlich einige Wochen übte und zwar von Ostern ab. Schon hieraus folgt, dafs sie nicht, oder doch nicht wesentlich, aus Seekriegern bestand, die der König etwa, wie später Æthelred II. und die drei dänischen Könige thaten, in Sold nahm. Die regelmäfsigen Einkünfte eines Angelsachsenherrschers gestatteten das nicht. Auch rühmte Ælfric[3] bald nachher Eadgars Regierung, da kein *scyphere wære buton agenre leode, þe ðis land heoldon.* Laut einer verfälschten Urkunde[4], die aber echte Einrichtungen der Angelsachsen, wenn nicht Eadgars, meldet, erhielt die Domkirche Worcester das Vorrecht, *de tribus hundredis unam naucupletionem, Anglice scypfylleð*[5] *oðde scypsocne,* zu stellen, welche Leute nicht *cum regis ministris aut eius hundredes exactoribus naumachiae expeditionem, quae ex tota Anglia regi invenitur, faciant, sed cum suo archiductore.* Der Urkundenschreiber kannte also die Seewehr als eine Staatslast ganz Englands; sie unterstand, aufser wo der Pflichtige Exemtionsprivileg genofs, den öffentlichen Behörden, zunächst im untersten Verwaltungsbezirk, der Hundertschaft, und zerfiel in Glieder technischen Namens. Die Vereinigung jener dreier Hunderte zu einer Hundertschaft schon vor 1066 ist auch sonst sicher bezeugt; und *Edricus fuit stermannus navis episcopi et ductor exercitus eius ad servitium regis.*[6] Doch abgesehen von den eben erwähnten Nachrichten folgt das Bestehen einer aus dem Volke aufgebotenen See-

[1] Ann. Anglosaxon.

[2] Ihm folgen die wörtlich stimmenden Florenz und Wilhelm von Malmesbury.

[3] *Saints* ed. Skeat 468.

[4] Birch *Cartul.* 1135; aufser dort Citiertem Hickes *Dissert. epist.* 86; Thorpe *Dipl.* XXII, 211; Hale *Register of Worcester* XXX; Poole *Histor. mss. commis., 14. report, app.* VIII, 171. Vgl. Maitland *Domesday* 268.

[5] Diese Wörter sind nordisch nach Steenstrup 157. Vigfusson erklärt aus *scegdþing* (Schiffs[stellung]-Ding) heutiges *sheading* (Gerichtsbezirk) auf Man; *Engl. hist. rev.* 1888 p. 501.

[6] Vgl. Maitland 308.

wehr wenigstens einige Zeit vor 991 auch aus dem Annalisten. Damals nämlich stellte, nach seinem Bericht, England unter Mitwirken der *Witan scypfyrd* neben der Landwehr, wobei *þæt earme folc on ðam scipon læg.* Weder dies erschien als Neuerung, noch vollends die Verordnung von 1008,[1] die, hinter dem Befehle über Landwehr, Brücken- und Festungsbau, einschärfte: *ymbe scipfyrdunga,*[2] *þæt æghwylc geset sy ofer eastran.* Noch vor 1011 drang man wiederholt auf *scipfyrdunga, þæt man sona æfter eastron fyrdscipa gearwige,* und drohte Strafe an, *gyf hwa folces fyrdscip awyrde*; die Seewehr ist also nationales, nicht königliches Gut. Wie diese ganze Einrichtung, so stammte wohl im besonderen der Ostertermin aus Eadgars Vorgang. Allein, wenn sich auch 1009 eine Seewehr gröfser als *on nanes cyninges dæge* versammelte — zu jährlichem Aufgebot, wie nach jenem Anonymus unter Eadgar, kam es nicht wirklich. Schon jenes zweite Gesetz macht die Sammlung der Seewehr, wie die der Landwehr, vom 'Beschlusse wegen gemeinsamer Notwendigkeit', also vom Witena gemot, abhängig; die gleiche beschränkende Bedingung interpoliert ein Abschreiber auch ins erste Gesetz; und Cnuts Codex wiederholt das zweite Gesetz mit weiterer Abschwächung. Der Verfall der nationalen Seewehr erklärt sich unter der dänischen Dynastie leicht: erstens war diese von nordischen Wikingern weniger bedroht; zweitens hatte sie ihre stammverwandte seegeübte Flotte in Sold. Aber den Ausweg, das Land durch den bisherigen Erzfeind statt, wie Ælfric von Eadgar gerühmt hatte, durch Engländer verteidigen zu lassen, beschritt schon Æthelred 991 und wiederum 1012.[3] Als ihn 1014 die Witan zurückberiefen, sagt der Annalist: *se flota eal geceuron Cnut;* die stehende Flotte dachte also dänisch. Wohl[4] nur ein Gefolge der Vasallen meint der Annalist 1028: *Her for Cnut to Norðwegum mid L scipum Englisera þegena.* Mit Eadward III. erfolgte eine Wiederbelebung von Eadgars nationaler See-

[1] V Atr 27; VI Atr 32, 3 ff.

[2] Ursprünglich *-fyrdu.*, aber von beiden Hss. ist *r* eingefügt. Vielleicht ist *fyrdu.* zu bessern, jedenfalls nicht mit Toller *scipfyrdrung* anzusetzen: die Hs. B von II Cnut 10, die er dafür citiert, hat *-fordu.* und erst spät *o* in *y* geändert.

[3] Vertrag mit Olaf (II Atr 1, 1); Ann. Anglosax.

[4] Fraglich durch Parallele mit 1048: *cining* 7 *þa eorlas mid heora scypum.*

wehr: in den 22 Jahren nach 1044 trat sie wenigstens viermal und zwar am altgewohnten Hafen zu Sandwich zusammen. Im *mycclan sciphere,* das Heinrichs III. Zug gegen Flandern unterstützen sollte, unterschied der Annalist 1049[1] zwischen *þes cynges II scipum* und *landesmanna scipa XLII.* Neben dem kleinen stehenden Geschwader, das der König[2] besoldete, war das Land gewohnt, eine grofse Flotte aufzubringen, jedoch nur auf Reichstagsbeschlufs: als Dänemark 1048 gegen Norwegen fünfzig englische Schiffe — eine Parallele zu 1028 — erbat, *hit þuhte unræd callum folce; 7 hit wearð þa gelet.* Die normannische Regierung brach mit der alten Verfassung auch in der Seewehr nicht gleich anfangs: in nationaler Form heifst es 1072, dafs Wilhelm I. *bead ut scypfyrde,* und 1073 *lædde scypfyrde to Scotlande.*

Die Seewehr lastete auf dem Grundbesitz je nach der Zahl der Hufen, zu denen er eingeschätzt war. Mit Æthelreds erstem Gesetz zu verbinden ist Annal 1008: *Her bebead se cyng, þæt man sceolde ofer eall Angelcyn scypu wyrcan, of 310 hidum œnne scegð.* Fast genau stimmt dies zur obigen Marinepflicht Worcesters, denn dessen drei Hundertschaften, die ein Schiff stellen sollten, rechneten als dreihundert Hiden. Die Stadt Exeter war vor 1066 für fünf Hiden pflichtig, *quando expeditio ibat per terram aut per mare,* ebenso *serviebat Barnestapla, Lideford, Totenais;* und *Bedeford pro dimidio hundredo se defendebat, et modo* (1086) *facit in expeditione et in navibus.*[3] Aber zwischen der Centralregierung und der Hundertschaft oder dem grofsen Adelsgut stand die Grafschaft. Eine jede haftete der Krone für eine bestimmte Zahl von Schiffen, die vermutlich der Ealdorman, später Eorl,[4] befehligte. Nur so erklärt sich das Vermächtnis je eines Schiffes an Wiltshire und Kent, vor 1005[5]. Neben oder statt dieser landrechtlichen Verpflichtung stellte mancher Magnat, kraft besonderer Abmachung mit der Krone, ohne Rücksicht auf seine Gütereinschätzung, ein ganzes Schiff oder mehrere für sich; so testiert Ende des 10. Jahrhunderts Ælfhelm Polga: *ic gean minre*

[1] Aufserdem meine ich a. 1044; 1052; Mitte 1066.

[2] Ann. Anglosax. 1049 ff.

[3] *Domesday* I 100; 100, 2; 209.

[4] Vgl. 1048: *þa eorlas mid heora scypum,* was freilich auch Hausgut oder besoldetes Gefolge dieser Magnaten bezeichnen kann.

[5] Earle *Landcha.* 222.

scæde into Hramesege, healfe þan abbode 7 healue þam hirede.[1] Nicht etwa gemäfs Æthelreds Recht, sondern laut Abmachung mit der Krone galt in Dover vor 1066:[2] *Burgenses dederunt pro sacca et soca* 20 *naves regi in anno ad* 15 *dies,* zu 21 Mann; Sandwich stand Dover gleich. Nur durch Sonderverträge erklärt sich auch die Verschiedenheit in den Marinepflichten der Städte: Gloucester entrichtete Eisen *ad clavos navium;* Lewes zahlte, *si rex ad mare custodiendum sine se mittere suos voluisset XX sol., et hos habebant qui in navibus arma custodiebant:* — bei Anwesenheit des Königs auf der Marine galt also vielleicht Æthelreds Recht —; in Colchester steuerte jedes Haus 6 *den. ad victum soldariorum regis vel ad expeditionem terrae vel maris.*[3] Den Seedienst hatte, aufser in jenen Häfen, also schon vor 1066 Geldzahlung verdrängt; nur noch in Warwick war *consuetudo: si per mare contra hostes suos ibat rex, vel IIII batsweins vel IIII libras ei mittebant;*[4] nur noch eine Steuer meinte 1086 das Domesday unter der vor 1066 gültigen Grundlast *navigium.*[5] Cnut soll, nach einem Fälscher noch des 11. Jhs., gesprochen haben von der Pflicht des *tunscipe* St. Edmund's, *fela syðe to scipgylde* beizusteuern.[6] Das Aufgebot der Seewehr 'had disappeared before the Domesday survey'.[7]

Die folgende Liste von Dörfern mit Angabe einer Zahl von *scipmen* zu jedem, vielleicht das einzige uns erhaltene Denkmal dieser Art und eine der frühesten Urkunden der englischen Marine, datiert also schon aus Gründen der Verfassungsgeschichte v o r 1086. Vergleicht man diese archaisch voll bewahrten Ortsnamen mit den abgeschliffenen Formen des Domesday, so mufs man sie zum Anfang des XI. Jhs. hinaufrücken. Da nur eine Abschrift des XII. Jhs. vorliegt, kann die Sprache des Originals noch älter gewesen sein. Aus der Geschichte des Güterbesitzes folgt Abfassung nach 997.

Von den 33 Namen bleiben nur vier mir[8] dunkel. Die anderen

[1] Birch n. 1306. Derselbe erscheint 1305. 1050. 1062; Thorpe *Dipl.* p. 296; Liber Eli. ed. Stewart p. 120. 190. Searle *Onomast.* 12 hat dafür fünf Personen.

[2] Domesday I, 1; 3. [3] Dom. I, 162; 26; II, 107. [4] Dom. I, 238.

[5] I, 336b, 2; 173; *adiutorium ad navem faciendam* II, 48.

[6] Thorpe *Dipl.* 307. [7] Stubbs *Constit. hist.* I, 592.

[8] Ich habe keine Lokallitteratur zur Hand; Verderbnis der Hs. steht in anderen Namen fest.

29 liegen zerstreut durch vier Grafschaften, zeigen keinen Grundsatz der Auswahl, etwa nach Leistungsfähigkeit oder Nähe zur Küste, konnten also nicht eine staatliche Lokalbehörde, etwa eine Shire, angehen. Sie dienten also dem Grundherrn verstreuter Besitzungen. Im Domesday gehören nun 21 dem *Episcopus Lundoniensis* oder den *Canonici S. Pauli,* ebenso ferner Dunmow und Neasdon laut angelsächsischer Urkunden,[1] sowie Chiswick[2] und Bromley[3] laut späterer Archivalien. Clapham und Hadley liegen London nahe; sie mochten, ebenso wie Tolleshunt und Holland in Essex, die ein Bischof von London um 1250 ankaufte,[4] den Schutz des heiligen Paulus, dem ihre Nachbarn dienten, für ihre Seedienstpflicht angerufen haben. Erst der etwa 952 verstorbene Bischof Theodred hatte *Tid* (lies *Cic*), *Tilingham, Dunmow into Seinte Poules Kirke*[5] und der 997 verstorbene Ætheric das hier genannte Copford[6] vermacht. Die Geschichte des Kirchenvermögens gewinnt hier einige Einzelheiten; für die Abscheidung des Kapitelbesitzes,[7] wie sie unter Lanfranc durchdrang, zeigt eine frühe Spur der Name *Hina*[8]*-Wicum.* Von mehreren Dörfern steht hier die früheste Erwähnung; die Liste besitzt daher Wert für die Lokalgeschichte von Essex, Surrey, Hertfordshire, Middlesex und namentlich London, das jetzt mehrere der Orte verschlungen hat. Mit West-Orset erscheint uns ein frühes Tochterdorf.

Die 45 Matrosen der Liste genügten für ein bis zwei Schiffe.[9] Der Bischof von London war, wie die Kathedrale von Worcester, aus der Aufsicht des Hundred-Beamten jedenfalls eximiert und stellte, vermutlich auch von den Grafschaften hierin frei, deren ja vier durch unsere Liste berührt worden wären, wie Worcester nur ein Schiff.

Dafs ein Magnat, besonders ein geistlicher, die staatliche Wehrpflicht auf Hintersassen repartierte, fällt nicht auf. Aber man sollte meinen, leistungsfähigere Dörfer hätten mehr Matrosen gestellt als

---

[1] Birch 737. 1008. [2] Hale *Domesday of St. Paul's* 184.

[3] Dort stiftete Bischof Wilhelm (1051—75) ein Kloster.

[4] *Catal. of anc. deeds* I, A 508. 514.

[5] Birch 1008; die Sprache ist um 1200 modernisiert.

[6] *ge wudas ge feldas Ælfstane biseeope into Coppanforda;* Earle p. 215. Bisher verstand man den Bischof von Elmham; aber der Londoner († 995/6) ist in dem stilistisch hiermit verbundenen vorigen Satze genannt.

[7] Vgl. über Ramsey oben S. 21, Z. 1. [8] D. i. *canonicorum.*

[9] Über die Zahl der Bemannung vgl. Steenstrup 155. 161.

kleine. Aus dem Domesdaybuch und Londoner Archivalien kennt man nun zwar bei mehreren Dörfern die Zahl der Hideneinschätzung. Es läfst sich aber zwischen ihr und dieser Matrosenzahl kein Verhältnis erkennen. Vermutlich also walteten bestimmte uns dunkle Sonderabmachungen ob; so war anderwärts[1] damals gewisses Land *þam scipwealan to gafole gesett.* Nicht 'Welsh navigators'[2], sondern Ruderknechte werden diese sein: *nautae* übersetzt der Angelsachse durch *nydlingas*[3] *and scipmen* oder *nédlingas* allein.

Die Liste steht auf dem letzten Schmutzblatte (S. 107) der Hs. 383 des Corpus College zu Cambridge, einer der reichsten Sammlungen angelsächsischer Gesetze, die Anfang des 12. Jhs. geschrieben ist, hinter dem *Gerefa,*[4] in anderer Hand des 12. Jhs. Ihr Schreiber fügt die Genealogie[5] angelsächsischer Könige an; aber schon mit *Centwine* bricht der Codex S. 108 ab. Die Handschrift gehörte also kurz nach ihrer Entstehung und, wie aus den Randnoten erhellt, noch im 16. Jh. dem Dome zu London. Während man bisher die Erhaltung angelsächsischer Gesetze fast allein den Mönchen an den Kathedralen Canterbury, Rochester und Worcester verdankte, dürfen einen Ruhmesteil nunmehr auch die Domherren von Saint Paul's beanspruchen.

[S]cipmen:[a] of Ticc[b][6] IIII; of Tillingaha*m*[7] II; of Dunmæwan[c][8] 7 of Tollesfuntan[9] I; of Næsingstoce[10] 7 of Neosdune[11] IIII; of Hinawicun[12] 7 of Tollandune[13] II; of Gnutungadune 7 of Bræmbelege[14]

a) cipmen, *Raum für farbige Initiale frei.* b) *bessere* Cicc; *vgl. vor. S.*
c) Dunmow *am Rande im 16. Jh.*

[1] Zu Tiddenham (Glouc.); Birch 928. Dieser Anhang einer Urkunde von 956 datiert eher um 1050; Maitland 330.

[2] So Kemble *Saxons* I, 320; Earle *Landcha.* 502.

[3] Toller 718. [4] Ed. Anglia IX, 251; Kluge *Agsä. Leseb.*[2] 45.

[5] Andere Hss. drucken Sweet *Oldest texts* 179; Plummer *Two Saxon chron.* I p. 7; vgl. II 1; Stevenson *Engl. hist. rev.* 1899, 34; ungedruckt: Textus Roffensis f. 7b. [6] St. Osyth, Chich (Essex); Domesday II, 11.

[7] Tillingham (Essex); Birch 8. 1008; Dom. II, 13.

[8] Dunmow (Essex); Birch 1008. [9] Tolleshunt (Essex).

[10] Navestock (Essex); Dom. II, 13. 13b.

[11] Neasdon (Middles.); Birch 737; Le Neve-Hardy *Fasti eccl. Angl.* II, 414.

[12] Wickham St. Paul (Essex); Dom. II, 13 (im Gegensatz zu Bishop's Wickham II, 10b); Birch 737: *Bylcham cum Wicham.*

[13] *Tolentone* Dom. I, 130b 2 in Ossulston hundred im nördl. London.

[14] Bromley in London; vgl. *Catal. of anc. deeds* I, 205 ff.

I; of þottanheale[1] I; of Clopha*m*[2] II; of Bærnun[3] 7 of Ceswican[4] I; of Drægtune[5] I; of Caddandune[d 6] I; of Sandune[7] I; of Ceaddingtune I; of Fullanha*mme*[8] V; of Forþtune III; of Stybbanhyþe[e] 7 of Gislandune[10] II; of Orseaþun[f 11] I; of Ligeandune[12] I; of Seopinglande 7 of þa*m* westru*m* Orseaþu*m*[11] I; of Bylcha*m*[13] I; of Coppanforda[14] 7 Holande[15] I; of Suđmynster[16] V; of Claccingtune[17] II; of Hæþlege[18] 7 of Codanham[19] I.

d) pertinet Sancto Paulo *am Rande im 16. Jh.* e) nunc, puto, Stepney *am Rande im 16. Jh.* f) þ *geänd. aus* n.

[1] *Totenele* Dom. I, 128; Totenhall (Middles.) Hardy 438.

[2] Clapham (Surrey). [3] Barnes (Surrey); Birch 737; Dom. I, 34.

[4] Chiswick (Middles.); Hardy 377.

[5] Drayton (Middles.); Birch 737; Dom. I, 128, 2.

[6] Caddington Major und Minor (Herts. und Beds.); Dom. I, 136, 2. 211; Hardy 368. 371.

[7] Sandon (Herts.); Birch 737; Dom. I, 136, 2.

[8] Fulham (Middles.); Birch 1008; Dom. I, 127b.

[9] Stepney (östl. London); Dom. I, 127, 2.

[10] Islington (nördl. London); Dom. I, 128.

[11] Orsett (Essex); Dom. II, 9b.

[12] Low Leyton (am Fl. Lea, Essex) Dom. II, 9b. 12.

[13] Beauchamp (Essex); Dom. II, 12b. 13; vgl. Anm. 12 vor S.

[14] Copford (Essex); Dom. II, 10. 10b; vgl. o. S. 6.

[15] Holland (Essex). [16] Southminster (Essex); Dom. II, 10.

[17] Clackton (Essex); Dom. II, 11.

[18] Kemble VI, 294 erklärt *Hedleáh* als 'Hadleigh, Essex', wo (Birch 1289) vielmehr (laut der Nähe von Kersey) Suffolk gemeint ist. Auch hier scheint dies gemeint wegen des nur zwei Meilen nö. davon liegenden Coddenham. Sonst läge näher Hadleigh (Essex, n. von Leigh) oder Hadley (nördliches Middlesex).

[19] Coddenham (Suffolk)?

Berlin. F. Liebermann.

Zur englischen Wortbildungslehre.

Englische Neubildungen des Nominativs von den flektierten Formen aus.

	Seite
Einleitung	25
Altenglische Neubildungen . . .	27
Mittelenglische Neubildungen:	
I. Konsonantische Neubildungen:	
§ 1. Germ. *-wa-*, *-wô*-Stämme	30
§ 2. Wörter mit *h* im Auslaut	30
§ 3. Wörter mit *g* im Auslaut nach *r*, *l*	32
§ 4—6. Verschiedene Entwicklungen von Wörtern mit *h* oder *g* im Auslaut .	35
§ 7. Wörter mit den stimmlosen Spiranten *f*, *s*, *d* im Auslaut	39
§ 8. Wörter mit *n* im Auslaut	42
§ 9. Konsonantenzuwachs . .	45
§ 10. Konsonantenschwund . .	48
II. Vokalische Neubildungen:	
A. Verschiedenheit der Qualität .	49
B. Verschiedenheit der Quantität	51
§ 1. Kürzung altengl. Längen	51
§ 2. Aufhebung mittelenglischer Dehnungen . . .	55
§ 3. Bewahrung alter Länge vor *st*	59
§ 4. Dehnung alter Kürzen .	60
§ 5. Silbenverlust durch Vokal-Synkope	63
Neuenglische Neubildungen . . .	65
Wortverzeichnis	65

Aus einem Paradigma der urindogermanischen Deklination haben sich im Germanischen vielfach Doppelparadigmen entwickelt, je nach dem Wechsel des Accentes in dem ursprünglichen Paradigma. Vorgermanisch **kaso(n)* ergab im Germanischen infolge des alten Accentwechsels innerhalb des Paradigmas die Doppelformen **hasan-* und **hazan-*, welche uns entgegentreten in ahd. *haso* einerseits und, indem germ. *z* zu *r* wurde, in ae. *hara* andererseits (vgl. die reichhaltigen Materialsammlungen bei Kluge, Vorg. d. altgerm. Dialekte, 2. Aufl., § 218; Noreen, Abr. d. urgerm. Lautlehre § 38; Hirt, Indög. Accent § 224 ff.; Streitberg, Urgerm. Gramm. § 124, 2). Eine genaue Bestimmung der Casus, auf welche diese germanischen Doppelformen zurückzuführen sind, ist uns bei unserer Unkenntnis der Accentverhältnisse des ursprünglichen Paradigmas nicht möglich.

Gewiſs ist nur, daſs im Germanischen bald die stimmlose, bald die stimmhafte Spirans durch das ganze Paradigma durchgeführt wurde und durch diese Ausgleichung verschiedene Formen desselben Wortes entstanden.

Durch Neubildung des Nominativs von den flektierten Formen aus erklärt man sich nach der jetzt herrschenden Ansicht ae. *synn* gegenüber as. *sundea,* ahd. *suntea,* indem man als ursprüngliches Paradigma des Germanischen ansetzt: nom. **sundī̇* gen. **sun̯i̯ōz* aus **sunđi̯ōz* (vgl. Noreen l. c. S. 173; Streitberg l. c. § 129, 6 c).

Auch innerhalb der einzelnen germanischen Dialekte lassen sich solche Doppelformen reichlich nachweisen, wie uns einige Beispiele zeigen sollen. Im Altnordischen 'sollten die *i*-Stämme lautgesetzlich im nom. acc. pl., die mit langer Wurzelsilbe auch im nom. acc. sg. *i*-Umlaut des Wurzelvokals aufweisen. Aber bei sämtlichen Wörtern ist Ausgleichung eingetreten, entweder zu gunsten des nicht umgelauteten Vokals, wie in m. *stađr* Stätte etc., oder zu gunsten des umgelauteten Vokals, wie in m. *gestr* Gast etc., oder es sind Doppelformen entstanden, wie m. *burr* (selt. *byrr*) Sohn etc. etc.' (vgl. Noreen, Altnord. Gramm. I, § 327 und ebenda § 67, 79, 330 Anm. 2).

Auf hochdeutschem Gebiete bemerken wir die gleichen Schwankungen. Von Doppelformen, welche auf lautliche Verschiedenheiten zurückzuführen sind, vergleiche man z. B. nhd. *Beet* (got. n. sg. *badi*) : *Bett* (got. gen. *badjis,* dat. *badja* etc.); *Rabe* : *Rappe, Knabe* : *Knappe* etc. (vgl. Kluge, Et. Wb.[6] unter Beet; Kauffmann, PBB. XII, 538 ff.; Kluge, Vorgesch. § 158). Auch für die Verschiedenheit der nhd. Quantität in Wörtern wie *hart* und *zart* ist die Erklärung in der Flexion gesucht worden: 'ursprünglich habe es *hā́rt, hārte, zā́rt, zārte* geheiſsen; in *hărt* habe der Vokal der unflektierten, in *zārt* der der flektierten Formen gesiegt' (vgl. Paul, PBB. IX, 106 ff.; anders Wilmanns, Deutsche Gramm. I², § 247). Oft ist der Nominativ ganz zweifellos von den flektierten Formen beeinfluſst worden: sehr häufig haben die Nomina in den unflektierten Formen dieselbe Quantität angenommen wie in den flektierten. Aus mhd. *sĭges, sĭge* wird nhd. *Sieges, Siege,* und danach bildet man auch mhd. *sic* zu nhd. *Sieg* um' (Dehnung durch Systemzwang vgl. Wilmanns l. c. § 245). Oder der nom. sg. hat den Umlaut des Plurals angenommen: ahd. *mana* mhd. *mane, man* pl. *mene* nhd. *Mähne,* mhd. *bluot* pl. *blüete* nhd. *Blüte,* vgl. nhd. *Fährte, Hüfte* (Kluge, Et. Wb.), *Thräne,*

Zähre, Esche, Espe, Föhre, Möhre (vgl. Wilmanns l. c. § 199 Anm. 2, § 203); oder das flexivische *n* der schwachen Deklination: mhd. *bir, birn* nhd. *Birne*; ahd. *bîa* und daneben mit dem *n* der schwachen Deklination die Ableitung *bini* nhd. *Biene*; oder die vokalische Endung des Plurals: mhd. *binez, binz* nhd. *die Binse,* ndl. *abrikoos* nhd. *die Aprikose* (vgl. Horn, PBB. XXIII, 254). Auch bei den deutschen Lehnwörtern aus dem Lateinischen läfst sich wiederholt Entwicklung von den flektierten Formen aus feststellen: lat. *abbas, abbatem* nhd. *Abt* (ae. *abbod* ne. *abbot*), lat. *crux, crucem* nhd. *Kreuz* (ae. *crûc* ne. *crouchmas*), vgl. noch Kluge, Et. Wb. bei *Orden* (*ordinem*), *Pech* (*picem*).

Die Doppelformen des Altenglischen, die sich durch verschiedene Entwicklung vom Casus rectus oder obliquus aus erklären lassen, treten uns in folgenden Gruppen entgegen:

1) Konsonantische Stämme, deren Auslaut in dem suffixlosen nom. sg. lautgesetzlich verloren ging, mit späterer Neubildung des nom. von den flektierten Formen aus:

a) Dental-Stamm **halêþ* > ae. nom. *hæle* gen. *hæleđes* > Neubildung nom. hæleđ;

b) Stämme auf *-os, -es* (germ. *-az, -iz*), deren *s* (*z*) im nom. abfiel, vor den Flexionsendungen aber als *r* erhalten blieb: germ. Stamm **lambaz* > ae. *lomb* nom. pl. *lombru* > Neubildung nom. sg. lombor; vgl. *siȝe* : siȝor, *sæl* : salor, *hâl* : hâlor, *dâȝ* : dôȝor (vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 289 f.).

2) Vokalische Stämme:

a) Kurzsilbige *i*-Stämme, welche in der Flexion durch Anschluſs an die *jo*-Deklination Verdoppelung des stammhaften Konsonanten zeigen, mit entsprechender Neubildung des nom.: *mete* gen. *metes,* aber auch *mettes* > nom. mett; vgl. *dyne* : dynn, *ȝewile* : ȝewill (vgl. Sievers l. c. § 263 Anm. 3; Kauffmann, PBB. XII, 538);

b) *-wo-*(germ. *-wa-*)Stämme, deren *w* im nom. mit dem Tonvokal verschmolzen wurde, in der Flexion aber erhalten blieb und entsprechende Neubildung des nom. veranlafste: Stamm **þĕwa* > **þew* > **þeu* > ae. *đêo,* aber gen. *đĕowes* > Neubildung nom. đêow, vgl. *cnêo* : cnêow, *trêo* : trêow, *hlêo* : hlêow; [Stamm **strawa* > **straw* > **strau* > ae. **strêa* gen. **strawes* > Neubildung nom. strêaw, vgl. adj. **hrêa* : hrêaw]. Nach Konsonanten wird das in den Auslaut tretende *w* zu *u* vokalisiert: Stamm **barwa* > ae. *bearu,* aber gen.

bearwes. In späten Texten dringt das *w* auch in die endungslosen Formen: *smeoru, smeorwes* > nom. smeoruw, *meolu, meolwes* > meluw, adj. *ȝearu* > ȝearuw, *cylu* : cylew.

c) *-wâ-*(germ. *-wô-*)Stämme, deren *w* im nom. in vorhistorischer Zeit vor dem *u* des Stammsuffixes ausgefallen ist, worauf Kontraktion eintrat, während es in der Flexion erhalten blieb und eine entsprechende Neubildung des nom. veranlafste: Stamm **klawô* > **kla(w)u* > ae. *clêa*, aber gen. *clawe* > Neubildung des nom. clawu. Auch nach Konsonanten wurde *w* im nom. von dem *u* absorbiert: Stamm **mædwô* > *mæd(w)ù* > **mædu* > ae. *mæd* gen. *mædwe*. Aber auch in diesem Falle läfst sich Neubildung vom Obliquus aus feststellen: *blôdlæs* gen. *blôdlæswe* > Neubildung nom. blôdlæswu. Andererseits ist vielleicht die kontrahierte Form pêa gegenüber *pâwa* lat. *pāvo* aus den flektierten Formen abzuleiten (vgl. über die *-wo-, -wâ-*Stämme Luick, Anglia Beibl. IV, 105 ff.; Sievers l. c. § 73, 2; 110 Anm. 2; 111; 113, 1; 174; 249 Anm. 2; 250, 2; 259 Anm.; 260 Anm. 3; 300).

3) Nomina mit langer Stammsilbe, die im nom. *w* lautgesetzlich verloren, in der Flexion bewahrt haben. Die Neubildungen des nom. mit *w* sind durchaus die herrschenden Formen geworden. Doppelformen erscheinen bei *snâ* : snâw, *hrâ* : hrâw (*hrǽ* : hrǽw), *sêa* : sêaw, *æ* : æw (vgl. Sievers l. c. § 118; 174, 3; 250; 269 Anm. 3).

4) Nomina, deren stammauslautender Konsonant in der Flexion durch die unmittelbar folgenden Liquidä *r* oder *l* verdoppelt wurde. Die Verdoppelung drang auch in den nom.: got. *baitrs*, ae. mit Ablaut und silbenbildender Liquida *bitor* gen. *bittres* > Neubildung bittor, vgl. *snotor* : snottor und mit Wandel des Tonvokals in geschlossener Silbe *wacor* : wæccer (vgl. Sievers l. c. § 228). In späterer Zeit trat diese Verdoppelung auch nach langem Tonvokal ein, der vermutlich gekürzt wurde: *âttor* gen. *âtres, attres* > attor, vgl. *fôdor* : foddor, *môdor* : moddor, *tûdor* : tuddor, adj. *hlûtor* : hluttor (vgl. Sievers l. c. § 229).

5) Nomina, deren im nom. intervokalisches *h* ausfallen mufste, während es in der Flexion vor *r* verdoppelt wurde: **ahur* > *êar* gen. *æhhres* > Neubildung æhher, vgl. *têar* : tæhher (vgl. Sievers l. c. § 228).

6) Nomina mit *h* im Auslaut, welches sie in der Flexion verloren mit späterer Neubildung des nom. ohne *h*: *sulh* gen. *sules* >

Neubildung sul, vgl. *Wealh* : Weal, *mearh* : mear (vgl. Sievers l. c. § 223; 242 Anm. 1; 284 Anm. 3).

7) Bei der geringen Ausdehnung des *u*-Umlautes im Strengwestsächsischen ist wohl anzunehmen, dafs die herrschenden Formen bealu, bearu, searu, nearu, fealu neben *balu, falu* etc. ihren Diphthong den flektierten Formen verdanken, wo er regelrecht durch Brechung entstanden war, z. B. *falu* gen. *fealwes* > Neubildung fealu (vgl. Sievers § 103 Anm. 1).

8) Über durch Vokalsynkope der Flexion hervorgerufene Neubildungen einsilbiger Nominative vgl. S. 63.

Unsicher ist die Annahme einer Neubildung des Nominativs innerhalb des Altenglischen bei *earh,* Pfeil, woneben schon in spätaltenglischer Zeit[1] die Form *arwe* erscheint. Noreen citiert *earh* : *earwe* unter seinen Beispielen für den Schwund von *ʒ* in der Verbindung *ʒu* (UL. p. 180) und scheint **earwe* (in dieser Form in der ae. Überlieferung nicht belegt) als neugebildeten Nominativ zu betrachten, da er sonst die flektierten Formen genau zu bezeichnen pflegt. Bei Kluge (Vorg.[2] § 46) ist *earwe* in der Gruppe *earh-earwe* als Genitiv aufzufassen, wie die parallelstehenden Beispiele und der Verweis auf Sievers, PBB. 9, 232 (wo übrigens unser Wort selbst nicht erwähnt ist, ebensowenig wie in der Ags. Gr.[3]) beweisen. Das spät-altenglische *arwe, arewe* aber erklären Sweet (HES. p. 281), Kluge (Gesch. d. engl. Spr., Pauls Grundr. I, p. 786, Kluge-Lutz s. v. *arrow*) allerdings auch als eine Neubildung von der Flexion aus, aber nicht als eine echt englische, sondern als eine Entlehnung aus an. *ǫrvar* n. a. pl. von *ǫr.* Bei dem Mangel von Belegen für **earwe* und dem späten Auftreten des Wortes hat die Annahme der Entlehnung jedenfalls die Wahrscheinlichkeit für sich. Die Entwicklung des Wortes im Englischen ging nur von den *w*-Formen aus: me. *arwe, arewe, arowe* ne. *arrow.*

Der Betrachtung ähnlicher Neubildungen innerhalb des Englischen sind die folgenden Abschnitte gewidmet. Sie beruhen natürlich auf längerem Sammeln, werden jedoch, bei dem Mangel jeder früheren Zusammenstellung, gewifs noch viele Ergänzungen zulassen.

[1] Zu den spärlichen ae. Belegen für dieses Wort bei Bosworth-Toller und im NED. vergleiche man noch die Aldhelm-Glosse: *catapultas, arwan, gafelucas* (Z. f. d. A. IX, 505), auf welche schon Sweet, HES. p. 281 hingewiesen hat.

Für die Gliederung des Stoffes ergeben sich uns zwei Hauptgruppen, je nachdem die Neubildung des Nominativs veranlafst wurde durch eine konsonantische oder eine vokalische (qualitative oder quantitative) Verschiedenheit zwischen dem Nominativ und den flektierten Formen.

I. Neubildungen, veranlafst durch eine konsonantische Verschiedenheit zwischen dem Nominativ und den flektierten Formen.

§ 1. Germ. *-wa-, -wô-*Stämme.

a) Ne. Doppelformen:

	ae.	me.	ne.
nom.	*mæ̂d*	*mēde*	*mead*
gen.	*mæ̂dwe*	**medwe, medewe**	**meadow**
nom.	*sceadu*	*shāde*	*shade*
gen.	*sceadwe*	**shadwe, shadewe**	**shadow**

b) Sieg der flektierten Formen:

nom. *pylu*	gen.	**pilwes*[1]	**pilwe, pilewe**	**pillow**
„ *sinu, sionn*	„	*sinwe*	**sinwe, senewe, sennwe**	**sinnow, sinew**[2]
„ *calu*	„	*calwes*	**calewe**	**callow**
„ *fealu*	„	*fealwes*	**falwe, falewe**	**fallow**
„ *nearu*	„	*nearwes*	**narwe, narowe**	**narrow**
„ *salu*	„	*salwes*	**salwe, salowe**	**sallow**
„ *ȝeolu*	„	*ȝeolwes*	**yelwe, yelowe**	**yellow.**

Von *ȝearu, ȝearwes* finden sich me. die Doppelformen *ȝāre* und ȝarow (*Ich am ȝarow*), doch wurde bei diesem Wort die Form des nom. gestützt durch das häufige me. Adverb *ȝare, yare,* so dafs im Neuenglischen nur die Form *yare* erscheint.

§ 2. Nomina mit *h* im Auslaut, welches sie in der Flexion verloren. Bei verschiedenen dieser Wörter sind schon im Alt-

[1] Cf. Napier, Modern Language Quarterly, Novbr. 1897, No. 2, p. 52.

[2] Gegen eine bei Kluge-Lutz angesetzte Form me. *sinęwe* < ae. *sionęwe* pl. von *sionn* sprechen die häufigen zweisilbigen Formen des Me. Ist das zu erwartende, im älteren Ne. erscheinende *sinnow* vielleicht durch Angleichung an das ne. sinnverwandte *thews*, etwa in einer Formel wie *thews and sinnows*, in *sinew* (*sinjū*) verwandelt worden? Vgl. über solche Angleichungen bedeutungsverwandter Wörter Holthausen, PBB. XI, 533, XIII, 367, 590.

englischen neue Nominativformen ohne *h* belegt (vgl. oben S. 28 f.), welche Neubildungen das Mittelenglische begünstigt und fortsetzt.

a) Kontraktionsfälle:

nom.	*feoh*[1]	*feh, feih*	—
gen.	*fêos* dat. *fêo* > nom. fêo	fē, fee	fee
nom.	*lêah* 'Feld'	—	—
gen.	*lêa* > nom. lêa[2]	*lę̄ (nicht belegt)	lea
nom.	*scôh* gen. *scôs*	shō, shoo	shoe.

Neben *flêah* 'Floh' gen. *flêas* steht schon ae. die häufigere schwache Form *flêa* gen. *flêan,* fortgesetzt in me. *flę* ne. *flea.*

Das Hauptwort me. *foo* ne. *foe* 'Feind' braucht nicht auf die kontrahierten Flexionsformen des ae. Adjektivs *fâh* zurückgeführt zu werden, da schon ae. das Hauptwort *ȝefâ* (aus **ȝifâha,* cf. Sievers l. c. § 118) erscheint.

Ne. *shy* < ae. *scêoh* ist nicht von den flektierten, *h*-losen Formen abzuleiten, sondern von dem nom. ae. *scèoh* > me. **scēh, *scēih, schēi, shȳ* > ne. *shy.*

b) Schwund des *h* nach einem Konsonanten vor dem Vokal der Flexion, mit Ersatzdehnung des Tonvokals, welche jedoch häufig durch den Einfluſs der Kürze des nom. wieder aufgehoben wurde. Schon im Ae. findet man neue nom. ohne *h* (vgl. oben S. 28 f.). Die Entwicklung ins Me. ging in der Mehrzahl der Fälle von Formen mit kurzem Vokal oder Diphthongen aus[3]: ae. *seolh* 'Seehund' gen. *sêoles, seoles,* wozu schon ae. der neue nom. seol erscheint, > me. sę̄le > ne. seal. Ae. *mearh* 'Roſs' gen. *mêares, meares* > ae. nom. mear; me. finden wir von den zweisilbigen flektierten Formen mit Kürze ausgehend: māre 'Mähre' (vgl. *ealu* > *āle, bealu* > *bale,* ae. *healh* 'Versteck' pl. *hêalas, healas* > me. hāle und den Landesnamen me. ne. Wales von ae. *Wealas,* plur. von *Wealh* gen. *Wêales, Weales*). Neben me. *māre* steht etwas weniger reichlich belegt die Form *mę̄re* < ae. *mêre, mȳre* 'Mähre'. Dieselbe Bedeutung hat auch me. *māre* angenommen, während *hors* für das männliche Pferd immer üblicher wurde. Ne. *mare* entspricht genau der me. Form *māre,* nicht *mę̄re,*

[1] Beruhend auf germ. **feha* mit Apokope und Brechung vor *h* im Auslaut, gegenüber idg. **pêku* germ. *fëhu* got. *faihu,* welches ae. mit Schwund des intervokalischen *h* und Kontraktion **fêo* hätte geben müssen.

[2] Vgl. Sievers l. c. § 255 Anm. 3.

[3] Vgl. auch Holthausen, Mitteil. d. Anglia III, 238 Anm.

wie bei Kluge-Lutz angesetzt ist. Lautlich wäre die Entwicklung von me. *mẹ́re* zu ne. (*mɛ̄ə*) zwar nicht unmöglich, wenn auch ungewöhnlich, die ne. Orthographie spricht jedoch entschieden gegen diese Verbindung.

Gegenüber ae. *snearh* 'Saite'? (in dieser Form in unseren Wörterbüchern nicht belegt) gen. *snêare, sneare* steht me. ne. *snare,* ziemlich allgemein als me. Lehnwort aus dem Skandinavischen, vgl. an. *snara,* angesehen, obschon die Entwicklung von den flektierten Formen des ae. Wortes aus nicht unmöglich wäre. Denn auch von ae. *fearh* 'Ferkel' pl. *fêaras, fearas* erscheint me. in Fortsetzung der *h*-losen Formen mit Kürze: fărе, nach dem NED. noch in ne. Dialekten gebräuchlich mit der Bedeutung *a litter of pigs,* wie ja auch ne. *farrow* die Bedeutungen 'Ferkel' und 'Wurf von Ferkeln' in sich vereinigt. Die Fälle *mearh* : mare, *sneark* : snare, *fearh* : fare, *healh* > me. hāle entsprechen sich vollkommen und stützen sich wechselseitig. Damit soll die Möglichkeit skandinavischen Einflusses für *snare* nicht abgelehnt sein, es würde sich darum handeln, festzustellen, in welchen Gegenden diese Form aufkam.

Noch bei einem anderen *rh*-Wort ist im Me. die Fortsetzung der flektierten Formen ohne *h* nachzuweisen, aber nicht bis ins Ne. gedrungen: zu ae. *furh* 'Furche' lautet der gen. *fyrh, fûre, füre* > me. fure, fore ne. +.

§ 3. Nomina mit *g* im Auslaut nach den Liquiden *r, l.* Bei diesen Wörtern tritt noch in altenglischer Zeit ziemlich allgemein die Schreibung *h* ein, während in den flektierten Formen das alte *g* bewahrt blieb: *beorh* 'Berg' gen. *beorȝes.* Im Me. zeigt diese Gruppe eine grofse Mannigfaltigkeit der Formen. Wir finden

a) Entwicklung vom nom. aus, wobei sich zwischen der Liquida und dem gutturalen Reibelaut ein neuer Vokal, zumeist *u,* bildete, nach welchem der Reibelaut verklang: ae. *beorh* > me. *beoruh, beruh* > ne. dialektisch *barugh* (cf. English Dialect Dictionary [= EDD] s. v. *bargh*), worauf die im 17. Jahrhundert vereinzelt erscheinende Schreibung *barrough* beruht;

b) Entwicklung vom nom. aus, wobei sich nach palatalem, hellem Tonvokal zwischen der Liquida und dem palatalen Reibelaut ein *i* bildete, nach welchem der Reibelaut verklang: ae. *beorȝ(h)* anglisch *berȝ* > me. *berȝ, berȝh, beryhe* > ne. *berye, berry,* im 17. Jahrhundert belegt und nach dem NED. heute noch Dialekt-

wort, obwohl EDD. diese Form des Wortes nicht erwähnt. Das NED. geht für diese Entwicklung von dem dat. sg. aus: *The dat. beorȝe with palatalized ȝ, gave berȝe, beryhe, berye* — schwerlich mit Recht. Es ist immer bedenklich, von einer isolierten Form der Flexion auszugehen, und man wird die Entwicklung *berȝ* > *beryhe* kaum anders beurteilen dürfen als die reichlich vorhandenen ae. Parallelfälle wie z. B. *byrȝ* > *byriȝ*, *myrȝđ* > *miriȝđ*, *merȝen* > *meriȝen* (vgl. Sievers l. c. § 213 Anm.), *belȝ* > *beliȝ*.

c) Entwicklung von den mehrsilbigen flektierten Formen aus, deren *g* zu *w* wurde, mit späterer Bildung eines Gleitelauts zwischen der Liquida und dem Halbvokal: ae. *beorȝes, beorȝe* > me. nom. berwe > ne. barrow.

d) Entwicklung von den flektierten Formen aus, deren me. *w* aus *g* in bestimmten Gegenden (nach dem EDD. besonders in Yorkshire und Lincolnshire) mit starker Reibung gesprochen, aus einem bilabialen Laut in die stimmlose labiodentale Spirans verwandelt wurde — ähnlich wie im Hochdeutschen in Mittel- und Süddeutschland *w* bilabial, in Norddeutschland aber mit mehr oder minder starker Reibung als zumeist stimmhafter labiodentaler Laut gesprochen wird —: ae. *beorȝes, beorȝe* > me. berwe, *berfe (in der Überlieferung, soweit ich sie überschaue, nicht belegt, vgl. aber die häufigen me. Formen dwerfe, dwerf von ae. *dweorȝ(h)* 'Zwerg') > ne. barf, häufiges Dialektwort (vgl. EDD. s. v. *bargh*).

Ob wir mit ten Brink (Chaucers Sprache etc. § 103 *β*) den Wandel des *w* zu *f* von seiner Stellung im Auslaut abhängig zu machen haben, ist fraglich; jedenfalls ist zweisilbiges *dwerffe, dwarfe* metrisch gesichert (vgl. in Mätzners Wörterbuch die beiden Stellen aus 'Ipomydon').

Von allen Entwicklungsmöglichkeiten des Paradigmas dieser Nomina finden sich im Ne. Spuren, ihrer Mehrzahl nach sind die ne. Formen jedoch nach c) auf die flektierten Formen mit me. *w* zurückzuführen, welche *w*-Formen von der zahlreichen und festen Gruppe der ae. *w*-Stämme gestützt wurden. Die Überlieferung bleibt uns übrigens manches Glied der verschiedenen Entwicklungen schuldig. Von dem oben behandelten *beorȝ* abgesehen finden wir:

ae. *bearȝ(h)* 'verschnittener Eber' > me. *bæruh, baruh* > ne. +

„ fl. *bearȝes, bearȝe* > me. *barwe, barowe > ne. barrow

ae. *borȝ(h)* 'Bürgschaft, Bürge' > me. *boru* > ne. +

ae. fl. *borȝes, borȝe* > me. **borwe, borewe, borowe** > ne. **borrow**

ae. *burȝ(h),* auch schon *buruh* 'Burg' me. *buruh, borough* > ne. *burrough,* jetzt *borough* 'Stadt, Wahlflecken'

„ fl. (*byrȝ, byriȝ*) *burȝe* > me. **burwe, borow** > ne. **burrow** 'Bau, Höhle'

ae. *dweorȝ(h)* 'Zwerg' > me. **dweoruh, dweruh, dweruȝ* > ne. +

„ *dweorȝ(h)* anglisch *dwerȝ* > *dwerȝ,* **dwerih, dwerye, dwery* > ne. +

„ fl. *dweorȝes, dweorȝe* > me. **dwerwe, dwerowe, dwarwe, dwarrow** > ne. +

Das NED. geht für diese Formen, in welchen *w* nach dem durch me. Monophthongierung erscheinenden palatalen Tonvokal auftritt, von dem ae. plur. *dweorȝas* aus. Es ist jedoch sehr fraglich, ob zur Zeit der Wandlung des *g* zu *w* noch die gutturalen Vokale der Pluralendungen gesprochen wurden, ob nicht bereits die Abschwächung zu *e* stattgefunden hatte.

ae. fl. *dweorȝes* etc. > me. **dwerwe, dwerfe, dwarfe** > ne. **dwarf**

ae. *mearȝ(h)* 'Mark' > me. *marȝ, maruh* > ne. +

„ *mearȝ* anglisch *merȝ* > *merȝ, merȝh,* **meriȝ, meri,* und mit Antritt dieses neugebildeten Suffixes an die *a*-Form des Wortes: *mari* < ne. +

ae. fl. *mearȝes* etc. > me. **marwe, marewe, marowe**
„ „ *merȝes* etc. > me. **merwe, merowe, merow** } > ne. **marrow**

ae. *sorȝ* fl. gen. dat. etc. *sorȝe* > me. **sorwe, sorowe** > ne. **sorrow**

ae. *belȝ, beliȝ* > me. *bĕly* > ne. **belly** (vgl. S. 59)

„ fl. *belȝes, belȝe* > me. **belwe, bellowe** > ne. pl. **bellows**

ae. *felȝ* 'Felge' > me. *fĕly* > ne. **felly** (vgl. S. 59)

„ fl. *felȝe* > me. **felwe, felowe** > ne. **felloe.**

Die ungewöhnliche ne. Schreibung wurde vielleicht durch das Bestreben veranlafst, das Wort von *fellow* zu unterscheiden. Die Ableitung von den flektierten Formen von *felȝ* ist übrigens nicht unbedingt nötig, man kann auch auf die ae. schwache Nebenform *felȝe* fl. *felȝan* zurückgehen.

ae. **tealȝ,* **tealh* 'Talg' > me. *talȝh, taluh, taluȝh* > ne. +

„ fl. **tealȝes* > me. *talwe (vgl. adj. *talwi* 'talgig') > ne. **tallow**

ae. *weliȝ, wyliȝ* 'Weide', vgl. ne. dialektisches *willy*

„ fl. *wyliȝes, wyliȝe* > me. mit Synkope **wilghe, wilwe, wilowe** > ne. **willow.**

§ 4. Bei einigen Hauptwörtern mit echtem altem *h* im Auslaut nach den Liquiden *r, l* bemerken wir Neubildung des nom. sowohl von den lautgesetzlichen *h*-losen Formen der Flexion aus (vgl. oben S. 31 f. § 2b), als auch nach dem Muster des soeben unter § 3c besprochenen Typus *beorh, beorȝes* > berwe > barrow: ae. *fearh* 'Ferkel' pl. *fĕaras* (ein bei Hall und Sweet theoretisch angesetzter neuer nom. *fêar* ist nicht belegt) > me. fāre > ne. Dialektwort fare (vgl. oben S. 32). Neben *fearh, fĕares* müssen aber auch analogisch gebildete flektierte Formen **fearȝes,* **fearȝe* etc. im Umlauf gewesen sein, zu welchen me. mit bekannter Entwicklung ein neuer nom. *ferwe, *farwe gebildet wurde, worauf ne. farrow (im NED. erst 1577 belegt) beruht. Die für das Hauptwort versagende Überlieferung können wir uns für das Mittelenglische aus dem von jenem abgeleiteten Zeitwort ergänzen: iveruwe Ancr. R., yvarȝe Ayen. (NED.).

Ae. *furh* 'Furche' gen. *fŭre* > me. fure, fore > ne. + (vgl. oben S. 32)

„ fl. **furȝe* (vgl. *burh, burȝe*) > me. furghe, forwe > ne. furrow. Die aus dem 15. Jahrhundert überlieferte Form *forought* ist wohl als Fortsetzung des ae. nom. zu betrachten mit derselben Entwicklung wie *borough* (vgl. oben S. 34).

Ae. *holh* 'Loch'; ein bei Noreen (UL. p. 180) und Kluge (Vorg.[2] § 46, Kluge-Lutz s. v. *hollow*) angesetzter gen. *holwes* mit grammatischem Wechsel liegt in der Überlieferung nicht vor. Die ae. Form *hol* pl. *holu* ist nicht als eine Neubildung von den flektierten, *h*-losen Formen von *holh* aus zu betrachten, sondern als Substantivierung eines auch in anderen germanischen Dialekten vorhandenen, auf got. **hula*- zurückweisenden Adjektivs ae. *hol* (vgl. Kluge, Et. Wb.[6] s. v. *hohl*). Me. finden wir den nom. *holh* entwickelt zu *holouȝ,* und von einer analogischen Flexion **holȝes* etc. ausgehend die Neubildung holȝe, holwe > ne. hollow adj. und subst.

Ae. *sealh* 'Weide, Salweide' fl. *sĕales* etc., wozu schon ae. der neue nom. seal erscheint (vgl. oben S. 28 f.). Bei diesem Worte finden wir auch in der Überlieferung eine Form, welche unsere Annahme des Eindringens der Spirans in die Flexion stützt: den Plural *sealhas,* wozu me. der neue nom. salghe, salwe > ne. sallow.

§ 5. Bei einigen Wörtern mit echtem altem *g* im Auslaut nach dem Tonvokal ist ebenfalls eine doppelte Entwicklung festzustellen. Infolge der verschiedenen Wandlung des Gaumenreibelautes je nach

seiner Stellung im Auslaut oder im Inlaut ergab sich me. die Möglichkeit der Fortsetzung der unflektierten Form sowohl, als auch einer Neubildung des nom. von den flektierten Formen aus:

ae. *lêaȝ,* oder *lêah* mit der häufigen Schreibung im Auslaut nach langem gutturalem Vokal, 'Lauge' > me. *lēih* > ne. +

ae. fl. *lêaȝe* > me. Neubildung des nom. lēȝe, leie, lie > ne. lye.

Merkwürdig ist, dafs nach dem Muster der zahlreichen Paradigmen wie *lêah lêaȝe, bêah bêaȝes* etc. auch Wörter mit echtem altem *h* in den flektierten Formen *ȝ* angenommen haben, wodurch auch für sie Entwicklung von den *ȝ*-Formen aus möglich wurde. So erscheint zu dem bereits erwähnten Worte *lêah* 'Feld' (vgl. oben S. 31) ein gen. *lêaȝe* (vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 255 Anm. 3) und von diesen Formen aus me. ein neuer nom. leye, laye 'Brachland', in den ne. Dialekten als ley, lay fortlebend.

Bei einem Worte mit echtem altem *g* läfst sich die Doppelentwicklung von den unflektierten und flektierten Formen aus bis in die Schriftsprache verfolgen:

ae. *dâȝ, dâh* 'Teig' > me. *dōgh, dough,* gespr. (*dūχ*) durch Angleichung an die zahlreichen Wörter mit altem *ôȝ, ôh,* > ne. (*dvf*), in der Schreibung *duff* eine auch von der Schriftsprache angenommene Form (Beispiele im NED.);

ae. fl. *dâȝes* etc. > me. Neubildung des nom. dowe, dow > ne. mit lautlicher Fortsetzung dieser Form, aber mit Bewahrung des Schriftbildes der unflektierten Form: dough (dōᵘ).

Auf der ganzen Linie, in Laut- und Schriftbild, haben die flektierten Formen gesiegt bei einem alten Lehnwort aus dem skandinavischen Sprachschatz, bei dem Adjektiv:

an. *lágr,* nach Kluge-Lutz schon spät-ae. *lâȝ* > me. *lāh, lōh, louh, lough* ne. +;

fl. Form me. *laȝe, lowe,* davon Neubildung der unflektierten Form lowe, low > ne. low.

Eine interessante Wechselwirkung der unflektierten und der flektierten Formen läfst sich bei folgendem Worte beobachten: ae. *ȝenôȝ* adj., pl. *ȝenôȝe* > me. *inough, inowe.* Die für die unflektierte Form eintretende Monophthongierung von *ou* zu (*ū*) mufs aber auch in der Flexion zur Geltung gekommen, im ganzen Paradigma mufs (*u*) gesprochen worden sein, wie uns die ne. Lautung des Plurals erkennen läfst: *enow,* gesprochen (*ᵉinau*). Dieser Plural wurde bis in unser

Jahrhundert hinein von dem lautlich verschieden entwickelten Singular geschieden[1] (Beispiele im NED.), wird jedoch jetzt von den archaisierenden Dichtern manchmal auch für den Singular und als Adverbium verwendet.

Die verschiedene Entwicklung dieses Wortes von den unflektierten und flektierten Formen aus, welche sich bis in die lebende Sprache verfolgen läfst, giebt uns wohl auch den Schlüssel zur Erklärung einer Spaltung, die bis jetzt noch nicht in befriedigender Weise aufgehellt worden ist, verschafft uns Antwort auf die Frage, warum ae. *ȝenôȝ* ergab ne. (*inʊf*), ae. *bôȝ* 'Zweig' hingegen ne. (*bau*)? Wir finden

1) ae. *bôȝ, bôh* > me. *bough* (*buχ*) [> ne. *(*bʊf*) nicht vorhanden],

2) ae. fl. gen. *bôȝes* pl. *bôȝas* > me. neuer Nominativ **bowe**, von welcher Form im Ne. entweder die Lautung (*bo^{u}*) oder, mit der von Luick (U. z. e. Lautg. § 140 f.) besprochenen und als dialektisch bezeichneten Entwicklung, (*bu*) zu erwarten war — Lautungen, von welchen die erste nach den von Sweet (HES. p. 371) und Luick (Anglia XVI, 494) erwähnten Angaben älterer ne. Grammatiker auch wirklich vorhanden war, während die zweite noch in den lebenden Dialekten zu finden ist (vgl. Bruggers Zusammenstellung der Dialektformen Anglia XV, 334, wo WML. 745 zu lesen ist). Daneben mufs aber auch me. wie für *inowe,* so auch für *bowe* in weiterer Verbreitung der Monophthong (*u*) des nom. auch in der Flexion gesprochen worden sein, auf welche Aussprache der ne. Laut (bau) zurückweist. Wie *bough* sind ferner zu beurteilen:

ae. *plôȝ, plôh* 'Pflugland' (in seiner Begriffsentwicklung zu 'Pflug' vermutlich von an. *plógr* beeinflufst) > me. *plough* (*plūχ*) [> ne. *(*plʊf*) nicht vorhanden, wohl aber dialektisch (*pluf*), vgl. Bruggers Liste, Anglia XV, 334],

ae. fl. **plôȝes, *plôȝe* etc. (in der Überlieferung nicht belegt) > me. Neubildg. des nom. **plowe**, gespr. (*pluə, plu*) > ne. **plough** (plau);

ae. *slôh* 'Pfütze' > me. *slough* (*šluχ*) [> ne. *(*slʊf*) nicht vorhanden, bestand aber im 18. Jahrhundert, vgl. Sweet l. c. p. 371],

[1] Dialektisch, wie es scheint, zum Teil noch heutzutage, vgl. Ellis V, pp. 266, 718. An erster Stelle, in seiner *East Eastern Division,* notiert Ellis für den pl. denselben diphthongischen Laut, welcher in diesem Dialekt der alten Länge, ae. me. *û,* entspricht.

ae. fl. dat. *slō, slôe,* keine *ȝ*-Formen: **slôȝes* etc., überliefert, wohl aber me. die entsprechende Form **slowe**, gespr. (*sluə, slu*) > ne. **slough** (**slau**).

Bei einem in der Schriftsprache wenig üblichen, in den Dialekten aber noch vollkommen lebensfähigen Wort läfst sich nach dem Zeugnis des NED. die Doppelentwicklung bis in die gesprochene Sprache verfolgen. Leider versagt bei diesem Worte die ae. Überlieferung:

ae. **clôh* 'Schlucht' > me. *clough* (*kluχ*) > ne. *clough* (*klʌf*),

ae. fl. **clôȝes* etc. > me. Neubildung des nom. **clowe**, gespr. (*klūə, klu*) > ne. **clough** (**klau**).

Von *tôh* adj. 'zäh' mit altem *h* sind in der Flexion nur kontrahierte *h*-lose Formen überliefert, und im Ne. lebt nur die Fortsetzung des nom. > me. *tough* (*tūχ*) > ne. (*tʌf*). Im Me. sind aber auch bei diesem Wort einige *w*-Formen (*towe*) belegt, und die alten Orthoepisten verzeichnen schwankende Lautung (cf. Sweet, HES. p. 370; Luick, Anglia XVI, 494).

Dafs sich bei den Wörtern *dough, bough, plough, slough, clough* trotz der Entwicklung von den *ow*-Formen *dowe* etc. aus nach vielem Schwanken doch das traditionelle Schriftbild des Nominativs behauptet hat, ist nicht auffälliger als z. B. die Beibehaltung der traditionellen Schreibungen *eye, height* im Widerspruch zu dem auf den me. *i̇*-Formen beruhenden Laute.

§ 6. Stand *g* hinter dem Tonvokal im Auslaut des nom. sg. und ergab sich im ae. Paradigma ein Wechsel der Qualität dieses Vokals, wie bei *dæȝ* : *daȝas,* so waren Einzahl und Mehrzahl me. in der Form wesentlich verschieden: *dai* : *dawes.* Me. und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei dem Schotten Douglas z. B. erscheint in bestimmten Formeln eine Form *dawe, daw*: *douchtie in his daw; He was ... brocht of daw,* schreibt Douglas. Diese Form sah aus wie ein Singular, und dafs sie den Schreibenden und Sprechenden auch als solcher galt, wird dadurch bewiesen, dafs in derselben Formel neben *dawe* auch ein Plural *dawes* erscheint: *alle done of dawez* citiert NED. aus dem stabreimenden Morte Arth. Historisch betrachtet ist *daw* aber nur ein erstarrter Rest des ae. dat. pl. aus der Formel *on đām daȝum* me. *on đam daȝen, dawen.* Losgelöst von bestimmten Formeln, als selbständiger Singular neben *day,* scheint *daw* nicht gebraucht worden zu sein; das Dialektwort *daw* 'Dämmerung' (EDD.) ist eine Neubildung von dem Verbum *to daw* aus.

Vielleicht hat auch bei dem Worte *wæg* 'Woge' eine ähnliche lautliche Trennung des sg. und pl. Anlafs zu einer Neubildung gegeben. Wie zu *mæȝ* der pl. gewöhnlich *mâȝas*, seltener *mæ̂ȝas* lautet, wie neben *wæȝon* steht *wâȝon* etc., scheint neben *wæȝas* die Form *wâȝas* möglich, obschon sich bei Bosworth-Toller nur ein Beleg für die *â*-Form des pl. findet, die Glosse *wâȝa, gurgites.* Ein pl. *wâȝas* ergab me. im Norden *wāȝes, wawes,* eine in nördlichen Denkmälern, z. B. im Tristrem, belegte Form, die aber bald nach dem Süden gedrungen sein müfste. Eine Fortsetzung des ae. sg. *wæ̂ȝ* > me. *wei* ist nur ganz schwach belegt, Stratmann-Bradley verweisen nur auf das Kompositum *halewei* 'Balsam'. Um so nötiger wurde die Neuschöpfung des sg.: wawe, welche Form sich rasch verbreitete und uns auch bei Chaucer mehrmals begegnet, während sie ne. in der Schriftsprache aufser bei Spenser kaum mehr zu finden sein wird. Andere Erklärungsversuche von me. *wawe* bei Skeat, Et. Dict. s. v. *wave*; Sweet, HES. p. 346.

§ 7. In einer gröfseren Anzahl von einsilbigen Wörtern ist der konsonantische Auslaut des nom. von dem Lautstand der flektierten Formen beeinflufst, ihm angeglichen worden. Auf einen ähnlichen Wandel im Ae. hat kürzlich Bülbring (Anglia, Beibl. IX, 291) aufmerksam gemacht: 'Das *k* in *c̈iken* ist aus den flektierten Casus (*c̈iknes, c̈ikne* < urengl. *c̈iucnæ(s)* < *c̈iucinæ(s)* u. s. w.) entlehnt, wo es ... erhalten blieb, weil das *i* vor der Assibilation des *ċ* synkopiert worden war.'

In der historischen Zeit des Englischen sind besonders die mit der stimmlosen labiodentalen Spirans auslautenden Nomina von diesem Wandel betroffen worden, indem der einsilbige nom. von den zweisilbigen flektierten Formen mit intervokalischer stimmhafter Spirans verdrängt wurde. Vereinzelt weist noch die lebende Sprache Doppelformen desselben Wortes auf, mit stimmloser und stimmhafter Spirans:

ae. *stæf, stæfes* > { me. *staf* > ne. *staff* 'Stab'
„ pl. *stāves* > ne. stave 'Fafsdaube'; 'Vers'.

Zumeist hat sich jedoch die Schriftsprache für die eine oder die andere Form entschieden, während dialektisch auch noch die Scheideform vorhanden ist, wie z. B. bei

ae. *græf, græfes* 'Grab' > { me. *graf* > ne. schottisch *graff*
„ grāve > „ grave,

ae. *clif* 'Klippe' > me. *clif* > ne. *cliff*

„ gen. *clifes* > me. **clive** > ne. **clive** pl. **clives** (im Reim mit *drives* NED.) 16. Jahrhundert

„ pl. *clifu, cleofu* > me. **clēve** > ne. Dialektwort **cleve, cleeve,** selten *cleave.*

NED. und EDD. legen dieser Form den ae. pl. *cleofu* zu Grunde, während Luick (Unters. z. engl. Lautgesch. S. 281 f.) me. *ę̄* annimmt auf Grund der häufigen Schreibung mit *ee,* und deshalb von *elifu* mit nordenglischer Dehnung des *ĭ* in offener Silbe ausgeht. Nach den Belegen des EDD., dessen betreffende Lieferung Luick noch nicht vorlag, ist *cleve, cleeve* jedoch ausschliefslich in südenglischen Mundarten gebräuchlich.

Gesiegt hat der neue nom. mit der stimmhaften Spirans bei folgenden Wörtern:

ae. *lêaf* 'Erlaubnis' fl. *leafe* > me. *lę̄f,* **lēve** > ne. **leave**

„ *fîf* fl. *fîfe* > me. *fīf,* **fīve** > ne. **five**

„ *hŷf* 'Bienenkorb' fl. *hŷfe* > me. **hīve** > ne. **hive**

„ *drâf* 'Zug' fl. *drâfe* > me. **drōve** > ne. **drove**

„ *grâf* 'Wald' fl. *grâfes* > me. **grōve** > ne. **grove**

„ *glôf* 'Handschuh' fl. *glôfe* > me. **glōve** > ne. **glove,**

und bei einem Worte nach der Liquida *l*:

ae. *twelf* fl. *twelfe* > me. *twelf,* **twelve** > ne. **twelve.**

Bei der Mehrzahl der in Frage kommenden Wörter hat sich jedoch die Form des nom. behauptet, vgl. z. B. *chaff, deaf, leaf, sheaf, thief, life, wife, knife, midriff, stiff, loaf, hoof, roof, woof*; *calf, half, elf, shelf, wolf, turf.* Irgendwelche Gesetzmäfsigkeit läfst sich bei dieser Scheidung nirgends erkennen, der Sprachgebrauch hat eine ganz willkürliche Auswahl getroffen. Bei dem Schwanken des me. Bestandes dieser Gruppe zwischen den Endungen *-ve* und *-f* konnte sich leicht bei einigen Wörtern für die historisch berechtigte Endung *-ve* die stimmlose labiodentale Spirans festsetzen, gleichsam als Nominativform der flektierten *-ve*-Formen. Bei den von der Schriftsprache acceptierten Wörtern dieser Art ist jedoch allerdings auch die Annahme romanischen Einflusses, einer Angleichung an Lehnwörter aus dem Französischen, zulässig: ae. *ȝelêafa* > me. mit Präfixwechsel *bileeve, belyefe* (15. Jahrhundert) > ne. *belief* (NED.: *by form-analogy with pairs like 'grieve grief, prove proof',* aber die me. Substantive *preef, proof* selbst werden uns wieder am verständlichsten als neue Nominativbildungen

mit der stimmlosen Spirans zu den scheinbar flektierten, historisch richtigen Formen *prēve, prōve*); ae. *scîrgerêfa* > me. *shirrēve,* schottisch bei Barbour *schirreff* > ne. *sheriff* (Morsbach, Me. Gr. § 27: 'mit Anlehnung an Bildungen wie *bailiff, plaintiff, caitiff',* von welchen Wörtern hinwieder neue Nominative mit der stimmhaften Spirans der Flexion erscheinen: Chaucer reimt z. B. *caytyves* : *lyves* Kn. T. 859, und so finden sich nach NED. noch in der Schriftsprache des 17. Jahrhunderts die Singulare *bailive, caitive*).

Dasselbe Schwanken zwischen stimmlosem und stimmhaftem Reibelaut ergab sich bei Wörtern mit den stimmlosen Spiranten *s, þ* im Auslaut. Das Neuenglische weist jedoch nur wenige Spuren dieser Differenzierung auf, überwiegend hat sich der stimmlose alte Auslaut des nom. behauptet.

Für stimmloses *s* finden wir den in stimmhafter Umgebung stimmhaften Laut (*z*) der flektierten Formen auch im nom. bei

ae. *fyrs* 'Ginster' gen. *fyrses* > me. *furs, firs,* furse, firse > ne. furze
„ *wôs* 'Schlamm' gen. *wôses* > me. wōse > ne. ooze
„ *wîs* adj. > me. *wīs* fl. *wīse* > ne. wise (waiz).

An einen Einfluſs von *wisdom,* den Sweet (HES. § 909) nebenbei für möglich hält, ist gewiſs nicht zu denken. Der stimmlose Auslaut hingegen hat sich erhalten z. B. in *brass, glass, grass, fleece, goose, house, louse, mouse*; *horse.*

Von der stimmhaften dentalen Spirans habe ich im Ne. bis jetzt nur eine Spur gefunden, in einem Wort, welches nahezu ausgestorben ist:

ae. *hŷð* 'Hafen' gen. *hŷðe* > me. hithe > ne. hythe, hithe (haiđ).

Sonst sprechen wir heute noch (von *booth* 'Bude' fraglicher Herkunft abgesehen) überall die alte stimmlose Spirans der unflektierten Form, vgl. z. B. *bath, path, breath, death, cloth, ruth, truth.*

Daſs die Neuschöpfung eines nom. mit stimmhaftem Laut gerade auf dem Gebiete der labiodentalen Spirans am weitesten um sich gegriffen und sich in einer gröſseren Anzahl von Wörtern behauptet hat, findet meines Erachtens seine Erklärung in einer me. Neuerung, welche für die beiden anderen Spiranten nicht eintrat: in der Einführung eines neuen Schriftzeichens (*u, v*) für den stimmhaften Laut. Während bei *hus, huses* die Spirans in derselben Gestalt erschien und auch die verschiedenen für die Darstellung der dentalen Spirans zur Verfügung stehenden Zeichen *þ, đ, th* von den Schreibern keines-

wegs für eine systematische Trennung des stimmlosen und stimmhaften Lautes ausgenutzt wurden, waren *fif* : *fiue five* auch in der Schrift deutlich geschieden, wodurch die Neubildung eines entsprechenden nom. zweifellos begünstigt wurde.

§ 8. Noreen hat die Verschiedenheit des Konsonantismus in Wörtern wie aisl. *orre* (urgerm. **urzēn* , gr. ἄρσην) : nschwed. *orne,* got. *qinō* : aschwed. *kwinna,* aisl. *hane* : agutn. *hanni,* got. *mana-(seds)* : *manna* damit erklärt, dafs 'das stammschliefsende *n* jener Formen in diesen von den synkopierten Casus (wie z. B. got. gen. pl. *abnē, watnē* u. dgl.) aus durch das ganze Paradigma gedrungen' sei (UL. p. 159). Auch im Englischen ist betreffs *n* derselbe Vorgang zu beobachten. Kluge hat das Gesetz aufgestellt: 'Im Me. verschwinden die auslautenden ae. *-n* in Suffixsilben ... Am wesentlichsten gestaltet um 1200 der Verlust von auslautendem *n* die Endungen um ... Dieses Gesetz ist so bedeutsam, weil es die Vorbedingung zu dem späteren Verklingen des Endungs-*e* in solchen Worten ist' (Gesch. d. e. Spr., Pauls Grundrifs I, S. 864, 896). Die erhaltenen *n* hat er a. a. O. S. 864 aus der Flexion erklärt. Aufserdem wurde die reine Wirkung dieses Auslautsgesetzes im Me. durch dialektische Einflüsse durchkreuzt: dafs sich in der Gruppe der starken Part. praet. das auslautende *n* vielfach behauptet hat (ne. *written, born, forsaken* etc.), wird mit der Vorliebe der nördlichen und nordmittelländischen Dialekte für die vollen *n*-Formen dieser Kategorie zu erklären sein, während sich das auslautende flexivische *n* von Pluralformen wie *oxen, hosen, eien* gerade im Süden, wo diese Pluralbildung weit verbreitet war und viele analogische Neubildungen wie *brethren, children, kine* ins Leben gerufen hat, stets behauptet zu haben scheint. Jedenfalls hat das von Kluge erkannte Gesetz nicht in allen Gegenden und nicht für alle Wortkategorien mit gleicher, keine Ausnahme zulassender Energie und Schärfe gewirkt.

Einige Nomina erscheinen noch im Ne. in doppelter Gestalt, in der Form des nom. mit gesetzmäfsig verklungenem *n* und in der Neubildung von der Flexion aus:

ae. *mæȝden* > me. *maide* > ne. *maid*
„ fl. *mæȝdnes* > me. *maidenes* > **maiden** > ne. **maiden,**
ae. *æfen* 'Abend' > me. *ēve* > ne. *eve*
„ gen. *æfennes, æfenes* > me. ēven (eine Mischform mit dem *n* der Flexion und der Länge des nom.) > ne. **even**;

ae. *cîcen* 'Küchlein' > me. *chike* > ne. *chick*

„ gen. *cîcnes* > **chiken** > ne. **chicken**

ae. *gamen* > me. *gāmen, gāme* > ne. *game* 'Spiel'

„ gen. *gamenes* > me. pl. *gămnes* > **gămne** > ne. **gammon** 'Puffspiel'.

Bei einer grofsen Anzahl von Wörtern hat sich nur die *n*-Form bis ins Ne. erhalten. Wenn nicht besonders hervorgehoben, bietet uns die natürlich lückenhafte Überlieferung überhaupt keine Formen ohne *n*. Wir finden ne. nur *n*-Formen von den Hauptwörtern:

ae. *byrđen* gen. *byrđenne* > me. **burthen** > ne. **burthen, burden**

„ *fyxen* gen. *fyxenne* > me. ne. **vixen**

„ *heofon* gen. *heofones* > me. **hĕvene, hĕvne** (bei diesem Worte kann man aber, wie schon Sachse in seiner Doktorschrift 'Das unorganische e im Orrmulum' S. 7 bei der Erwähnung von Orrms *heoffne* bemerkte, auch an Fortsetzung von ae. *heofone* — schwache Analogiebildung zu *eorđe* — denken) > ne. **heaven**

„ *ofen* 'Ofen' > me. *o̧ve*

„ gen. *ofenes, ofnes* > me. fl. *ŏfne* > **ŏven** > ne. **oven** (vgl. S. 56).

„ *wolcen* gen. *wolcnes* > me. **wolkne, weolkne, welkne** > ne. **welkin** (mit Suffixangleichung an die Wörter auf *-kin*, wie *napkin* etc.)

„ *wæpen* gen. *wæpnes* > me. **wĕpne** > ne. **weapon.**

Bei einigen anderen Substantiven bemerken wir me. Mischformen mit dem *n* der Flexion und der Länge des nom. (vgl. **even** S. 42):

ae. *hræfn* gen. *hræfnes* > me. **rę̄ven, rāven** > ne. **raven**

„ *bêacen* > me. *bę̄ke(n)*
„ gen. *bêacnes* > me. *bĕkne* } > **bę̄ken** > ne. **beacon**

ae. *diacon, dêacon* > me. *dę̄ke(n)*
„ gen. *dêacnes* > me. *dĕkne* } > **dę̄ken** > ne. **deacon**

ae. *tâcen* > me. *tǭke(n)*
„ gen. *tâcnes* > me. *tăkne* } > **tǭken** > ne. **token**

ae. *îren* > me. *i̊re*
„ gen. *îrenes* > me. pl. *ĭrnes* } > **i̊ren** > ne. **iron.**

Bei Wörtern wie ae. *mæȝen* > me. ne. *main,* vgl. ne. *rain, wain, thane,* ist das *n* des Suffixes stammhaft geworden und nie verklungen.

Ferner gehören hierher die Adjektiva:

ae. *efn, efen* > me. **efne, ēven** (eine Mischform mit dem *n* der Flexion und der Länge des nom., welche siegt) > ne. **even**

ae. *brǽsen* > me. brāsen (Mischform) > ne. brazen

„ *hǽđen* > me. hē̤then (Mischform) > ne. heathen adj. und subst.

„ *línen, línnen* > me. linen, linnen (Stratmann-Bradley verzeichnen mehrmals *line* als Hauptwort) > ne. linen adj. und subst.

ae. *open* > me. *ōpe* > ne. *ope,* Dichterform, bei Browning z. B. sehr häufig

„ fl. *openes* etc. > me. ō̤pen (Mischform) > ne. open

ae. *âȝen* > me. *āȝe, ō̤we*

„ fl. *âȝnes, âȝenes* etc. > me. ō̤wene, owen, owne > ne. own

„ *faȝen* > me. *fawe,* während bei *fǽȝen* > me. ne. *fain* der Nasal frühzeitig stammhaft wurde und nie verklang.

Sehr zahlreich sind in der alten Sprache die mit dem Suffix *îno* gebildeten Stoffadjektiva wie obige *brǽsen, línen* und z. B. *sylfren, leđern, æcen, gylden, stǽnen, wyllen* etc. (einiges weitere Material in Kluges Stammbildungslehre § 198 und in Sohrauers 'Kleinen Beitr. z. Ae. Gr.' S. 37). Die meisten dieser ae. Stoffadjektiva sind verloren gegangen: *Of the many words of this formation which existed in Oe. scarcely any survive in modern use,* bemerkt das NED. bei der Besprechung des Suffixes *-en* (S. 138). Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daſs der Untergang der alten Stoffadjektiva herbeigeführt und begünstigt wurde durch das zeitweilige Verklingen des sie kenntlich machenden Nasalsuffixes. Das Suffix-*en* selbst aber blieb lebenskräftig, noch im Me. und im Ne. entstanden viele Neubildungen, die sich schon durch den Mangel des *i*-Umlautes als solche verraten, vgl. z. B. *golden, oaken, wooden, woollen* etc. Nahe läge auch der Gedanke, daſs die groſse Vorliebe des Englischen für den Ersatz des Stoffadjektivs durch die attributive Verwendung des stammhaften Nomens in Ausdrücken wie *a gold watch, a silver button* etc. veranlaſst worden sei durch den Verlust der alten Stoffadjektiva, mittelbar demnach durch das Verklingen des Nasals. Doch soll diese Tendenz der Sprache, diese Einführung des Hauptworts für das Beiwort, nach dem NED. erst nach dem 16. Jahrhundert zu bemerken sein.

Schlieſslich kommen noch in Betracht die Zahlwörter

ae. *seofon* > me. *seove, sove*

„ fl. *seofone* > me. seovene, sĕvene, sĕven > ne. seven

ae. *niȝon, niȝen* > me. *niȝe, nīe*

„ fl. *niȝene* > me. nīne > ne. nine

ae. *endleofan* > me. *endlēve, ellēve*

„ fl. *œllefne* > me. **ellĕvene, ellĕvin** > ne. **eleven.**

Aufser den oben verzeichneten und wohl noch anderen, in gleicher Weise zu beurteilenden Wörtern finden wir ne. noch viele echtenglische Wörter mit auslautendem *n.* Entweder stand bei solchen Fällen der Nasal zur Zeit der Wirkung des Auslautsgesetzes noch nicht im Auslaut (*cycene* : *kitchen, fæstnian* : *fasten*), oder wir haben es mit Neubildungen zu thun, vor allem vermittelst des in der nominalen und verbalen Ableitung sehr produktiven Suffixes *-en,* über welches NED. a. a. O. zu vergleichen ist.

§ 9. Konsonantenzuwachs. In einigen Hauptwörtern erscheint zwischen Nasal und Liquida ein jüngerer, dem Nasal homorganer Zwischenlaut, zu dessen Erklärung wir wohl von den synkopierten Formen der Flexion auszugehen haben:

ae. *sceamol* 'Schemel' fl. pl. *sceamelas* > me. *shāmel,* aber auch **schāmbylle** > ne. **shamble, shambles** (daneben *shammel,* vgl. S. 46);

ae. *brêmel* fl. pl. *brêmlas* und auch *brêmblas,* wozu schon ae. neuer Nominativ **brêmbel** > me. **brembel, brimbel** (nach NED. keine *a*-Form) > ne. **bramble,** dessen auffälliges *a* wohl durch Analogiewirkung zu erklären ist, vermutlich durch mechanische Angleichung an *shamble.* Denn an eine Fortsetzung der einmal in einer späten Handschrift als Variante von *bremel* erscheinenden Form *brœmbel,* auf welche neuerdings Hempl (Journal of Germ. Phil. I, 474) unter Berufung auf Sievers' Gr. § 89 Anm. 5 die ne. Form zurückgeführt hat,[1] ist bei dem Mangel jedes me. Zeugnisses für eine *a*-Form kaum zu denken;

ae. *ðȳmel* 'Fingerhut' gen. *ðȳmles* me. *thēmyl, themelle, thȳmle* > **thymbyl, thimbil** > ne. **thimble;**

ae. *ðunor* 'Donner' gen. *ðunores,* häufig *ðunres* > me. *thoner, thunre* > **thundre** > ne. **thunder.**

Nicht immer hat die Schriftsprache die Formen mit diesen neuentwickelten Zwischenlauten aufgenommen, nach längerem Schwanken

[1] Dem Versuche Hempls, die überlieferte Form des dat. pl. *brembrum,* mit springender Assimilation, für einen Schreibfehler zu erklären (l. c. I, 474 Anm.), kann ich nicht beistimmen, in Erinnerung an Chaucers Sir Thopas, von dem es heifst, dafs er war *swete as is the brembre flour* (Morris III, 132, 35).

hat sie sich in einigen Fällen schliefslich für die ältere Gestalt des Wortes entschieden. Manchmal ohne ersichtlichen Grund: neben ae. *hymlice, hymlic, hemlic* (bei Kluge-Lutz neuerdings mit langem Tonvokal angesetzt, mit einem fragenden Hinweis auf einen germanischen Stamm **haumi*-) erscheint schon im Epinaler Glossar die Form *hymblicae,* später, um 1400, taucht in der Überlieferung die Form humblok auf, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts, 1589, schreibt Robert Greene in seiner Erzählung 'Tullies Love': *And shall Terentia offer perfumes to Vesta and* Hemblocke *to Venus* ... (vgl. Grosarts Ausgabe vol. VII, p. 109) — ein nicht ganz überflüssiges Citat, da im NED. an der Spitze des Artikels zwar *hemblock* als eine Form des 17. Jahrhunderts erwähnt, aber kein Beleg für sie gebracht ist. Jetzt hat sich die Form *hemlock* festgesetzt — *usus tyrannus.* Begreiflicher ist, wenn für die im 16. Jahrhundert in England herrschende Namensform *Tamberlaine, Tamburlaine* schliefslich nach gelehrter Korrektur wieder die aufser England gültige Form ohne *b*: *Tamerlane,* zur Herrschaft gelangt ist. Vollkommen begreiflich ist es, wenn bei Hauptwörtern, die den Zwischenlaut erst in den flektierten Formen entwickelten, bei dem Kampf ums Dasein schliefslich doch die Form des Nominativs siegte. Bei einem in Frage kommenden Wort können wir neuerdings, dank dem Material des NED., dieses Schwanken genau beobachten: ae. *hamor, homer* fl. gen. pl. *homera, homra* > me. *hāmer,* hăm**er**, und daneben sind vom 15. Jahrhundert an bis ins 17. Jahrhundert *b*-Formen: hăm**b**ir, hăm**b**yr, hăm**b**er, reichlich belegt. In der Schriftsprache aber finden wir eine Kompromifsform ohne *b,* aber mit dem kurzen Vokal der Flexion: *hammer* (*hämə*). Ebenso zu beurteilen ist die neben *shambles* als technischer Ausdruck des Bergbaus bewahrte Form *shammel* 'der Wechsel, die Ruhebühne'.

In diesem Abschnitt werden am besten noch einige andere Wörter unterzubringen sein, deren schriftgemäfse Form einen aus der Flexion stammenden Konsonantenzuwachs aufweist. Der an erster Stelle zu erwähnende Fall ist freilich sehr fraglicher Art: es handelt sich um das vielbesprochene me. *horse* ne. *hoarse* 'heiser' gegenüber me. *hoos* ae. *hâs.* Kluge glaubt auch hier an einen Einflufs der Flexion: 'In me. *hórse* (aus ae. *hás*) rührt das innere *r* durch Metathese aus der Flexionsform ae. *hásre*' (Pauls Grundrifs S. 861) — eine Erklärung, die bei Kluge-Lutz in fragender Form wieder-

holt ist. Ae. *hâsre* hätte me. mit Kürze *hăsre* gegeben, wir müfsten also, um die ō-Form zu gewinnen, annehmen, dafs unter dem Einfluſs der anderen Formen des Paradigmas die Länge auch vor mehrfacher Konsonanz gesprochen wurde. Aber es ist immer mifslich, für eine derartige Wandlung der Wortgestalt von isolierten Formen des Paradigmas auszugehen, in diesem Falle von dem gen. dat. fem. der starken Flexion des Adjektivs (*mid hâsre stefne,* erwähnen Kluge-Lutz) und allenfalls vom gen. pl. *hâsra.* Wenn wir nun noch das Ungewöhnliche einer Metathese der Lautfolge *sr* zu *rs* erwägen und das neuerdings vom NED. bekundete, verhältnismäfsig späte Auftauchen der *r*-Form in der Überlieferung (um 1400), so ergeben sich für mich grofse Zweifel an der Richtigkeit des Klugeschen Erklärungsversuches.

Sweet betrachtet *r* als eine onomatopoetische Einfügung: *The* (*r*) *is imitative as in Dutch 'heersch'* (HES. p. 337). Das NED. geht von einer hypothetischen ae. Nebenform **hârs* aus, deren me. Fortsetzung aber doch **hărs* mit entschiedener Kürze hätte sein müssen. Ich glaube nicht, dafs wir für das späte *r* nach einer etymologischen Erklärung suchen dürfen, wir haben es gewifs mit einer rein phonetischen Erscheinung zu thun. Denn bei anderen mit me. *hǭs* lautlich nahezu identischen Wörtern hat nach dem Zeugnis des NED. wesentlich später und nur sporadisch dieselbe Einschiebung stattgefunden, ohne dafs jedoch bei diesen Wörtern das *r* in die schriftsprachliche Form aufgenommen wurde:

neben *hawse* 'Klüse' erscheint im 18. Jahrhundert *harse,*

neben *hawser* 'Kabeltau' im 17. Jahrhundert *haurser, harser.*

Andererseits ist neben dem um 1300 in Nordengland erscheinenden *harsk* (später *hars, harsh*) vom 15. Jahrhundert an die Nebenform *hask* belegt, ein weiterer Beweis der lautlichen Unsicherheit dieser Wortgruppe. Dafs sich in *harsh* 'rauh' das alte *r* aber doch behauptete und dafs in *hoarse* 'rauh, heiser' das junge *r* schriftsprachlich wurde, können wir uns ohne Kühnheit wohl mit den lautnachahmenden Neigungen der Sprache erklären (vgl. noch die Nachträge).

Durchsichtig sind die Fälle, in welchen der alte nom. sing. von der Form der Mehrzahl verdrängt worden ist:

ae. *bodiȝ* > me. *bŏdi, bŏdis* > ne. *a pair of bodies* 'Mieder' > sing. *a* **bodice**

ae. *ȝealȝa* > me. *galwe, galwes* > ne. *a pair of gallows* > sing. *a* **gallows**

„ *pocc* 'Pocke' > me. *pokke* > ne. *pock*

„ pl. *poccas* > me. *pokkes* > ne. *pocks* > **pox** sing. 'Lustseuche'; *the small*-**pox** sing. 'Blatternkrankheit'

„ *trêow* 'Vertrag' > me. *trewe, trewes* > ne. *a* **truce.**

Manchmal ist die Entwicklung auf halbem Wege stehen geblieben: Shakespeare sprach von *a shambles,* während jetzt wieder Pluralkonstruktion die Regel ist; neben *the bellows* 'Blasebalg', gewöhnlich als Plural verwendet, gebraucht z. B. Keats den Singular *a bellows.*

§ 10. Konsonantenschwund. Viel seltener läfst sich der dem Konsonantenzuwachs des Nominativs entgegengesetzte Vorgang nachweisen: die Neubildung des Nominativs von in ihrem Konsonantismus reduzierten flektierten Formen aus:

ae. pl. t. *hîwan, hîȝan* 'Hausgesinde, Familie' gen. *hîȝna* und mit dem häufigen Schwund des palatalen Reibelauts nach *î*: *hîna.* Dieser Genitiv erscheint in der ae. Übersetzungslitteratur häufig in der festen Formel *hîna fæder* oder, mit Schwächung des flexivischen *a*: *hîne fæder,* als Übersetzung der lateinischen Formel *pater familias.* Aus dieser häufigen Formel hat sich noch in ae. Zeit, indem, nach der mir sehr wahrscheinlichen Vermutung Bosworth-Tollers, *hîne* als unflektiertes, selbständiges Glied einer Zusammensetzung betrachtet wurde, der neue nom. pl. **hîne** losgelöst, der schon in ae. Glossen als gleichberechtigte Form neben *hîȝu, hîwen* erscheint. Im Me. wurde der alte Plural frühzeitig als Singular aufgefafst und mit neuen Pluralbildungen *hînen, hînes* versehen. Seit dem 15. Jahrhundert ist die jetzt gültige Form mit jungem *d* > *hind* belegt. — Bei diesem Worte ist die Entwicklung somit allerdings von einer isolierten Form des Paradigmas ausgegangen, aber unter ganz besonderen Umständen, unter dem Schutze einer festgeprägten Formel.

ae. *morȝen* > me. *morwe* > ne. *morrow*

„ fl. *morȝnes, morȝne,* aber auch häufig mit Schwund des *ȝ* zwischen Liquida und Nasal: *mornes, morne* > me. neuer nom. **morne, morn** (vereinzelt auch mit Entwicklung eines Gleitelauts: *moroun, moron,* und selten mit verklungenem *n*: *more*) > ne. **morn.**

Sehr fraglich ist hingegen, ob wir me. *gēre* ne. *gear* sg. 'Rüstung, Gerät' mit ten Brink (Chaucers Sprache § 210 Anm.) auf das 'ae. Plurale tantum *ȝearwe,* genauer wohl auf den dat. *ȝearwum, ȝearum*'

zurückführen dürfen. Zu dem principiellen Bedenken gegen das Ausgehen von einer einzigen Flexionsform des Paradigmas kommt die Erwägung, dafs Dativformen wie *smerum* für *smerwum* nach Sievers, Ags. Gr.[3] § 249 Anm. 2 der alten Zeit angehören. Der Verschlufslaut *g* in me. *gere* macht altnordischen Einflufs wahrscheinlich, das entsprechende an. pl. t. *gørvi, gervi* ist verglichen worden. Zu dem Verlust des *w* bemerkt NED.: *There was apparently in Me. a disposition to reduce* rw *to* r *after a stressed palatal vowel.* Die historisch verständlichen Doppelformen des Ae. wie *smierwan* : *smirian* etc. sind bekannt, für eine erst mittelenglische Reduktion der Gruppe *rw* > *r* fehlen mir sichere Parallelen. Da sich in der me. Überlieferung keine Spur einer *w*-Form findet, werden wir wohl besser voraussetzen, dafs das Wort in das Englische bereits ohne *w* aufgenommen wurde, dafs der Verlust des *w* schon im Munde der skandinavischen Bevölkerung erfolgte, wobei man sowohl an Beeinflussung durch das Verbum *gora, gera* (für älter *gorva*) > me. *gere,* als auch durch die zahlreichen *w*-losen Formen des Paradigmas des Adjektivs *gorr, gerr* denken kann. Kluge-Lutz bieten einen innerhalb des Englischen bleibenden Erklärungsversuch, der me. *gére* über ein hypothetisches ae. **gére,* **géro* mit *gár* verbinden möchte. Mir selbst scheint die Annahme eines an. Einflusses die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

II. Neubildungen, veranlafst durch eine vokalische Verschiedenheit zwischen dem Nominativ und den flektierten Formen.

A. Verschiedenheit der Qualität.

Ae. *burȝ* (über die Entwicklung des nom. und der nicht umgelauteten Flexionsformen vgl. oben S. 34), fl. gen. dat. sg., nom. acc. pl. *byrȝ, byriȝ,* welche Form als zweites Glied von Ortsnamen schon in ae. Zeit als nom. sg. erscheint: *Cantwara* byriȝ *forbarn* (Bosw.-T.) > ne. *Canterbury.* Alleinstehend funktioniert die Form buri im Me. nur selten als nom. sg., und ne. erscheinen die Formen bury, berry mit der Bedeutung *A Manor-house or large farm* nur noch als Provinzialismus (NED.) oder als bewufster Archaismus.

Ae. **brôc* 'Hose' (nicht belegt), fl. gen. dat. sg., nom. acc. pl. *brêc* > me. Neubildung der Einzahl: breech > ne. im 16. Jahrhundert noch breech, jetzt neuer pl. *breeches* 'Hose'.

Sehr fraglich ist, ob me. *welkne* 'Himmel' als Neuschöpfung von umgelauteten flektierten Formen von ae. *wolcen* aus zu betrachten ist. Bei Bosworth-Toller ist keine umgelautete Form des Wortes verzeichnet, Sievers (A. Gr. § 243 Anm.) betont, dafs ein umgelauteter pl. *welcnu* nur unsicher belegt ist. Morsbach (Me. Gr. § 120 Anm. 1) erklärt den erst im Me. erscheinenden Wechsel von *o* mit *e* in *Wŏdnesday* und *Wĕdnesday, wolken* und *welken* durch alte Vokalabstufung in den Suffixen. Ich mufs gestehen, dafs mir die Erklärung so spät, erst me., deutlich werdender Vokalwandlungen durch uralte Suffixabstufung in den meisten Fällen bedenklich erscheint, und das in noch erhöhtem Mafse, wenn die ae. Gruppe *wo* im Wortanlaut in Frage kommt. Bei der Gruppe ae. *weo* < germ. *we* schwankt im Ae. die Lautgebung fortwährend, es stehen sich gegenüber: *weorold* : *worold* (bei welchem Wort Sievers, Beitr. 22, 255 eine dialektische Scheidung der beiden Formen verfolgt hat, vgl. noch Hempls Nachtrag, Journ. of Germ. Phil. I, 30), *weolcenrêad* : *wolcenrêad, weorc* : *worc, weorpan* : *worpan, weorðiȝ* : *worðiȝ, weorð* : *worð, weorod* : *worod* — es ist nicht zu verwundern, dafs auch Wörter mit altem *wo* von dieser Unsicherheit ergriffen wurden, dafs uns auch für *wolcen* aus ae. Zeit eine *eo*-Form überliefert ist: *Bletsiað weolcnu Drihtne* (B.-T.). Diese *eo*-Form des Wortes mufs weit verbreitet gewesen sein, denn in den früh-me. Belegen ist sie neben *wolkne* die herrschende. So häufig finden wir die Form *weolkne,* dafs wir es bei diesem Worte nicht nur mit einer auch sonst in früh-me. Handschriften vorkommenden Schreibung *eo* für *e* zu thun haben können (vgl. über vereinzelte solche Schreibungen neuerdings die Göttinger Dissertation H. Stodtes 'Über Sprache und Heimath der Katherine-Gruppe', 1896, S. 18) — der häufigen Schreibung wird auch lautlich *eo* entsprochen haben. Diese häufige Form *weolkne* ergab mit regelrechter Monophthongierung *welkne, welken,* welche Form die *o*-Form gänzlich verdrängte und in ne. *welkin* (mit Suffixangleichung, vgl. oben S. 43) fortlebt. Vermutlich ist auch neben *Wŏdnesday* in gleicher Weise **Weodnesday* gestanden, welche Form zu *Wĕdnesday* überleitete, doch versagt bei diesem in unseren Wörterbüchern spärlich belegten Worte die Überlieferung.

Eine Neubildung des Singulars nach dem Muster der Pluralform mit Gutturalumlaut von *i* zu *io, eo* haben wir oben (S. 40) in dem Dialektwort cleeve 'Klippe' erkannt. Bei anderen ähnlichen

Fällen ist die Entwicklung im Me. stehen geblieben: zu ae. *lim* 'Glied' pl. *liomu, leomu* tritt me. ein nach dem pl. gebildeter sg. lēme auf, der sich jedoch der herrschenden Form me. *lim* ne. *limb* gegenüber nicht behaupten konnte, von ihr wieder verdrängt wurde.

Verbindung einer konsonantischen und vokalischen Verschiedenheit des pl. vom sg., wie bei *cleeve,* ergab sich uns aufserdem bereits bei *daw* und dem fraglichen *wawe* (vgl. oben S. 38 f.).

B. Verschiedenheit der Quantität.

§ 1. Kürzung altenglischer Längen. Bei zweisilbigen Wörtern mit langer Stammsilbe trat ae. vor vokalischer Endung Synkope des nicht durch Position geschützten Mittelvokals ein, und me. wurde in diesen flektierten Formen der Tonvokal vor mehrfacher Konsonanz gekürzt. Zu diesen gekürzten Formen wurde bei mehreren Wörtern ein neuer Nominativ mit Vokalkürze gebildet, der die Fortsetzung der langen Form in der Schriftsprache verdrängte, doch sind auch einige Spuren doppelter Entwicklung zu bemerken:

ae. *brêmel* fl. pl. *brêmlas, brêmblas* > nom. **brēmbel** > me. **brĕmbel, brimbel** > ne. **bramble** (vgl. oben S. 45);

ae. *cîcen* gen. *cîcnes* > me. **chĭken** > ne. **chicken** (vgl. S. 39, 43);

ae. *dêofol* > me. *dēvel* > ne. dialektisch (*dīvl*) EED.;

„ fl. *dêofles* etc. > me. *dĕvel* > ne. **devil**. Über me. Schwanken bei diesem Worte und bei anderen vgl. Morsbach, Me. Gr. § 60 Anm. 1 a;

ae. *fôdor* 'Futter' gen. *fôdres,* aber auch mit der oben S. 28 erwähnten Gemination vor der Liquida: *foddres,* wozu Neubildung des nom.: **foddor**; me. deuten Schreibungen wie *foodyr* auf Fortsetzung des langen nom. hin, aber die synkopierten Formen wie **fŏdre, fŏddre** überwiegen durchaus > ne. **fodder**;

ae. *fôđer* 'Fuder' > me. *fōther, fōder, foodir* > ne. *fooder* und mit der durch viele Beispiele zu erhärtenden, erst ne. Kürzung von ne. (*ū*) aus me. *ô* zu (*u*) > (*ŋ*), wie sie z. B. auch in dem gleichgestaltigen Nomen ae. *rôđer* > ne. *rudder* (*rʌdə*) erfolgt ist: *fudder* (*fʌdə*), eine Dialektform;

ae. gen. *fôđres* > me. *fōthres* > **fŏther** > ne. **fother** (fǫdə);

ae. *lêađor* dat. *lêađre* > me. **lĕthre,* **lăthre,* **lăther** > ne. **lather** (lädə) 'Seifenschaum';

ae. *wǽpen* gen. *wǽpnes* > me. **wĕpne** > ne. **weapon** (vgl. S. 43);

ae. *đȳmel* gen. *đȳmles* > me. *thȳmle,* thĭmbil > ne. **thimble** (vgl. S. 45);

ae. *lȳtel* adj. gen. *lȳtles* etc. > me. lĭttel > ne. **little.**

Von ae. *lînen* adj. 'leinen' bietet die Überlieferung keine synkopierten Formen, wohl aber reichlich Formen mit Verdoppelung des stammhaften Nasals und vermutlicher Kürze des Tonvokals: *linnin, linninum, linnenne.* Wahrscheinlich ist die Form *linnen* als alte Neubildung von den synkopierten Formen des Paradigmas aus aufzufassen: das Wort flektierte *lînen* gen. **linnes* etc., wodurch eine Neubildung der unflektierten Form entstand: lĭnnen, wie neben *âtor* von *ättres* aus die Form ättor trat (vgl. oben S. 28). Me. ist das Wort in den alten Doppelformen *linen* und *linnen* reichlich belegt, mit Bewahrung des suffixalen *n* von den flektierten Formen aus (vgl. S. 44); als Hauptwort ist jedoch bei Stratmann-Bradley mehrmals die Form *line* belegt, mit verklungenem *n.* In die Schriftsprache ging das Wort über mit dem Schriftbild der alten langen Form, aber mit vokalischer Kürze: *linen* (*linən*).

Bei diesen Wörtern mit Kürze + Liquida oder Nasal in der Endsilbe ist zweifellos die alte Synkope die Ursache der Kürzung des Tonvokals und der Neubildung. In neuerer Zeit hat aber Luick (Anglia XX, 342 f.) auch die Kürzung in verschiedenen zweisilbigen Wörtern, deren Endsilbe keine Synkope zuläfst, aus den flektierten Formen erklärt, auf Grund des von ihm aufgestellten Quantitätsgesetzes, nach welchem bei dreisilbigen Wörtern kurzer Vokal in offener Silbe das Normalmafs für die betonte erste Silbe sei. Bisher haben wir bei solchen Wörtern die Kürzung nach der zuletzt von Morsbach (Me. Gr. § 53 a) gegebenen Regel erklärt: Wenn eine oder mehrere schwere nebentonige Silben folgen, kann Kürzung des langen Tonvokals eintreten — Luick hingegen sieht den Grund der Kürzung in der Dreisilbigkeit der flektierten Formen. Eine kräftige Stütze der Luickschen Annahme würden wir darin finden, wenn sich auch bei solchen Wörtern Doppelentwicklung, Fortsetzung der Länge der unflektierten Formen und Neubildung von den flektierten Formen mit Kürze nach Luicks Gesetz, feststellen lassen würde. In der That läfst sich bei einigen Wörtern eine derartige Polymorphie erkennen, wobei sich die Schriftsprache bald für die alte Länge, bald für die jüngere Kürze entschieden hat:

ae. *hêring* > me. *heeryng* mit deutlicher Bezeichnung der Länge,

welche auch ne. in der Form *hearing* (16. Jahrh.) gegolten hat und nach NED. noch jetzt in verschiedenen ne. Dialekten gesprochen werden soll;

ae. fl. pl. *hæ̀ringas* > me. **hĕring, herryng** > ne. **herring**;

ae. *îfiȝ* > me. *ĭvy* > ne. *ivy* (*aivi*)

„ fl. gen. *îfiȝes, îfies* > me. *ĭvies* > ĭvy > ne. Dialektform (ĭvi).

Kürze hat die Schriftsprache vor altem *-iȝ*-Suffix in *sorry, any,* für welche Wörter aber allerdings auch andere Erklärungen der Kürzung möglich erscheinen (vgl. Morsbach l. c. § 53 Anm. 1), und in der erst me. Bildung *ready.*

ae. *stiȝrâp, stîrâp* pl. *stîrâpas* > me. **stĭrop, stĕrop, styrrop** > ne. **stirrup.**

Luick, der übrigens die *-iȝ*-Gruppe nicht anführt, erwähnt aufserdem das etymologisch unsichere *linnet* (Kluge-Lutz haben sich für die französische Herkunft entschieden) und *shepherd,* welches Wort aber seine Kürze nach Luicks Gesetz nicht den flektierten Formen entlehnt zu haben braucht, da es ja auch im nom. schon ae. dreisilbig (*scêphyrde*) war.

Man könnte daran denken, auch die Erklärung der Kürze von me. *stiffe* ne. *stiff* gegenüber ae. *stîf* in den vier Formen des ae. Paradigmas (*stîfne, stîfre* g. d. s. f., *stîfra*) zu suchen, in welchen der Tonvokal vor mehrfacher Konsonanz stand und somit in früh-me. oder, wohl richtiger, schon in spät-ae. Zeit kurz gesprochen wurde. Auf diese an und für sich möglich erscheinende Erklärung wird man aber verzichten, wenn man das Material überblickt, welches Morsbach in seiner Grammatik § 54 Anm. 1 für die me. Kürzung ae. Längen vor einfachem auslautendem Konsonanten gesammelt hat.

Neuerdings hat Sarrazin (Archiv CI, S. 83 ff.) die Hypothese aufgestellt, dafs die neuenglische oder frühestens spätmittelenglische Diphthongierung der Länge *î* bei einsilbigen Wörtern zuerst in den flektierten zweisilbigen Formen eingetreten und erst von ihnen auf die unflektierten einsilbigen Formen übertragen worden sei. Er ist deshalb geneigt, in ne. *stiff* eine Fortsetzung der einsilbigen, nicht diphthongierten Form des Wortes zu erkennen. An gleicher Stelle (S. 85 f.) hat Sarrazin ferner auch die zahlreichen ne. Kürzungen alter Längen wie (*gud*) gegenüber ae. *gôd* von der einsilbigen Form aus zu erklären gesucht. Für das Mittelenglische werde man 'ursprünglich verschiedene Aussprache des Stammsilbenvokals annehmen müssen, je

nachdem die Formen ein- oder zweisilbig waren', z. B. *gōd* (einfache Länge, die leicht gekürzt werden konnte, bei auslautender Konsonanz) — *goode* (cirkumflektierte [überlange?], stabile Länge in offener Silbe). Bei *good* sei die gekürzte, prädikative Form die allgemein übliche geworden, während z. B. bei *mood* (*mud*) die lange Form durch die zweisilbigen Casus begünstigt worden sei. Unklar ist mir geblieben, wie sich Sarrazin bei dieser Hypothese die neuenglische Spaltung der Aussprache von *blōd* zu (*blʊd*) und von *gōd* zu (*gŭd*) erklärt hat.

Allen diesen mir selbst durchaus unwahrscheinlichen Hypothesen gehen wir aus dem Wege, wenn wir in dem von Morsbach formulierten Gesetze von der Kürzung alter Längen vor einfachem auslautendem Konsonanten eine Tendenz der englischen Aussprache erkennen, die seit früh-me. Zeit in allen Perioden zur Wirkung gekommen ist und sich noch jetzt in der lebenden Sprache Geltung verschafft. Die Kürzung von (*blud*) zu (*blŭd*) trat im 16. Jahrhundert ein, die Kürzung von (*gud*) zu (*gud*) erst erheblich später, erst nachdem (*blud*) zu (*blʊd*) modifiziert worden war, für *mood, food* gilt vorläufig noch die Länge. Wörter wie *spoon, hoof, room* schwanken nach Sweets Beobachtung (HES. p. 239) in der heutigen Umgangssprache zwischen Länge und Kürze, bei *room* scheint mir die Kürze schon wesentlich vorzuherrschen.[1]

[1] In England, nicht in Amerika, wo nach Whitney die *oom*-Wörter noch alle mit Länge (*ū*) gesprochen werden. Über die allgemeine Tendenz bemerkt dieser Forscher in seinem kurzen, aber sehr beachtenswerten Aufsatz 'Examples of sporadic and partial phonetic change in English' (Indogerm. Forsch. IV, 32 ff.), dessen Kenntnis ich Morsbach (Me. Gr. S. 68) verdanke: *The ŭ-sound is perhaps spreading; but, if so, it is by a slow and halting process, a word or two at a time* (S. 34). Whitney weist auf eine analoge, in seiner eigenen Aussprache auftretende Kürzung von (*ōᵘ*) zu (*ŏ*) vor einfachem auslautendem Konsonanten hin, in Wörtern wie *whole, home, stone, smoke, coat*, während er in *bone, hope, boat* noch durchaus die Länge spricht, und bemerkt schliefslich über solche sporadische Lautwandlungen im Englischen im allgemeinen: *These* [*examples*] *are sufficient to show that in this living language ... vowel-mutations are not at present effecting themselves with an all-involving sweep, but partially and by gradual extension ... that, in a class of phonetically similar words, one or a few may change without carrying the rest with them: in short, that phonetic change is not invariable here, but honey-combed with inconsistencies and anomalies, while yet doubtless the leading tendencies are working themselves out to ultimate uniformity* (S. 35).

Demselben Kürzungsprozefs wurde im Me. auch ae. *stîf* unterworfen. Belegt, schriftlich gesichert ist die Kürze in der Form *stiffe* erst seit dem 15. Jahrhundert (vgl. Morsbach a. a. O.), in der Aussprache wird sie schon geraume Zeit vorher üblich gewesen sein.

Die bisher besprochenen Wörter hatten alte etymologische Länge des Tonvokals. Aber auch bei einigen Wörtern mit speciell englischer, wenn auch schon altenglischer Dehnung des Tonvokals vor bestimmten Konsonantengruppen erscheinen me. unter dem Einflufs flektierter Formen Neubildungen mit Kürze, die von der Schriftsprache acceptiert wurden:

ae. *wundor* > me. *woundir*

„ fl. *wundres* > me. *wŭndres* > **wunnderr** (Orrm) > ne. **wonder** (wʌndə) (vgl. Morsbach, Me. Gr. § 57c);

ae. *lāmb* pl. *lāmbru* > me. *lămbren* > **lămb** > ne. **lamb** (läm), Holthausens Erklärung.

Auch bei der me. Kürzung von ae. *dumb* 'stumm' könnte man an Nachwirkung derjenigen Formen des alten Paradigmas denken, in welchen der Tonvokal vor mehrfacher Konsonanz stand (*dumbne* etc.). Bei dem frühzeitigen Auftreten der assimilierten Form *domme* aber wird man die neben *doumb, doum* me. geltende Kürze *domme, dom* und mit Angleichung an das Schriftbild der langen Form *domb* > ne. *dumb* (*dʌm*) richtiger mit der kürzenden Wirkung der Doppelkonsonanz erklären.

§ 2. Aufhebung mittelenglischer Dehnungen. Bei einer gröfseren Anzahl von zweisilbigen Wörtern mit alter Kürze in offener Tonsilbe und kurzem Vokal + Liquida oder Nasal in der Endsilbe ist in me. Zeit von den zumeist erst me. synkopierten Formen der Flexion aus Neubildung mit der Kürze dieser Formen erfolgt, während sich bei anderen Wörtern derselben Beschaffenheit die me. Dehnung der alten Kürze in offener Silbe bis in die Schriftsprache behauptet hat, ohne dafs sich ein Grund der von der Schriftsprache getroffenen Auswahl erkennen liefse.

a) Nomina mit kurzem Vokal + *l* in der Endsilbe:

ae. *cetel* + an. *ketill* > me. **chĕtel, kĕtel** (keine auch schriftlich synkopierte Form in der Überlieferung) > ne. **kettle**

„ *sadol* me. fl. *sadles* > **sădle** > ne. **saddle**

„ *sceacel* fl. *sceaclas* > me. **schăkkyl** > ne. **shackle**

„ *sceofl* fl. *sceofle* > ne. **shovel** (šʌvl), von ae. **śćufl*? Luick, Archiv CII, 76.

ae. *setl, setel* fl. *setles* > me. *setil,* sĕtle > ne. **settle** 'Sessel'

„ *swe∂el, swæ∂el* fl. *swe∂elas* > me. *swethel,* *swăthel > ne. **swaddle** 'Wickelband'

„ *watel* fl. *watelas* > me. wătel > ne. **wattle.**

Bei den dreisilbigen Wörtern ae. *adela* 'Schmutz', *netele* trat die Synkope natürlich auch im nom. ein, schon ae. finden wir *netle* (vgl. für diese Synkopierungen dreisilbiger Wörter auch Morsbachs Beispiele Me. Gr. § 71).

b) Nomina mit kurzem Vokal + *r* in der Endsilbe:

ae. *copor, coper* fl. *copores* > me. *coper,* cŏpre > ne. **copper**

„ *fe∂er* pl. *fe∂era, fe∂ra, fe∂re* > me. fĕther, fĕdder > ne. **feather**

„ *feter, feotor* fl. *feterum, feotrum* > me. *feter,* fĕtre, fĕttre > ne. **fetter**

„ *le∂er* fl. *le∂eres* > me. lĕther > ne. **leather**

„ *oter* fl. *oteres* > me. ŏter > ne. **otter**

? me. tĕther, tĕder > ne. **tether**

„ *teter* fl. *teteres* > me. fl. *tetres* > tĕtre > ne. **tetter** 'Aussatz'

„ *weder* fl. *wederes, wedres* > me. wĕder > ne. **weather**

„ *we∂er* fl. *we∂eras, we∂ras* > me. *wethres* > wĕther > ne. **wether.**

Bei dem dreisilbigen Adjektiv ae. *neo∂era* trat die Synkope im nom. ein und ist schon ae. in vielen Formen des Wortes belegt. Auch neben *mædere* (*mæ̂dre*?) steht bereits ae. *mæddre.*

c) Nomina mit kurzem Vokal + *n* in der Endsilbe. Bei einem Worte dieser Abteilung läfst sich die me. Spaltung bis in die lebende Sprache verfolgen:

ae. *gamen* > me. *gāmen, gāme* > ne. *game* 'Spiel'

„ fl. *gamenes* > me. pl. *gămnes* > gămne (auch assimiliert zu *gamme*) > ne. **gammon** 'Puffspiel' (vgl. S. 43).

Die Kürze der synkopierten Flexionsformen hat gesiegt bei:

ae. *heofon, heofones* > me. fl. *heoffness* (Orrm), hĕvne > ne. **heaven** (vgl. aber oben S. 43 und Kluge, Pauls Grundr. I, S. 894, wo me. *hĕvne* ebenfalls mit spät-ae. *heofone* verbunden ist)

„ *ofen* fl. *ofenes, ofnes* > me. fl. *ŏfne* > ŏven > ne. **oven** (ʌvn) von ae. **ufen*? (vgl. Luick, ULG. § 438)

„ *seofon* fl. *seofone* > me. sĕvene > ne. **seven** (vgl. S. 44).

Zweifelhaft ist, bei dem frühen vollständigen Verfall der Flexion in dieser Wortklasse, die Ableitung der Kürze aus den flektierten Formen bei den Part. praet. *gotten, sodden, shotten, trodden.* Bei diesen

Worten scheinen in der That, wie Morsbach, Me. Gr. § 66 b bemerkt, 'die mit gleichartigem Verschlufs gebildeten Konsonanten *d, t* + *n* die Synkope und mithin die Kürze' so begünstigt zu haben, dafs sie auch in der unflektierten Form zur Geltung kamen.

Bei einigen Wörtern hat der Kampf zwischen den unflektierten und flektierten Formen zu einem Ausgleich der Art geführt, dafs schliefslich das Schriftbild der unflektierten Form gesiegt hat, der Tonvokal aber die Kürze der flektierten, synkopierten Formen zeigt. Bei einem uns bereits bekannten Wort läfst sich die Doppelentwicklung bis in die Gegenwart verfolgen:

ae. *sceamol* > me. *shāmel*
„ fl. *sceamelas* > me. schămbylle } ne. shammel 'Wechsel, Ruhebühne' (Bergbau),

mit dem Schriftbild des nom. und der Kürze der Flexion, während ne. shamble(s) ganz auf den flektierten Formen beruht. Bei einem anderen Worte ähnlicher Beschaffenheit hat sich nur die Bildung des nom. mit der Kürze der Flexion behauptet:

ae. *hamer* > me. *hāmer*
„ fl. *homera, homra* > me. hămber } > ne. hammer.

Durch eine ähnliche Mischung haben wir uns wohl mit Holthausen (Lgrph. '97 col. 160) auch den Vokalismus von ne. *water* zu erklären:

ae. *wæter* me. *wāter* > ne. *(wę̄tə)
„ gen. *wæteres, wætres, wættres* > me. *wătres* > wăter, wattir > ne. *(wō̤tə).

Eine Mischung dieser früh-ne. Formen ergab, indem erstere die Quantität, letztere die Qualität des Tonvokals bestimmte, das heutige (wō̤tə).

In ne. *father* (und in dem Adverbium *rather*) wird der ne. Lautstand (*fā̆ðə*) (*rā̆ðə*) gewöhnlich durch spätere ne. Dehnung der me. Kürze vor der dentalen Spirans erklärt, ganz wie die Dehnung von me. *păth* zu ne. (*pāþ*), vgl. Brugger, Anglia XV, 289, Holthausen, Lgrph. '97 col. 161 und Luick, Archiv XCVIII, 444 gegen Morsbach, der diese Erklärung vorsichtig durch 'wahrscheinlich' eingeschränkt hatte (Me. Gr. § 66 a Anm. und c). In der That kenne ich keine weiteren Fälle, die uns berechtigen könnten, das Gesetz von der ne. Dehnung der Vokale (*ä*), *o* vor den stimmlosen Spiranten[1] auf dieselben Laute

[1] Das älteste Grammatiker-Zeugnis für diese ne. Dehnung findet sich nach Sweet (HES. § 780, 807) bei Cooper (1685). Dafs die Dehnung in

vor stimmhaften Spiranten auszudehnen. Im Gegenteil herrscht bei den (*ä*)-Wörtern ähnlicher Bildung durchaus die Kürze: *gather* (*gädə*), *lather* (*lädə*), auch der Eigenname *Mather* wird überwiegend (*mädə*) gesprochen; für die Kürze der *o*-Wörter vgl. *bother* (*bǫðə*), *fother* (*fǫðə*), *pother* (*pǫðə*). Wir müssen deshalb meines Erachtens für die Länge in *father, rather* eine andere Erklärung suchen, die wir in einer ähnlichen Mischung wie bei *water* finden können:

ae. *fæder* > me. *fāder, fāther* > ne. Dialektform (*fę̄də*)

„ fl. gen. *fæderes, fædres* > me. fădre > ne. Dialektform (fādə),

welche Formen im NED. als lebend verzeichnet sind und aus welchen sich, indem die erstere die Quantität, die zweite die Qualität des Tonvokals bestimmte, die in der gebildeten Umgangssprache herrschende Mischform (fādə) ergab. In gleicher Weise hat sich das indeklinable Adv. *rather* unter dem Einfluſs des Satzaccents, je nach der Stärke des das Wort im Satz treffenden Tones, in die Formen (*rę̄ðə*) und (*răðə*) gespalten, deren gegenseitige Beeinflussung die gebildete Mischform (*rādə*) erzeugte.

Bei allen oben besprochenen Wörtern fand die Vokalkürze ihre vollkommen ausreichende Erklärung in der Synkope der flektierten Formen. Daſs uns die so lückenhafte Überlieferung bei einigen keine auch schriftlich synkopierten Formen zeigt, hat gar nichts auf sich: in der Aussprache der flektierten Formen war die Synkope jedenfalls eingetreten, wenn sie auch graphisch durch Angleichung an das Schriftbild der unflektierten Formen zum Teil wieder verwischt wurde (vgl. auch Morsbach, Me. Gr. § 70 Anm. 4). Aber es giebt noch eine gröſsere Anzahl von zweisilbigen Wörtern, in welchen der Mangel der me. Dehnung des kurzen Tonvokals nicht aus der Synkope der Flexion erklärt werden kann, weil ihre Gestalt eine solche nicht zuläſst: Wörter wie ne. *body,* bei denen man bisher die Erklärung der scheinbar erhaltenen alten Kürze in dem Nebenton der folgenden Silbe gesucht hat. Neuerdings hat aber Luick (Anglia XX, 340) auch in diesen Wörtern die Kürze auf me. Neubildungen

der Londoner Umgangssprache schon viel früher gesprochen wurde, dafür ist uns ein klassischer Zeuge der Cockney Philip Henslowe, der in phonetischen Schreibungen excellierte. Den als Titel einer zugkräftigen Tragödie erscheinenden deutschen Namen *Hoffman* hörte er mit Dehnung (*hå̄fman*) gesprochen und schrieb deshalb 1602: *Haughman* (vgl. das Citat aus seinem 'Diary' in Ackermanns Ausgabe der Tragödie S. XII).

zurückgeführt, entstanden unter dem Einfluſs der dreisilbigen flektierten Formen, in welchen nach seinem Quantitätsgesetz die betonte erste Silbe kurzen Vokal in offener Silbe zeigen muſste (vgl. oben S. 52). Sichere Spuren einer Doppelentwicklung, einer Fortsetzung der regelrecht gedehnten Form des nom., lassen sich jedoch bei den Wörtern dieser Gruppe nicht nachweisen, durchgehends hat die Kürze die Oberhand gewonnen und behalten:

ae. *belȝ, beliȝ* > me. *bęli, bélies* > **bĕli** > ne. **belly**
„ *bodiȝ* > me. *bǫ̆di, bŏdies* > **bŏdi** > ne. **body**
„ *felȝ* > me. *fęli, félies* > **fĕli** > ne. **felly**
„ *pening, peniȝ* > me. *pęni, pĕnies* > **pĕni** > ne. **penny**
„ *popiȝ* > me. *pǫ̆pi, pŏpies* > **pŏpi** > ne. **poppy**
„ *holeȝn* > me. *hōlin, hōli, hŏlies* > **hŏli** > ne. **holly**
„ *hefiȝ* > me. *hęvi* fl. *hĕvie* > **hĕvi** > ne. **heavy**
„ *stediȝ* > me. *stędi* fl. *stĕdie* > **stĕdi** > ne. **steady**

(für die me. *-i*-Adjektiva beachte man die Thatsache, daſs sich bei den kurzsilbigen im Süden die Flexion länger behauptet hat, vgl. Morsbach, Me. Gr. § 72 Anm. 2);

ae. *profost* gen. *profostes* > me. *prǫ̆vost, prŏvostes* > **prŏvost** > ne. **provost**
„ *ganot* gen. *ganotes* > me. *gānet, gănetes* > **gănette** 15. Jahrh. > ne. **gannet**.

Für dieses Wort, dessen Gestalt Synkope zuläſst, ist aber im 15. Jahrhundert die Form **gănte** überliefert, welche die Kürze begünstigt haben kann. Schwerlich wird man diese einsilbige Form als eine Entlehnung aus dem Französischen zu betrachten haben, wie im NED. vermutet wird, denn analoge Doppelformen lassen sich noch bei einem anderen echtenglischen Worte feststellen:

ae. *beonat, beonet* > me. **bēnet, *bĕnetes* > ne. **bennet** 'Grashalm'. Auch von diesem Worte erscheint me. eine synkopierte Form **bent** > ne. **bent** 'Windhalm, Gras' (vgl. S. 64).

§ 3. Bewahrung alter Länge vor der Konsonantengruppe *st*. Das Problem der verschiedenen Entwicklung von Wörtern wie ae. *fȳst, Crīst* zu ne. *(fist), (kraist)* hat in jüngster Vergangenheit Morsbach (Me. Gr. § 62) trefflich gelöst, indem er das Bestehen der alten Länge vor der mehrfachen Konsonanz *st* erklärt hat durch Übertragung der Länge aus den flektierten Formen, in welchen die Lautgruppe *st* zur folgenden Silbe gesprochen werden konnte, so daſs

die Länge in offener Silbe bewahrt blieb. Wörter wie (*fist*) zeigen die gesetzmäfsige Kürze vor auslautender mehrfacher Konsonanz, während in der von (*kraist*) vertretenen Gruppe die flektierten Formen mit intakter Länge am Silbenschlufs Neubildung eines entsprechenden nom. veranlafst haben. Die me. Schreibungen geben deutlich Zeugnis von dem Schwanken der Entwicklung (vgl. Doppelformen wie *doust* : *dust, roust* : *rūst* etc.); die ne. Schriftsprache hat sich, ohne ersichtliche Gründe für die von ihr getroffene Auswahl, zumeist für die Kürzen entschieden, doch kommt auch der Einfluſs der flektierten Formen noch zur Geltung bei den Wörtern:

ae. *Crîst* > me. *Crĭst, Crī-stess* (Orrm) > **Crīst** > ne. **Christ**
„ *êast* > me. *ĕst, ē-stes* > **ēst** > ne. **east**
„ *prêost* > me. *prĕst, prē-stes* > **prēst** > ne. **priest**
„ *gâst* > me. *găst, gā-stess* (Orrm), *gǭ-stes* > **gōst** > ne. **ghost**
„ *hrôst* > me. *rŏst, rō-stes* > **rōst** > ne. **roost**
„ *mâst* > me. *măst* fl. *mā-ste, mǭ-ste* > **mōst** > ne. **most**
„ *lâst* > me. *lĕst* fl. *lē-ste* > **lēst** > ne. **least.** [1]

§ 4. Dehnung alter Kürzen. Im Me. sind viele einsilbige Nomina durch Antreten eines analogischen *e* zweisilbig geworden. Stand im nom. kurzer Vokal vor einfachem Konsonanten, also in geschlossener Silbe, so wurde durch das Antreten eines *e* die Silbe geöffnet, und der Tonvokal erfuhr im Me. die gesetzmäfsige Dehnung. Dafs dieses neue me. *e* auf dem Gebiet der Nomina durch die Wirkung der zweisilbigen Flexionsformen erzeugt wurde, welche Neubildung eines zweisilbigen nom. veranlafsten, ist zweifellos. Für eine bestimmte Klasse von Wörtern hat man die für diese Neuschöpfung des nom. mafsgebenden Casus genauer bezeichnet, für die einsilbigen Neutra der *a*-Deklination, welche im nom. acc. pl. die Endung ae. *-u* > me. *-e* haben. Mit einem Hinweis auf die romanische Gleichung *gaudia* > *joie* hat Zupitza (Afda II, 11 f.) die These aufgestellt, dafs der Singular aus dem neutralen Nominativ des Plurals entstanden sei. Folgende Wörter dieser Gruppe tragen noch im Ne. das Gepräge der me. zweisilbigen und gedehnten Neuschöpfung des Nominativs:

[1] Auch für Orrms Länge in *flæsh* denkt Morsbach l. c. § 63 an den Einfluſs der 'casus obliqui, in denen *sh* zur folgenden Silbe gezogen werden konnte: *flæ-shess* etc.'.

ae. *ȝe-bed, ȝebedu* > me. bē̤de > ne. **bead**
„ *ȝe-bod, ȝebodu* > me. bō̤de > ne. **bode** 'Befehl' (veraltet)
„ *blæd, bladu* > me. blāde > ne. **blade**
„ *dæl, dalu* > me. dāle > ne. **dale**
„ *græf, grafu* > me. grāve > ne. **grave**
„ *ȝeat, ȝeatu* > me. yāte, (+ an. *gata*) gāte > ne. **gate**
„ *col, colu* > me. cō̤le > ne. **coal**
„ *hol, holu* > me. hō̤le > ne. **hole**
„ *mot, motu* > me. mō̤te > ne. **mote** 'Stäubchen'
„ *ȝeoc, ȝeocu* > me. *ȝocc* (Orrm), yō̤ke > ne. **yoke**.

Einige weitere me. Beispiele solcher Neubildungen bei Robert von Gloucester verzeichnet Pabst, Anglia XIII, 242, welcher Zupitzas Erklärung angenommen hat, wie vor ihm Sachse, 'Das unorganische e im Orrmulum' S. 22, ten Brink, Chaucer § 203, 5. Mir scheint Kluge das Richtige getroffen zu haben mit der erweiternden Bemerkung: 'Wahrscheinlich liegt hier Einfluſs der obliquen Casus und des Plurals vor' (Pauls Grundr. S. 894). Lautlich gezwungen sind wir zu Zupitzas Beschränkung in keinem Falle, denn daſs me. *gāte* zurückzuführen sei auf den ae. pl. *gatu* mit spät-ae. Verschluſslaut, ist bei der Menge der Belege für die *yāte*-Form unwahrscheinlich — wir werden uns das me. Auftauchen des stimmhaften Verschluſslautes gewiſs auch in diesem Falle mit dem starken Einfluſs der dänischen Ansiedler auf die englische Volkssprache zu erklären haben, mit der Wirkung des begrifflich und lautlich naheliegenden an. *gata*. Südliche Pluralformen wie *deales* 'Thäler' zeigen den gedehnten Vokal des sg. ae. *dæl, dæles*.

Neben dem principiellen Bedenken gegen die Ableitung eines solchen Wandels von isolierten Casusformen sprechen meines Erachtens noch folgende Gründe gegen Zupitzas Annahme:

1) Die me. Zweisilbigkeit und Dehnung ist nach dem Zeugnis der ne. Schriftsprache keineswegs auf die kurzsilbigen Neutra mit *u*-Pluralen beschränkt gewesen, sie findet sich auch bei einigen Maskulinis mit gleichen Lautverhältnissen:

ae. *hwæl, hwalas* > me. whāle > ne. **whale**
„ *seolh*, **seol** pl. *sĕolas* > me. sē̤le > ne. **seal**
„ *stæf, stafas* > me. *staf, stāves* > stāve > ne. **stave**
an. *bolr* masc. > me. *bō̤le* > ne. *bole* 'Baumstamm'.

2) Bei der Menge der langsilbigen Wörter wie *sinne, dēde, lōre* u. s. w. (vgl. das Material bei Sachse l. c. § 1 ff., ten Brink l. c.

§ 199 ff., Kluge, Grundr. I, S. 894), bei welchen das neue *e* keinen Einfluſs auf die Lautentwicklung des Wortes ausübte, kann die me. Zweisilbigkeit der unflektierten Form nur unter dem Einfluſs der flektierten Formen im allgemeinen entstanden sein, da bei diesen Wörtern im Ae. keine Formen mit *u*-Endung existierten. Es liegt aber kein Grund vor, für das neue *e* der kurzsilbigen Wörter an eine andere Entstehungsweise zu denken, als bei den langsilbigen. Für die langsilbigen Feminina deutete Kluge (Grundr. I, 894) allerdings eine andere Erklärungsmöglichkeit an: 'Wahrscheinlich liegt diesem jungen Endungs-*e* nicht sowohl die Form der obliquen Casus der Feminina zu Grunde; eher vermittelt zwischen ae. *sęȯl* und me. *sęȯle* ein spät-ae. *sęȯlu* etc.', aber er scheint diese fernliegende Vermutung selbst wieder aufgegeben zu haben, denn bei Kluge-Lutz sind nach me. *sęȯle, lȯre* die flektierten Formen des Altenglischen hervorgehoben. Besonders beweiskräftig für die Ableitung der me. *-e*-Formen von der Flexion sind noch solche Wörter, deren ganze Gestalt auf den flektierten Formen des Altenglischen beruht, vgl. z. B. ae. *sâwol* gen. *sâwle, sâule* > me. sǫ̇ule; ae. *tâcen* gen. *tâcnes* > me. tǫ̇kne (vgl. oben S. 43). Einige weitere me. Nominative dieser Gattung verzeichnet Morsbach, Me. Gr. § 71 Anm. 2.

Auch gleichartige adjektivische Neuschöpfungen der unflektierten Form sind im Me. in gröſserer Anzahl vorhanden (einiges Material bei Sachse l. c. § 49, ten Brink l. c. § 231, Kluge, Grundr. S. 894). Die einsilbigen *o*-Stämme mit kurzem Vokal vor einfachem, auslautendem Konsonanten, welche ne. noch vorhanden sind, zeigen keine einheitliche Entwicklung. Bei einigen hat schlieſslich doch die unflektierte einsilbige Form gesiegt: ae. *blæc* > ne. *black,* ae. *glæd* > ne. *glad,* ae. *smæl* > ne. *small*; bei anderen durch den vereinten Einfluſs der flektierten starken und der schwachen Formen die zweisilbige gedehnte Form: ae. *wær* > me. *war* fl. *wāre* > ne. ware, ein veraltetes Wort, vgl. aber Flügels und Websters ne. Beispiele. Fraglich ist mir, ob das ne. prädikativ auftretende Adjektivum *aware* als eine unmittelbare Fortsetzung von ae. *ȝewær* zu betrachten ist, mit Präfixwechsel, wie im NED. angenommen ist. Ich halte das Anlauts-*a* dieses Wortes vielmehr für eine der in präpositionalen Ausdrücken so überaus zahlreichen Schwächungen der Präposition *on* (vgl. die Menge der im NED. p. 2 f. verzeichneten Schwächungen dieser Art) und komme dadurch zu der häufigen ae. Formel *on wære,*

on ware, dat. sg. von *waru,* mit der Bedeutung 'auf der Hut' zurück. Dieser präpositionale Ausdruck ist in dem ältesten Beispiel des NED. (ca. 1280) noch getrennt geschrieben: *Be a ware,* später erfolgte graphische Bindung — die alte Formel wurde zum prädikativen Adjektiv, ganz wie im Neuhochdeutschen alte präpositionale Ausdrücke zu den in allen Stellungen verwendbaren Adjektiven *zufrieden, zuwider, behende* verschmolzen sind. Me. *aware* übernahm alle Bedeutungsnuancen des von ihm verdrängten *iwar, iwāre.*

Ae. *bær* > me. *bar* fl. *bāre* > ne. bare

„ *læt* > me. *lat* fl. *lāte* > ne. late

„ *tom, tam* > me. *tam* fl. *tāme* > ne. tame.

§ 5. Silbenverlust durch Vokal-Synkope der flektierten Formen. Schon ae. stehen neben zweisilbigen, konsonantisch auslautenden Hauptwörtern einsilbige Formen, die als Neuschöpfungen nach dem Muster der synkopierten Flexionsformen zu betrachten sind. Wir bemerken solche Neuschöpfungen nicht nur bei Wörtern mit langer Wurzelsilbe wie:

sâwol fl. *sâwle* > nom. sâwl, sâul

mônaδ fl. *mônδes, mônδe, mônδas* > nom. mônd,

sondern auch bei kurzer Wurzelsilbe:

heorot fl. *heorotes, heortes* > nom. heort

meoloc fl. *meolce, miolcum* > nom. meole, milc.

Durch Position werden Mittelvokale im allgemeinen gegen die Synkope geschützt: *worold* gen. *worolde.* Doch finden sich von diesem Wort sowohl in poetischen wie prosaischen Texten häufig synkopierte Formen der Flexion: *worlde,* wozu der reichlich belegte einsilbige nom. world neu gebildet wurde.

Im Me. setzten sich die synkopierten Formen dieser Nomina fort, welche von der ne. Schriftsprache aufgenommen wurden: me. sọule > ne. soul; me. hert > ne. hart; me. ne. milk; me. werld, world (*wūrld*) > ne. world. Neben me. mŏnthe, mŏnth setzte sich aber auch die volle Form me. *mōneth* fort, deren Länge wieder auf die synkopierte Form übertragen wurde: die Existenz einer Form *mōnth* wird durch den ne. Lautstand des Wortes bewiesen. Denn das heutige (*mʌnθ*) setzt früh-ne. (*munθ*) voraus, dessen (*u*) die gleichen Wandlungen durchgemacht hat wie das auf me. *o̅* beruhende früh-ne. (*u*) der Wörter *Monday, blood, flood, stud, glove, done, gum, other, brother, mother, rudder.*

Für die Schriftsprache werden aufserdem noch folgende erst mittelenglische Synkopierungen der Flexion mit entsprechenden Neubildungen maſsgebend:

ae. *beonot, beonet* > me. **bent** > ne. **bent** 'Windhalm, Gras' (vgl. S. 59);

„ *hænep, henep* > me. **hempe, hemp** > ne. **hemp**

„ *munuc* gen. *muneces* > me. *munek* pl. *munekes, monkes* > **monk** > ne. **monk.**

Nach Morsbach (Me. Gr. § 74) sollen auch die Nominative *lōrd, heed* durch Angleichung an die synkopierten casus obliqui entstanden sein, ein Umweg der Erklärung, der mir in diesem Falle nicht nötig scheint. Meines Erachtens beruhen die Formen *lǭrd, heed* auf den unflektierten Formen *lǭverd, hēved* mit Konsonantensynkope und folgender Kontraktion, ganz wie me. neben *ever, never, over, whether* mit Konsonantensynkope und Kontraktion stehen die Formen *er, ner, or, wher,* ne. geschrieben *e'er, ne'er, o'er,* gesprochen (*ēə, ēr, ɑ̊ə* etc.). Die im Früh-Me. erscheinenden synkopierten Formen von ae. *hêafod,* wie **heafd, hefde, hefd, hevd, hafd** (**hafed** mit Sekundärvokal), sind, wie schon die *a*-Form deutlich erkennen läſst, Fortsetzungen der ae. regelrecht synkopierten Flexionsformen *hêafdes, hêafde* pl. *hêafdu* mit regelrechter me. Kürzung des Tonvokals und Neubildung eines entsprechenden Nominativs. Diese gekürzten Formen **heafd, hefd, hevd** ergaben, ganz so wie neben früh-me. *hæfde, hefde, hafde* die assimilierten Formen *hedde, hadde* auftreten, mit gleicher regressiver Assimilation den nom. ***hedd**, der in der früh-me. Form **hĕd** zu erkennen ist. Daneben stand von Anfang an die Entwicklung vom casus rectus aus, so daſs sich uns folgende me. Doppelentwicklung des Wortes ergiebt:

ae. *hêafod* > me. *hēved, hęęd*

„ fl. *hêafdes* etc. > me. *hĕfdes* > neuer nom. **hĕfde, hĕfd,** ***hedd, hĕd.**

In Dialekten hat sich nach NED. die Länge des alten nom. fortgesetzt mit der diphthongischen Aussprache (*hīəd*), und auch die in der gebildeten Sprache geltende Kürze (*hęd*) wird auf die in der späteren Überlieferung vorherrschende Form *hęęd* zurückzuführen sein, mit neuer Kürzung der alten Länge vor dem einfachen auslautenden Dental, eine Kürzung, die schon im 15. Jahrhundert durch die Schreibung *hedd* bewiesen wird.

Die vorstehenden Betrachtungen haben sich nahezu ausschliefslich auf das echtenglische Sprachgut beschränkt, vermutlich werden sich auch bei einer genauen Prüfung des romanischen Wortschatzes der englischen Sprache einige ähnliche Beobachtungen machen lassen (vgl. S. 41 die nom. bailive, caitive). Einige moderne Neubildungen der Umgangssprache von fremden, gelehrten Pluralformen aus hat Sweet in seiner 'New Engl. Grammar' § 1008 f. erwähnt:

stratum, strata > sg. **strata** pl. **stratas**;
animalculum, animalcula > sg. **animalcula** mit dem falschen Plural **animalculæ** nach Typen wie *formula, formulæ*;
stamen, stamina > sg. **stamina**.

Den Schlufs möge zur Erleichterung des Überblicks eine alphabetische Liste aller in diesem Aufsatz genannten englischen Neuschöpfungen von den flektierten Formen aus bilden. Alt- und mittelenglische Wörter sind kursiv gedruckt, und von den mittelenglischen Neubildungen sind nur diejenigen angeführt, welche nicht bis in das Neuenglische gedrungen sind. Mischformen, die meines Erachtens durch eine Verschmelzung der unflektierten und der flektierten Formen entstanden, sind mit einem Sternchen versehen.

Wortverzeichnis.

	Seite		Seite		Seite		Seite
Æhher	28	bode	61	*clough	38	furrow	35
æw	28	bodice	47	*cnêow	27	*father	58
animalcula sg.	65	body	59	coal	61	*fealu*	29
arwe?	29	bole	61	copper	56	feather	56
attor	28	borrow	34	*cylew*	28	fee	31
bailive	41	*bough	37	dale	61	felloe	34
bare	63	bramble	45, 51	*daw*	38	felly	34, 59
barf	33	*brazen	44	*deacon	43	fetter	56
barrow 'Hügel'	33	breech(es)	49	devil	51	five	40
barrow 'verschm. Eber'	33	*brêmbel	45	*dôȝor	27	fodder	51
*beacon	43	burrow	34	*dough	36	*foddor	28
bead	61	bury (berry)	49	drove	40	fother	51
bealu	29	burthen	43	dumb?	55	*fure, fore*	32, 35
bearu	29	*byriȝ*	49	dwarf	34	furrow	35
belief	40	caitive	41	*dwarrow*	34	fürze	41
bellows	34	callow	30	*dynn*	27	gallows	48
belly	34, 59	chicken	43, 51	east	60	gammon	43, 56
bennet	59	Christ	60	eleven	45	gannet	59
bent	59, 64	*cîken*	39	*enow als sg.	36	*gante*	59
bittor	28	*clawu*	28	*even 'Abend'	42	gate	61
blade	61	cleve, cleeve, cleave	40	*even 'eben'	43	gear?	48
blôdlæswu	28	clive	40	fallow	30	ghost	60
				fare	32	glove	40

	Seite
grave	39, 61
grove	40
Jarow	30
Jearuw	28
Jewill	27
hale	31
hâlor	27
hæled	27
*hammer	46, 57
heafd, hefd, hed	64
*heathen	44
heaven?	43, 56
heavy	59
hemp	64
heort	63
herring	53
hind	48
hîne	48
hive	40
**hlêow*	27
hluttor	28
*hoarse?	46
hole	61
hollow	35
holly	59
hrâw, hrêw	28
**hrêaw*	27
hythe, hithe	41
*iron	43
ivy	53
kettle	55
lamb	55
lather	51
late	63
lea	31
least	60
leather	56
leave	40
leme	51
ley, lay	36
linen	44, 52
linnen	52
little	52
lombor	27
low	36
lye	36
maiden	42
mare	31
marrow	34
meadow	30
mear	29, 31
meluw	28
meolc, milc	63
mett	27
moddor	28
monk	64
mônd	63
*month	63
morn	48
most	60
mote	61
narrow	30
nearu	29
nine	44
ooze	41
*open	44
otter	56
oven	43, 56
own	44
pêa	28
penny	59
pillow	30
*plough	37
poppy	59
pox	48
preef	40
priest	60
proof	40
provost	59
*raven	43
roost	60
saddle	55
sallow 'blafs'	30
sallow 'Salweide'	35
salor	27
sâwl	63
seal 'Seehund'	31, 61
seal 'Weide'	35
searu	29
sêaw	28
seol	31
settle	56
seven	44, 56
shackle	55
shadow	30
shamble(s)	45, 57
shammel	46, 57
sheriff	41
shoe	31
shovel	55
sijor	27
sinew	30
*slough	38
smeoruw	28
snare?	32
snâw	28
snottor	28
sorrow	34
stamina sg.	65
stave	39, 61
steady	59
stiff?	53
stirrup	53
strata sg.	65
**strêaw*	27
sul	29
swaddle	56
tæhher	28
tallow	34
tame	63
tether	56
tetter	56
**dêow*	27
thimble	45, 52
thunder	45
*token	43
**trêow*	27
truce	48
tuddor	28
twelve	40
vixen	43
wæccer	28
Wales	31
ware	62
*water	57
wattle	56
*wawe?	39
Weal	29
weapon	43, 51
weather	56
welkin	43, 50
wether	56
whale	61
willow	34
wise	41
wonder	55
world	63
yellow	30
yoke	61

Strafsburg i. E. E. Koeppel.

Scenerie und Staffage im 'Sommernachtstraum'.

Da Shakespeares Elfenlustspiel allem Anschein nach für eine vornehme Hochzeit gedichtet wurde, die am 2. Mai 1594 stattfand (vgl. Archiv für das Studium der neueren Sprachen Band XCV, S. 291 ff.), so liegt es nahe, dem Umstand, dafs die Hochzeit des Theseus und der Hippolyta, wie es scheint, in eine Neumondzeit, und zwar auf einen Maineumond, verlegt ist (Mids. I, 1, 10; I, 1, 83), eine aktuelle Bedeutung beizumessen.

Nach dem, was ich jetzt, mit gütiger Hilfe von Herrn Professor Harzer, Direktor der Königlichen Sternwarte in Kiel, darüber ermittelt habe, trifft dieser Umstand nach der gewöhnlichen Auffassung allerdings nicht auf das Jahr 1594 zu. Aus den Syzygientafeln für den Mond von Th. von Oppolzer (Publikation der Astronomischen Gesellschaft XVI, Leipzig 1881) geht hervor, dafs der Maineumond (nach Gregorianischem Kalender) stattfand:

1592	Mai 11	1 h 26 m	Nachmitt.	mittl.	Zt. Greenw.
1593	Mai 1	5 h 17 m	Morgens	„	„ „
1594	Mai 20	3 h 36 m	Morgens	„	„ „

Da nun aber damals in England noch der Julianische Kalender galt, der hinter dem Gregorianischen um 10 Tage zurück war, so müssen wir 10 Tage abrechnen; es fiele also nach damaliger englischer Zeitrechnung der Neumond:

1592 Mai 1
1593 April 21
1594 Mai 10

Danach würde allerdings das Jahr 1592 in dieser Beziehung scheinbar etwas besser zu den dargestellten Verhältnissen stimmen als 1594, worauf schon W. A. Wright in der Einleitung zur Clarendon Press Edition des Sommernachtstraums (p. XXIII) aufmerksam machte. Indessen Wright selbst legte nicht viel Gewicht auf diesen Umstand, und ich glaube, wir brauchen uns gleichfalls dadurch nicht beirren zu lassen. Das Jahr 1592 pafst in anderer Beziehung gar nicht, insbesondere weil es einen aufsergewöhnlich trockenen Sommer hatte (während unser Lustspiel auf einen sehr regnerischen anspielt). Der Dichter braucht sich in Bezug auf den Mondwechsel nicht genau an den Kalender des Jahres 1594 gehalten zu haben, und er kann in den bekannten Worten des Theseus in der ersten Scene nur den Monats-, nicht den Mondwechsel gemeint haben; 'moon' wird ja auch sonst bei Sh. gleichbedeutend mit 'month' angewendet. Dafs der Neumond für die Scenerie des Stückes nicht zu urgieren ist, erhellt übrigens aus zahlreichen Stellen, in denen der Mondschein geradezu hervorgehoben wird.

I, 1, 209 To-morrow night, when Phoebe doth behold
Her silver visage in the watery glass — — —

II, 1, 60 Ill met by moonlight, proud Titania.

III, 1, 52 Doth the moon shine that night, we play our play?
— — — Yes it doth shine that night.

III, 1, 203 The moon methinks looks with a watery eye.

V, 1, 378 Now the hungry lion roars
And the wolf behowls the moon.

Vgl. I, 2, 104, II, 1, 141, III, 1, 176.

Am 1. oder 2. Mai 1594 hätten die Schauspieler bei (abnehmendem) Halbmond gespielt. Die Worte des Theseus: *'O methinks how slow this old moon wanes!'* haben also gewifs höchstens insofern aktuelle Bedeutung, als sie anzeigen, dafs zur Zeit der ersten Aufführung der Mond im letzten Viertel stand.

Die fast durchgehend nächtliche Scenerie des Lustspiels, welche auch im Titel ausgedrückt ist, deutet wohl ebenso wie manches andere Anzeichen darauf hin, dafs es ursprünglich für eine Festvorstellung gedichtet ist, die abends stattfand (vgl. Mids. V, 34, V, 373); gewöhnliche Theateraufführungen fielen bekanntlich in die Nachmittagsstunden. Die Scenerie und Staffage ist auch sonst wohl der Zeit und dem Ort der ersten Aufführung angepafst worden. Den Palast des Theseus hat sich der Dichter jedenfalls nicht im griechischen Stil gedacht, sondern eher wie ein altes englisches Schlofs, etwa das Schlofs von Windsor. Den Wald bei Athen malte er sich in seiner Phantasie wohl ähnlich aus wie den grofsen Park von Windsor, in welchem es ja ebenfalls nicht recht geheuer war; ja man kann bei der 'Eiche des Herzogs' 'eine Meile aufserhalb der Stadt' vielleicht geradezu an 'Herne's Eiche' denken, die in den 'Lustigen Weibern von Windsor' den Mittelpunkt ähnlicher Scenen bildet.

Sicher hat der Dichter die Handlung des Stückes in den Frühling verlegt: Veilchen und Schlüsselblumen blühen, Lerche und Nachtigall singen.

Auffallend ist daher die Zeitangabe in II, 1, 82:

> And never, since the middle summer's spring
> Met we on hill, in dale, forest or mead,
> By paved fountain or by rushy brook
> — — — — — — — — — — — — —
> But with thy brawls thou hast disturb'd our sport.

Denn diese Verse und die nachfolgende Schilderung des regnerischen Sommers deuten allerdings eher auf eine Sommer- oder Herbstzeit. Daher ist wohl die ganze Stelle als nachträglich eingeschaltet aufzufassen.

Wäre indessen, wie Fleay vermutete, Sidney Lee (Life of Shakespeare p. 161) und E. K. Chambers (Midsummer Night's Dream, Warwick Shakespeare p. 14) wenigstens geneigt sind anzunehmen, das Lustspiel erst im Winter 1594/5 zur Vermählung von William Stanley, Grafen Derby, 26. Januar 1595 verfafst, so würde jene Stelle kaum zu erklären sein. Denn nicht nur wären die Klagen über sommerliches Regenwetter mitten

im Winter 1594/5 oder später sehr unangebracht gewesen, sie wären auch geradezu in Widerspruch mit den Thatsachen geraten. Die Befürchtung einer schlechten Ernte, die in V. 90 ff. ausgesprochen ist:

> The ox hath therefore stretch'd his yoke in vain,
> The ploughman lost his sweat, and the green corn
> Hath rotted ere his youth attain'd a beard —

obwohl in Anbetracht des regnerischen Wetters durchaus gerechtfertigt, ging ja im Jahre 1594 nicht in Erfüllung: Stowe berichtet ausdrücklich, dafs trotzdem im August eine gute Ernte (a fair harvest) folgte und infolge von Kornausfuhr die Preise sehr in die Höhe gingen, so dafs die Farmer wohl zufrieden sein konnten.

Für Fleays Vermutung fehlt indessen jeder Anhalt. Persönliche Beziehungen Shakespeares zu William Stanley oder seiner Braut sind nicht zu erweisen, aufser dafs Shakespeares Truppe unter dem Patronat seines verstorbenen Bruders Ferdinand Stanley gestanden hatte. Shakespeare, der Günstling des Grafen Southampton, wäre der Braut, Lady Elizabeth Vere, als Festdichter sicher nicht sehr genehm gewesen, da sie ja ursprünglich dem Grafen Southampton zugedacht war und dieser sich zurückgezogen hatte — wie Demetrius von Helena (vgl. Sidney Lee, Life of Shakespeare p. 378).

Von einer Verbindung zwischen William Stanley, dem späteren Grafen Derby, und Lady Elizabeth mufs nun aber schon im Frühjahr 1594 die Rede gewesen sein; sonst hätte nicht im Sommer dieses Jahres das verleumderische Gerücht auftauchen können, dafs Lord Burleigh, der Grofsvater der Lady Elizabeth Vere, den Grafen Ferdinando Stanley († 16. April 1594) habe vergiften lassen, damit seine Enkeltochter, als Gemahlin des jüngeren Bruders, Gräfin Derby würde (Calendar of State Papers, Dom. Ser. 1591—94 p. 545).

Die neunzehnjährige Lady Elizabeth Vere kann also damals in demselben Dilemma sich befunden haben wie Helena im III. Akt des Sommernachtstraums: verschmäht von dem Einen, umworben von dem Anderen.

Andererseits scheint der flatterhafte junge Graf Southampton

damals (1594) der Lady Bridget Manners etwas den Hof gemacht zu haben, die aber ihrerseits von ihm nichts wissen wollte (Sidney Lee p. 378) — von Elizabeth Vernon dürfte damals noch nicht die Rede gewesen sein.

Es ist also möglich, dafs der Dichter bei den Wirrungen und Irrungen der athenischen Liebespaare wirkliche Liebesverhältnisse, die sich in seinem vornehmen Bekanntenkreise im Frühjahre 1594 abspielten, im Auge hatte.

Aber nötig ist dies nicht anzunehmen, da die ganze Fabel des Stückes sich ungezwungen als eine freie Variation des gegebenen Themas von der Zaubergewalt der Liebe erklärt, ausgehend von den für die Festvorstellung gebotenen Voraussetzungen, beeinflufst durch die Tradition der Maskenspiele und durch naheliegende litterarische Reminiscenzen.

Gegeben war das Thema der ruhig-sicheren Liebe des gereiften Mannes zur vollreifen Frau (da ja die Neuvermählten beide über die Jugendjahre längst hinaus waren).

Es lag nahe, als Kontrast dazu den Wankelmut eines jugendlichen Liebespaares darzustellen, welches sich naturgemäfs verdoppelte. Durch die Tradition und Mode geboten oder wenigstens nahegelegt war ferner das antike Kostüm und die Einflechtung der Elfen-Maske.

Ein Hochzeits-Festspiel, am 1. oder 2. Mai aufgeführt, in einem prächtigen, wahrscheinlich waldumgebenen Schlosse — da durfte natürlich auch die Feenkönigin mit ihrem Gefolge nicht fehlen. Wenn, wie anzunehmen, Königin Elisabeth selbst als Hochzeitsgast erwartet wurde, welche als Feenkönigin von Spenser allegorisch gefeiert worden war, so lag es nahe, Titania auch im Sommernachtstraum höfisch-allegorisch zu deuten. Vielleicht hat das der Dichter ursprünglich nach dem Muster Lylys auch beabsichtigt: der Zwist Oberons und Titanias, der sonst aus der Luft gegriffen zu sein scheint (Brandl in Schlegel-Tiecks Shakespeare VII, 267), erinnert sehr an das damals schon gespannte Verhältnis der Königin zu ihrem Günstling Essex; und die eifersüchtige Neigung beider zu einem schönen Pagen liefse sich auf den bildschönen jungen Grafen Southampton (= Adonis) beziehen, der damals bei der Königin in hoher Gunst stand und zugleich der intime Freund des Grafen Essex war. Auch

Essex war vielleicht ein Hochzeitsgast. Der Name Titania konnte bei Ovid geradezu Diana bedeuten; und als keusche Diana war Elisabeth bis zum Überdrufs gepriesen worden.[1]

Aber der Dichter war vorsichtig genug, solche höfisch-allegorische Auslegung, die doch ihr Gefährliches hatte, wieder zu verwischen, indem er Titania und Oberon deutlich als Elfen zeichnete und im Hintergrunde die königliche Vestalin als ein von Titania ganz verschiedenes Wesen auftauchen liefs. Shakespeares Geschmack und poetischer Instinkt liefs ihn ja von der Allegorie überhaupt nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen.

So malte er denn das Treiben seiner Elfen mehr nach volkstümlichem Aberglauben aus, indem er nur einige Züge einfügte, die, wie es scheint, aus antiken, ovidischen Vorstellungen entsprungen sind: Circe (= Titania), Diana (= Titania) und Actaeon, Midas' Eselsohren. Dafs damals den Elfen und Kobolden, überhaupt den Elementargeistern, auch von gebildeten Leuten noch die Macht zugeschrieben wurde, sinnverwirrende Träume zu erregen, ist aus des gelehrten Thomas Nash Schrift 'Schrecken der Nacht' (1594) zu ersehen, welche Shakespeare gewifs gelesen haben wird.

Im übrigen sind die meisten litterarischen Anregungen bekannt, welche wahrscheinlich des Dichters Phantasie beeinflufst haben: Chaucers Erzählung des Ritters und vielleicht die Erzählung des Kaufmanns, Plutarchs Theseus, Ovids Metamorphosen (Pyramus und Thisbe), Lylys 'Sapho und Phao' und 'Endymion', Montemayors Diana, Shakespeares kurz vorher gedichtetes Lustspiel von den beiden Veronesern (oder dessen Vorstufe) — der Einflufs der alten, ungedruckt gebliebenen Dramen von 'Palamon and Arcite' und von 'Huon of Bordeaux' läfst sich nur vermuten, nicht feststellen —, endlich, wie ich glaube,

[1] Auch ist vielleicht eine Anspielung auf Essex' heimliche Vermählung in dem Vorwurf, welchen Titania dem Oberon macht, enthalten:

Mids. II, 2, 5: — — — I know
When thou hast shol'n away from Fairy Land
And in the shape of Corin sat all day
Playing on pipes of corn, and versing love
To amorous Phillida.

auch das Vorspiel des alten Lustspiels von der Zähmung der Widerspenstigen.

Der Einfluſs Chaucers scheint sich nicht nur in dem Rahmen der Handlung und in einzelnen Motiven geltend zu machen, sondern auch im Gesamtcharakter des Lustspiels, in der phantastischen Mainacht-Stimmung und in der ironisch-humoristischen Färbung. In keiner anderen Dichtung ist Shakespeare dem Geist Chaucers so nahe gekommen. In Chaucers Canterbury-Geschichten zeigt sich ein ganz ähnliches buntes und barockes Durcheinander würdig-pathetischer, graziös-phantastischer und burlesker Figuren: da haben wir nicht nur Ritter und Edelfrauen und schmachtende Liebende, sondern auch die Elfen, mit König und Königin, und plumpe Handwerker. Für die Situation des Zusammentreffens der Elfenkönigin mit dem Weber Zettel könnte auch Chaucers Prolog zur Legende von den guten Frauen eine Anregung gegeben haben. Wahrscheinlich malte Shakespeare die Erscheinung der Elfenkönigin und des Elfenkönigs sich ähnlich aus, wie dort Alceste und der Liebesgott geschildert wurden (grüne, blumengeschmückte Gewänder, Blumenkränze auf den Haaren).

Ob indessen jener Scene, in der Titania den Eselskopf des Webers und Schauspielers Zettel herzt, nicht doch eine tiefere, satirische Deutung zu geben ist? Spenser, der Dichter der Feenkönigin, hatte ja in den 'Thränen der Musen' verächtlich der unwissenden, plumpen Schauspieler gedacht, die die göttliche Muse Thalia entweihten; und Robert Greene hatte in dem bekannten Ausfall gegen Shakespeare von 'rohen Burschen' gesprochen. Und nun wagt solch ein ungebildeter Komödiant, solch ein 'Johannes Factotum' gar in das Reich der Elfenkönigin einzudringen! Zur Strafe wird er von 'Robin Goodfellow' mit einem Eselskopf bedacht; aber die Gunst Titanias wird ihm doch zu teil, wenn auch nur für die kurze Dauer dieses 'Sommernachtstraums'. Könnte nicht in dem Auftreten des Webers und seiner Genossen überhaupt etwas Selbst-Persiflage beabsichtigt sein? (Vgl. Brandl a. a. O. S. 269.)

Auch Zettel ist ein 'Johannes Factotum', und die komische Tragödie von 'Pyramus und Thisbe' sieht ganz aus wie eine Selbst-Parodie auf 'Romeo und Julia'.

So läfst sich der Sommernachtstraum als echte Gelegenheitsdichtung deuten, die nicht nur in der Scenerie, sondern auch in ihren Figuren die umgebende Wirklichkeit, allerdings in phantastischer Färbung und Umgestaltung, widerspiegelt. Wüfsten wir Näheres über die festliche Veranstaltung, für die das Lustspiel gedichtet war, über die Personen, welche das ursprüngliche Publikum bildeten, so würden wir wahrscheinlich das Gewebe der Dichtung noch besser durchschauen und den tieferen Sinn des lustigen Mummenschanzes noch deutlicher erkennen.

Kiel. G. Sarrazin.

Le courtisan dans la littérature française

et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione.

Mon enfant, disait le roi René dans son *Abuzé en court,* en l'ordre et reigle de la court y peult avoir a foison gens saiges et bien morigines et qui a leur saulvement ont bon commancement d'entendre. Mais toutefois ceulx qui en la court sont en servitude et subieccion et fault par contraincte que d'icelle vivent et se veullent soubz elle eslever ... sont a ung dangier merveilleux. Et ce n'était pas seulement le bon roi de Sicile qui considérait la cour comme un lieu de corruption morale en s'écriant avec mélancolie:

Plus se fie l'ōme en la court,
Moins en amende au temps qui court.
Plus prent lomme paine a servir,
Moins prent paine au revenir

donnant ensuite des règles de *feintise* comme indispensables aux courtisans:

Tost ragarder e faindre riens ne veoir,
Tost escouter monstrans riens ne savoir,
Mot ne sonner des cas qu'on voit e scait.

Dans la *Doctrine des princes et des servans en court* du XVe siècle, on renchérit sur les ennuis et les vices de cette vie malheureuse:

Tant de perilz sont à poursuyvre (la) court
Qu'à grant peine s'en pourroit nulz garder.
Qui grace y a, envie sur luy court;
Qui grant y est, en doubte est de verser;
Là convient il tant de maulz endurer,
Dont, quant à moy, je tien que c'est grant sens
D'avoir à court ung pyé hors et l'autre ens.

L'auteur anonyme de cette doctrine continue en répétant, à peu près, les conseils du roi de Sicile:

> En grans cours fault souvent faire le sourt,
> Qu'on ne voit riens et qu'on ne scet parler
> Aultruy servir et qu'on face du hourt,
> Faire plaisir, soffrir, dissimuler ...
> Trop parler nuist, aussi fait mal trop taire.

Un développement plus considérable de ces idées paraît dans *Le Curial* de M. Alain Chartier secretaire du roy Charles septieme, où il est amplement traité de la vie et mœurs des courtisans (éd. de Daniel Chartier, Paris, 1582). Pour lui aussi la cour ne peut convenir qu'à des hommes sans foi et sans vertu.

Les cours des haux princes ne sont jamais desgarnies de gens desloyaux: de langage decevans, par menaces espouventans, par envie contendans, par force de dons corrompens, par flaterie blandissans et par delices alaictans. Rien ne saurait convenir moins à un honnête homme que la vie auprès des rois parce que ceux qui sçavent dissimuler sont prisez ... ès cours plus que les autres gens. Les abus de la cour et la maniere des gens curiaux sont tels, que jamais homme n'y est souffert soy eslever s'il n'est corrompable. Car vertu qui est en tant de manieres troublee s'elle ne s'orgueillist, elle est mesprisee, s'elle ne fleschist, elle est par force ravalee, ou dehors chassee. La prudence la plus absolue n'arrive pas toujours à sauver l'homme de cour; c'est là, où l'on voit un commerce honteux des emplois et des charges publics, c'est là le nid du mensonge et de la flatterie. La court rit au commencement à ceux qui entrent, et puis les rechine, et aucunes fois les mort. Et l'auteur finit son *Curial* par un hymne à la vie libre des champs: O bienheureuse maisonnette en laquelle regne vertu sans fraude ne barat et qui est honnestement gouvernee en crainte de Dieu et bonne moderation de vie! Pierre Michault secrétaire de monseigneur de Charrolois, fils du duc de Bourgogne, dans son *doctrinal de Court* (éd. 1522) avait déjà développé des idées pareilles.

Les malheurs de la cour forment un des sujets chéris des poètes de cette époque. Ronsard se plaint de vivre entre les courtizans, de fraude et de mensonge impudens artizans. Vauquelin de la Fresnaye, d'après des modèles italiens, plaint ceux qui renoncent à la liberté pour végéter dans l'esclavage du Louvre, Régnier le suit de près et certaines compositions poétiques prennent pour titre le *satyrique de la court,* le *Pasquil de la*

court, où l'on se moque de la vie courtisane et des modes, les *visions de la cour,* où la peinture est très vive et acérée, et rien n'est plus commun chez les poètes du XVIe et du XVIIe siècle que le tableau de la vie champêtre opposé à celui de la vie agitée des artistes et des gentilshommes renfermés dans les palais des rois. Du Bellay, pour choisir, au milieu de la foule souvent au-dessous de la médiocrité, un poète de beaucoup de mérite, peint ainsi la courtisanerie à son ami Dilliers et lui donne des conseils pour pouvoir naviguer sur cette mer orageuse:

Si tu veux vivre en court (Dilliers), souvienne-toy
De t'accoster toujours des mignons de ton maistre,
Si tu n'es favori, faire semblant de l'estre,
Et de t'accommoder aux passetemps du Roy.
Souvienne-toy encor' de ne prester ta foy
Au parler d'un chascun: mais surtout sois adextre
A t'aider de la gauche, autant que de la dextre,
Et par les mœurs d'autruy à tes mœurs donne loy ...

Il lui recommande surtout de ne pas se montrer trop *ennemy du vice;* ailleurs il ajoute ce conseil

Mais surtout garde toy d'estre trop veritable

et à Belleau, qui veut vivre à la cour, il rappelle que

Ces beaux noms de vertu, ce n'est rien que du vent.
Donques si tu es sage, embrasse la feintise,
L'ignorance, l'envie, avec la convoitise.

Malgré ce dédain qu'ils font sonner si haut, les poètes de la Pléiade, aussi bien que leurs successeurs, s'empressaient d'obtenir des charges à la cour, et c'est là sans contredit l'époque où la poésie courtisane fut le plus à la mode. Ces poètes, blâmant les vices des puissants et soupirant après la solitude, ont rempli leurs volumes de flatteries à la louange des grands et de tous ceux qui tenaient en quelque manière au pouvoir. Charles IX et Henri III ont été prônés comme des modèles de toute vertu, et des favoris ignobles ont été de même couverts de fleurs, quitte à être traînés dans la boue, lorsque la fortune leur tournait le dos. La flatterie de ces poètes à gages n'oubliait pas les dames jouissant de quelque crédit; elle s'étendait aux favorites des princes, jouait souvent le rôle complaisant d'entremetteuse, corrigeait ou composait les vers amoureux des souverains, sans oublier les mignons et n'oubliait pas non plus les favoris des favoris, y compris les

petits chiens, les serins et les moineaux des dames galantes, qui firent répandre des flots d'encre. On rencontre, il est vrai, par ci par là quelques exemples de fierté, quelques protestations assez vives, mais ce sont des esprits solitaires, vivant loin de la cour ou s'en retirant avec dédain, tels que d'Aubigné, ou des bourgeois prudents, cachant leur personnalité sous le voile de l'anonyme. D'ailleurs ces protestations sont dictées, le plus souvent, par des ressentiments personnels, par l'envie du pouvoir, ou, sous le titre vague de peinture *du temps qui court,* embrassent tous les états et tous les vices et perdent, dans leur étendue, toute profondeur de satire.

Ce caractère de la poésie de cour n'est pas d'ailleurs particulier seulement à la France seule. Tout le monde connaît que les esprits même les plus éclairés de l'Italie avaient dû payer leur tribut aux princes chez qui ils vivaient, tout en devant souvent s'en plaindre, ainsi que l'Ariost et le Tasse, pour citer les plus illustres. La vie supérieure de ce temps, la vie intellectuelle et artistique, surtout pour les écrivains qui n'ont pas assez de fortune pour pouvoir se passer de quelque appui, est nécessairement asservie à la fortune des souverains et l'art d'en gagner la faveur doit former le fonds de l'éducation, non seulement des écrivains mais de tout gentilhomme renonçant à la vie indépendante mais ennuyeuse et monotone de son château. Ainsi depuis les cours de Ferrare et d'Urbin jusqu'à celle de Louis XIV, cette chasse au sourire du maître devient une sorte de science de la vie pour les classes élevées. C'est là un des traits les plus caractéristiques de l'époque et qui révèle, au plus haut point, la différence entre la société du passé et celle de nos jours.

La manière de former un courtisan parfait devient donc un des sujets les plus répandus des littératures du midi de l'Europe. En Italie, en France et en Espagne, nombre d'écrivains, ayant vécu plus ou moins en contact avec les princes composent des traités sur ce sujet, quelques-uns l'envisageant d'une manière pratique et sans cacher les vices et les sacrifices de cet état, d'autres au contraire planant dans une sorte d'idéalité et de perfection morale. Le *Cortegiano* du Castiglione exerça sans doute une influence remarquable sur cette sorte de littérature et dès son apparition, il fut traduit, lu, cité et considéré comme le

code du parfait gentilhomme.[1] *Savoir le courtisan* était une sorte d'expression proverbiale, comme on le voit dans le 70e des *Devis* de Bonaventure des Périers, et à la cour de François Ier et auprès de sa sœur, Marguerite de Navarre, l'ouvrage du gentilhomme italien eut un succès vraiment remarquable. Le *Courtisan retiré* de Jean de la Taille s'écrie :

> Je sceus dissimuler et sceus bien mettre en œuvre
> Tout ce que Baltazar de Chastilon descœuvre
> En son *Courtisan feint.*

Ce qui démontre d'ailleurs une connaissance imparfaite du caractère moral du *Cortegiano*. L'influence du Castiglione sur les nouvelles de Marguerite m'a paru toujours évidente, et je crois l'avoir démontrée ailleurs;[2] elle s'étend de même à la plupart des traités se proposant le même but que le *Cortegiano*. Quelquefois cette imitation est presque servile; en d'autres cas elle s'élargit, en acquérant une certaine originalité, et il y des cas aussi où l'originalité est évidente et il ne s'agit que de quelques rencontres de pensée, peut-être dues au hasard. Le *Cortegiano* n'est pas d'ailleurs une production isolée. Il est entouré et suivi d'autres ouvrages italiens bien connus au delà des Alpes, tels que le *Galateo* de Monsignor Della Casa,[3] la *Civil conversatione* du Guazzo,[4] le *Malpiglio ovvero della Corte* de Torquato Tasso, les *dialogues* de Ludovic Domenichi (de la Noblesse, de la Cour), l'ouvrage de Matteo Peregrini[5] sur *le sage en cour* et d'autres livres italiens, qui n'ont

[1] Le courtisan du Castiglione parut en 1528 et fut traduit en français, en 1537, par Jacques Colin d'Auxerre, secrétaire de François Ier. Melin de Saint Gelais revit et corrigea cette traduction (Lyon 1538, Paris 1549), qui fut suivie par celle de Gabriel Chapuis: *Le parfait courtisan* en deux langues, Lyon, 1580 et ensuite Paris, 1588. Cfr. là-dessus la thèse de Mr Joly: *De Balthassaris Castilionis opere cui titulus* etc. Cadomi, Hardel 1856, pp. 99—100.

[2] Cfr. mon *Contributo allo studio della Novella francese del XVo e XVIo sec.* (Roma, Loescher, 1895) p. 41 et sqq.

[3] Le Galatee premierement composé en Italie par J. de la Casa depuis mis en françois, latin, allemand et espagnol etc. A Montbeliard par Jaques Fevillet, 1615.

[4] La civile conversation du seigneur Estienne Guazzo trad. par F. de Belleforest Commingeois, Paris, 1582. Le même ouvrage traduit par Gabriel Chapuys Tourangeau, Lion 1580.

[5] Matteo Peregrini: Le sage en cour, traduction par Pierre de Marcassus, Paris, 1638.

pas été tous traduits, mais qui ont pu être connus, tels que, pour nous borner aux plus célèbres, le *Gentiluomo* de Fausto da Longiano (Venise, 1544), le *Gentiluomo* du Mutio Justinopolitano, les discours sur les gentilshommes *ne' servigi de' lor signori* de messer Pelegro de' Grimaldi (Venise, 1544), le Trattato del debito del cavaliero de Pomponio Torello (Parme, 1596), les *discours* du comte Annibale Romei (Venise, 1586), parmi lesquels celui sur la noblesse, et surtout les *Ricordi ovvero ammaestramenti* de Monsignor Sabba Castiglione (1535) traduits en français en 1554.[1] Que l'on ajoute l'influence de certains ouvrages espagnols sur le même sujet, le *Mespris de la Court* de Guevare, traduit par Alaigre en 1543, le *Reveille-Matin des Courtisans* du même, rendu français par Sebastian Hardy (Paris, 1622), la lettre célèbre d'Antoine Perez au duc de Lerme, commentée, entre autres, par le docteur Camillo Baldi de Bologne et publiée par G. F. Grillenzoni de Carpi (Bologne, 1625) et le *Desengaño de cortesanos* par Alonso de Barros traduit par le même Hardy (Paris, 1617), sorte de recueil de sentences, qui pourraient fort bien s'appliquer à toutes les classes sociales. Je laisse de côté l'*Homme de Cour* de Baltazar Gracian, mis en français par le sieur Amelot de la Houssaie (Paris, 1684), qui ne se rapporte point au courtisan proprement dit, nonobstant le titre français, qui n'a, à son tour, aucun rapport avec celui de oraculo manual y arte de Prudencia de l'original espagnol. L'influence de tous ces livres italiens et espagnols est dans son ensemble, bien inférieure à celle du seul *Cortegiano*, et entre celui-ci et les *Courtisans français*, il y a aussi une différence commune et, à mon avis, très caractéristique. Tandis que l'ouvrage du Castiglione vise à la formation du gentilhomme accompli, sous le rapport physique et intellectuel, de sorte que la faveur dont il jouira auprès de son prince ne sera que la récompense due à ses mérites, les écrivains français se préoccupent surtout de la manière de s'emparer de cette faveur, persuadés d'avance que la perfection idéale du Castiglione ne suffit pas à atteindre ce but. Messer Pelegro de' Grimaldi écrivait en 1544, dans son courtisan déjà cité: Egli (le Castiglione) ha volnto formare un Cortegiano sì fatto ch'è impossibile, ch'altri ne divenga mai tale et

[1] N'oublions pas non plus l'abrégé qu'on donna du Cortegiano sous le titre *Opera singularissima del Cortegiano in brevità ridotta* per Scipio Claudio, 1539.

pour compléter et en partie pour corriger, ce qu'il y avait de trop peu pratique, dans l'ouvrage du Castiglione, il compose son traité, où la vie de cour est envisagée telle qu'elle est et l'idéalité morale est bafouée ou négligée. Les écrivains français ont suivi à peu près la même méthode.

L'examen qui va suivre aura peut-être le défaut de paraître trop minutieux, mais comme il s'agit de productions, en partie, presque inconnues, j'ai cru nécessaire d'en donner une idée assez nette et précise. Je commence donc par une composition en vers, le *Discours de la Court* de M. Claude Chappuys. L'ouvrage porte la date de 1543 (édition de Paris) et exalte la gloire de François Ier et de sa cour. Nous nous trouvons donc en présence d'une sorte d'apologie et, qui pis est, de nombreuses personnifications, qui lui donnent presque l'air d'une *moralité*, ou d'une page du *Roman de la Rose*. Au milieu de ces personnifications, qui rappellent encore le moyen âge, Claude Chappuys nous donne aussi quelques conseils touchant la vie courtisane. Après avoir été longtemps en doute

Si je debvois choisir la vie active
On m'arrester à la contemplative,

précédé par le *Franc Arbitre*, qui lui sert de guide, et conseillé par Dame *Esperance* honnestement parée, le poète entre dans

ung chemin grand et large
Tant frequenté et tant battu de gentz
De tous endroictz, de riches, d'indigentz
Qu'il n'en est point ailleurs telle affluence,

et l'Esperance lui dit de suivre courageusement cette route, si de rien veulx estre quelque chose. Chemin faisant il rencontre l'Arétin et Pasquin, qui par leurs moqueries semblent vouloir s'opposer à sa marche:

Mais y allant rencontray l'Aretin,
Avec Pasquil, l'ung me parloit latin,
L'autre tuscan, et m'estoient incongneuz
Fors de renom, car ilz estoient venuz
En leurs habitz tissuz de mocquerie.

En s'approchant de la cour du roi, *Labour*, *Diligence* et *Bon Vouloir* viennent à sa rencontre, pour l'aider dans son entreprise, mais il voit aussi une foule de pages et d'autres courtisans, jouant et riant aux éclats, qui voudraient le faire passer pour

leur dupe, et qui lui adressent des questions d'un genre qui rappelle de près certaines plaisanteries de Rabelais:

Si j'ay point veu ung baston sans deulx boutz,
Si je cognoys quant les chatz ont la toux.

Ils vantent aussi leur importance et leur crédit auprès du souverain:

L'ung dict: je suis des favoritz du Roy,
Car ce matin il a craché sur moy.
Et l'autre crye ung peu en plus bas ton:
Il m'a chargé l'espaulle d'ung baston,
Et m'a esté tant doulx et tant humain
Que je suys faict chevalier de sa main.

Enfin notre poète réussit à atteindre le palais de François Ier, dont il décrit la splendeur:

Où nul ne doibt entrer s'il n'est loyal.
Et le portail d'ouvraige sumptueulx
N'est point ouvert sinon aux vertueux!

Devant le portail se promène l'*Occasion,* qui joue le rôle de concierge et il voit la fontaine de civilité

Ou plus l'on puyse et tant plus elle est plaine,

et à laquelle il faut puiser beaucoup pour être digne d'entrer dans la gloire du Louvre.

Puyser se peult parfaicte honnesteté,
Grace agreable, ung maintien asseuré,
Ung attraict doulz, discret et mesuré.

C'est elle qui apprend à bien parler, à se faire des amis, à faire son profit des ennemis même, enfin à

S'accommoder aux temps et aux personnes,
Dissimuler par prudence, et se taire,
Quant est besoing, bien mener son affaire,
Se bien cognoistre et bien se mesurer,
Esperer tout, en rien ne s'asseurer.

Le poète ne se laisse pas échapper l'occasion d'adresser les plus grands éloges à François Ier, à sa sœur Marguerite et à tous les personnages de quelque importance, et il esquisse une sorte de tableau des différents types de courtisans. On voit ceux qui s'y rendent, sans le sou, pour tenter la fortune, d'autres

Qui n'y font rien qu'importuner le Roy

de poil ardent comme il les appelle et âpres à la curée.

D'aultres y vont pour estre myeulx venus
En leurs pays et estre soubstenuz
De quelque prince et seigneur de crédit;

ils n'y font qu'une rapide apparition. L'auteur rappelle à ce propos que pour faire sa fortune à la cour de France, il ne faut pas avoir l'air de se moquer de tout le monde et, chose étrange, il parle des Italiens vivant auprès du Roi sans en médire ainsi que les autres poètes de l'époque:

Il y a gentz de toutes nations,
Italiens tous pleins d'inventions.
Venise riche y meine grand practique
Pour conserver tousiours sa Republique.
Rome la saincte y envoye dispenses,
Bulles, indultz, pardons et indulgences.
Plusieurs Lombardz y haulsent les espaulles ...
En attendant de Millan l'entreprise.
Les Florentins y crient sans fainctise
Leur seigneurie a tort estre usurpee.

Nous sommes bien loin d'avoir ici un traité de la vie de la cour, et il ne s'agit à tout prendre que d'un tableau assez fidèle de l'époque. Il ne faut toutefois pas oublier certaines maximes de prudence, de dissimulation, de silence, qui recevront bientôt un développement plus important. N'oublions pas non plus que la vie de la cour nous est représentée comme une sorte de mer agitée, où il faut invoquer l'appui de *Labour, Diligence* et *Bon Vouloir,* et que pour pouvoir y faire sa fortune, il faut saisir l'*Occasion* et faire un véritable cours d'apprentissage à l'école de *Civilité.* On constate, en d'autres termes, la nécessité d'une préparation pour la vie du courtisan, et l'on commence à recommander cette éducation sociale dont le Castiglione avait déjà constaté le défaut en France.

Philibert de Vienne Champenois, dans son *Philosophe de Court* (Lyon 1547) aborde plus franchement la question et se demande quelles sont les qualités morales dont un courtisan ne saurait se passer. Dans un sonnet qu'il met en tête de son ouvrage, écrit en prose et de proportions d'ailleurs assez modestes, il déclare que

... entre tous celuy est seurement
Vray philosophe et tres bon Courtisan,
Qui se compose au fil du temps qui court,

ce qu'il répète ailleurs où il parle de La congnoissance de vivre à la mode de Court en ajoutant que Un homme ne peult estre bon courtisan, s'il ne sçait ce qui plait et est trouvé bon à la court: et ne suffit pas qu'il sache baiser la main, donner l'accolade, faire bon visage, et autres telles choses, mais il nous fault avoir la congnoissance des opinions de la Court et des vertus d'icelle. Enfin ce que l'auteur recommande à son courtisan c'est une certaine facilité de caractère, qui lui permette de suivre le penchant de son prince et de ne pas choquer les mœurs et les coûtumes du pays où il se trouve, mais cette sorte de complaisance doit se borner aux choses externes et indifferentes, car il faut que le courtisan de Philibert de Vienne soit doué des vertus les plus solides. Ce sont là des idées qui se trouvent à peu près dans l'œuvre du Castiglione (IV livre, IX ch.) où l'on conseille au *Cortegiano* de gagner la bienveillance de son prince, d'en étudier le caractère et les habitudes pour le servir quasi adorare il principe (II, 18) et enfin de savoir accommodarsi ai costumi delle nazioni ove si ritrova (II, 22), mais toujours dans un but noble et généreux, toujours pour faire le bien, comme répète Philibert. De même que le Castiglione, l'écrivain français invite son disciple à fuir toute sorte d'affectation soit dans les habits, soit dans le langage, soit encore dans le maintien, et il tourne en ridicule les *muguets de court* qui font la petite bouche, marchent en pas de grue, crachent à côté, parlent à fretiz, respondent à echantillons, portent ganz parfumez à la ceinture, la petite botine decoupee, la cape courte, le petit bonnet, les cheveux recrespeliz à la Cesarienne, aucunefois le petit toupet en forme de passefillon entre le front et l'orcille, et venans en cest équipage avec le petit mot d'Italien et d'Espagnol. Castiglione s'était déjà moqué des courtisans ayant l'affectation de portar il capo così fermo per paura di non guastarsi la zazzera, o tener nel fondo della berretta lo specchio, e 'l pettine nella manica (I, 27) ou de ceux che non solamente si crespano i capegli e spelano le ciglia, ma si strisciano con tutti que' modi che si faccian le più lascive e disoneste femine (I, 19). La *prudence,* la *justice,* la *magnanimité* et la *temperance* sont les quatre vertus que l'écrivain français recommande à son courtisan, et il donne à ces mots un sens très étendu. La prudence consiste dans la connaissance de la vérité, c'est-à-dire des sciences, des lettres et des arts. Ici certaines idées du Castiglione paraissent suivies de près, car le gentilhomme de Philibert de Vienne doit se connaître à toute sorte d'exercices che-

valeresques, l'art d'escrimer et voltiger, de jouer à la paulme, à la balle, danser de toute manière, défendre son honneur à tout prix, tellement que pour un desmentir, il est permis et peult on justement tuer un homme. Il doit avoir quelque congnoissance des estats comme du fait de guerre, savoir composer des vers dizains, rondeaux, ballades, élégies, chansons et jouer de toute sorte d'instruments, le jeu de luth, de guytare, de harpe, de psalterion, d'espinette, de viole, de lyre, de flustes. Enfin il doit connaître aussi plusieurs langues telles que l'espagnol, l'italien, l'allemand, savoir débiter force hystoires et il doit posséder la science de quelques lieux communs des artz liberaux meslez et fricassez ensemble, dont on puisse s'aider en tout propos et à fin d'avoir matiere pour remontrer et diviser de toute chose. Le Castiglione avait déjà appris à son Cortegiano à défendre son honneur les armes à la main (I, 17. 21), sans cependant se donner des airs de bravache et évitant les duels inutiles; il lui avait inculqué la nécessité de savoir manier toute sorte d'armes, il correr lance e 'l giostrare voltiger, sauter, courir, lutter, nager et surtout il gioco di palla (2. 22 passim) et exalté parmi les qualités de son gentilhomme sa connaissance de la musique (I, 47. 48) étant la musica non solamente ornamento, ma necessaria al Cortegiano. Quant à son culte pour les lettres, tout le monde connaît la dispute qui s'élève entre le Canossa et le Bembo, mais il va sans dire que le comte italien ne se serait pas peut-être déclaré fort satisfait de ces artz liberaux meslez et fricassez ensemble, qui rappellent de près la cuisine. Le Castiglione avait recommandé aussi à son élève d'être esercitato nel scriver versi (I, 44) et de connaître varii istrumenti de musique (I, 47) et de la même manière, il voudrait que son gentilhomme eût connaissance de diverse lingue ... e massimamente della spagnola e franzese (II, 37), bien qu'il n'oublie pas, pour elles, le latin et le grec (I, 44). C'était là évidemment une culture encore trop étendue pour le courtisan français, qui d'ailleurs ne méritait déjà plus le reproche du même Castiglione, de mépriser les études et de ne se soucier que des armes (I, 42).

Philibert de Vienne n'oublie pas de faire mention de la libéralité nécessaire aussi bien à un gentilhomme qu'à un prince, mais il n'a pas une idée très élevée de la dignité humaine, car il ajoute que (les) gentilzhommes braves, civils, qui ont tousiours la main au bonnet, un genouil à terre, tant bien accordans, tant bien obéis-

sans, mile caresses, mile reverences ... sont dignes de la liberalité des Princes et il en exclut les courtisans rigides, qui prônent leur vertu et disent la vérité au visage de tout le monde. Cette respectueuse franchise recommandée par l'écrivain italien ne sourit donc pas trop à notre Philibert. Le gentilhomme courtisan — dit celui-ci — n'est point subject à soy; s'il fault rire, il rit; s'il fault se contrister, il pleure; s'il fault menger, il menge; s'il fault jeuner, il jeune; bref il est prest à tout faire selon le plaisir des hommes. En d'autres termes, son courtisan est une sorte d'*esclave* de la cour et de son prince et on doit reconnaître que, sous ce rapport, le personnage idéal qu'il forme est bien loin de la perfection du modèle italien. Philibert ne dissimule point sa vive admiration pour les courtisans d'Italie. Regardons, s'écrie-t-il, l'Italie si civile et courtisane; les italiens sont, à son avis, les plus grands courtisans du monde, et il ajoute: L'Italien en ses actes ne semble point précipitant, ains froidement et attemprement semble considérer toutes les circonstances et comme taster le gué, qui est de prudence. ... Touchant le grand cœur et magnanime, y ha il gens au monde qui le representent mieux que ceux-là? Ils ne s'estonnent, ils ne s'esbahissent de rien; cuydez les espouvanter, ilz feront bonne mine; cuydez les faire rire, ilz ne changent de chere. Mais ce qui forme le plus grand sujet d'admiration pour lui c'est leur habileté dans la dissimulation, car la dissimulation est la qualité principale de son courtisan. C'est là aussi l'avis de l'auteur du *Misaule,*[1] Gabriel Chappuis (Paris, 1585) lequel par un dialogisme et confabulation fort agreable et plaisante demonstre serieusement l'estat des courtisans et autres suivans la court des princes, avec la maniere, coustumes et mœurs des courtisans allemands, prinses de la court d'Ulrich Hutene chevalier Allemand, traduite à la fin

[1] Nous ne comprenons point dans notre examen les ouvrages suivants, qui n'ont aucun rapport direct à notre sujet:

L'*Académie françoise* par Pierre de la Primaudaye, dédiée à Henri III, Paris, 1581, où il est question seulement (1re partie) des qualités morales nécessaires à un homme de bien.

Les *Desseins des professions nobles et publiques,* ouvrage dédié à Henri IV, Paris, 1605, où il y a seulement quelques allusions à la vie du courtisan. (Cfr. 3 leçon, où l'auteur combat l'ignorance de la cour de France et discute si les armes seules sont le seul exercice des nobles.)

Le *Courtisan parfait* ouvrage anonyme (je suis l'édition d'Amsterdam de 1640) sorte de recueil de lettres, dialogues, *complimens* etc. renfermant p. ex. (petit discours) pour faire la reverence au roy et luy offrir son service ... (dialogue) pour inviter à dîner, pour faire amitié etc.

par l'autheur du misaule G. C. D. T. Pour Chappuis, un honnête homme ne saurait vivre à la cour, laquelle ruine le corps et l'âme. Que celuy donc qui veut suivre la Court se cognoisse soy mesme, et prenne garde s'il est plus grand que Platon, s'il a plus de force que luy, pour resister à la mauvaise coustume. Il faut obeir à tous à la court, communiquer ce que vous avez, aller selon le temps, couvrir vostre naturel, et en changer quand il est besoin. Il vous faut tordre et flechir vous mesmes deçà delà; il vous faut vivre avec les tristes severement, avec les remis gaiment, avec les vieillards gravement, avec les jeunes gracieusement, avec les mauvais audacieusement, et avec les luxurieux luxurieusement. Ce pessimisme l'auteur déclare l'avoir puisé au Piccolomini dans son livre latin des courtisans et surtout à une des lettres du père de Pie II paraphrasée par Chappuis, où il est dit entre autres choses: que tous les hommes sont fols lesquels, pouvant mener autre vie que celle que nous appelons courtisane, suivent affectueusement les cours des Princes et vivent en icelles. ... Je vous advise seulement de laisser moissonner ce champ aux bouffons, flatteurs et vaut-riens qui changent le noir en blanc. Les gens de bien n'ont aucune place en la maison des princes. Chappuis n'a pas tort de de se demander ensuite comment le Piccolomini pouvait vivre à la cour après l'avoir jugée si sévèrement, mais il conclut toujours à la louange du célèbre pontife. Bien que l'ouvrage soit écrit en bonne partie d'après Piccolomini des ecrits duquel pour la plus-part ce dialogue est composé, Chappuis n'oublie pas le Castiglione, dont il traduit le nom d'une manière assez étrange Castillonois, et il assure que son *Cortegiano* représente un idéal de perfection qu'on ne saurait atteindre, quelques efforts qu'on fasse. Il rappelle avec beaucoup de complaisance les éloges que l'écrivain italien adresse à la cour de France, éloges qui sont d'autant plus mérités, ajoute-t-il, depuis qu'Henri III est monté sur le trône, car ce grand prince aime naturellement la vertu et courtoisie et pourtant est suivi de courtisans vertueux de naturel du tout symbolisans à luy. On voit que l'auteur du *Misaule,* malgré ses airs de dédain, connaissait assez bien l'art de la flatterie, et si l'on ne savait à quoi s'en tenir dans cette sorte de littérature, on pourrait bien croire qu'il y avait dans ces paroles une pointe d'ironie. Les règles que Chappuis donne pour la conduite de son gentilhomme sont tirées directement de l'œuvre italienne, et il rapporte aussi l'anecdote insérée dans le Cortegiano (I, 17) où l'on

tourne en ridicule ceux qui ne savent parler que de combats. Il ne faut pas, dit-il, que notre gentilhomme les prenne pour modèles de peur qu'à bon droict on ne luy die ce qu'une honneste dame en une compagnie notable dist à un quidam, lequel estant honnestement semons à danser, à ouyr chanter, en fit refus et de plusieurs entretenemens qui luy furent offerts, disant tousiours que telles choses n'estoient pas de son mestier, de maniere que finalement la dame luy demanda: Quel est donc vostre mestier? et il respondit avec un visage rebarbatif: Mon mestier est de combatre. Je penserois, dist incontinent la Dame, que maintenant que vous n'estes point à la guerre ny en termes de combatre, il fust bon de vous faire tres-bien gresser, pour vous serrer en une armoire avec tous vos harnois de guerre jusque à ce qu'il en fust besoin, de peur que vous ne deveniez plus enrouillé que vous estes: et ainsi avec une grande risee des assistans on le laissa avec un pied de nez, en sa folle presomption. Ce qui est traduit à peu près à la lettre. Chappuis fait aussi l'éloge de quelques courtisans de son temps, dont il rappelle les mérites, et ici encore l'inspiration du Castiglione paraît évidente. La traduction de l'allemand d'Ulrich Hutène ne regarde pas de près notre sujet. Il suffit de dire qu'il y a là un tableau des habitudes encore rudes de ces gentilshommes. Dans les cours de l'Allemagne, dit l'auteur, l'on y boit, l'on gourmande, l'on y vomit. Davantage il faut supporter non seulement la puanteur des hommes, mais aussi des bestes. La Court est pleine et farcie des excremens des chiens, et de boucher le nais pour ne les sentir est une chose tant incivile et de mauvaise grace que rien plus. Et faut que pour supporter cela vous vous accoustumiez à ces parfums et ailleurs et mesmes en la sale pendant vostre repas. Et l'auteur continue, représentant la saleté de la nappe, des lits et des mœurs de ces courtisans. On voit que le temps du grand Frédéric est encore bien loin.

La méthode d'exposer des maximes sous forme de dialogue, qui rappelle de près celle du Castiglione, continue dans le *Bonheur de la Cour* de Pierre de Dampmartin (Envers, 1592), où l'on reproduit les entretiens de l'auteur avec le célèbre courtisan de Bussy, un type de guerrier rempli d'audace, vivant au milieu de la corruption des mignons d'Henri III, qui ne sont pas épargnés par lui. L'ouvrage commence par une sorte de débat entre les deux interlocuteurs, touchant le bonheur qu'on peut trouver à la cour et sur la nécessité pour un gentilhomme de vivre ou, au moins, de se rendre de temps en temps auprès

du roi, pour avoir le moyen de profiter à ses amis et nuire à ses ennemis. La maxime, on le voit, n'est pas trop charitable. Le bonheur de la cour consiste d'après l'avis du seigneur de Bussy à avoir des commoditez pour estre bien vestus, bien montez et bien suyvis, acquerir reputation entre les Dames, estre bien receu et caressé d'elles, et par leur bouche estre mis en la bonne grace du Roy, puis parvenir aux honneurs, accroistre ses moyens, se desmesler bravement d'une querelle, et se rendre redoutable aux plus mauvais et en fin devenir compagnon du prince. L'autre interlocuteur combat l'opinion de Bussy par des lieux communs et il oppose à la vie agitée de la cour, où l'on est toujours exposé à l'envie de tout le monde et aux caprices du Roi, la vie tranquille d'un gentilhomme de province libre de tout souci et maître chez lui. Les courtisans, ajoute-t-il, ne sont que des *esclaves dorés*. Cette sorte de prologue est suivie de la description de la vie du courtisan parfait, où il y a évidemment quelques traits qui rappellent le *Cortegiano* du Castiglione, mais que l'auteur peut bien avoir puisés à son esprit. C'est plutôt dans la division des vertus de son gentilhomme en *justice, prudence, temperance* et *magnanimité,* division conforme à celle de Philibert de Vienne, qu'on pourrait retrouver, pour les deux auteurs, une sorte d'inspiration venue du *Gentiluomo* de Fausto da Longiano (Venise, 1544), qui nous offre une division presque analogue en prudenza, giustizia, temperanza e fortezza, où le mot de *fortezza* sert à désigner ce que les écrivains français comprennent sous celui de *magnanimité.* La magnanimité, dit Dampmartin, est une vertu qui nous fait mettre sous le pied tout ce que le vulgaire craint ou admire et nous donne la force de tout oser. Le courtisan parfait, dit notre auteur, est bon en toutes saisons et occurences, il fait dignement sa cour, il se rend assidu aux affaires, sçait bien obeyr et bien commander; et encore plus fidelement et courageusement s'aquiter d'une charge: il discerne chaque chose proprement et se desveloppe accortement d'une difficulté, mais au reste il soustient toujours la bonne cause, asseuré à ses amis, courtois à tout le monde, discret et veritable en ses propos, advisé en ses responses et promesses ... chacun luy veut bien et l'honore, ses ennemis le redoutent, son maistre mesmes l'espargne. Il faut que le courtisan brave la mauvaise fortune, sans se laisser éblouir lorsque celle-ci lui sourit; il ne doit point exagérer sa dépense pour échapper à la médisance et aux soupçons du Prince, et en outre il faut ... rendre nostre aparence

agreable, soit que nous soyons debout ou assis et que nous parlions ou escoutions un autre: en un mot il est besoing de gaigner ce point, que nostre regard et visage, avec le reste de l'assiette du corps, soit tousiours accompagné de ceste biensceance qui est le vray indice d'un esprit doux, remis et moderé. L'auteur tourne en ridicule les delicatesses que je voy auiourd'huy à la cour, et ces façons de s'habiller aussi curieusement que les femmes. Il croit que le véritable courage ne consiste pas à prendre bravement une querelle pour l'amour des dames et au partir de là se couper la gorge avecques son corrival et adversaire; car l'honneur requiert bien d'autres choses et il consiste plutôt dans la vertu, à dompter ses passions et à endurer les souffrances. La critique des courtisans habillés et vivant en femmes, et celle de la passion excessive pour les duels, les préceptes della integrità di fede e dell'animo invitto et toujours égal à tout moment de la vie, la nécessité d'une certa dolcezza et de graziosi costumi, l'art de schivar la invidia e ... intertenersi piacevolmente con ognuno ... non s'allontanando però mai dai laudevoli atti, la bonne habitude de compagnar l'operazion sue, i gesti, gli abiti, in somma ogni suo movimento con la grazia, les movimenti di tutto 'l corpo, non affettati nè violenti, ma temperati con un volto accomodato, e con un mover d'occhi che dia grazia e s'accordi con le parole, la prudenzia, bontà, fortezza e temperanzia d'animo et d'autres recommandations pareilles, se retrouvent à foison dans l'œuvre du Castiglione (I, 19. 21. 17. 14. 22. 24. 33). D'autres maximes, telles que la constance dans les malheurs et la modestie dans le bonheur, la nécessité de la vertu, la conversation aimable avec tout le monde, forment le fond de plusieurs *ammaestramenti* de Sabba Castiglione, mais ces maximes ont été aussi développées par les philosophes de l'antiquité classique et constituent un patrimoine commun à tout le monde.

L'œuvre de Dampmartin ne manque pas d'un certain mérite; sa philosophie est, dans son ensemble, celle d'un homme de bien, sans manquer d'une certaine finesse, que la pratique de la vie de cour lui avait donnée, et la partie théorique, loin d'être ennuyeuse et pédantesque, est animée par une foule d'exemples et d'anecdotes tirées, en bonne partie, de l'histoire de son temps. Quiconque étudie l'époque d'Henri III, ne doit pas oublier *le bonheur de la cour*. Il faut remarquer toutefois que la plupart de ces raisonnements n'ont pas une application directe à la vie du courtisan, mais plutôt à celle du gentilhomme en général.

L'œuvre de Dampmartin fut remaniée par un anonyme, probablement La Neuville, Sieur des Isles, sous le titre de: La Fortune de la cour ou discours curieux sur le bonheur et malheur des Favoris entre les sieurs de Bussy d'Amboise et de la Neuville, tiré des memoires d'un des principaux conseillers du duc d'Alençon, frère du roi Henri III[1] (2me éd. revue et augmentée, Paris, 1644). L'ouvrage est enrichi d'un discours sur quelques particularitez, touchant les entretiens de la fortune de la Cour et sur les memoires de la reyne Marguerite, ausquels ils ont du rapport en plusieurs endroits.

Le sieur de la Neuville a en outre ajouté un troisième livre et remanié le texte en l'augmentant considérablement. Ce troisième livre renferme des conseils personnels au chevalier de Bussy, pour pouvoir vivre à la cour et y jouir de la protection du duc d'Alençon, dont il était le favori, sans froisser la jalousie d'Henri III, et ces conseils sont fondés sur l'intrigue et sur l'art de la fiction, prôné avec un sans-gêne admirable. Aux maximes du texte, La Neuville ajoute (p. 108) un éloge chaleureux de la conversation des dames: C'est parmy elles que l'esprit s'ayguise pour nous faire inventer des entretiens agreables; elles allument aussi le courage de ceux qui ont dessein de leur plaire, ce qui s'accorde avec ce que disent là-dessus le Castiglione (III. 3) et le Guazzo. Ailleurs La Neuville (p. 558) fait allusion aux petits jeux de conversation, dont la mode nous est venue d'Italie (où) chacun disoit d'un autre la plus grande verité qu'il pouvait, ce qui estoit un jeu fort dangereux pour la Cour, où l'on ne veut point que la verité paroisse, et ce sont là les jeux dont on parle au début du *Cortegiano*. Avant d'en finir avec le seizième siècle, rappelons au moins le nom de Montaigne. On trouvera dans ses *Essais* plusieurs règles de la vie de Cour.[2]

---

[1] Voyez là dessus Emile Roy: La vie et les œuvres de Charles Sorel, Paris, 1891, p. 412.

[2] Montaigne, qui, d'après sa confession, avait orné ses *Essais* de plusieurs fleurs estrangères (Essais, III, 12), paraît s'inspirer çà et là du Castiglione, lorsque comme celui-ci (Cort. II, 18, 22 et passim), il déclare qu'on ne doit servir son prince que dans le bien (I, 3), lorsqu'il combat toute sorte d'affectation (I, 25), lorsqu'il conseille l'étude des langues vivantes (I, 25), applaudit à l'amitié (I, 27), ou combat la société des méchants (I, 38), et la curiosité (II, 4). Montaigne loue aussi les plaisirs de la chasse (II, 11), expose les malheurs que la flatterie cause aux princes, conseille de leur dire toujours la vérité (II, 16; III, 13) et d'en garder les secrets (III, 1). Il loue aussi la noblesse (III, 5), l'importance des bons mots dans la conversation

Le *Gentilhomme* de Nicolas Pasquier conseiller et maistre des Requestes ordinaire de l'hostel du roy (Paris, 1611) ressent, dans ses lignes générales, l'étude du Castiglione, qui n'est pas cependant nommé. Mais cette inspiration ne se rapporte qu'à certains points surtout du premier livre. Dans les trois autres, son auteur suit une route tout à fait différente pour ne revenir au *Cortegiano* que vers la fin de son œuvre. Le gentilhomme de Pasquier doit, de préférence, être noble; car Nature a mis et caché ès cœurs des braves et vaillans une occulte semence, qui donne une certaine force et proprieté dès son commencement et c'est là la semenza dont parle aussi le Castiglione. Mais de même que celui-ci, Pasquier reconnaît le mérite de celuy qui naist de soy mesme et dont la vertu surpasse parfois la gloire d'une illustre naissance. L'éducation de son gentilhomme occupe notablement notre Pasquier et cette éducation doit être confiée à un précepteur bien choisi et comprendre les exercices de l'esprit aussi bien que ceux du corps. Pour ce qui est des premiers, l'auteur rappelle que Le mespris des bonnes lettres a tenu longuement tel rang (chez le noble), qu'il tournoit à grand gloire de faire profession d'ignorance, encores que son bon heur l'eust guidé a apprendre quelque science. C'est l'accusation portée contre la noblesse française de n'aimer que les armes et dont le Castiglione aussi s'était fait l'écho. Mais maintenant il faut que le gentilhomme change d'avis, car les lettres lui apprendront le passé, orneront ses discours et pourront le conforter dans toute adversité. Mais Pasquier, en s'éloignant du Castiglione, ne veut pas que son jeune homme passe sa vie à étudier le grec,

(III, 8), la valeur morale de la beauté (III, 12) et ne nie pas aux vieillards les plaisirs de l'amour (Cort. IV, 54; Essais III, 5). Le grand écrivain n'a pas, bien entendu, une estime excessive de la vie de cour: Un pur courtisan, dit-il, ne peut avoir ny loy, ny volonté, de dire et penser que favorablement d'un maistre qui, parmy tant de milliers d'autres subiects, l'a choisi pour le nourrir et eslever de sa main. Cette faveur et utilité corrompent, non sans quelque raison, sa franchise et l'esblouissent. Pourtant void on coustumierement le langage de ces gens-là divers à tout autre langage, en un estat, et de peu de foy en telle matiere. Quant à l'affectation, il déclare qu'elle est mesadvenante au courtisan et qu'il aime mieux le naïf et mesprisant que tout artifice visible. Je n'ayme point de tissuré où les liaisons et les coustures paroissent ... Comme aux accoustremens c'est pusillanimité de se vouloir marquer par quelque façon particuliere et inusitée, de mesme au langage, la recherche des phrases nouvelles et des mots peu cogneus vient d'une ambition scholastique et puérile.

le latin ou les langues vivantes. La langue maternelle peut à suffisance luy communiquer toute doctrine, parce qu'il n'y a discipline propre au gentilhomme ... qui ne soit doctement et disertement traictée en nostre langue, livre Grec et Latin qui ne luy soit naturel et domestic en la traduction qui en a esté faite par maintes excellentes plumes, et par une digression rapide et efficace, il parle de l'importance de la langue française, qui est à même d'exprimer tous nos sentiments et de se prêter à toutes les exigences de la vie pratique. Nostre langue par je ne sçay quelle naturelle douceur née avec elle (voire au jugement des plus delicates oreilles) s'est rencontrée saine, robuste et propre à porter toutes sortes de conceptions ... n'escrivons plus qu'en nostre langue quelque science que ce soit, nous avons assez de paroles pour les descrire; les sciences furent premierement, puis apres les mots inventez pour les signifier: puisons toutes ces belles sentences des Grecs qui les emprunterent des estrangers, et les rendons nostres en les transplantant chez nous: prenons le beau et le meilleur des Latins, transformons nous en eux et eux en nous, et apres les avoir bien digerez, convertissons les en sang et nourriture, qui ne soient autre chose que nous. C'est là en partie le manifeste de Du Bellay et de la Pléiade. Le jeune homme, laissant donc de côté l'étude des langues, s'appliquera à celle de la philosophie morale, aux mathématiques, surtout dans un but militaire, à l'histoire, et tout cela sans oublier que sa véritable doctrine doit être celle de la science d'état, ce qui touche le gouvernement de la chose publique, et que sa profession sera celle des armes, point où Pasquier tombe parfaitement d'accord avec le Castiglione. Il y a même un certain accord entre les deux écrivains à propos de l'habillement, qui ne doit jamais être trop pompeux, aussi bien que dans ce qu'ils disent des discours modestes, de l'affabilité avec tout le monde, du choix des sociétés et de l'importance de la conversation. En cette conversation il doit avoir un visage, une parolle et un maintien rassis, posé, doux et gratieux, une monstre ouverte et agreable, avec un geste galant et relevé, qui ne ressente son altier ny glorieux: sa langue doibt estre sobre et discrette, et luy plus libre à veoir et ouyr qu'à parler: à aprendre qu'à enseigner: et si sage qu'il ne choque à toute heure, ce qui ne sera à son goust. Danser, saulter, chanter, jouer du luth sont aussi des exercices agréables, mais surtout pour la jeunesse.

Pour ce qui est des exercices purement physiques, l'accord est encore plus parfait. Le gentilhomme de Pasquier doit sçavoir

bien manier toutes sortes d'armes, à pied et à cheval, comme la picque, la pertuisane, l'espee seule, et l'espee et le poignart; en outre il saura se servir de l'arquebuse et du pistolet. Il devra connaître enfin toute sorte d'armes, pour s'en servir soit à la guerre, soit dans les disputes, où il faut se défendre souventesfois avec les armes qui se trouvent à propos. Encore doit-il sçavoir luiter pour ce que cela accompagne toutes les armes qu'on manie à pied, et il doit maîtriser tellement son cheval qu'il puisse parer, troter, galoper etc. Il doit enfin bien courre la bague, jouster, combattre à la barriere, courir, danser, sauter, jetter la pierre, joüer à la paulme et nager, qui est une science tres-utile à l'usage de la guerre. On voit que l'accord avec le Castiglione ne saurait, à l'exception des armes à feu, être plus parfait.

Sous les titres de *vertu, honneur, parler, modestie, foy* etc. l'auteur passe ensuite en revue toutes les bonnes qualités morales dont son gentilhomme doit être doué, il lui recommande le travail, la sobriété, la justice, la libéralité et lui donne des règles touchant les affaires d'honneur. Ici nous nous trouvons dans un champ que les Italiens avaient fort exploité dans leurs traités touchant les duels, mais l'auteur français paraît plutôt s'inspirer à son pays et il rappelle les conseils qu'il avait donnés à son roi, pour réprimer l'abus des questions d'honneur et l'édit d'Henri IV de l'an mil six cent deux. Ses distinctions touchant les *seconds,* le combat, les *desmentis* etc., sont assez ennuyeuses et à propos de ces derniers il fait une distinction entre le vrai démenti et la simple négation qui est (celle) que practiquent encore les Italiens entre *non è vero,* et *mente per la gola* et les Espagnols entre *no es verdad,* et *miente,* et il illustre son raisonnement par un exemple tiré du Décaméron. Ainsi qu'il se veoit dans Boccace, quand Sigismonde dit à son pere Tancredi Prince de Salerne, qui luy avoit reproché qu'elle s'estoit abandonnée à un homme de vile et basse condition: *dirai dunque che io con huomo di bassa condizione mi sia posta? tu non dirai il vero,* paroles que ce bel esprit de Boccace, tres-estroict et rigoureux observateur de la bienseance, n'eust fait tomber en la bouche de la fille s'il eust pensé qu'elle eust offensé le pere.

Nous ne suivrons pas notre écrivain dans toutes les règles qu'il donne touchant l'art de la guerre, où l'on pourrait rechercher la trace d'un autre auteur de la Péninsule; nous laisserons aussi de côté ce qu'il dit sur la charge de surintendant des finances.

Rappelons seulement qu'il désire comme le Castiglione que son gentilhomme se distingue dans ses débuts militaires par la valeur, afin que l'entrée de ses actions soit claire et luisante, qu'il se fasse remarquer au milieu des combats, et lorsqu'il se trouve dans l'intimité de son prince, qu'il évite, autant que possible, d'en connaître les secrets. Là où je retrouve encore quelque ressemblance avec le *Cortegiano,* c'est lorsque Pasquier recommande à son gentilhomme de conseiller à son souverain toujours son bien: puis luy descouvre tousiours la verité de toutes choses qu'il luy convient sçavoir, sans crainte ou danger de luy desplaire, et s'il le veoit enclin à faire choses mal seantes, de bonne grace il lui contredie, pour luy faire perdre ce mauvais chemin. Ailleurs il combat ouvertement toute sorte de flatterie et veut que le mot de gentilhomme soit synonyme de celui d'honnête homme.

Un ouvrage anonyme d'une certaine étendue est celui qui porte pour titre *Le Courtisan françois* (Paris, Guillemot, 1612), et le titre ainsi conçu paraît vouloir faire opposition à celui de l'œuvre du Castiglione, considéré comme le courtisan en général, ou comme le courtisan italien en particulier. Malgré cela, l'ouvrage n'a pas un caractère qui lui soit propre, et les leçons qu'il renferme ont cette forme d'universalité commune en général aux compositions de ce genre. Le *Courtisan françois* se compose de vingt-sept chapitres, qui développent, la plupart, des maximes d'une moralité assez élevée. Le *Courtisan* tel que l'anonyme le conçoit, doit se former surtout à l'école de la vertu. La vertu est le flambeau des âmes, qui les conduit et leur donne entrée partout (2ᵉ Ch.), et c'est par ses bonnes qualités que son gentilhomme aura accès auprès de son prince. La noblesse du cœur paraît à notre auteur préférable à celle de la naissance, mais il va sans dire qu'il donne à celle-ci une part assez distinguée: nous ne considererons nostre courtisan s'il est gentil-homme qu'au prix qu'il en rendra tesmoignage par ses comportemens, et estimerons celui qui ne l'est pas le devoir estre, s'il fait si bien qu'il merite d'avoir ce que nature luy avait anciennement préparé. Tel est aussi l'avis de tous ceux qui en Italie traitèrent le sujet de la noblesse, le Castiglione y compris. Pour Mutio Justinopolitano (Venise, 1570) la véritable noblesse est celle de l'âme, et la noblesse de la naissance se perd, lorsque la splendeur de la vertu disparaît; et Fausto da Longiano (Venise,

1544) avait déjà déclaré que la philosophie morale a le pouvoir de donner la noblesse et que celle-ci ne saurait exister sans une certaine perfection. Si le Castiglione veut que son Courtisan soit noble, l'anonyme n'exprime pas d'ailleurs un avis différent; car il ajoute, autre part, qu'à juste occasion on preferera le Gentilhomme, pourveu qu'il soit de grace recevable (XIe chap.).

De même que le Castiglione, l'auteur anonyme demande pour son courtisan une beauté et une grâce naturelles et il ajoute le désir que sa fortune fust faite, ou que pour le moins il ne fust point necessiteux; car il n'est pas seant à celui qui cherche fortune de s'amuser à courtiser les graces, lesquelles veulent estre animées pour le moins de justes commoditez. En d'autres termes si la nature doit orner son courtisan de ses appas, il faut que la fortune lui assure à son tour une certaine indépendance, dont il ne pourrait jouir, s'il avait le besoin aux trousses. La science du Courtisan doit être formée déjà avant son entrée à la cour et doit se composer d'une certaine connaissance des armes et des lettres, et surtout il doit estre bon escuyer et semblablement bien entendu en ce qui concerne et regarde la condition des grands. Je ne luy veux pas proposer, dit-il à peu près comme le sieur de Dampmartin, une estude exacte de tout comme à celuy qui se dispose et contraint à suivre parfaictement une science pour en faire profit ou pour après l'enseigner. Car à cettuy-cy ne faut de science que pour sçavoir entendre les doctes et pour ne pas jouer le rôle d'un sot lors qu'il est question de paroistre ès beaux exercices. Mais là où il tombe d'accord avec le Castiglione c'est lorsqu'il invite son élève à éviter toute affectation et à faire de sorte qu'on ait toujours de lui la meilleure opinion possible (6e ch.). Comme nous ne pouvons réussir en toute chose, il est à propos que le Courtisan s'applique le plus à l'exercice, auquel il pourra exceller ... Toutesfois il est question d'user d'une exquise prudence, en demonstrant ce qu'on sçait bien ... Il doit laisser paraître, lorsqu'on l'invite à jouer d'un instrument quelconque ou à un exercice chevaleresque, une certaine timidité, qui relèvera son mérite, et ses entreprises doivent être accomplies non pas à la présence de tout le monde, mais devant des personnes de mérite; car il ne faut pas que le brave Courtisan perde une seule action. Il doit aussi se garder de feindre de connaître ce qu'il ne sait pas: cette apparence de modestie et cet aveu d'ignorance pourront engendrer dans l'esprit de ceux qui l'écoutent une haute opinion de lui. C'est, on le

voit, du *Cortegiano* tout pur. La profession principale du Courtisan, répète-t-il encore, est de suivre les armes ... (mais) nous entendons (qu'il) sçache les sciences qui excellent et par lesquelles la noblesse s'honore. Dans les exercices chevaleresques, comme dans ceux de l'esprit, il doit faire de manière qu'en toutes ses actions ... il semble que ses gestes et dicts ne luy coustent rien et que ce qu'il dit tombe toujours à propos, ayant égard aux personnes avec qui il parle, c'est à dire, en causant de guerre avec les guerriers et de douceurs avec les dames. L'auteur ne veut pas que son courtisan, tout en sachant bien jouer de plusieurs instruments, y acquière une telle perfection qu'il puisse estre estimé égal à ceux qui en font profession expresse et estre tenu de leur qualité; s'il a quelque geste agreable et qui plaise, il ne voudroit tant s'en esbatre en compagnie, qu'il entrast en reputation de parfaict boufon.

Le Castiglione aurait droit, avons-nous dit, de se plaindre de plusieurs emprunts ou mieux encore de se réjouir d'avoir formé un bon élève. Dans son premier livre (4, 15) l'auteur italien rappelle le bonheur de ceux qui naissent doués des biens de l'esprit et du corps; il déclare che la principale e vera professione del Cortegiano debba esser quella dell'arme (ibid. 17), mais il ne croit pas pour cela que son courtisan doive devenir un véritable capitaine et négliger les lettres et les arts. Il ajoute et confirme par un exemple que tout en étant bon soldat, il ne doit pas parler avec tout le monde et surtout avec des dames de combats et de coups (ibid.), mais considérer la profession et le caractère de ceux qui l'écoutent (II, 8). Il doit se montrer modeste (I, 27), éviter dans les jeux ceux che quasi hanno del giocolare, e poco sono a gentilomo convenienti (I, 22), ailleurs il ajoute qu'il ne doit pas imiter les *bouffons*, et faire de sorte que lorsqu'il accomplit cose segnalate ed ardite ce soit al cospetto di tutti i più nobili ed estimati omini (II, 8). Tous ses mouvements doivent révéler en outre une certaine grâce naturelle (I, 22), et una certa sprezzatura, che nasconda l'arte, e dimostri, ciò che si fa e dice, venir fatto senza fatica e quasi senza pensarvi (I, 25). Il ajoute encore Però si po' dir quella esser vera arte, che non appare esser arte; nè più in altro si ha da poner studio, che nel nasconderla: perchè se è scoperta, leva tutto il credito, e fa l'omo poco estimato (ibid.).

Le courtisan doit aussi se faire prier et paraître quasi sforzato lorsqu'on l'invite à danser, à faire de la musique ou autre

chose (II, 12). Qu'il soit timido più presto che audace (I, 44), qu'il avoue franchement ce qu'il ne sait pas (passim) considérant les arts, les sciences et les lettres comme des embellissements de sa principale profession, qui est celle des exercices chevaleresques.

Dans son septième chapitre, l'auteur anonyme français continue en faisant les plus grands éloges de la vie vertueuse. Son gentilhomme doit avoir soin de se rendre accomply en ses mœurs, pour suivre la vertu et fuir le vice et en revenant à cette modestie qui doit lui être habituelle, il ajoute, ainsi que le Castiglione, qu'il ne faut pas pourtant exagérer cette bonne qualité; car de se rendre abject, ou se croire du tout de neant, seroit un vil defaut de courage. Il est donc convenable de suivre un juste milieu, éloigné également de la présomption et de l'abjection, et la valeur personnelle, aussi bien que le courage, ne doit pas rendre notre courtisan bravache ou féroce. Le Castiglione avait déjà dit que non si dee pigliar mala opinion d'un omo valoroso che modestamente si laudi (I, 18) et que la modestie ne doit pas être exagérée. Il avait remarqué aussi que non volemo che si mostri tanto fiero, che sempre stia in su le brave parole (I, 17); mais l'anonyme ajoute d'autres considérations, un peu plus originales, sur le devoir qu'a un gentilhomme de résister bravement à ceux qui voudraient le gourmander. Il sera ferme et constant à maintenir la verité, et c'est là qu'il faut estre roide ... vaillant à contredire au mensonge, à quoy il s'opposera discrettement sans trop s'eslever de peur d'entrer en colere. C'est là une considération qui avait été déjà faite par Guazzo, dans son art de la conversation. L'auteur du *Courtisan François* ajoute aussi, fort à propos, que De tout temps on a remarqué que ceux qui sont lasches de courage et poltrons sont volontiers cruels surtout contre les gens valeureux (8e ch.), et il donne ensuite, dans le chapitre De l'effort des passions, du moyen de s'en corriger et de l'ordre de remonstrer aux autres, des conseils fort sensés, surtout touchant les relations du courtisan avec les dames. Que l'on ne soit pas trop rigide et sévère, lorsqu'il est question de juger les autres, et que l'on sache pardonner aux faiblesses humaines, ayant l'air de ne pas s'en apercevoir. C'est un point d'estat pour la conversation et practique de court d'avoir pour soy le party des Dames (dont) l'œil et l'esprit (sont) merveilleusement vifs. Cette considération, qui ne contraste point

avec le rôle très important que le Castiglione concède à la dame de cour, est suivie par une autre, déjà exprimée par l'écrivain italien (I, 16). Dès sa premiere entrée, dit l'anonyme, le Courtisan mettra peine de s'establir en bonne opinion; car les premiers pas sont les plus observés; et il ajoute de son crû Et pour ce qu'il est impossible de pouvoir plaire à tous, il se rendra complaisant à ses amis selon les lois de l'amitié; et les autres, il les attirera par bons offices, espiant de bien loin les occasions qui en pourront eschoir, car il arrive souvent que nous nous rendons antipathiques pour ne pas être connus ou pour ne pas connaître les autres. Le courtisan doit bannir de son âme tout sentiment d'envie, et s'il voit les autres exceller, que cela lui donne seulement la force de l'émulation.

Dans les chapitres qui suivent, où l'auteur du *Courtisan françois* parle *ex professo* de l'art de la conversation, on rencontre plusieurs idées que le Guazzo avait déjà exprimées, et d'autres qui appartiennent en propre au Castiglione. Dans la conversation, le courtisan doit se comporter avec beaucoup de tact, de discrétion et de respect: Et luy est convenable de ne s'avancer trop dès le commencement, car il seroit fort malseant à un gentilhomme de bonnes mœurs, de s'estre insinué en grace avec quelques uns pour puis après et comme d'un coup fausser compagnie. Il est donc nécessaire de connaître le caractère des personnes chez qui nous devons nous rendre, vivre avec ceux qui appartiennent à peu près à notre rang social, et lorsqu'on se trouve avec des gens de basse condition ou de peu ..., il est seant que (le gentilhomme) face juger que c'est comme par un peu de mesgarde ou necessité ou hazard, et cependant estant avec eux fera voir sa gentillesse. Et tout cela sans leur donner aucune familiarité, parce que les gens vulgaires sont fort souvent présomptueux. Le Castiglione combat de même toute relation avec la gente ignobile (II, 95 passim). La conversation que le courtisan doit préférer à toutes les autres, continue l'anonyme, est celle des dames, lesquelles sont la lumiere de la vie, l'occasion des belles actions et l'organe qui polit nostre conversation, joint que sans leur douce rencontre la vie est triste rude, fascheuse etc. Et le Castiglione: perchè come corte alcuna, per grande che ella sia, non po' aver ornamento o splendore in sè, nè allegria senza donne, nè Cortegiano alcuno essere aggraziato, piacevole o ardito, nè far mai opera leggiadra di cavalleria, se non mosso dalla pratica e dall'amore e piacer di donne: così ancore il ragionar del Cortegiano è sempre imperfettissimo, se le donne, inter-

ponendovisi, non danno lor parte di quella grazia, con la quale fanno perfetta ed adornano la Cortegiania (III, 3).

Le Courtisan, continue l'anonyme, doit se rappeler que la plus exquise addresse (dans la conversation), est de savoir et pouvoir bien parler, non seulement pour deduire au net ses conceptions, mais pour se servir de la parole, tellement que tout ce qui sera dit soit à édification. Avant de parler, répète-t-il avec monseigneur Della Casa (Galateo, éd. citée p. 224), il faut réflechir à ce que l'on dit et il faut aussi considerer les personnes avec lesquelles on est, et avoir cognoissance de leur capacité, à ce que les paroles ne soient perdues; selon cette election le courtisan aura la frase galante et assez relevée, non vaine, mais exquise, et sur tout se gardera de parler trop, car ordinairement ceux qui ont beaucoup de langage sont vains en leur esprit. ... Ayant esgard qu'il y ait de l'analogie des mots aux sujets, evitant les redites importunes et les impropriétez ... et sur tout il faut diligemment se garder d'appliquer les paroles serieuses aux sujets risibles et *viceversa*. Tout en étant digniteux, il lui est permis d'égayer quelquefois la société de quelque beau propos de recreation, d'autant que la joie et le rire sont l'assaisonnement de nostre vie active: mais je veux qu'en telles délectations, il ne se face que ce qui est licite et honneste; et toujours comme Della Casa (Galateo, p. 218), il recommande surtout d'estre honneste dans ses propos surtout avec les dames, ce qui s'accorde aussi avec ce que disent le Castiglione et le Guazzo. Della Casa avait recommandé aussi d'approprier les termes et les mots au caractère du discours (p. 221) et comme notre anonyme, il veut qu'on laisse de côté les saints dans la conversation plaisante (ibid.). Il y a, continue l'écrivain français, qui s'y sont tellement adduits (à parler mal) qu'ils ne peuvent qu'incessamment ils n'ayent de la saleté en la bouche et leur plus grand plaisir est celui de faire rougir les dames. Le Castiglione à son tour: Nè io voglio che egli parli sempre in gravità, ma di cose piacevoli, ... del tutto però sensatamente (I, 34), non pas comme celui qui andando a confortar una madre, cui fosse morto il figliolo, cominciasse a dir piacevolezze (II, 6), et il insiste en maints passages sur le respect qu'on doit aux dames, dont il ne faut jamais offenser la pudeur. Il blâme aussi quelli che son osceni e sporchi nel parlare, e che in presenzia di donne non hanno rispetto alcuno, e pare che non piglino altro piacer che di farle arrossire di vergogna ou qui voglion mostrar di esser faceti con poca reverenzia di Dio (II, 68). Le Castiglione avait aussi critiqué ceux qui aiment mieux offenser les autres que de perdre un bon mot, et c'est d'après

le modèle italien que l'anonyme expose ses préceptes, touchant les occasions de gayeté, desseins joyeux et belles reparties et de l'ordre qu'il y faut observer. En suivant Della Casa (p. 212), l'anonyme veut que le courtisan, en faisant des contes plaisants, n'emploie pas la tierce personne, en changeant seulement les noms, de sorte qu'on puisse deviner de quoi et de qui il est question, et il s'oppose de même que le Guazzo à la conversation qui tourne à la médisance. Que les bons mots coulent de notre bouche avec grâce et naturel, qu'ils n'aient pas l'air d'avoir été étudiés d'avance; car il est de droit de demonstrer que l'on le fait plus pour son plaisir que pour celuy d'autruy, car de dire des facecies et contes pour rire, ou en faire estat pour la delectation des autres, on sembleroit courir au mestier de boufon, ce qui disparoistra quand le discret courtisan se retiendra au limite proposé. Nous aurons occasion de citer bientôt ce que le Castiglione dit des facéties et de l'art de les débiter; ici nous pouvons remarquer que lorsque l'anonyme enseigne à son Courtisan à mépriser les gestes ridicules qui excitent le rire du public, il ne fait que répéter une leçon du Castiglione que nous venons d'entendre et qu'il le suit de près lorsqu'il ajoute: Cettuy-là qui aura la grace de bien reciter un conte avec une façon de faire agreable et qui excite à rire, qu'il s'y addonne, mais avec une telle bride de retenue, qui n'eschappe pour rompre la barrière d'honneur. C'est aussi d'après le Castiglione qu'il excuse certains petits gestes mignons ... de pure naïveté et qu'il blâme ceux qui répètent toujours les mêmes facéties, ou qui passent leur temps à plaisanter, en offensant souvent les personnes (Cort. I, 33; II, 83, 50, 46 et passim). Toute flatterie est indigne d'un honnête homme, toutefois, selon l'avis de l'auteur du *Courtisan François,* celuy qui ne loue rien semble ne trouver rien bon; il faut donc louer quelquefois à temps et à propos et avec telle dexterité que l'on cognoisse que c'est par bonté de jugement ..., et non pour complaire ou par contrainte, et si l'on n'épargnera point les éloges que les autres méritent, il sera convenable, au contraire, que si d'avanture il avient ... qu'il faille qu'il parle de soy-mesme, c'est où il manifestera le revers de sa dexterité, car se donnant une deüe louange, il taschera d'en faire redonder la gloire à quelque personne de bonne et digne remarque et de grand merite. Ici, comme dans la critique des mensonges, l'utilité des études, l'importance qu'il attribue à la connaissance des langues vivantes, le *Cortegiano* paraît toujours présent à l'esprit de notre auteur, mais ce qu'il

y a de vraiment singulier dans son raisonnement, c'est que son courtisan, tout en comprenant les langues étrangères, ne fera point mine d'entendre autre langage que le sien, et par ainsi il ravira bravement l'intelligence du secret de ceux qui parleront, sans se douter de luy, maxime, qui après tant de leçons de vertu et de politesse, paraît, en vérité, sentir l'astuce.

Les exercices du corps du *courtisan François* rappellent de près ceux du *Cortegiano,* ou pour mieux dire, ce sont toujours les mêmes, y compris il gioco di palla (I, 22) et la chasse, qui est selon le Castiglione de' principali, perchè ha una certa similitudine di guerra; ed è veramente piacer da gran signori e conveniente ad uom di corte, ce que l'anonyme traduit à la lettre: image de guerre et vrai jeu des grands seigneurs. Il en est de même pour les autres jeux tel que celui des echecs, qui a pour l'auteur français le défaut d'être trop difficile, et messer Federico dans l'œuvre du Castiglione dit, à son tour: parmi che un sol diffetto vi si trovi; e questo è, che si può saperne troppo, di modo che a cui vuol esser eccellente nel gioco de' scacchi credo bisogni consumarvi molto tempo (II, 31). Aussi dans les règles sur la manière de se comporter en jouant, l'anonyme répète les conseils du même Federico de ne pas se laisser emporter par la colère et de ne pas montrer l'avidité du gain (ibid.), en ajoutant cette considération originale que c'est là où l'on peut connaître le naturel et les passions de tout le monde. L'inspiration du 20ᵉ chapitre, où l'anonyme expose comment il faut se gouverner en masque, est tirée du onzième chapitre du deuxième livre du *Cortegiano,* où l'on parle aussi de la manière de danser en public, avec une certaine dignité. Se masquer, dit l'écrivain français, est une sorte de folie; mais les plus sages selon les temps et les occasions doivent un peu folier, et ce déguisement nous donne beaucoup de liberté, pourvu qu'on ne se fasse pas reconnaître. La dance est le plus beau de tous les jeux, où paroist l'esprit et l'industrie. En la dance tout est raisonnable; et ici l'auteur ajoute de son crû: en elle on verra le lourd païsan rencontré en sympathie avec la relevée demoiselle, le poly Gentil-homme menant une pesante villageoise. La danse masquée mêle toutes les conditions, mais le Courtisan aura soin de laisser paraître sa gentillesse du corps et de l'esprit, et on lui conseille de s'inspirer, idée bien étrange et fort peu pratique, à la danse et à l'harmonie des astres.

Je demande pardon au lecteur d'abuser de sa patience par cette analyse si minutieuse, mais il faut que je cite encore d'autres points de contact avec le Cortegiano. Le chapitre touchant le choix des amis et leur importance, rappelle certaines idées que le Castiglione développe à ce propos (II. livre, 29 et sqq.) Nous irons heureusement à la rencontre de celuy qui sera digne de nostre amitié, conquerant la sienne, pour ce que l'amitié est la convenance où tendent les volontés, qui se font une reciproque et mutuelle volonté, comme estant l'unité de plusieurs volontés, jeu de mots qui n'est pas trop heureux, mais qui reproduit le sens de ce qu'on lit dans le Cortegiano: di quelli che sono con stretta amicizia ed indissolubil compagnia congiunti, siano ancor le voluntà, gli animi, i giudicii e gl'ingegni conformi. S'il n'y a rien de meilleur que l'amitié, on doit, continue notre anonyme, considérer attentivement les personnes auxquelles nous nous lions, car l'amitié des vicieux nous serait de honte et ferait mal juger de nous. Que l'amitié se fonde donc sur la vertu et sur l'uniformité de mœurs, façons, desirs, et l'auteur combat l'opinion de ceux qui veulent que l'amitié soit prudente, qu'on n'ouvre pas trop son cœur à son ami, de peur de devoir un jour s'en repentir, et qu'on suive la sentence qu'il faut aimer, comme si on devoit haïr un jour, car une amitié si bornée, ne saurait mériter un nom qui indique une confiance complète. D'ailleurs il y a plusieurs degrés d'amitié, il y a le véritable ami, avec lequel tout est commun, et il y a aussi d'autres relations moins intimes et plus variables. Lorsqu'il s'agit de corriger un ami, il faut le faire en ménageant son amour-propre, et l'homme de bien ne délaisse pas celui qu'il aime, lorsque la fortune lui tourne le dos. Et le Castiglione: chi conversa con ignoranti o mali, è tenuto per ignorante o malo ... però gran riguardo credo che si convenga aver nel cominciar queste amicizie, perchè di dui stretti amici chi conosce l'uno, subito imagina l'altro esser della medesima condizione. L'amitié, ajoute-t-il, est constante, quando l'omo s'elegge amico a sè simile di costumi: e 'l tutto intendo che sia tra boni e virtuosi, perchè l'amicizia de' mali non è amicizia. ... Vorrei adunque che 'l nostro Cortegiano avesse un precipuo e cordial amico se possibil fosse, di quella sorte che detto avemo; poi secondo 'l valore e meriti, amasse, onorasse ed osservasse tutti gli altri ..., et l'opinion que l'anonyme combat est celle du Bembo, interlocuteur du *Cortegiano,* qui avait déclaré che sia ben non fidarsi mai di persona del

mondo, nè darsi così in preda ad un amico, per caro ed amato che sia, che senza riserva l'omo gli communichi tutti i suoi pensieri, come farebbe a sè stesso. Comme une conséquence des règles de l'amitié, l'auteur français passe à traiter un sujet qui a été développé, entre autres, par Sabba Castiglione (*Circa il promettere* dans ses *Ricordi*) des promesses, et il se moque de ceux qui trop prompts et à l'instant mesme qu'on les prie s'avanturent hardiment de promettre, et tout ainsi qu'ils ont promis à la volée, legerement ils oublient. Avant de répondre favorablement, il faut y penser deux fois, mais la parole donnée il faut la tenir coûte que coûte. Dans les règles sur la manière de se comporter à table, où l'on ne doit pas laisser paraître une coupable avidité ni faire du bruit ni se montrer mélancolique et ennuyé ni gêner les conviés, il y a, peut-être, plus d'un souvenir du *Galateo*, et pour ce qui est des habits, qu'il ne soit point excessif ny trop poupin aussi, ains selon son rang, on répète l'avis du Castiglione (II, 23—28).

Les deux dernières parties du *Courtisan françois* traitent de la dame de cour et des amours legitimes que peuvent practiquer le courtisan et la dame vertueuse, et il suffirait d'en indiquer le titre, pour faire comprendre ce qu'il y a de rapport intime entre cet ouvrage et le troisième livre du *Cortegiano*. J'indique en peu de mots le sujet de ces deux parties. L'auteur y examine les comportements de la Dame accomplie, sa beauté et autres proprietez, ses vertus et sciences; et s'écrie: Bien qu'en apparence nous n'ayons avisé que le Courtisan, soubs son ombre nous avons remarqué les vertus et actions de la Dame accomplie, de la Demoiselle parfaite ... Or nous avons recognu que la sage Dame est capable des mesmes affections, actions et habitudes que le sage Courtisan; parquoy celle qui voudra paroistre doit soigneusement se façonner à ce beau patron. Il y a, bien entendu, des différences naturelles ou physiques, qui en modifient les exercices et le caractère; mais ce qui importe le plus c'est que la dame de Cour ne soit pas superbe ni envieuse, sans effronterie ... ny riotteuse, ny contentieuse, ferme en ses bonnes opinions et non inconsiderement obstinée. En ce degré de modestie la Dame se maintiendra comme une belle colonne, ou tendent les parfaictes formes de la vie pour s'y appuïer; il n'est pas pourtant question qu'elle soit tant retirée qu'elle semble austère, il ne faut pas qu'elle soit si froide que l'on ne la puisse aborder; la bienseance veut que elle use de privauté honneste, et soit accostable; et sur tout entre les vertueux, avec lesquels elle vivra selon les occurrences. Se trouvant avec des gens du commun, la Dame de Cour doit se

montrer retenue et bien que son premier devoir soit celui de se montrer femme de bien, elle ne doit pas trop afficher sa vertu qu'elle prenne garde que l'on ne puisse parler mal d'elle, ou s'en mocquer, pour ce que ces deux fleaux sont les plus outrageuses traverses, qui puissent succeder aux femmes. Estant donc la Dame preparée en cette sorte evitera toute façon grossiere ou trop glorieuse, il est beau qu'elle soit mignonne, propre et gentille, avec une petite estincelle de douce presomption et de belle gloire. Pour la dame de cour la beauté est d'une importance capitale; partant je conseille à la Dame d'en estre soigneuse, il est vray qu'il n'est pas grand besoin de leur prescher cet article. Que la beauté ne soit pas un sujet d'orgueil pour la dame, mais qu'elle y reconnaisse l'œuvre de Dieu et qu'elle se souvienne que le ciel ne lui a pas été si favorable pour entrer ès lices du deshonneur, et pour cette cause la Dame se delectant en sa beauté ... l'ornera de toutes les vertus, et sur tout de la chasteté. C'est dans la conversation que la Dame jouera un rôle important; elle devra y laisser paraître toujours une humeur égale, et pour pouvoir donner des jugements raisonnables, il n'est que très bon qu'elle se cognoisse aux exercices des hommes, ainsi elle pourra comprendre et apprécier leurs mérites et les chevaliers seront fiers de ses éloges. Quant aux sciences, elle lui seront familières aussi bien qu'aux hommes, et ces sciences doivent consister surtout en la pourtraicture, l'escriture, la musique et les belles lettres. En causant elle évitera de faire paraître une érudition acquise par de graves lectures: elle démontrera plutôt que ce qu'elle sait, provient de la conversation d'hommes savants; elle prendra garde que ses paroles soient nettes et bien appropriées, selon les occasions. Elle pourra laisser paraître son bel esprit, dans la musique et dans la poésie, sans prétendre d'en faire un estat continuel, et pour le jeu pource que les Dames ne l'ont pas tant familier que les hommes, nous laisserons nostre belle Dame en user à sa discretion. Qu'elle soit prodigue à écouter et menagère à parler; car d'en estre trop chiche, on diroit que elle le feroit par un dessein trop artificiel, et aussi de se jetter à la volée à travers les longs discours, cela seroit indecent et ennuyeux. Que la médisance soit surtout bannie de chez elle et qu'elle ne se soucie jamais d'épier les amours d'autrui ou d'en médire. Enfin l'auteur parle des relations galantes et legitimes entre son courtisan et sa dame de cour, un amour où les théories platoniques sont prônées, aussi bien que dans les Asolani du Bembo et autres livres pareils. Aussi recognois-

sant la Dame, dont nous faisons estat, estre sans dissimulation, accorte et sage, nous croyons qu'elle aura fait chois d'un serviteur de merite, et qui aura la vertu pour fin de sa prétention, cette liaison de cœur mutuellement establie sous les regles de si bonne doctrine; il ne se passera en ceste belle accointance, que ce que l'honneur requiert ... et le courtisan la servira avec tout respect. Je ne veux pas abuser de la patience du lecteur et je me passerai partant de citer ce que le Castiglione a dit de la Dame de Cour et de ses amours; il suffit de rappeler que le magnifico Giuliano, devant former ce type idéal de la femme (Cort. III. livre), commence par distinguer ses qualités de celles du courtisan, interdisant aux femmes les exercices chevaleresques qui sont propres à l'autre sexe (4), mais pour les vertus de l'âme il veut qu'elle ne soit d'aucune manière inférieure à l'homme. Le culte de sa beauté constitue pour la Dame une occupation sérieuse, perchè in vero molto manca a quella donna a cui manca la bellezza. Deve ancor esser più circonspetta ed aver più riguardo di non dar occasion che di sè si dica male, e far di modo che non solamente non sia macchiata di colpa, ma nè anco di sospizione. Elle doit aussi être douée dans la conversation d'una certa affabilità piacevole sans imiter celles che van sempre investigando gli amori delle altre. Que sa culture soit assez vaste: dico che voglio che ella abbia cognizion di ciò che questi signori han voluto che sappia il Cortegiano; e di quelli esercizi che avemo detto che a lei non si convengono, voglio che ella n'abbia almen quel giudicio che possono aver delle cose coloro che non le oprano; e questo per saper laudare ed apprezzare i cavalieri più o meno secondo i meriti ... voglio che questa Donna abbia notizie di lettere, di musica, di pittura, e sappia danzar e festeggiare (4. 5. 6. 9). Pour ce qui est de ses amours, elle doit être digne d'aimer le parfait courtisan, dont elle forme le complément, et le chevalier dovrà contentarsi d'ogni minima dimostrazione, ed apprezzar più in lei un sol sguardo con affetto d'amore, che l'esser in tutto signor d'ogni altra. Pour ce qui est des règles de l'amour platonique, on n'a qu'à continuer la lecture du quatrième livre, où l'on trouve ce mélange de galanterie et de chasteté que le Castiglione avait puisé dans le Bembo.

Monsieur de Refuge, conseiller d'état, publia à Paris, en 1616, en gardant l'anonyme, *Le nouveau traité de la Cour*, ou instruction des courtisans enseignant aux gentilshommes l'art de vivre à la Cour et de s'y maintenir, où il paraît s'inspirer directement aux pères de l'église et aux auteurs classiques, surtout à la *Repu-*

blique de Platon et au *De Oratore* de Cicéron. Son ouvrage se compose de deux parties bien distinctes. La première en laquelle est fort amplement deduit et traicté des advantages et principales parties requises et necessaires à un courtisan renferme la partie théorique, tandis que l'autre, où est traité comment le courtisan doit employer toutes les parties descrites en la premiere, pour se bien conduire à la Cour, en est l'application directe, ce qui rappelle la division des deux premiers livres du *Cortegiano* du Castiglione. Et en effet dans le premier le courtisan d'Urbin parle en général delle qualità del Cortegiano et dans la seconde journée messer Federico Fregoso intraprende il ragionamento proposto nel libro precedente, per dimostrare in qual modo e maniera e tempo debba il Cortegiano usare le sue bone condizioni ed operar quelle cose che già s'è detto convenirsegli. Ce n'est pas là le seul point de contact entre les deux ouvrages.

Dans le premier chapitre de l'œuvre de Refuge il est question de l'incertitude, varieté et diversité de la Cour, ce qui rappelle le début des *Discorsi* di messer Pelegro Grimaldi (Venezia, 1544).

Entre toutes les sortes de conversations la plus meslée et ensemble la plus difficile et espineuse est celle de la Cour. — Egli è sempre stato tenuta, per la gran diversità della complessione de gli huomini e per la varietà de' giudicii ... cosa fra le primiere difficile il saper conversar bene con molti. Ma molto più di lunghissima via, il saper ciò far nelle corti. Et il ne faut pas croire à une simple rencontre, due au hasard. Les deux auteurs continuent de même à expliquer la lutte pour conquérir la faveur du prince, lutte parfois cruelle et violente, lutte de ruse et de dissimulation ... couverte, d'orgueil et de vanité, où la Fortune joue un rôle important, mais non absolu. De Refuge s'éloigne ensuite de son premier modèle pour fixer les Parties plus requises et necessaires à un Courtisan, savoir: la civilité ... la bienseance en la Parole ... la Contenance ... les accoustremens et ... le visage. Il faut que le courtisan sache obliger tout le monde et qu'il démontre en toute rencontre la Patience, l'Humilité, la Hardiesse et la Suffisance ou Capacité. Pour ce qui est de la *parole* il faut que la voix soit nette, non enrouée, non trop haute, ny trop basse, non begue, mais distincte; les termes soient honnestes, ordinaires, intelligibles et communs, non vils toutefois ny affectez, mais propres à la chose. En la *Contenance* faut que la rencontre du visage soit douce et gracieuse, modeste, non affectée et sans grimaces; le port du corps bien seant, sans gestes extraordinaires ... Aux *restemens* il faut estre propre, non superflu et selon les façons qui courent, sans trop affecter les nouvelles, ny s'opiniastrer

trop aux vieilles. Il faut surtout choisir un bon modèle parmi les gens en crédit et tâcher de l'imiter.

Dans sa *Civil Conversazione,* Stefano Guazzo avait déjà recommandé le ton de la voix et avait appris qu'on peut, par une bonne éducation, guérir des défauts de prononciation. Il avait combattu aussi toute sorte d'affectation dans le langage et dans le geste, et ses idées se retrouvaient déjà dans l'œuvre du Castiglione, où l'on dit que le Courtisan doit avoir una gentil e amabile maniera nel conversare cotidiano (II, 17) et qu'il doit de même compagnar l'operazion sue, i gesti, gli abiti, in somma ogni suo movimento con la grazia (I, 24), en suivant, dans la parole et dans l'action, la règle commune (I, 22 passim), et le Castiglione invite aussi à chercher de bons modèles, puisque giova molto veder diversi omini di tal professione, e governandosi con quel bon giudicio che sempre gli ha da esser guida, andar scegliendo or da un, or da un altro varie cose (I, 26). Fuir l'affectation en toute chose, voilà une des recommandations qui se rencontrent à tout moment dans le *Cortegiano* (ibid. passim); et la simplicité du langage, come la voce bona, non troppo sottile o molle come di femina, nè ancor tanto austera ed orrida, che abbia del rustico, ma sonora, chiara, soave e ben composta, con la pronunzia espedita, e coi modi e gesti convenienti (I, 33) est une des règles du Castiglione, qui se trouve répétée, à peu près, par tous les écrivains de la Péninsule qui s'occupent de l'art de la conversation. Le Castiglione détermine aussi (ibid.) de quelle manière doivent être les mouvements du corps non affettati nè violenti et la grâce naturelle du maintien et le volto accomodato à la situation et aux paroles. Quant au costume, le Castiglione veut de même qu'on s'éloigne de toute sorte d'affectation, et messer Federico s'écrie: Io in vero non saprei dar regula determinata circa il vestire, se non che l'uom s'accomodasse alla consuetudine dei più (II, 26).

De Refuge insiste bien plus que le Castiglione sur l'affabilité (III. chap.), qui est surtout nécessaire aux grands, et cette affabilité consiste à bien recevoir tout le monde: celuy qui n'escoute ne se peut nommer affable, ny celuy semblablement qui interrompt les discours d'autruy ou en contredisant ou en voulant deviner ce qu'un autre veut dire. Il faut écouter les autres avec la plus grande attention et il faut prendre garde de ne pas blesser l'amour propre de celui qui parle, par des reponses dures et désobligeantes. Ces préceptes se trouvent, entre autres, dans le Galatée

du De la Casa (cfr. édition de Milan, 1806), qui combat l'esprit de contradiction dans la société (p. 196), et veut qu'on cède, en partie au moins, aux opinions d'autrui (ibid.). Il nous recommande, de même, d'être attentifs aux discours des autres (p. 231), de ne pas les interrompre hors de propos (ibid.) et de ne pas imiter les poulets qui s'arrachent la pâtée, en arrachant la parole à celui qui nous parle (p. 230). Que toute réponse soit aimable, ajoute-t-il, et il n'est pas hors de propos de rappeler comment De la Casa donne les mêmes règles que le Castiglione sur la voix (p. 225), sur la langue à employer (p. 210 suiv.) et sur la manière de s'habiller (p. 248, 249), et comment Stefano Guazzo dans la *Civil Conversazione* répète les mêmes règles, leur donnant encore plus d'étendue (voyez surtout le 2me et le 3me livre). Guazzo insiste surtout sur le ton de la voix, la dignité du geste et du maintien, l'amabilité envers tout le monde et la courtoisie avec laquelle on doit écouter ceux qui parlent, sans les contredire et sans les interrompre.

Dans son IVe chap. De Refuge aborde un sujet auquel Della Casa et plus encore le Castiglione avaient déjà consacré des pages importantes, et ici encore l'écrivain français ne dit rien que les auteurs italiens cités n'aient déjà dit auparavant. Les distinctions entre les pointes, les plaisantes rencontres et les gausseries rappellent les trois sortes de facéties du Castiglione *festività*, *arguzie* et *burle*. Les pointes et plaisantes rencontres, dit l'écrivain français, font aussi part de l'affabilité et servent à assaisonner nostre parler, la nature ayant donné le ris à l'homme. Il ne faut pas toutefois franchir certaines bornes, et l'on ne doit pas s'en servir licencieusement et à tout propos parce que, dans ce cas au lieu d'estre tenus pour affables nous sommes tenus pour bouffons et plaisans. Il faut donc en user sobrement et les entrelasser comme un éclair, parmy l'obscurité d'un grave discours, en d'autres termes les facéties doivent être une sauce et non pas un mets et il faut prendre garde de ne pas blesser les personnes et de ne pas dire des *saletés*. Les équivoques doivent aussi se laisser de côté, mais surtout nous nous garderons d'accompagner nos rencontres de mines, grimaces, ou autre geste et contenance malseante, comme font ordinairement les bouffons. L'habileté de celui qui plaisante consiste, en bonne partie, à cacher son jeu, de sorte que ceux qui écoutent

soient persuadés qu'il n'y a rien d'étudié et que tout est bien naturel et conçu au moment où l'on parle. On fuira (les facéties) qui sont trop avantageuses, et qui tiennent de l'orgueil ou de la présomption; et ne faut mordre si asprement que l'on se fasse des ennemis. Ne gaussez les miserables et malheureux comme estant chose trop cruelle, non plus que les meschans, qui sont plustost dignes de haine que de gausseries, ny de nos amis et parens. Quand aux diverses sortes de rencontres, elles sont en grand nombre; les unes consistans en la rencontre d'un mot court; les autres en la conception et entente de celuy qui parle, les autres en certaine façon de respondre, comme quand nous respondons à ce que moins l'on attendoit de nous, ou que nous respondons froidement, sans nous esmouvoir à quelque demande faite avec ardeur et impatience. L'auteur se passe de ces exemples, qui abondent, comme tout le monde sait, dans l'œuvre du Castiglione, et je ne continue pas à citer ce qu'il dit à ce propos, parce que l'imitation paraîtra évidente, bien que De Refuge, de même que la pluralité des autres écrivains français, qui ont traité du courtisan, n'ait garde de citer le modèle italien auquel il avait pourtant recours. Cicéron, Platon, Aristote sont appelés, à tout moment, à son secours, mais les noms du Castiglione, du Della Casa et des autres écrivains de l'Italie sont laissés dans l'oubli le plus absolu. Malgré tout cela, les emprunts sautent aux yeux. On lit par exemple dans le *Galatée* comment on peut dire des plaisanteries sans pour cela tomber dans l'obscénité ou exciter le rire par des grimaces comme un bouffon (p. 203—210), et le Castiglione avait déjà recommandé dans ces jeux d'esprit la modestia e gravità aussi bien que le rispetto al tempo ed alle persone et le 'mot court' du De Refuge n'est que la facezia brevissima du Castiglione, qui ajoute che salso detto dee esser uscito ed aver dato in brocca, prima che colui che lo dice v'abbia dovuto pensare (II, 43). Le rire, remarque-t-il ensuite, tanto a noi è proprio, che per descriver l'omo, si sol dire che egli è un animal risibile (II, 25), mais il far rider sempre non si convien al Cortegiano, nè ancor di quel modo che fanno i pazzi e gl'imbriachi ed i sciocchi ed inetti e medesimamente i buffoni (II, 46). Il termine e misura di far ridere mordendo bisogna ancor esser diligentemente considerato, e chi sia quello che si morde; perchè non s'induce riso col dileggiar un misero e calamitoso, nè ancora un ribaldo e scelerato publico: perchè questi par che meritino maggior castigo che l'esser burlati; e gli animi umani non sono inclinati a beffar i miseri, eccetto se quei tali, nella loro infelicità, non si vantassero e fossero superbi e prosuntuosi. Deesi

ancor aver rispetto a quei che sono universalmente grati ed amati da ognuno e potenti, perchè talor col dileggiar questi poria l'uom acquistarsi inimicizie pericolose (ibid.). Sur la dignité du maintien il ajoute (II, 50): Chè in vero ad un gentilomo non si converria fare i volti, piangere e ridere, far le voci ... come fa Berto; mais il faut toujours garder la dignità del gentiluomo, senza dir parole sporche o far atti men che onesti. Le Castiglione n'approuve pas toujours les *ambiguità*, perchè più presto sono laudate per ingeniose che per ridicule (II, 58), et il conseille de fuggir quelle che fanno il motto freddo, o che paia che siano tirate per i capelli (II, 59). Ce qu'il recommande surtout c'est le naturel, parce que toute plaisanterie qui a l'air d'avoir été étudiée d'avance, perd sa valeur et ennuie (passim).

Pour revenir à notre Refuge, je dirai qu'il continue son traité en donnant la définition des *compliments*, qui font partie de l'affabilité et qui ne doivent jamais être outrés, ce que dit aussi Della Casa dans son *Galateo*. Il parle encore de la promptitude à faire plaisir ou du bienfait, où il faut montrer une certaine bonté naturelle, bien qu'il avoue que si selon la philosophie le bienfait ne devroit estre mercenaire, ny fait sous esperance d'une pareille ... en la cour il ne s'en fait point autrement, mais ici il faut savoir cacher son jeu et ne pas demander, sur l'instant, un service à celui auquel on vient de le rendre. L'on se gardera aussi à la cour, en faisant plaisir à quelqu'un de nuire ou déplaire à autruy, de peur de perdre d'un costé, ce que l'on penserait gagner d'un autre. Tout en prônant les vertus morales, De Refuge ne perd jamais de vue le côté utilitaire de la vie de cour, et il faut reconnaître que, sous ce rapport, il peut donner bien des leçons à celui que Charles V appelait uno de los mejores caballeros del mundo. Vous vous jettez à la cour, dit l'écrivain français (p. 106), pour avoir richesses, honneurs, authorité de puissance, vous y avez de grandes entrées, force amis, plusieurs belles parties, qui peuvent vous rendre recommandable; mais ce n'est pas assez, il faut sçavoir si vous estes disposé de flatter les grands, et quelquefois les valets, faire la cour à un portier, après qu'il vous aura fait longtemps compter les chevilles d'une porte, souffrir d'estre calomnié et endurer des injures, sans oser vous plaindre, s'accommoder aux voluptez et passions d'autruy. Qu'on est loin de l'élévation d'esprit du Castiglione, qui, malgré un certain scepticisme en matière de religion et une certaine licence de langage, forme son parfait courtisan, afin qu'il puisse former à son tour un prince parfait, et veut qu'il lui dise toujours la vérité, sans jamais flatter ses passions, sans jamais oublier

le chemin de la vertu, en se bornant, tout au plus, à une certaine amabilité! Le Castiglione rappelle, à ce propos, une similitude de Lucrèce (De rerum natura I, 935), à laquelle le Tasse devait donner ensuite une forme poétique (Jérus. dél. 1. 3) come i cauti medici, li quali spesso, volendo dar a' fanciulli infermi e troppo delicati medicina di sapore amaro, circondano l'orificio del vaso di qualche dolce liquore (IV, 10). Mais notre De Refuge se garde bien de viser si haut. A la cour il faut, selon lui (p. 119), ne pas suivre la justice, mais se reduire à ce qui se pratique et selon cela former sa resolution et son jugement. En d'autres termes: selon le besoin faudra dissimuler, différer et obéir à la necessité (p. 151). Enfin la première considération est celle de la seureté, puis de la facilité, puis de l'honneur, puis de l'avantage ... et la fin de l'action estant honorable (c'est-à-dire d'arriver au pouvoir), elle rabille par son evenement la male-façon qui seroit aux moyens que l'on aura tenus pour y parvenir (30e ch.). Tel étant le but de ses théories, il forme son courtisan à l'école de la dissimulation (35e ch.), qui consiste, non seulement à cacher ses propres sentiments, mais aussi à deviner ceux des autres, pour s'en servir au besoin (ibid.), et il consacre un chapitre entier (le 36e) à la *dexterité,* parole très équivoque, et qui n'a pas certainement ici un sens vertueux. Il faut que son courtisan possède aussi des vertus, mais ce sont des vertus qui, par leur emploi, s'approchent du vice, ainsi que la patience, qui ne consiste pas seulement à supporter et dissimuler les injures, mais aussi ... les impertinences d'autrui. Le bon courtisan doit s'y rendre assidu (à la cour) et ne l'abandonner, quelque rebut ou disgrace qui adviennent, sans y tenir toujours un pied ... mais sur tout il se faut tenir le plus près de son maistre, non seulement pour éviter les calomnies, mais en outre pour saisir la balle au bond, l'heure du charretier (37e ch.). Si notre auteur invite son élève à ne pas vouloir corriger les autres et à n'en pas médire, c'est toujours en vue de l'utilité, et c'est toujours dans ce but qu'il lui conseille d'être humble et hardi selon les circonstances, car la hardiesse (est) necessaire à celuy qui hante la cour, où les honteux ... perdent (ch. 38, 39). Que le courtisan n'oublie pas non plus d'étudier, avec tout le soin possible, la nature particulière de la Cour où il se trouve, car selon que le roi est guerrier, religieux, vieux, malade, savant, domineront les gens d'armes, les prêtres, les médecins ou les gens de lettres, et il faudra que le courtisan acquière les connaissances

nécessaires et le caractère de l'entourage du prince. Dans la seconde partie de son ouvrage, l'auteur étudie plus particulièrement les moyens d'acquérir la grâce du souverain, ce qui doit former le but de tout courtisan, et ici il fait une distinction entre les nobles et les roturiers, qui en partie se trouve dans le Castiglione et en partie ne manque pas d'une certaine originalité. Les nobles ont la route ouverte devant eux et ils semblent plus indiqués pour la vie de Cour, mais ceux qui parviennent d'un état social inférieur sont en général plus affectionnés au souverain qui est la cause de leur fortune, et ils sont partant plus disposés à le servir en tout et partout, pouvant renoncer à cette personnalité que les nobles gardent presque toujours (12ᵉ ch.). Mais le chemin que le simple bourgeois doit suivre pour s'approcher du prince, est hérissé d'épines, et il ne saurait atteindre son but sans l'aide d'un puissant protecteur ou sans rendre des services éclatants. D'ailleurs, soit qu'il soit noble, soit qu'il soit roturier, le Courtisan doit se faire non seulement aux penchants de son maître, mais aussi à ceux des grands qui l'entourent et même de ses domestiques. Le Castiglione avait déclaré qu'un vrai gentilhomme ne saurait servir un prince vicieux; De Refuge cherche, au contraire, des accommodements avec le ciel; il déclare que: le rôle du Courtisan n'est pas celui de corriger son Seigneur et que lorsque celui-ci est fort corrompu, il faut laisser aux autres la charge d'en contenter les passions (10ᵉ ch.). Il pourra, tout au plus, tâcher d'adoucir les mœurs de son prince, mais ne s'opiniastrer inutilement contre la volonté du Prince et ne se laisser aller à une vile servitude (6 ch.), maxime élastique, qu'il ne veut pas trop approfondir en se bornant à une déclaration, dont le sens d'ailleurs ne nous paraît pas douteux: A la verité celuy qui veut mener une vie du tout innocente et eloignée du train ordinaire de vivre des hommes, lesquels sont fautiers et sujets à leurs passions, il fera beaucoup mieux de ne se point ietter à la Cour, qui est (s'il nous faut ainsi parler) une grande putain, laquelle corrompt aucunesfois les plus entiers et les plus chastes (5ᵉ ch.). Certainement il est fort utile que les personnes de bien vivent auprès du Prince; ceux-ci pourront en devenir meilleurs, mais, pour règle générale, il faut s'accommoder aux temps, aux lieux et aux circonstances, et bien que la flatterie soit indigne d'un gentilhomme, il n'y a remede, il faut quelquesfois se laisser aller

à la flatterie pour gagner advantage, tout en tâchant de ne pas tomber trop bas (7e ch.).

Un développement assez large est donné par l'auteur aux relations directes entre le courtisan et son prince. Il faut, tout d'abord, se garder de donner des conseils, car ils peuvent nuire à votre réputation et compromettre votre fortune. Même lorsque le prince vous serre de près, pour connaître votre avis sur une question délicate, il faut se tenir au large et laisser à son seigneur l'entière responsabilité de ses délibérations. En tout cas, on doit donner toujours des conseils de prudence et de modération, et quand le cas se présenterait de conseiller la paix ou la guerre, il faut indiquer plutôt la première, étant celle qui entraîne le moins de responsabilité pour le conseiller (ch. 9e et 24e). Un courtisan d'esprit doit comprendre en peu de temps le caractère de celui qu'il sert, et selon que son naturel est sanguin, colère, mélancolique, forger le sien, s'adaptant surtout à son âge et aux conditions particulières du moment. La recommandation du Castiglione de ne paraître jamais de mauvaise humeur devant son prince (II, 18): inanzi al principe non starà mai di malavoglia nè melanconico, se trouve répétée ici à la lettre (ch. 37) ainsi que l'autre de ne pas lui demander des faveurs, pour les autres: car la pluspart de ce que le Prince nous accorde pour autruy, il nous le met à compte et partant nous reserverons nostre credit pour nous, s'il n'est bien grand (34 ch.; cfr. Corteg. II, 18). C'est toujours d'après le Castiglione que De Refuge donne les conseils, touchant les louanges de soi-même et celles des autres (Corteg. I, 18 passim), l'art de schivar la invidia e ... intertenersi piacevolmente con ognuno (ibid. I, 12), le risguardo alla profession di coloro con cui (si) parla (ibid. II, 8), la finesse de ne pas faire de la médisance (Cort. II, 18) et de contenter le prince, autant que possible, sachant secondar le voglie di quello a chi si serve (ibid.). La plus grande sagesse d'un courtisan, dit De Refuge, est de ne s'informer des secrets du prince, et ne s'engager à les entendre, qu'avec les autres, (24 ch.) et il faut aussi qu'il sache garder le secret, sans se montrer d'aucune manière curieux, et sans affecter aucune familiarité en public envers son Seigneur. C'est ce que le Castiglione avait déjà exprimé, en partie, en conseillant de ne pas chercher d'intromettersi in camera o nei lochi segreti col signor suo non essendo richiesto (II, 19) et se moquant de ceux qui quando poi il principe passa per

le piazze, chiese o altri lochi publici, a forza di cubiti si fanno far strada a tutti, tanto che gli si mettono al costato e se ben non han che dirgli, pur lor voglion parlare, e tengono lunga la diceria, e rideno, e batteno le mani e 'l capo, per mostrar ben aver faccende d'importanzia, acciò che 'l populo gli vegga in favore (II, 25).

De Refuge, aussi bien que le Castiglione, donne beaucoup d'importance à l'amitié, mais ici, comme dans les rapports avec les grands, qu'il faut toujours traiter avec beaucoup d'égard quand même ils n'auraient pas de puissance, parce qu'ils peuvent toujours nous nuire, et surtout dans la lutte contre les ennemis, il n'oublie jamais que le courtisan doit se servir de tout le monde pour atteindre le but auquel il vise. Notre auteur, qui avait lu sans doute le *Prince* de Machiavel, paraît s'y inspirer d'une manière générale, lorsqu'il dit, par exemple, qu'il faut choisir entre les partis qui divisent une cour, mais en même temps, conserver secretement l'amitié d'aucuns des principaux du party contraire, pour avoir un point d'appui, dans le cas où le parti auquel on sert, aurait le dessous (ch. 16e). Une bonne méthode est aussi celle de seconder son ennemi en ses mauvaises volontez pour le ruiner et d'aider son ennemi, ne le pouvant empescher, ny luy nuire (ibid.). Que l'on prenne garde, ajoute-t-il, de heurter contre celuy qui est plus en faveur que nous (23e ch.) et ailleurs: Nous ne devons refuser aucune commission ou commandement du prince, quelque petit qu'il soit; souvent peu de chose a servy d'ouverture à une grande fortune, et puis les Princes jugent la grandeur de leurs commandements non par l'importance, mais pour leur propre grandeur (34e ch.). Seulement il faut que les ordres que l'on reçoit ne soient tels qu'on puisse s'y méprendre et autant que possible, on devra se les faire donner par écrit. Estant près du Prince il faut estre tousjours en garde, de peur d'estre surpris; prevoir à peu près les affaires desquelles il nous peut parler, se preparer à celles qui sont sur le tapis, parler peu et seulement de ce que sçavons bien (ibid.). La plus grande précaution est aussi nécessaire, lorsque le prince est amoureux, pour ne pas froisser ses amours et l'orgueil de ses maîtresses (ch. 38e). En toute occasion le prudent Courtisan saura affecter une certaine infériorité à l'égard de son Prince, afin que celui-ci ne conçoive aucune sorte de jalousie, et lorsqu'on voit que la fortune nous quitte, on doit sans regrets et à temps, savoir faire ses adieux à la Cour (46e ch.). Incidemment, en parlant des

vices des princes, savoir de la *volupté, cruauté* et *avarice,* il rappelle, de même que Pierre de Dampmartin, le duc Valentin, devenu à cette époque l'exemple le plus achevé de la méchanceté des princes et que le jugement favorable de Machiavel rendait encore plus haïssable à la France.

Plusieurs idées du *Nouveau traité de la cour* se retrouvent, à quelque différence près, dans les *Discorsi* di messer Pelegro de' Grimaldi, et surtout la recommandation du secret et de la prudence, aussi bien que celle de se tenir, autant que possible et sans le déranger, auprès du prince, car c'est là, dit-il, le moyen le plus sûr pour trouver les occasions favorables. Lorsque le Prince parle à quelqu'un, il faut s'éloigner, pour ne pas connaître ses affaires, et lorsqu'il vous demande votre avis, tâchez de battre la campagne, ou devant répondre à propos, faites de sorte que la responsabilité de la délibération retombe entièrement sur lui. Messer Pelegro, suivant le Castiglione, conseille à son Courtisan de non star melanconico e triste davanti al signore, come certi filosofastri di nebbia, de ne pas demander pour les autres, parce qu'une demande refusée peut engendrer de la froideur, et en outre de ne pas affecter trop de familiarité avec son Seigneur, de crainte de le choquer. D'autres conseils, qui n'ont aucun rapport intime avec l'œuvre du Castiglione et qui en ont au contraire beaucoup avec celle de De Refuge, ce sont ceux que messer Pelegro ajoute touchant la prudence envers ses amis et ses ennemis et sur le respect pour tous ceux qui jouissent de la faveur du prince, de même que sur l'art de ne pas éveiller le soupçon ou la jalousie de son Seigneur en s'approchant trop de celles qu'il aime. Il faut, dit messer Pelegro, que l'adroit courtisan démontre, en toute occasion, son infériorité vis-à-vis du Prince et qu'il ne refuse aucun service que celui-ci lui demande, parce que tout service acquiert de la dignité lorsqu'il est rendu au prince, et les choses même les plus basses peuvent devenir une source de fortune pour l'homme intelligent.

Un livre qui n'a pas été composé dans le but de former un parfait courtisan, mais qui au milieu de différents sujets, donne toutefois plusieurs règles, touchant la conversation dans les hautes classes de la société, rappelant aussi dans certaines parties l'œuvre du Castiglione, c'est le *Juvenal François* composé

par Jacques le Gorlier escuyer, sieur de la Grand Court (Paris, 1624). Je n'interromprai pas, à tout moment, les maximes de haute philosophie de Le Gorlier, pour indiquer quels sont les passages du *Cortegiano* qui paraissent l'avoir inspiré; les citations précédentes suffisent pour s'en former une idée. Ce qu'il m'importe surtout de faire remarquer ici, c'est l'importance que l'auteur accorde aux railleries et gausseries dans la conversation, sujet que Le Gorlier explique, de même que l'auteur italien, par de nombreux exemples. Raillerie n'est autre chose qu'un reproche couvert, qui figure plaisamment les defauts de la nature et les actions imparfaites; on en trouve de deux sortes: l'une est insolente, sale, malicieuse, sans respect, sans honneur, sans modestie; l'autre élegante, civile, facetieuse, pleine d'esprit, de grace et de discretion ... Aussi faire éclater un ris indiscret pour quelques legeretés, et donner à son visage une forme bouffonne, comme si l'on avoit mangé de ceste herbe sardonique qui fait rire en mourant et mourir en riant, c'est publier une maladie d'esprit que les bonnes femmes appellent gayeté. Ce n'est pas que je défende de mesler quelque trait de gaillardise parmy les graves sentences d'un serieux discours; mais il se faut retenir dedans les regles de la raison, se resjouir sans faire tort à la verité, et gausser sans faire rougir le visage de la modestie. Un ris déreglé, entrecoupé comme celuy des femmes, ou qui retient de son enfance, dérobé, malin, superbe, éclatant, tiré de la misère de son prochain, témoigne la faiblesse d'un jugement vicieux; ferme donc les railleries dedans la dignité de la sagesse: que les facetties ne mordent point, que tes gausseries ne laissent point de mépris, que tes risées ne rident ton front et tes sourcils, que ta voix soit sans éclat, et tes postures sans querelle, sans injure et sans malice. C'est une chose merveilleusement difficile de railler et de plaire: comme peu de personnes s'offencent d'un brocard modéré, aussi n'y a-t-il villageois si insensible, qui ne perde patience et ne se dépite quand on le gausse outre mesure. Lors que l'on nous reproche la legereté de nostre cervelle, la maladie de nos yeux, les vices, apparens de nostre corps, nous en rions nous mesmes, pourveu que l'on n'en sonne mot, parmy ceux que nous ne frequentons pas avec toute liberté. Le Castiglione avait déjà admis che i vizii del corpo danno spesso bella materia di ridere a chi discretamente se ne vale, pourvu qu'on ne pousse pas à bout celui qui est en butte à vos plaisanteries (II, 50). Les exemples que Le Gorlier cite ont, la plupart au moins, beaucoup d'à-propos et démontrent une culture large et variée, car il ne se borne pas à ces récits tirés des anciennes légendes de la Grèce et de Rome ou de

l'antiquité orientale, devenus le patrimoine commun de toute modeste culture, mais il sait rappeler, lorsque l'occasion s'en présente, des anecdotes de son temps, qu'il expose avec beaucoup de grâce. Très rarement ses anecdotes rappelent celles du Castiglione. La facétie touchant ce châtelain qui avait perdu Saint Leo, il quale dopo l'aversi escusato il meglio che seppe, dando la colpa alla sua disgrazia, disse: Signor, non dubitate, che ancor mi basta l'animo di far di modo, che si potrà recuperar, et à qui le Duc répondit: Non ti affaticar più in questo; chè già il perderlo è stato un far di modo, che 'l si possa recuperare, est attribuée par Le Gorlier à Tite-Live, qui a été, en effet, la source directe de l'écrivain italien (cfr. la note de Mr Cian à ce passage, p. 222), de sorte qu'on peut dire que l'écrivain français ne doit rien, pour les exemples, à son devancier d'Italie. Malheureusement Le Gorlier démontre aussi que la gentillesse des mœurs n'est pas toujours son affaire et dans le *miracle d'un nez prodigieux* (p. 630) il s'amuse à un genre de plaisanteries, d'un goût fort douteux et que le *gentil cortigiano* n'aurait certainement pas approuvé. Un de mes amis, dit-il, dont l'humeur me revenoit fort ... se plaisoit à tenir bonne table, et faisoit venir ordinairement un bouffon, le plus fallot et le plus ridicule qu'on se puisse imaginer; c'estoit un homme de neant, agé de soixante ans ou environ, plein de rencontres et très bon yvrongne, au reste un nez gros, rouge, bossu, comme une moyenne grenade et le mieux boutonné que je vis jamais; mon follastre d'hôte (qui le faisoit boire d'autant pour en tirer du plaisir) se jettoit à corps perdu sur ceste trongne enluminée, et la pinçoit avec tant de violence que le sang en découloit dans un verre copieux qu'il tenoit au dessous, liqueur dont il faisoit estime comme d'une vineuse ambroise ce que l'auteur a l'air de considérer comme une aimable plaisanterie, de sorte qu'il compose des vers sur ce nez foulé, tiré, percé de poings, des doits et des ongles de mon hôte.

Je dois ajouter que les anecdotes que Le Gorlier cite, ne sont pas toutes dans ce goût. Il y en a même plusieurs que le Castiglione n'aurait certainement pas dédaignées, telles que celle de Louis XI raillant l'évêque de Chartres de ce qu'il se présente à lui, habillé fort richement et avec grande suite: Quoy, dit-il, les Evesques du temps passé se contentoient d'un asne avec un simple licol. Oui, Sire, repliqua le Pasteur, aussi estoit ce le temps que les Roys gardoient les brebis.

Pour revenir au sujet qui nous occupe, c'est à dire à la *formation* du courtisan français, je dois rappeler que, vers cette

époque, un des esprits les plus illustres de la France, le cardinal de Richelieu, composait lui aussi des règles de courtisanerie. La découverte heureuse de ce manuscrit due à Mr Armand Baschet (*Mémoire d'Armand du Plessis de Richelieu* etc., Paris, 1880, *autographe*) nous met à même de pénétrer dans cette âme ambitieuse, qui, dès sa première jeunesse, pensait au moyen de se frayer un chemin au pouvoir. Le titre du ms. ne laisse pas de doute à ce sujet! *Instructions et maximes que je me suis données pour me conduire à la cour,* et Mr Gabriel Hanotaux dans son histoire du Cardinal (Paris, 1893, 1er vol., ch. 6e) le considère comme une sorte de bréviaire portatif de l'ambitieux de Cour, qu'il écrivit pour son usage personnel. Ces instructions ont été composées dès le temps de Henri IV. Dans ces maximes il y a bien des choses que les *Discorsi* de messer Pelegro de Grimaldi et d'autres œuvres pareilles nous ont déjà fait connaître, ce qui, outre la lecture possible de quelqu'un de ces traités, démontre, à mon avis, la rencontre nécessaire de certaines maximes en tous ceux qui ayant vécu à la Cour, à peu près vers la même époque, en étudient les mœurs et les règles. Aux premiers jours de mon arrivée à la Cour, dit le futur cardinal, je me presenteray tous les jours (au roi) jusques à ce que je connaisse qu'il est content ou de m'avoir parlé ou escouté ... C'est là cette cour assidue au souverain, pour saisir l'occasion favorable, dont parle messer Pellegro, et Du Plessis insiste sur cette idée et il ajoute qu'il le visitera une fois par semaine à Paris et tous les deux jours à Fontainebleau. Il étudiera aussi les goûts de Henri IV, tâchant de connaître quel vent tire. Pour les autres seigneurs, il les faut visiter, mesmes ceux qui sont en credit et faveur envers le maistre, et se souvenir qu'il y a des sacrifices pour les Dieux nuisibles et favorables; à ceux-ci affin qu'ils aydent, à ceux-là affin qu'ils ne fassent point de mal, ce que messer Pellegro avait déjà dit. Une règle bien connue de l'art de se comporter dans la conversation, est encore la suivante: ... n'avoir point l'esprit distrait, ni les yeux égarés, ni l'air triste ou mélancolique, quand quelqu'un parle, et y apporter une vive attention, ainsi que beaucoup de grâce, mais plus par l'attention et le silence, que par la parole et l'applaudissement. Que l'on évite de conclure et de vouloir donner sur toute chose son avis, que l'on soit humble et respectueux envers les grands. Le silence ne gâte jamais, et s'il arrive qu'on doive parler aux tables des grands que les discours soient de choses indifferentes, comme d'his-

toires, de descriptions de païs, des villes, comme elles sont grandes, fortes, peuplées, enrichies de personnes illustres ... Quelques questions d'Estat, de commerce, d'astrologie, de fortifications, de musique, et autre science, où l'on ne peut ennuyer les presens ny interesser les absens, sont merveilleusement agreables, pourveu qu'elles soyent (dites) galamment sans pedanteries et sans descouvrir trop curieusement ce que l'on en sçait. Le futur cardinal avait soin de noter ce qu'il entendait des autres, lorsqu'il y trouvait quelque chose de remarquable, et dans ses rapports avec les grands, il évitait aussi de se montrer excessivement assidu, parce que cela les tient en contrainte et apporte outre le mespris, le blasme d'importunité. Pour ce qui est de garder le secret, il partage les idées de messer Pellegro: Des choses que les Roys et les Princes disent, il faut estre le dernier à les publier, et quand on les entendra des autres, y faut apporter la contenance que l'on fait aux choses nouvelles et ignorées. J'ai eu déjà l'occasion de citer un passage important du *Cortegiano* qu'il est utile de répéter ici, car la relation avec les idées du Cardinal me paraît bien intime. Domandando ... per altri, (le courtisan) ... assettarà talmente la petizion sua, levandone quelle parti che esso conoscerà poter dispiacere e facilitando con destrezza le difficultà, che 'l signor la concederà sempre, o se pur la negherà, non crederà offeso colui a chi non ha voluto compiacere; perchè spesso i signori, poi che hanno negato una grazia a chi con molta importunità la domanda, pensano che colui che l'ha domandata con tanta instanzia la desiderasse molto; onde, non avendo potuto ottenerla, debba voler male a chi glie l'ha negata; e per questa credenzia essi cominciano ad odiar quel tale, e mai più nol posson veder con bon occhio. Messer Pellegro, nous l'avons vu, se montre encore plus rigide, car il soutient qu'il ne faut jamais demander pour les autres, et si l'on demande, que cela se fasse de manière que le refus du Prince n'engendre aucune froideur. Cette maxime avait été développée aussi par De Refuge, qui y avait ajouté, comme nous venons de voir, que la pluspart de ce que le Prince nous accorde pour autruy, il nous le met à compte.

Or Armand du Plessis répète, à son tour, la même règle, avec une telle ressemblance de détails que j'ai bien de la peine à croire qu'il ne s'agisse que d'une simple rencontre d'idées. De s'employer vers les grands pour les amys, il y a de l'incivilité à ne le faire pas et du peril à le faire. Car si l'on obtient les choses pour lesquelles se fait l'intercession, les grands les mettent sur le compte de l'intercedant plus que sur le favorisé ou l'impétrant, et si elles sont refusées, ils

craignent qu'ils n'en soyent mal satisfaits, et cela refroidit l'affection, si non que celuy qui est refusé montre un grand contentement aux raisons du refus.

Nous nous trouvons aussi en pays de connaissance, lorsque le grand Armand dit qu'il faut y penser deux fois avant de promettre, mais qu'il faut bien tenir sa parole une fois qu'on l'a donnée, et lorsqu'il conseille d'éviter la médisance et de garder le silence, pour ne pas se compromettre. Une chose qui est bien à lui c'est le conseil qu'il ajoute, touchant la correspondance, qui demande un soin particulier, parce qu'on doit penser d'avance aux conséquences d'un mot écrit au hasard. Que cela n'empêche point de répondre à tout le monde, mais avec beaucoup de prudence, en tenant copie des lettres les plus importantes et en détruisant celles qui pourraient devenir dangereuses. La vraie science du courtisan est cette dissimulation sur laquelle nous venons d'entendre beaucoup de raisonnements. Pour notre jeune homme la dissimulation se pratique surtout par le silence, et il en donne les raisons. Pour toutes ces causes, de dissimuler avec le silence est necessaire et n'est pas reprehensible. Et bien qu'il soit dur de vivre en ceste sorte avec ses amis et de leur taire ce qui les regarde, neantmoins la raison veut que l'on jette toujours les yeux au plus grand respect et que nous ne facions mal ny prejudice à nous mesmes. Il y a une autre dissimulation, qui se faict par la parole et est bien plus malaisée, car elle conduit l'esprit entre deux escueils, le blasme de la menterye et le peril de la verité. On voit que Du Plessis devait sourire en lisant les maximes de la parfaite amitié dictées par le Castiglione, mais lui aussi eut, dans la suite, des conseillers fidèles et intimes, auxquels il ne cachait pas toujours les grands projets de son âme. De Richelieu passons à celui qui fut, au moins pendant quelque temps, un de ses admirateurs les plus illustres.

Torino. Pietro Toldo.

(Schluſs folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zur Quellenfrage von Schillers Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges.

Der Zufall hat mir eine 'Geschichte des Dreyfsigjährigen Krieges und des Westphälischen Friedens. Zum Behuf der gegenwärtigen Staats-Begebenheiten. Franckfurt und Leipzig 1748. 4°' — ein Buch, das auch 1750 und 1760 neu herauskam — in die Hand gegeben. Ein näherer Vergleich dieser Geschichte mit Schillers Dreifsigjährigem Kriege zeigt, dafs wir es mit einer Quelle des Dichters zu thun haben. In einem der nächsten Hefte des Archiv werde ich darüber eingehend berichten.

Berlin. Ernst Consentius.

Das Rituale Dunelmense[1]

enthält von einer Hand des 10. Jahrhunderts, hinter vier Kollekten auf den hl. Cuthberht,[2] auf fol. 84[3] folgende Zeilen: *Be Suđan*[4] *Wudigan Gæte æt A'elee on Westsæxum on Laurentius mæssan dægi on Wodnesdægi Ælfsige đæm biscópe in his getélde Aldred se profast đæs*[5] *feower collectæ on fif næht áld*[6] *mona ær underne awrat.* Wie, vierzehn Blätter zuvor, den späterhin Durhamer Bischof die Randnote *Dominus saluet honoret amet Aldhunum antistitem*[7] bezeichnet, so ist hier sein unmittelbarer Vorgänger Ælfsige 968—90 gemeint, und nicht etwa ein fremder[8] Bischof. In diesen Jahren fiel[9] der Lorenztag (10. August) auf einen Mittwoch nur 970, 981 und 987. Die beiden letzteren Jahre sind nicht gemeint, weil damals am

[1] Vgl. Sievers *Gram.* § 2, Anm. 2; Sweet *Oldest texts* 175.
[2] Ed. Stevenson (Surtees soc. 1840) 185.
[3] So Wanley *Catal.* 297 f., der die Zeilen Stevenson gleich, nur ohne Accente, druckt.
[4] Beide Edd. schreiben *S W G A'* grofs, nicht gemäfs der Hs., laut Skeat *Transac. philolog. soc.* 1877/9, p. 52*.
[5] *So Skeat*; das *St.* [6] *Geänd.* áldne. [7] Ed. Stev. p. 143; vgl. p. X.
[8] Man dachte an Bischöfe von Winchester und Sherborn des 10. Jahrhunderts. [9] Grotefend *Handb. hist. Chronol.*

10. August bereits sechs, bezw. elf Tage seit Neumond vergangen waren. Dagegen ist allerdings a. 970, Mittwoch, 10. August fünf Tage nach Neumond. Und gerade in dieses Jahr fällt die einzige Urkunde[1] mit Ælfsiges Namen. Vermutlich der Lesefehler *Ælfrige* in den Chartularen hat verschuldet, dafs sie nicht für ihn citiert wird. Er bezeugt darin neben 12 Bischöfen, 12 Äbten, 5 *duces*, 29 Thegnas Eadgars Schenkung an Ely, also bei einem Witena gemot. Öfters tagte ein solches zu Ockley in Surrey,[2] wo nach jener Notiz des Durhamers Zelt stand. Mit Wahrscheinlichkeit folgt, dafs jener Freibrief für Ely zu Ockley erging, dafs dort ein Witena gemot war und zu diesem der Durhamer sich einfand. (Noch einmal soll er vor Eadgar erschienen sein, nach einer ebenfalls Durhamer, aber vielleicht fünf Menschenalter späteren Nachricht.[3] Dieser zufolge führte er nämlich den Schottenkönig Kenneth II. zum englischen Hofe, wo derselbe für Lothian huldigte. Kenneths Abhängigkeit kennt auch Forenz a. 973; aber die Vereinigung Lothians mit Schottland steht erst seit Cnuts Zeit fest.) — Jener Propst Ealdred schreibt eine andere Hand als die Glossatoren dieses Rituals. Und wiederum anders geschrieben sind im 10. Jahrhundert die Glossen im Lindisfarner Evangeliar,[4] die einem Aldred,[5] also einem anderen, gehören.

Berlin. F. Liebermann.

Eine angelsächsische Fieberbeschwörung

fand Schenkl[6] in Hs. des Doms Worcester Q 5, letzte Seite, vom 11. Jahrhundert. Sie beginnt *Dis mæg wiđ gedrif: genim LX oflætan 7 gewrit on ælcere on*[7] *þas wisan.* Sie fehlt Cockayne's *Leechdoms.*

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsische Rubriken

in der *Unctio infirmorum* stehen in *The Missal of Robert of Jumièges*, ed. H. A. Wilson,[8] p. 287—94. Dieses Missale ist 1000—1025 geschrieben in der Art der Winchesterschen Schrift, wahrscheinlich zu

[1] Birch *Cart. Sax.* 565. Schon Lingard berechnet 970; Skeat p. 53*.

[2] Kemble *Saxons* II 249; der König urkundet dort a. 824 (Birch 377); vgl. auch Ann. Anglosax. a. 851. Wenn Stev. p. X (danach Wright Biog. Britann. I 427) 'near South Woodgate at Aclea' übersetzt, so ist mindestens der letztere Name nicht modern. Den ersteren finde ich nicht. Einen genügenden Sinn ergäbe 'südlich vom Waldgatter', ohne dafs ein Ortsname vorläge. Die Gegend war königlicher Wald; Domesday I 30b. Skeat meint Church Oakley in Hampshire.

[3] Ed. Hinde hinter Symeo Dunelm. 212. Dorther erst schöpft St. Albans. Robertson *Scotl. under early kings* II 390 und die ihm folgen halten den Bericht mit Unrecht für jünger.

[4] Vgl. Athenæum 10 July 1897 p. 65.

[5] So gegen Wanley E M T[hompson], *Dict. nat. biogr.* Vgl. Birch *Cart.* 631.

[6] Bibl. patr. Britann. III, 2 (1898), p. 67. [7] *en* Schenkl.

[8] Henry Bradshaw soc. XI, 1896. Vgl. p. Lxxj.

Newminster.[1] Robert Bischof von London schenkte es seiner früheren Abtei Jumièges, wo er später, nachdem er Erzbischof von Canterbury gewesen, (nach Stubbs 1070) starb. [Ritualhss. von c. 975—1075 mit ungedruckten Agsächs. Worten sind auch Paris 943; Rouen 362; Cambridge Corpus 44; 146; 422.]

Berlin. F. Liebermann.

Verlorene angelsächsische Annalen

meint wohl der um 1160[2] gefertigte Katalog der Durhamer Dombücher. Sein Abschnitt *Libri Anglici* endet nämlich mit *Cronica duo Anglica*. Schon Wanley[3] erklärt: 'i. e. Annales Saxonici'. — Die sechs vorangehenden Titel lauten [1] *Omeliaria vetera duo*; [2] *unum norum*; [3] *Elfledes boc*; [4] *Historia Anglorum Anglice*; [5] *Liber Paulini Anglicus*, [6] *Liber de nativitate s. Mariae Anglicus*. Mit Recht sieht Wanley in 4 die Bæda-Übersetzung, in 2 Angelsächsisch der Normannenzeit. Dagegen wohl mit Unrecht vermutet er in 3 und 5 Viten der betreffenden Heiligen. Denn von solchen fehlt in angelsächsischer Sprache oder Zeit jede Spur;[4] und der Genetiv bezeichnet schwerlich je den Gegenstand, sondern manchmal den Verfasser, öfter den Schenker. Der letztere ist hier wohl gemeint. *Paulin* freilich heifst, aufser dem Bischof von York, nur ein Mann im Domesdaybuch;[5] *Ælflæd*[6] ist dagegen ein, auch unter northumbrischem Adel, häufiger[5] Frauenname. Also über den Inhalt von 3 und 5 will vielleicht gar nichts gesagt sein. [Dagegen heifst in diesem Zusammenhange *boc* nicht etwa, wie in Chartularen oder auf Rückseiten von Urkunden,[7] 'Landverschreibung'.] Als 'Protoevangelium s. Jacobi?' erklärt Wanley das sechste Buch; vielleicht aber begann nur Ælfrics Homilie[8] *ymbe Marian gebyrdtide*[8] diesen Band: sie ist in einer Hs.[9] *De nativitate scē Marie* überschrieben; jene apokryphe Schrift hat vielleicht nie im Altenglischen einen Übersetzer gefunden.

Berlin. F. Liebermann.

Angli caudati.

G. Neilson[10] findet die Beschimpfung aller Engländer als geschwänzt erst in der Historik um 1190. Jedoch schon ein früherer Gallolateiner läfst eine 'Streitsache des Königs von Frankreich gegen den von England' folgendermafsen entscheiden: *Iudices loquuntur:*

[1] Dies (aus *Athenæum* 31. Oct. 1896, 595) stimmt zu Warren *Leofric missal of Exeter* (1883), 275. Vgl. Plummer *Two Saxon chron.* II 240.

[2] *Bernardi epistolæ* kommen schon vor; aber um 1170 Erworbenes ist nur nachgetragen, und Besitz von c. 1200 fehlt; Rud, *Codd. mss. Dunelm.* 212, verglichen mit 204.

[3] *Catal.* p. 298. [4] Homilie über Paulinus: Wanley 8.

[5] Searle *Onomast.* [6] Über den Genetiv Sievers *Gram.* 252 Anm. 2.

[7] *Suidnodes bœc*; *Earkyteles bóc* Earle *Landchar.* 98. 240.

[8] Ed. Thorpe II 466. [9] Wanley 136.

[10] *Caudatus Anglicus* p. 7; vgl. diese Zs. 1898.

Singula rimamur: tu plenus es, Anglice, rimis.
Integra, Galle, tuo vernat in ore fides.
Numquam recta fuit, nunquam meruit sibi causa
Anglica vel potius Anglica cauda fidem.[1]

Zwar ist diese 'Streitsache' nicht datiert oder mit dem Namen ihres Dichters versehen. In der Handschrift, des 12. Jahrhunderts, steht sie zwischen Gedichten des Peter Riga. Dennoch legt sie H. Böhmer[1] 'vielleicht Matthæus von Vendôme' bei und jedenfalls mit Recht dem Dichter der vorausgehenden *Causa Octaviani et Alexandri,*[1] die schon um 1163 entstand.

Berlin. F. Liebermann.

Von der angelsächsischen Benediktinerregel

liegt eine Hs. (vom Ende des 11. Jahrhunderts) im Dome Durham B IV 24 f. 98 b.[2] Anders als die von Schröer[3] benutzten Hss. bringt sie die lateinische *Regula* im Zusammenhange, nicht kapitelweise, vor dem englischen Texte. Sie beginnt und endet wie Schröer (Varianten: p. $1,_3$ *mynegunge*; $133,_{18}$ *á gewurde æce .. midwununge .. regole fyliað. Amen*).

Berlin. F. Liebermann.

Englisch und Französisch im 12. Jahrhundert.

Der *Libellus de vita s. Godrici de Finchale,* auctore Reginaldo monacho Dunelmensi,[4] geschrieben vor 1196, erzählt, wie ein Abt Durham und mit einem Durhamer Mönch den Eremiten Godric († 1170) besucht. Auf eine Frage des letzteren *abbas Francigena per interpretem respondit.* Godric, der englische Dichter,[5] konnte also nicht Französisch, und ein Abt in England nicht Englisch; auch reichte das Latein beider zur Unterhaltung nicht aus. Nur durch ein Wunder sprach Godric ein anderes Mal[6] zu Reginald *Francigena seu Romana lingua; ego verbis Anglicis respondi, quia lingua ipsa qua ille loquebatur non audebam eloqui; erat simpliciter lingua materna edoctus* und leugnete, dafs er Französisch etwa *aliquando in seculo didicisset.* Reginald kann beide Vulgarsprachen; aber das einfache Englisch scheint (auch p. 206) dem Pathos des Heiligen unangemessen und jedenfalls an Rang dem Französischen nachzustehen. — In der Namengebung siegte, im Gegensatz zur allgemeinen Entwickelung, *Godric* über das Normannische, als zwei *Willelm* und *Radulf* getaufte Knaben durch den Heiligen genesen schienen: sie wurden *Godric* umbenannt; ebd. 434 f.

Berlin. F. Liebermann.

---

[1] Monum. Germaniæ, Libelli de lite imp. et pont. III (1897) 548.
[2] Rud, *Codd. mss. Dunelm.* 209; Wanley *Catal.* 298.
[3] *Angelsä. Prosabearb. der Benedict.*
[4] Ed. Stevenson, Surtees soc. 1847, p. 352.
[5] Vgl. Zupitza in *Engl. Stud.* XI, 401. [6] A. a. O. 203; vgl. 206.

Queen's minstrels 1302.

Ein Londoner Barbier überläfst ein Londoner Grundstück vor der Londoner Stadtbehörde dem 'William *istrioni* of the queen of England', laut Catalogue of ancient deeds II (1894) A 2050. Dieser '*istrio* of the queen of England' giebt das Grundstück weiter (ebd. A 2076) und nennt sich in einer französischen Urkunde vom 7. August 1302 '*Guillot dou Salterium* minstrel of the queen of England'; ebd. A 2068.

Berlin. F. Liebermann.

Mittelenglisches in neuen Hss.-Katalogen der Cambridger Kollegien.

M. R. James publizierte 1895 zu Cambridge, in 4°, drei Bände, betitelt *A descriptive catalogue of the mss. in ... Jesus* (bezw. *King's*, bezw. *Sidney Sussex*) *College, Cambridge*. Danach enthält

Jesus 13, aus Durham, um 1400, Engl. Sätze; 6 Reime druckt James.
15, aus Durham, unter Palimpsest, Angelsächs. Homilien um 1100; einige Zeilen druckt James.
30 und 47 Wycliffes Evangelien, bezw. N. Testament; um 1400.
42 Engl. chronol. Notizen 1370—1443.
43 Medicinisches; 15. Jahrhundert.
46 Abbathia de Spiritu sancto, früher Alcock zugeschr., ed. Perry EETS 1867 89, nicht hieraus. Medicinisches; 15. Jahrh.
51 Speculum christiani von Joh. Watton 'contains a good deal of English'; 15. Jahrh.
56 Lydgates kleinere Gedichte, nicht hieraus gedruckt.

King's 8 Promptorium parvulorum, benutzt in Way's Edition.
13 William of Palerne (and the werwolf), hieraus edierte Madden. Dann in ders. Hd. 14. Jahrh. 66 Stücke in Reimpaaren über Heiligenfeste, beg.: Seint Marie dai in leinte among other daies gode. Daraus druckte Furnivall (Philolog. soc. 1862) den Judas, Pilatus, Dunstan. Englische Heilige sind noch Aldelme þe confessour und Austyn þat brougte (Christentum?).

Sidney Sussex 63 Gowers Confessio amantis; Cato; 15. Jahrh.
74 Predigten; 15. Jahrh.
80, aus Bristol, um 1450: Jhesu as thow madest me, von James gedruckt; Teil, aber abweichend, von Furnivall 'Hymns' (EETS 24) 15.
89 Psalter mit Paraphrase Richards von Hampole; um 1400 [vgl. James, 'Descr. cat. of mss. in Eton 1895': n. 10 R. Hampole on the psalms; 15. Jahrh.].
97 'His unwrowene breste bigan to lyne' 8 Sätze; 13. Jahrh.
99 Wycliffe, Neues Testament, um 1400.

Berlin. F. Liebermann.

Zur Frage der Dehnung von ae. *ĭ-* zu me. *ē̤*.

Bei der jetzt vielfach besprochenen Frage von der örtlichen Verbreitung der Dehnung von ae. *ĭ-* in offener Silbe zu me. *ē̤-* hat man bisher eine Wortgruppe aufser acht gelassen, von welcher doch die sicherste Auskunft zu erwarten wäre: die Ortsnamen. Finden wir in einem Ortsnamen gegenüber ae. *ĭ-* im Neuenglischen den Laut (*ī*) mit der Schreibung *ee,* so erhalten wir damit gewifs einen zuverlässigen Beweis dafür, dafs in dem betreffenden Landstrich die Dehnung von ae. *ĭ-* zu me. *ē̤* stattgefunden hat.

In den von Napier und Stevenson unter dem Titel 'Anecdota Oxoniensa: The Crawford Collection of Early Charters and Documents' (Oxford 1895) herausgegebenen altenglischen Urkunden begegnet uns sehr häufig der Name eines die südwestliche Grafschaft Devonshire durchströmenden Flusses, des Flusses *Cridie,* fl. *Cridian,* bei dessen erstmaliger Erwähnung die Herausgeber bemerken: *The name is spelt in the same way in the Domesday Survey, I. 103, 114ᵇ. It is* Cridia *in the Exon Domesday, p. 24* (p. 45). Die Schreibung mit *i* in der Tonsilbe überwiegt in den Urkunden durchaus, neben 15 *i*-Fällen stehen nur 5 Schreibungen mit *y.* Auch in der Sachsenchronik erscheint der Name mit *i* (cf. Bosworth-Toller). Als Fortsetzung dieses ae. Namens wäre ohne die me. Dehnung des *ĭ* wohl eine Form wie **Cridy* **Criddy* (gesprochen *kridi*) zu erwarten gewesen: der Fluſs heifst aber jetzt Creedy (*krīdi*), eine Lautung, die sich nur aus me. **Crē̤dy* erklären läfst. In diesem ursprünglich dreisilbigen Flufsnamen der südwestlichen Grafschaft ist somit zweifellos die Dehnung von ae. *ĭ-* zu me. *ē̤-* eingetreten.

Der an diesem Flusse gelegene Hauptort des Bezirkes heifst in den ae. Urkunden: *Cridian tûn,* jetzt *Crediton* (*krē̤ditən*). Auch hier haben wir zur Erklärung des ne. Lautstandes wohl von der me. gedehnten Form des Flufsnamens auszugehen, mit späterer Kürzung unter dem Einflusse des nebentonigen Kompositionsgliedes. In den Urkunden erscheint wiederholt der Flufsname allein auch zur Bezeichnung des Ortes.

Wenn wir uns nun von dem Flufsnamen *Creedy,* dessen me. *ē̤* im Neuenglischen die schriftsprachliche Erhöhung zu (*ī*) erfahren hat, zu den Proben wenden, welche uns Ellis (V, 157 ff.) von dem lebenden Dialekt der Grafschaft Devonshire bietet, so haben wir uns vor allen Dingen zu vergewissern, welcher Laut in diesem Dialekt heutzutage die alte geschlossene *ē̤*-Länge vertritt. Wir finden, dafs im Süden der Grafschaft der Laut heute noch unverändert gesprochen wird (*ē̤* = *ee* bei Ellis). Ellis notiert (p. 164) für ae. *cēpan* > (keep), ae. *mētan* > (meet), ae. *swēte* > (sweet). Somit haben wir, falls in diesem Landstrich die Dehnung von ae. *ĭ-* zu me. *ē̤-* vor sich gegangen ist, auch für die alten *ĭ*-Wörter im lebenden Dialekt den

langen geschlossenen *ę*-Laut zu erwarten, und in der That verzeichnet Ellis (p. 165) für ae. *wicu* die Lautung (week).

Der Dialekt des mehr nördlichen Teiles der Grafschaft hingegen ist stärker von der Schriftsprache beeinflufst. Er zeigt für altes *ę* die schriftsprachliche Erhöhung, mit einer Neigung zur Kürzung der alten Länge. Ellis (p. 161) bietet mit Länge: ae. *grêne* > (griin), ae. *hêran* > (iiɐr), und mit Kürze: ae. *fêlan* > (vil), ae. *mêtan* > (mit), ae. *fêt* > (vit). Deshalb ist auch die Form (wik, p. 162) als eine Kürzung der schriftsprachlichen Form (*wīk*) zu betrachten. Aber auch diese nördliche Dialektprobe liefert uns ein altes *ĭ*-Wort mit me. Dehnung zu *ē*: für ae. *sife* notiert Ellis (zeev).

Dafs es sich bei den Formen (week) (zeev) nicht etwa um Einsprengungen aus mittel- und nordenglischen Dialekten handeln kann, wird uns bewiesen durch den einheimischen Flufsnamen (*krīdᵉl*), dessen Lautstand die schriftsprachliche Entsprechung der mittelenglischen und dialektischen *ę*-Länge zeigt. Wir sind somit zu dem Schlusse gezwungen, dafs auch in der südwestlichen Grafschaft Devonshire ae. *ĭ*- zu me. *ē*- gelängt wurde — eine Schlufsfolgerung, die sehr zu Gunsten der von Sarrazin (Archiv CI, 65 ff.) verteidigten und von Luick (ib. CIII, 77) bekämpften Annahme einer viel weiteren räumlichen Verbreitung dieser Dehnung spricht. Von einer sorgfältigen Prüfung der Ortsnamen ist für diese Frage und für die entsprechende Dehnung von ae. *ū*- zu me. *ǭ* vielleicht noch manche Aufklärung zu erwarten.

Der Luickschen Liste der *ĭ*-Wörter mit sicherer me. Dehnung zu *ę* (Archiv CII, 84) möchte ich noch folgende Beispiele anfügen:

an. *hisa* > mittelschottisch *heis, hēse* > neusch. und nordengl. *hcase, heeze, heize* (*hīz*) 'hissen' (NED);

ae. *hype* 'Hüfte' > me. *hēpe,* im 14. 15. Jahrhundert neben *hippe* belegt (NED);

ne. *twill* 'köpern, ins Kreuz weben', woneben schottisch *tweel* steht. Luick (Unters. § 557) hat die ne. Formen *to pill* : *to peel* von **pilian* abgeleitet — vielleicht sind wir berechtigt, zu dem belegten adj. *twili* 'mit doppeltem Zwirn gewoben' ein Zeitwort ae. **twilian* anzusetzen, aus welchem sich uns sowohl die schriftsprachliche Form *to twill,* als auch die nördliche *to tweel* < me. **twēle(n)* ergeben würde.

Bei Kluge-Lutz p. 185 findet sich der Ansatz ae. *šcrĭcían* > me. *schrĭke* > ne. *shriek* (*šrīk*). Diese ne. Form kann nicht die unmittelbare Fortsetzung von me. *schrĭke* mit kurzem Tonvokal sein — sie würde sich aber, falls das, soweit ich sehe, nicht belegte ae. Verbum mit *ĭ*- ein sicherer Ansatz ist, auf das beste erklären aus me. **shrēke(n),* einer Form, die freilich in der Überlieferung nicht vorhanden zu sein scheint, obwohl auch die ne. Schreibung *ie* eine Vor-

stufe mit me. ę̄ vermuten läfst. Luick, der von me. *schrīken* ausgeht, erklärt sich den ne. Vokal von *shriek* durch Übertragung aus *screech* (Anglia XVI, 507).

Strafsburg. E. Koeppel.

Zu Verm. Beitr. III, 14 ff., *nous chantions avec lui = nous chantions, moi et lui.*

In Groebers Zeitschrift XVIII, 410 ff. (wieder abgedruckt und vermehrt in Verm. Beitr. III, 14 ff.) hat Tobler gezeigt, dafs die von Siede in seiner hübschen Dissertation 43 f. beobachtete Erscheinung der französischen Volkssprache, die ich kurz mit *nous chantions avec lui = nous chantions, moi et lui* andeuten möchte, auch bei gebildeten Franzosen wiederholt anzutreffen ist. Er hat dort viele Beispiele für die erste Person und mehrere für die dritte gegeben. Das Beispiel aus Pouvillon Césette 77 und noch ein zweites daraus steht auch bei Caro, Syntaktische Eigentümlichkeiten der französischen Bauernsprache im Roman champêtre S. 26, so dafs weitere anzuführen nicht nötig ist. Für die zweite Person giebt Tobler kein Beispiel. Siede bringt S. 44 dafür zwei Belege aus der Volkssprache (*vous avez projeté avec ton Boireau de dîner ensemble* und ... *vous ne vous étiez vues avec madame votre sœur*), und auch dieser Verwendung begegnet man in der Sprache der Gebildeten. So lese ich *Puis se tournant vers Roland père: — Au fond, qu'est-ce que c'était que ce Maréchal? Vous étiez donc bien intimes avec lui?* Maupassant, Pierre et Jean 91, wo das *s* von *intimes,* da ein einziger angeredet wird, zeigt, dafs es sich um die Erscheinung handelt, die uns hier beschäftigt.

Dafs sie auch italienisch ist, hat Tobler zuerst a. a. O. der Zs. S. 412 = Verm. Beitr. III, 17 unter Angabe von vier Belegen, sämtlich für die erste Person, dargethan. Hier werden weitere Belege nicht unwillkommen sein. So bei der ersten Person: *Ero tanto esaltato dalle bellezze dell'Orrido che, quando siamo giunti con mia cugina sotto il gran pietrone nero dell'ultima grotta, io ... salta!* ... (er wird unterbrochen) Fogazzaro, Malombra 268; *Verso la metà di novembre avevamo progettato una partita di campagna con Consoli e Pietro Abate* Verga, Peccatrice 3 (nur drei Teilnehmer); *Non avete visto che ci siamo abbracciati e baciati per la vita e per la morte con vostro marito?* Verga, Cavalleria rusticana 57. So auch dialektisch: *una vólta ǵerión kul puór mió on a sardéli* in den Reliquie muggesi Arch. glott. XII, 287. Auch, indem *in compagnia di* für *con* eintritt: *In compagnia del mio vecchietto andammo al banco* Farina, Amore bugiardo 41. Und so, was noch nicht nachgewiesen ist, auch bei der 3. Pluralis: *puoi credermi, in questa casa, per qualche settimana almeno, egli non verrà ... Desidero anch'io che non si rivedano così*

presto con la Fulvia Castelnuovo, Bottega del Cambiavalute 139; *Una volta, col barone istesso, durarono una mezza giornata a tira e molla. Il barone faceva l'amabile, e il Reverendo seduto in faccia a lui ... ad ogni offerta d'aumento gli presentava la tabacchiera d'argento* Verga, Novelle rusticane 11 (es handelt sich um eine Auktion, auf welcher Ehrwürden gegen den Baron bietet); *facevano i conti col marito, nel tempo che egli slacciava i calzeroni fradici, e nettava la zappa sull'erba del ciglione* eb. 164; *Tornato Francesco con la risposta, andarono insieme con Egidio a prendere i cavalli* Rosini, Monaca di Monza Cap. II, 31 (Bibliot. Nazionale Economica, Florenz, Le Monnier); *Sono amiche da gran tempo con mia moglie* eb. Cap. XV, 256; beachtenswert, indem die ursprüngliche Konstruktion aufgegeben wird: *Compare Turiddu, prima d'andar soldato ... si parlavano colla gna' Lola* Verga, Cavalleria rusticana S. 19 (Sc. 1). Es fragt sich, wie hoch dieser Brauch hinaufreicht. Ein Beleg aus dem 15. Jahrhundert dürfte sein: *Agostino prende il corno e suona; e vannone alla corte della donzella con ben dumila sergienti, e montano le scale* Buovo d'Antona No. 82 in Zs. XV, 82, wenn ich recht verstehe, 'er geht mit 2000 Dienern an den Hof des Mädchens'. Daneben natürlich das, was man zunächst erwartet: *Io e Delfina rimarremo a Siena probabilmente fino all'anno nuovo* D'Annunzio, Piacere 240; *Ne discorriamo qualche volta insieme, io e il cavaliere* De Marchi, Cappello 238; und bei der dritten Person: *Egli e il Paolin discorrevano sotto voce ma con gran calore* Fogazzaro, Piccolo mondo 482.

Wie steht es mit der Erscheinung im Deutschen? Tobler meinte, hier käme wohl nicht Entsprechendes vor. Eine Stelle in der deutschen Übersetzung eines russischen Werkes, die er mitteilt, stamme vielleicht, meint Tobler, aus dem Original. Ganz kürzlich hat nun Steinbart hier im Archiv CIII, 158 darauf aufmerksam gemacht, dafs man in Niederschlesien ganz gewöhnlich sage *'wir sind heute mit ihm spazieren gegangen'*, d. h. ich und er, wir sind heute spazieren gegangen. Ich selbst habe, bevor ich diese Notiz las, die Erscheinung ebenfalls wiederholt am lebenden Objekte beobachtet, und zwar an geborenen Berlinern, und teile die Belege genau in der Form, in der ich sie gehört habe, hier mit. Bei der ersten Person: 1) Ein Ratsherr aus Stralsund, aber aus Berlin gebürtig, sagte in der Unterhaltung zu mir: *'Wir afsen 'mal in Thüringen Forellen mit meiner Frau'*. Ich fragte sofort, indem ich an die Stelle in den Beiträgen dachte, wer denn dabei gewesen wäre. Der Herr erwiderte, es wären nur seine Frau und er selbst gewesen. Dann wurde er betroffen und meinte, es wäre wohl nicht ganz 'korrekt'. Darüber beruhigte ich ihn. 2) Alfred Risop erzählte: *'Wir waren da im Harz mit meiner Frau'*, mit kleiner Pause vor den letzten drei Worten. Als ich ihm sagte, dafs er sich selbst der fraglichen Redeweise bedient habe, erklärte er, sie hätte sich ihm unbewufst dargeboten.

3) Meine Mutter: *'Wir gehen ein bifschen aus mit Hannchen. Gretchen kommt wohl auch mit';* drei sind es aber nur. Bei der dritten Person: 4) Eines Abends sagte meine Mutter: *'das essen sie ja mit ihrem Manne allein auf',* ohne jegliche Pause. Äufserlich gleichgültig, innerlich gespannt fragte ich: 'Wer denn?' und erhielt zur Antwort: 'Na, die Aufwärterin und ihr Mann'. 5) Auch Georg Cohn habe ich ein Beispiel abgelauscht: *'sie haben ja ein halbes Jahr da unten gewohnt mit ihrer Mutter',* d. h. die Tochter und die Mutter; wiederum mit kleiner Pause vor 'mit'. In diesen Fällen steht die präpositionale Bestimmung hinter dem Verbum. Aber auch im Deutschen, wie im Französischen und im Italienischen, kommt es vor, dafs sie voransteht. 6) So sagte Mussafia, als ich ihn im vorigen Jahre in Wien besuchte — und auch bei Besuchen darf man doch auf syntaktische Erscheinungen achten — und ihn fragte, ob er nicht eine neue Ausgabe der vergriffenen katalanischen Version der sieben weisen Meister besorgen würde: *'Mit dem Boucherie wollten wir eine machen'.* Hier könnte man freilich einwenden, dafs Mussafia Dalmatiner ist. Allein ich habe das wiederum auch bei meiner Mutter beobachtet: 7) *'Mit Gretchen gehen wir doch immer einen andern Weg',* sagte sie auf einem Spaziergange zu mir. Gemeint sind hier nur meine Mutter und meine Schwester. Ich selbst habe mich mehr als einmal dabei ertappt, mich so ausgedrückt zu haben. Doch will ich darauf kein grofses Gewicht legen. Wenn man sein Herz an die Syntax gehängt hat und überall auf neue Erscheinungen oder auf Belege für erst seit kurzem bekannte ausgeht, dann mag es einem unwillkürlich begegnen, dafs man das, womit man sich theoretisch beschäftigt, gelegentlich auch in seiner eigenen Redeweise gebraucht.

Der Erscheinung begegnet man auch aufserhalb dieser drei Sprachen. So im Neuprovenzalischen. Einmal das, was man zunächst erwartet: *esto niue ... l'avèn atroura, iéu emé toun paire, un mestié galant e pas salissènt* Roumanille, Conte prouvençau 222; *Te languiras pas, car saren eici, iéu em'éu, au pica de sèt ouro* eb. 227 und sonst, wozu ich mir anmerkte, dafs hoffentlich auch einmal *iéu* fortbleibe. Und in der That sagt derselbe Erzähler, der uns wiederholt zum Lachen bringt, *L'autre an, pèr sant Bourtoumiéu, erian en Aurenjo emé lou Menut, qu'es aqui, e que m'engardarié de menti* eb. 160; *Un an, pèr la fiero de Sant-Sifrèn, fuguerian de couchado, emé dous jardinié Sant-Roumieren, à l'aubergo dóu Lioun-d'Or* eb. 181. Man hat keinen Grund, anzunehmen, dafs mehr als drei Personen überhaupt gemeint sind.

Ebenso im heutigen Katalanisch: *Tot just clarejava, sortírem del mas, en tartana, ab mon masover, en Mariano, pagés robust* Bosch, De ma Cullita 160, eine dritte Person ist nicht genannt; der Freund, der einladet (S. 159), erwartet die beiden S. 162. Und mit *en companyía de,* was ja keinen Unterschied macht: *Per fi, ... habentse*

trorat un dia cara á cara ab lo pilot Mahonés en companyía de qui habian portat tants cárrechs á bon salvament, li volgué confiar la gerencia del Ingenio Pin y Soler, Jaume 121, wo auch nur von zwei Personen die Rede ist. Selbstverständlich auch hier *ell y jo* u. dgl.: *Fa tres anys qu'ell y jo'ns despedirem de nostras regaladas montanyas* Bosch, De ma Cullita 132; *En Maspons y jo'ns separarem ab recansa de eixa verda y encantadora oásis* eb. 138. Und da man die Besonderheit in dieser Sprache antrifft, so zweifle ich keinen Augenblick, dafs sie sich auch im Spanischen findet, wenn ich auch kein sicheres Beispiel bisher gelesen habe. Wenn es bei Berceo, Silos 721 heifst (zu einem im Kerker Befindlichen kommt der heilige Dominikus, um ihm anzukündigen, dafs Gott ihn befreien werde): *El sennor qui te tiene por mas se gloriar, Quierete essi dia de la cueba sacar, Con otros dos cativos quierevos embiar, Mientre que ellos* (die Mauren) *yantan, que vayades cabar,* so könnte es sich um das handeln, was uns hier beschäftigt. Es kann aber auch der in alter Zeit so häufig stattfindende Wechsel von Singular und Plural vorliegen. Sogar eine dritte Möglichkeit ist zuzugeben. Diniz sagt in den Pupillas do snr. reitor 179 (Brockhaus), wo nichts vermifst wird: *estaramos nós aqui, eu, com o Daniel e a Clarita, a conversar,* aber ich meine, dafs das Wegbleiben von *eu* auch im Portugiesischen begegnen wird.

Ein rumänisches Beispiel, das ich glaubte notiert zu haben, kann ich leider nicht wiederfinden.

Nicht sicher ist, ob hierher gehört *Καὶ εὐθὺς ἐκ τῆς συναγωγῆς ἐξελθόντες ἦλθον εἰς τὴν οἰκίαν Σίμωνος καὶ Ἀνδρέου μετὰ Ἰακώβου καὶ Ἰωάννου* Marcus 1, 29, insofern nämlich gemeint sein könnte, 'Jesus, Simon und Andreas gingen mit Jakobus und Johannes in das Haus des S. und A.'. Vielleicht heifst es aber doch: 'er (Jesus) ging mit Jakobus und Johannes in das Haus des S. und A.'. —

Wenn ich sage: *'wir gingen an den Strand, Rudolf, Elise, Frieda und ich',* so ist das in schönster Ordnung. Es wäre nun denkbar, dafs die Sprache, wenn sie nur das unbedingt Nötige zum Ausdruck bringen will — unbekümmert darum, ob dann der Syntaktiker kommt und sagt, die sprachliche Analyse bereite Schwierigkeiten — da 'ich' schon in 'wir' enthalten ist, sich zu sagen begnügte, *'wir gingen an den Strand, Rudolf, Elise und Frieda'.* Gewifs tritt keine Unklarheit irgendwelcher Art ein. Dafs 'ich' dabei bin, liegt ja eben in 'wir'. Und wenn die anderen Teilnehmer an dem Spaziergange dem Hörer bekannt wären, so brauchte ich sogar nur zu sagen, 'wir gingen an den Strand'. Da der Hörer aber noch nicht weifs, wer teilgenommen hat aufser mir, so ist die Angabe der anderen unbedingt nötig. Was ich so theoretisch angenommen habe, hat sich wenigstens romanische Rede mehr als einmal gestattet. Freilich, wenn es bei Daudet Sapho 28 heifst (es erzählt jemand von einem Ausfluge): *nous étions Ezano, Dejoie, toute la bande,* so könnte man

sagen, nachdem zwei Teilnehmer genannt sind, faſst der Erzählende mit *toute la bande* alle zusammen, worin denn auch *'et moi'* eingeschlossen ist. Aber ein Beispiel des eben gekennzeichneten Verfahrens ist es doch, wenn der Spanier Galdós sagt: *Dia llegará en que Cecilio y su gente, y el tio Valentin, comamos reunidos* Halma 274, wo, wer gern von 'korrekt' spricht, sagen wird, es 'müsse' heiſsen: 'C. und seine Leute und der Onkel Valentin und ich'. Dieses 'und ich' bleibt fort, ohne daſs die Rede im mindesten unklar würde. Das liest sich so natürlich, daſs man, wenn man nicht sehr achtgiebt, überhaupt nicht merkt, daſs hier eine sprachliche Besonderheit vorliegt. Und ebenso im heutigen Katalanisch, *Sortirem donchs de Prats de Molló, lo 20 d'Agost, En Joan y Francesch Sunyol y mon fill Cárles, ab landau, fins al poble del Tech* Bosch, De ma Cullita 97, 'Herr Johann und Franz Sunyol und mein Sohn Karl und ich'.

Was bei einer Reihe von Seienden recht ist, sollte man meinen, müſste bei nur zwei Seienden billig sein. Wenn wenigstens der Spanier und der Katalane sagen können *'wir gingen an den Strand, Rudolf, Elise und Frieda'*, ohne 'und ich' hinzuzufügen, so müſsten sie, statt zu sagen *'wir haben uns einst geliebt, Franz und ich'*, auch sagen können *'wir haben uns einst geliebt, Franz'*. Indes ist es begreiflich, daſs die Sprache dazu nicht geschritten ist. Wenn es mehrere Seiende sind, so kann sich 'und ich' leichter wegstehlen. Tritt nun aber noch 'wir beide' hinzu, so kann wenigstens das Französische sagen *'wir haben uns geliebt, wir beide Franz'*. So verstehe ich die drei von Tobler noch nicht in der Zeitschrift a. a. O., sondern erst Verm. Beitr. III, 17 aus der Kindersprache angeführten Stellen, wie z. B. *C'est pus sournois qu'nous deux Paul* 'als wir beide, Paul und ich'. Daſs das aber auch auſserhalb der Kindersprache anzutreffen ist, zeigt *Le directeur faisait des façons pour le prendre, mais à nous deux Pégo, nous l'avons tant travaillé dans nos feuilles* (der Satz wird nicht zu Ende geführt) Pailleron Cabotins I, 6, S. 30 'wir beide, Pego und ich'.

Charlottenburg. Georg Ebeling.

Nachschrift. Ein Beispiel aus der heutigen toskanischen Volkssprache ist: *C'era un Re, ma nun c'era verso che lui fusse ma' contento ... con la moglie nun stevan d'accordo* Nerucci Sessanta Novelle pop. montalesi No XXIV, S. 223. G. E.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 14. März 1899.

Der zweite Vorsitzende, Herr Schmidt, machte Mitteilung von dem Ableben des Herrn Giovanoli, eines der ältesten und treuesten Mitglieder der Gesellschaft. Sein Andenken wurde durch Erheben von den Plätzen geehrt.

Herr v. Mauntz erklärte das symbolisierende Gedicht *'The Phœnix and the Turtle'* auf neuartige Weise. Durch Untersuchung vom heraldischen Standpunkt aus liefse sich feststellen, 1. dafs die Taube als Symbol eines litterarischen Princips angesehen werden könne; 2. dafs die Zeichnung dieser Taube der heraldischen Darstellung des Phönix sehr ähnlich sehe; 3. dafs *eagle* in Z. 11 auf das Wappen der Spensers, *treble dated crow* auf das Wappen der Nashs bezogen werden könne. Die Zeilen 5 u. 6 enthalten drei Anspielungen, welche auf Harvey gedeutet werden können. Harvey war das Haupt der litterarischen Richtung, welche die englische Sprache in antikisierendes Versmafs und sklavische Nachahmung fremder Sprachen einzwängen wollte. Der Phönix (weiblich) bedeutet die Schönheit der Sprache, die Turteltaube (männlich) die Wahrheit der Sprache; *chaste wings* (Z. 4) sind Dichter, welche die Sprache keusch behandeln; *foul precurrer of the fiend* (Z. 6) ist unsicher; im *Precursor* äufsert Harvey seine Freude darüber, dafs er die Unterstützung einer Edelfrau erworben habe. *Augur of the fever's end* (Z. 7) bezieht sich darauf, dafs Harvey das Aufhängen eines Hauptstreiters in der Marprelate Controversy vorausgesagt hat. Zeilen 13—16 sind unsicher. *Swan* wird in Gegensatz zu *harbinger* gestellt, ist also der litterarische Gegner Harveys, höchstwahrscheinlich Shakespeare selbst, der sich *death-divining* nennen durfte, weil er befürchten mochte, allein dastehend das natürliche Englisch nicht zur Geltung bringen zu können. Merkwürdige Paralleten dazu bilden die *stage directions* von Henry VI, Act I, 1. Das *anthem* (Z. 21—52) behandelt in den verschiedensten Variationen die Liebe zwischen Phönix und Turteltaube, d. h. die Vorteile, welche inniges Zusammenwirken von Schönheit und Wahrheit für die Sprache hat. Der *Threnos* (Z. 53—67) enthält die litterarische Klage über den Tod Marlowes. — Im Gedicht ist der Gegner Harveys der Schwan. Shakespeares Sonett 21 wird erst in allen Punkten verständlich, wenn die eigentümlichen Bedeutungen von *beauty* und *truth*, wie sie im Phönix erscheinen: also Schönheit der Sprache, wenn sie nicht eingezwängt ist durch fremde Regeln, und Wahrheit der Sprache, wenn sie so geschrieben wird, wie man sie spricht — auch in das Sonett eingepafst werden. Das spricht dafür, dafs beide Gedichte denselben Verfasser haben, also: Shakespeare. — Der Phönix kann nicht früher geschrieben sein als der Precursor, auf den angespielt wird, also nicht vor dem 16. Juli 1593. Er dürfte aber schon geschrieben gewesen sein, als Harvey das Sonett Gorgon verfafste, 16. September 1593. Die

Edelfrau, die von Harvey erwähnt wird, auf deren litterarische Protektion Shakespeare sehr grofsen Wert gelegt zu haben scheint, hiefs Lady Smith. Merkwürdig ist, dafs die Charakteristik, die Harvey von ihr giebt, in den Grundzügen übereinstimmt mit der Personalbeschreibung der schwarzen Frau der Sonette. Zum Schlufs führte der Herr Vortragende noch aus, dafs auch Shakespeares Sonett 86 mit diesen Verhältnissen im Zusammenhang zu stehen schiene.

In der Debatte, an welcher sich die Herren Lücking, Schmidt, Cohn, Brandl beteiligen, macht Herr Lücking darauf aufmerksam, dafs in einer Ausgabe der Shakespeareschen Gedichte von Grosart (1878) als Anhang alle Gedichte über 'Phœnix and Turtle' aus jener Zeit (z. B. von Marston und Ben Jonson) sich finden. Allen gemeinsam sei ein metaphysischer Zug. Shakespeare habe in seinem Gedicht das Verhältnis zwischen Elisabeth und Essex im Auge gehabt und dabei das theologische Problem einer Zwei-Einheit behandelt. Die im Gedicht erwähnten Vögel seien Allegorien für die Zeugen des Zerwürfnisses zwischen beiden. — Herr I. Schmidt macht geltend, jede Erörterung des Gedichtes 'The Phœnix and the Turtle' müsse von dem Inhalt des Chesterschen Werkes ausgehen. Er hob hervor, dafs Shakespeare zwar nach Lylys Vorgang *phœnix* bisweilen als Femininum, nie aber *turtle* als Maskulinum gebraucht habe; man könne ihm nicht zutrauen, dafs er die kleine Turteltaube zum Liebhaber des stattlichen Phönix gemacht habe.

Sitzung am 11. April 1899.

Herr Pariselle gab ein ausführliches Referat über Demolins' *Les Français d'aujourd'hui*. Vgl. Toblers Anzeige Archiv Bd. CI, S. 470.

Herr Aronstein sprach über 'Tennysons Welt- und Lebensanschauung'. Er begann damit, dafs von allen modernen Dichtern Tennyson allein als nationaler Dichter bezeichnet werden könne, und fand den Grund hierfür darin, dafs er dem Geiste seiner Epoche in Religion und Philosophie, socialem und politischem Leben den vollkommensten poetischen Ausdruck gegeben habe. Er gab dann eine kurze Charakteristik der Persönlichkeit Tennysons und seiner Kunst nach Stoff und Form, um darauf zu seinem eigentlichen Thema, der Darlegung des Ideengehaltes, überzugehen. Tennysons Kunst ist vor allen Dingen eine ethische. Kunst und Moral sind nach der Ansicht des Dichters unzertrennlich. Schon in zweien seiner frühesten Gedichte, der 'Dame von Shalott' und dem 'Palaste der Kunst', hat er diese seine Überzeugung niedergelegt. Was das Verhältnis der Kunst zum Leben angeht, so steht er auf idealistischem Standpunkte und verwirft entschieden den modernen Naturalismus.

Tennysons Stellung zu Religion und Philosophie ist besonders in dem Gedichtcyklus 'In Memoriam' ausgesprochen. Tennyson hält an den Grundlagen der christlichen Religion fest, aber nicht als wissenschaftlichen Wahrheiten, die bewiesen werden können, sondern als einem persönlichen Bedürfnisse des fühlenden, denkenden Menschen. Er weist dagegen alle Streitigkeiten über Dogmen und Formeln zurück und hofft auf eine die Welt umfassende, einheitliche Religion. Dies wird noch ausgesprochen in seinem letzten Gedichte: 'Akbars Traum'. Doch sieht er nicht auf die herab, die noch im Banne der Dogmen und Formen stehen, sondern ist duldsam auch gegen sie. Nur gegen den düsteren Calvinismus hat er eine heftige Abneigung. Der Wissenschaft gegenüber verhält sich Tennyson durchaus nicht feindlich. Er ist zwar der Ansicht, dafs unser Wissen beschränkt ist, aber doch ein begeisterter Anhänger wissenschaftlicher Forschung. Besonders die Entwickelungstheorie ist ein Grundgedanke seiner Poesie. Er hat sie vom naturwissenschaftlichen auf das ethische und religiöse Gebiet übertragen. Er ist ein Vermittler zwischen

Glauben und Wissen, und in dieser Wirksamkeit liegt seine Bedeutung und sein grofser Einflufs. Auch die von ihm gegründete sogenannte 'Metaphysische Gesellschaft' diente diesem Zwecke.

Darauf ging der Vortragende auf Tennysons Stellung zu Staat und Gesellschaft über. Tennyson ging vom Liberalismus aus, war aber von jeher allen Extremen abhold. Er verherrlicht die Freiheit, aber nur die historische englische Freiheit. Dabei ist er ein glühender Patriot und ist begeistert für die Gröfse seines Vaterlandes. Er träumt von einer goldenen Zeit der Völkerverbrüderung und des ewigen Friedens, aber in Zeiten nationaler Gefahr schreibt er auch kriegerische Gedichte. Er ist ein Feind der Verfechter des Friedens um jeden Preis und der utilitarischen Weltanschauung des Manchestertums und greift diese besonders in dem Monodrama 'Maud' an. Der Vortragende setzte dies im einzelnen auseinander.

Sitzung am 25. April 1899.

Herr Tobler sprach über Conrad Ferdinand Meyers Gedicht 'Mit zwei Worten'. Der Dichter hat den Stoff unverkennbar Augustin Thierry's Geschichte der normannischen Eroberung entnommen, einem Werke, dem er noch manche andere Anregung seiner Phantasie verdankt. Er hat in diesem Falle, anders als sonst öfter, zum Vorgefundenen kaum etwas hinzugethan, namentlich auch am Kern des Überlieferten nichts geändert. Thierry selbst ist der lateinischen Prosachronik gefolgt, die damals noch als Werk des Johannes Brompton galt, während wir jetzt durch Liebermann über die Zeit ihrer Entstehung besser unterrichtet sind, wenn wir gleich ihren Verfasser zu nennen nicht vermögen; Thierry hat aufserdem zwei Versionen einer englischen Ballade gekannt, die wir heute auch in Childs berühmter Sammlung neben zahlreichen weiteren Fassungen lesen können. Mit einer dem Dichter eher als dem Geschichtschreiber nachzusehenden Willkür hat der Franzose aus den Balladen, die ihren Helden zwar Beichan oder Beckie, doch nicht Gilbert Becket nennen, und der lateinischen Erzählung, die das merkwürdige Ereignis in der That dem Vater des Thomas Becket widerfahren läfst, eine Erzählung kombiniert, die auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch hat. Da erst hundert Jahre nach des Erzbischofs Tode die Geschichte von dem wunderbaren Zusammenkommen seiner Eltern auftaucht und zwar fast völlig übereinstimmend in der gereimten Legendensammlung von Gloucester und bei dem sogenannten Brompton, dagegen die zahlreichen älteren Biographen des Heiligen davon durchaus nichts wissen, so wenig sie sich vor Einflechtung wunderbarer Züge sonst scheuen, so wird man glauben dürfen, es sei eine volkstümliche Sage, wie sie uns heute noch in den englischen Balladen vorliegt, erst nachträglich und zwar durch Geistliche, die bei diesem Anlafs mehrfache kleine Änderungen anbrachten, um einiges, geistlichem Empfinden Bedenkliche zu beseitigen, an den Namen von Thomas' Vater geknüpft worden. Die Sage selbst zerlegt sich ohne Mühe in drei wesentliche Motive, die, wie der Vortragende zeigte, an zahlreichen anderen Stellen, vereinzelt oder verbunden, wiederkehren: Befreiung eines gefangenen Christen durch eine ihm in Liebe zugethane Heidin; mühsame Wanderung eines einzelnen Weibes, das den Geliebten oder den Gatten sucht; glückliche Vereinigung derer, die zusammengehören, im Augenblick, wo die Vermählung des einen sie für immer scheint trennen zu sollen.

Herr Adolf Müller spricht über den Anschlufs der Gesellschaft an den Verband der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft. Namentlich Prof. Hartmann wirke sehr eifrig für diesen Anschlufs. Die Bedenken, die bisher dagegen gesprochen hätten, dafs 1) die extremen Reformer zu scharf gegen die Universitäten aufgetreten wären, und dafs 2) die Pädagogik zu sehr der Wissenschaft gegenüber in den Vordergrund gestellt worden

wäre, kämen jetzt nicht mehr in Betracht; die bisherigen Gegensätze seien teilweise ausgeglichen, und es solle in Zukunft noch weiter auf ihre Ausgleichung hingearbeitet werden. Daraufhin empfiehlt Herr Müller den Anschluſs. In ähnlichem Sinne äuſsern sich die Herren Hausknecht und Mackel. Dagegen sprechen die Herren Alfred Schulze, Schultz-Gora, Brandl, Tanger, Förster, Pariselle und Tobler ihre Bedenken gegen den korporativen Anschluſs aus. Man wisse noch in keiner Weise, welcher Gewinn der Gesellschaft aus ihrem Beitritt erwachsen könnte, und wisse namentlich nicht, wie sich der Abstimmungsmodus gestalten solle. Es sei die Gefahr vorhanden, daſs die extremen Elemente bei Festsetzung der Beratungs- und Vortragsgegenstände den Sieg davontrügen. Man thäte gut, die Sache zu vertagen, um so mehr, als vor September die Gesellschaft die gegebenenfalls nötige Statutenänderung gar nicht vornehmen könne. Die Gesellschaft beschlieſst einstimmig Übergang zur Tagesordnung. Eine neue Beratung über den Gegenstand kann erst stattfinden, wenn eine Statutenänderung vorgeschlagen und beschlossen wird.

Es folgt dann eine Besprechung über die Thunlichkeit des Anschlusses an eine Petition gegen die Verlegung der Königl. Bibliothek. Herr Herzfeld und Herr Förster sprechen für den Anschluſs, die Herren Alfred Schulze, Brandl, Schultz-Gora, Tobler meinen aber, ein korporativer Anschluſs habe seine Bedenken. Die Ansichten über die Verlegung seien nicht gleich, und man kenne auch den Wortlaut der Petition nicht. Es bliebe ja jedem unbenommen, die Petition für sich zu unterschreiben. Herr Herzfeld verspricht, ein Exemplar der Petition zur nächsten Sitzung zur Stelle zu bringen. Die Gesellschaft beschlieſst Vertagung der Besprechung bis dahin.

Sitzung am 9. Mai 1899.

Herr Aronstein setzt seinen Vortrag über 'Tennysons Welt- und Lebensanschauung' fort. Wie Tennyson ein Gegner des Manchestertums ist, so steht er in ausgesprochenem Gegensatze zu seiner Zeit in seiner Auffassung von dem Werte und der Bedeutung des Kolonialreiches für England. Er ist gleichsam der dichterische Herold der imperialistischen Politik der Gegenwart und zeigt den Weg, den die politische Entwickelung eingeschlagen hat.

Denselben prophetischen Blick zeigt er in der Behandlung der Frauenfrage in dem Gedichte 'The Princess', das zwar alle Auswüchse der Frauenbewegung entschieden zurückweist, aber wohl einer höheren Erziehung der Frau das Wort redet. Was Tennysons ethische Auffassung angeht, so liegt seinem ganzen Dichten und Denken die Idee zu Grunde, daſs das höchste Glück nur in Selbstaufopferung und Selbstverleugnung bestehen kann. Dies ist der Grundgedanke in den Dichtungen Enoch Arden, Lady Godiva, Dora, Sea-Dreams, Aylmers Field u. s. w. und vor allem in den Königsidyllen, an denen der Dichter während des gröſsten Teiles seines Lebens arbeitete. König Arthur ist der Vertreter der höchsten religiös-sittlichen Kultur und geht zu Grunde im Kampf gegen Cynismus und Unglauben, Selbstsucht und Sinnlichkeit, Untreue und Leidenschaft. Der Vortragende ist der Ansicht, daſs es dem Dichter nicht gelungen ist, die alte Legende für uns wieder lebendig zu machen, daſs es dem Werke bei allem sittlich-religiösen Idealismus an menschlichem Interesse fehlt.

Jedenfalls ist aber Tennysons Poesie der höchste poetische Ausdruck der Gedanken und Bestrebungen seiner Zeit, und der Dichter verdient als einer der hervorragendsten Vertreter jener Epoche der Aufklärung einen Platz neben Darwin, Carlyle, Dickens, Ruskin, Herbert Spencer und George Eliot.

Herr Immanuel Schmidt las einen ausführlichen Aufsatz über Wendell Holmes. Er ging von den Lehrjahren des Mannes aus und schilderte seine Reise nach Europa nach Beendigung der Universitätsjahre, sowie den Versuch ärztliche Praxis zu bekommen, bis zur Herausgabe des ersten Bändchens seiner Gedichte. Aus diesen wurde *Das letzte Blatt* mitgeteilt und eine kurze Charakteristik der ganzen Dichtungsart angeknüpft. Nachdem die Anstellung als Docent am Kolleg zu Dartmouth berührt, Wirksamkeit und Lehrweise gekennzeichnet und eine Beschreibung der äufseren Persönlichkeit, sowie eine Schilderung des Glückes, das Holmes in seiner Ehe fand, angeschlossen war, ging der Vortragende zu der Gründung des Journals *Atlantic Monthly* im Jahre 1857 über, bei dem Holmes als Mitarbeiter eine bedeutende Rolle spielte, besprach den gleichzeitig in Boston zusammengetretenen *Saturday Club* und erwähnte dessen Hauptmitglieder, lauter litterarisch oder politisch bekannte Persönlichkeiten. Das Leben des Schriftstellers wurde fortgeführt bis zu seinem Besuch Englands, Schottlands und Frankreichs mit dem Reisebericht *Our Hundred Days in Europe* und bis zu seinem nicht lange darauf erfolgten Tode im Jahre 1894. Es folgte eine Besprechung der Romane *Elsie Venner, des Schutzengels* und der *tödlichen Antipathie*, ferner der drei humoristischen Werke, die als Titel führen: *der Autokrat am Frühstückstische, der Professor am Frühstückstische* und *der Poet am Frühstückstische*, endlich der in ähnlichem Stil geschriebenen Folge: *bei den Theetassen*. Daran schlofs sich eine Charakteristik des Humoristen nebst Vorlesung verschiedener der zahlreich eingestreuten poetischen Skizzen. *Holmes'* Stil als Dichter wurde noch besonders hervorgehoben, indem mehrere Gedichte als Belege dienten.

Herr Schultz-Gora berichtet über das Buch von J. J. Jusserand *Shakespeare en France sous l'Ancien régime*, Paris 1898. Der Verfasser hat zwar seine Vorgänger nicht genügend benutzt und namentlich die von Deutschen herrührende einschlägige Litteratur nicht gekannt, doch verfährt er sonst nicht ungründlich, schreibt anregend und bringt auch einiges Neue bei, darunter die interessante Thatsache, dafs zwischen 1675 und 1684 Clément, der Bibliothekar Ludwigs XIV., auf einen Zettel, welcher sich auf die zweite Folioausgabe der Werke Shakespeares bezieht, folgendes Urteil schrieb: 'Ce poète anglois a l'imagination assés belle, il pense naturellement, il s'exprime avec finesse, mais ces belles qualitez sont obscurcies par les ordures qu'il mêle dans ses Comédies'. Die Darstellung des Verhältnisses von Voltaire zu Shakespeare hätte im ganzen lichtvoller sein können, besonders durfte nicht der Brief vergessen werden, den Voltaire am 28. Februar 1764 an Saurin schrieb, und in welchem er die grofsen tragischen Wirkungen, die Sh. hervorzubringen weifs, mit rückhaltloser Bewunderung anerkennt. Auch hätte Jusserand sich der Mühe unterziehen sollen, Cyranos de Bergerac *Agrippine* (1654) mit Shakespeareschen Dramen zu vergleichen, da schon Baron im *Athénæum français* von 1855 behauptet hatte, dafs sich in dieser Tragödie Anklänge an Shakespeare fänden; jetzt hat Jakob Engel im Shakespeare-Jahrbuch von 1898 recht wahrscheinlich gemacht, dafs Cyrano wenigstens den Hamlet gekannt und benutzt hat. Ein *Épilogue* betiteltes Schlufskapitel, welches die Schicksale Shakespeares in Frankreich von der Revolution bis auf die Gegenwart kurz berührt, befriedigt wenig und wäre besser ganz fortgeblieben, denn es enthält verschiedenes sehr leicht Hingeworfene und Schiefe, das den nicht genau unterrichteten Leser irreführen kann. Es mufste unter anderem gesagt werden, dafs Shakespeare noch jetzt auf der französischen Bühne ein Fremdling ist. Gründlich und mit zutreffendem Urteile hat nunmehr Jakob Engel (s. oben) über das Verhältnis der französischen Romantiker zu dem britischen Dramatiker gehandelt.

In der sich an den Vortrag schliefsenden Besprechung hebt Herr

Brandl hervor, dafs es sich wohl lohne, der interessanten Frage näher zu treten, warum Shakespeare, der doch dem französischen naturalistischen Drama näher stehe als Racine, trotzdem der französischen Bühne ein Fremder geblieben sei. Wir in Deutschland wüfsten seit Lessing, dafs Shakespeare ein ebenso grofses Genie sei wie ein grofser Künstler. In England sei das seit Coleridge und Wordsworth anerkannt. Herr Schultz-Gora meint, die Franzosen hielten sich trotz allem Realismus noch immer an die Regeln, so dafs für sie Shakespeare wohl ein wüstes Genie sei, aber kein Künstler. — Da Herr Herzfeld seinen Antrag, die Petition gegen die Verlegung der Königl. Bibliothek korporativ zu unterzeichnen, zurückzieht, fällt dieser Gegenstand der Tagesordnung. — Herr Knörk, der bereits früher Mitglied der Gesellschaft war, hat sich wieder zum Eintritt gemeldet; er wird ohne weitere Abstimmung wieder Mitglied.

Sitzung am 19. September 1899.

Der Vorsitzende machte zunächst einige Mitteilungen über Eingänge 1) vom Sächs. Neuphil. Verein, 2) von der Dresdener Gesellsch. f. neuere Philologie, 3) von Prof. Hartmann, Leipzig, betreffend den Entwurf einer Abänderung der Satzungen, 4) Probenummer von Le Réveil, einer zweisprachigen, in Dresden erscheinenden Zeitschrift, welche der Pflege der deutsch-französischen Beziehungen dienen möchte.

Herr Mackel behandelt einige Fragen aus der französischen Stilistik und Syntax. Er bespricht zunächst die französische Vertretung deutscher Sätze mit dreigliederigem Prädikate von der Form: die Beduinen plünderten die Dörfer, stiegen wieder auf ihre Pferde und schleppten die Beute in die Wüste; macht dann einige Bemerkungen zu dem Toblerschen Aufsatze über die Formel *il a dû venir* = er mufs gekommen sein (Vermischte Beiträge zur franz. Gramm. II, S. 32 ff.) und erörtert schliefslich die französische Gestaltung von solchen Sätzen, in denen von einem Verbum cogit. oder dic. ein indirekter Fragesatz mit 'welcher' als Fragewort abhängt, d. h. von der Form: Wenn Sie wüfsten, welchen Schmerz Sie mir zufügen.

Herr Tobler bemerkte, dafs die Ausführungen des Vortragenden in der That Beiträge zur französischen Stilistik bildeten, während das von Herrn Mackel erwähnte Buch Edmund Frankes keine Stilistik, sondern nur eine Art Grammatik sei. Herr Tobler fügte hinzu, dafs man auch nach der Ursache der Bevorzugung solcher Konstruktionen im Französischen forschen sollte. Es ergebe sich dann z. B. in dem Falle des dreigliederigen Prädikats, wo im Französischen das mittlere Glied gern in Form eines Particips erscheine, während das Deutsche die drei Glieder koordiniere, hierfür der Grund, dafs das Deutsche solche Participialkonstruktion gar nicht zur Verfügung habe. Andererseits trete die Koordinierung der drei Prädikatsglieder auch im Französischen ein, wenn das zweite Glied nicht blofs als begleitender Umstand zum dritten erscheine. In manchen Fällen seien beide Konstruktionen ganz gleichwertig.

Herr Sabersky versuchte einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden und Hütten in der Umgegend von Madonna di Campiglio in Südtirol zu erklären. Einleitend gab er eine Übersicht der benachbarten rätoromanischen Dialekte und ging dann zur Aufzählung der Bestandteile über, aus denen die hier gesprochene judikarische Mundart gebildet ist.

Bei der Deutung von 'Malga', jetzt 'Sennhütte', führte er Urkunden an, aus denen hervorgeht, dafs im Mittelalter die Bedeutung 'Herde' vorgeherrscht habe. Die Erklärung von 'Campiglio' wurde durch eine gröfsere Anzahl ähnlicher Namen romanischen Ursprungs unterstützt, zu deren Bildung *campus* den Stoff geliefert hat. Bei den Berg- und Thalnamen,

die den Beinamen 'Nambino' führen, wies er auf einen Brief des Bischofs Konrad II. von Pisein (1188—1205) hin, worin der Ort, auf dem das Kloster gegründet wurde, 'Ambe' genannt wurde. Dieses Wort, das in späteren Urkunden noch in den Erweiterungen Ambeno und Ambino vorkommt, hat die Namengebung veranlafst. Der Ort mag ehemals etwa 'locus Ambani' (nach einem Mannesnamen 'Ambanus') geheifsen haben. — Der Bergname 'Pancúgolo' wurde als das Ergebnis einer Namenübertragung aufgefafst; es wäre die am 'Cúgolo' (Kogel) gelegene Weide 'Plan', 'Plan di Cúgolo', dann 'Plancúgolo' genannt worden und späterhin diese Bezeichnung auf den ganzen Berg übertragen worden. In dem neugebildeten Worte 'Plancugolo' sei das *l* der unbetonten Silbe geschwunden. — 'Pra maniam' hiefs früher 'Pra Romagnano' (nach einem Mannesnamen 'Romagno'). Die Aphärese gleicht der von judik. 'tunt' (Teller) aus *rotundum*. — Auf Grund dieser Erfahrung wurde vom Vortragenden angenommen, dafs die jetzt 'Campo di Carlo Magno' genannte, unfern davon gelegene Hochebene ehemals 'Campo Romagno' geheifsen hätte. Urkundlich kommt der Name 'Romagnino' (Kosename für 'Romagno') ganz in der Nähe vor. Die in der Gegend weit verbreitete Legende, Karl der Grofse sei mit einem Heereszuge über Campiglio in das Rendenathal gezogen, mag die Umformung zu 'Campo di Carlo Magno' veranlafst haben.

Im Anschlufs an diesen Vortrag weist Herr Werner auf den Unfug hin, der von unkundigen Touristen mit der Namengebung in jenen alpinen Gebieten getrieben werde.

Herr Tobler hält Untersuchungen, wie Herr Sabersky sie angestellt, für die schwierigsten, die in der Philologie vorkommen können, besonders wenn es sich dabei um Gegenden handle, die zu verschiedenen Zeiten von sehr verschiedenen Volksstämmen bewohnt worden sind. Mifsverständnisse und lautliche Mifshandlung können da zu argen Verstümmelungen der Namen führen. Er weist auf die treffliche Arbeit von Kübler: 'Ortsnamen in Graubündten' hin. Kübler sammle als Vorarbeit für die eigentliche Untersuchung alle (auch die scheinbaren) Suffixe, die im Rätoromanischen verwendet seien, und stelle ihre Bedeutung fest. Das sei auch unbedingt nötig, denn vorher lasse sich nichts mit Sicherheit entscheiden. Ebenso sei für Oberitalien auch Flechia verfahren. Die ganze Wortbildung sei in Betracht zu ziehen, sonst komme man leicht zu anfechtbaren Schlüssen. So findet Herr Tobler z. B. die Erklärung des *pan* in Pancugolo = *pian* = *planus* bedenklich, denn ganz in der Nähe komme *pian* vielfach vor. Auch wirke die Verbindung der Bezeichnungen für eine Ebene (*pian*) und einen Berg (*cugolo*) zu einem neuen Namen befremdlich.

In dem Namen *Nambino* sei das N möglicherweise so zu erklären, wie es Herr Sabersky gethan habe. Wenn dann für den Rest ein Personenname Ambanus zu Grunde gelegt werde, so müfste dieser Ambanus doch ein sehr bedeutender Mann gewesen sein, um seinen Namen so zahlreichen Örtlichkeiten zu hinterlassen. Die Geschichte wisse aber nichts davon.

Herr Oberl. Dr. Mann vom hiesigen Luisenstädt. Realgymn., der früher bereits einmal Mitglied war, meldet sich zum Wiedereintritt in die Gesellschaft.

Sitzung am 10. Oktober 1899.

Herr Kuttner sprach über die Pariser Ferienkurse. Er führte zunächst aus, was der neuphilologische Lehrer von einem Aufenthalt im Auslande erwartet. Er mufs den Schauplatz der Litteratur aus eigener Anschauung kennen. Das Verständnis für das klassische Theater nach Form und Inhalt reift erst, wenn man es auf der Bühne im Lande selbst hat aufleben sehen. Der Vers wird dort zugleich am besten studiert. Der Lehrer will eine Kontrolle haben und sich ein eigenes Urteil bilden über die ihm oft individuell einseitig überlieferte phonetische Darstellung der französ-

sischen Umgangssprache. Auf syntaktischem und stilistischem Gebiete versagen oft zu Hause die Hilfsmittel, er sucht eine Ergänzung seiner Studien durch Beobachtung der Rede in den verschiedenen Gesellschaftsschichten. Er will einmal ganz untertauchen in das fremde Leben, die durch das Studium gewonnenen Kenntnisse in wirkliches Leben umsetzen.

Der Vortragende zeigt dann, wie wenig diesen verschiedenartigen Wünschen durch die Vorlesungen der Alliance française genügt wird, und er fafste sein Urteil dahin zusammen, dafs diese Ferienkurse wohl eine gut gemeinte, geschickt organisierte und von tüchtigen Männern geleitete Einrichtung sind, dafs sie aber für den deutschen Neuphilologen hauptsächlich deshalb an Wert verlieren, weil keine Scheidung der zu verschieden, teilweise gar nicht vorgebildeten Zuhörerschaft gemacht wird und weil für die rein praktischen Kurse mit Übungen nicht kleinere Gruppen gebildet werden.

Herr Lamprecht sprach über A. Theuriet und seine Romane. Für das Leben dieses Romanschriftstellers lassen sich die Angaben in dem Buche von Besson, 'A. Theuriet, Sa vie et ses œuvres', Paris 1890, in Bezug auf die Kindheit, die Gymnasialzeit und die Beamtenlaufbahn aus den Romanen ergänzen. Die Liebe zur Natur und die mannigfaltigen Kenntnisse darin verdankt er der Anregung einer Grofstante und dem Lehrer der Naturkunde in den mittleren Klassen des Gymnasiums. Das einsame Leben in Auberive bei Langres trug dazu bei, sie zu erweitern und zu vertiefen. Noch von Paris aus machte er stets kleine Ausflüge nach den so schön gelegenen Orten der näheren und weiteren Nachbarschaft. Seine Heimat Bar-le-Duc, die Gegenden um Langres und Tours haben ihm die Stoffe für die früheren Romane gegeben, Paris, die von ihm öfter besuchten Küsten der Normandie und der Bretagne, die Gegenden von Annecy und Nizza für die späteren. In diesen Romanen, deren Zahl seit 1874 auf etwa fünfzig gestiegen ist, schildert er meisterhaft die verschiedensten Stände, die Charaktere und den Wandel der Charaktere, sowie die Gegenden. Der Gang der Handlung ist spannend und doch nicht unwahrscheinlich, von entgegengesetzten Charakteren finden sich in demselben Roman ein, zwei oder mehrere Paare. In allen Romanen herrscht ein sittlich guter Ton, ausgenommen höchstens die Bände, welche *Tentation* und *Dorine* enthalten. Für die Kenntnis seiner Person ergiebt sich aus den Romanen: Er besitzt umfassende Belesenheit in der französischen Litteratur und schätzt am meisten La Fontaine und Balzac; er ist ein Verehrer der griechischen und römischen Litteratur; unter den Deutschen sind ihm besonders Goethe, J. P. Richter und Lenau lieb, unter den Engländern Shakespeare. Auch italienische und spanische Citate finden wir. Als begeisterter Verehrer der Natur hat er geschrieben *Nos oiseaux, les araignées, les papillons; Sous bois, le bouleau; Mycophiles.* Obgleich einige seiner Romane Bildhauern gewidmet sind, zieht er doch besonders Gemälde von italienischen, spanischen, französischen und deutschen Malern in seinen Schilderungen zum Vergleich heran. Er feiert Instrumental- und Vokalmusik und unter den Meistern Mozart und Schubert, Verdi und Gounod. Von praktischen Berufen kennt er aus eigener Anschauung genau und schildert anmutig die *verriers* des Dép. Meuse, die *charbonniers* und die *sabotiers* des Dép. Haute Marne. Da er die schwere Verwüstung des Landes nach dem Kriege gesehen hat, so ist er ein Mann der Rache gegen Deutschland, aber er verkennt auch nicht, dafs die Schandthaten der Francs-tireurs oft die Veranlassung zu der Härte der Deutschen gewesen sind. Nicht gesprächig von Natur, liebt er die Einfachheit, Offenheit und Natürlichkeit. Er will nichts von der Erziehung in den *congrégations* wissen, am wenigsten von der der Jesuiten, er ist in der Erziehung nicht ein *laudator temporis acti*, sondern läfst jeder Zeit ihre Verdienste. In den Romanen von 1885 (Gesetz Naquet) sehnte er die Ehescheidung als letzten

Ausweg aus einer unglücklichen Ehe herbei. Zwar ist er weit entfernt, ein gläubiger Christ zu sein, aber doch ein Gegner der Bestattung ohne kirchliches Geleit. Er ist Republikaner, doch ohne sich um Politik sonderlich zu kümmern. Er hält wenig von den Ärzten, aber desto mehr von verständigem Leben für den einzelnen und von öffentlicher Gesundheitspflege für die Gesamtheit. Unter den Personen, denen Romane gewidmet sind, sind wohl Frau Buloz (*Bigarreau*, 1886) und sein Hauptverleger Lemerre (*Deux sœurs*, 1889) bekannt. Wie A. Daudet in *Le petit chose* und *Trente ans de littérature* uns Beiträge zur Kenntnis seines Lebens gegeben hat, so Theuriet in *Le journal de Tristan*.

Mehrere seiner naturgeschichtlichen Beschreibungen und kleinen Erzählungen sind in die Sammlungen für deutsche Schulen aufgenommen worden, z. B. die reizende *La Saint-Nicolas*, während *La pipe* vielleicht besser durch eine andere ersetzt würde.

Herr Schultz-Gora sprach über provenzalische Liederhandschriften. Er gab zunächst eine Übersicht über diejenigen Handschriften, welche sich im Grundrisse von Bartsch nicht aufgeführt finden, und welche seitdem aufgetaucht sind. Das mit diesen Handschriften hinzugekommene Material ist neuerdings besonders vermehrt worden durch die Fortsetzung des cod. *a*, welche sich in Gestalt von drei Stücken auf der Estensischen Bibliothek in Modena gefunden hat, und über welche Bertoni im letzten Hefte des 'Giornale storico della letteratura italiana' berichtet. Dieser wichtige Fund bringt uns eine ganze Anzahl Unica von bekannten und unbekannten Trobadors; von deren Existenz wufste man zwar, wenigstens zum Teil, durch das in *a* erhaltene Register der Amoros'schen Sammlung, mufste sie aber bis dahin als verloren ansehen. Der Vortragende äufserte sich dann über die Nützlichkeit der in den letzten zwanzig Jahren erschienenen diplomatischen Abdrücke ganzer Liederhandschriften und sprach den Wunsch aus, dafs damit eifrig fortgefahren würde; erst wenn alle wichtigeren Codices so reproduciert vorlägen, könnte man daran gehen, das von Bartsch gebotene Liederverzeichnis, welches seinerzeit vortreffliche Dienste geleistet habe, neu zu bearbeiten.

Herr Waetzoldt ist wieder in die Gesellschaft eingetreten.

Sitzung am 24. Oktober 1899.

Herr Cornicelius sprach über Michelangelo als Dichter. Der Vortragende wies einleitend darauf hin, dafs Michelangelos Gedichte als dilettantische Nebenarbeit eines bildenden Künstlers anzusehen und zu beurteilen sind. Wohl zeigen die zahlreich erhaltenen Manuskripte, wie unablässig er nicht selten um den sprachlichen Ausdruck seiner Gedanken sich bemüht hat. Auch das Studium der gröfsten Vorbilder, Dantes und noch mehr Petrarcas, die Kenntnis der Poesien Lorenzos dei Medici und Polizians, der Einflufs besonders der religiösen Sonette Vittoria Colonnas lassen sich an Michelangelos Dichtungen nachweisen. Dennoch hat der Mangel einer schulmäfsigen sprachlichen und litterarischen Ausbildung des Dichtenden sie nur selten zu formeller Vollendung gelangen lassen; andererseits bricht in ihnen die individuelle Wahrhaftigkeit der dichterischen Aussprache immer wieder durch die konventionellen Formen und Wendungen hindurch. Der psychologische und biographische Wert der Gedichte ist gröfser als der ästhetische.

Der Vortragende zeigt nun zunächst an einigen Beispielen, dafs Michelangelos erotische Poesie in der Tradition des *dolce stil nuovo* bleibt. Charakteristisch für ihn aber ist die genaue Analogie seines erotischen und seines künstlerischen Ideals, und dafs er jenes wie dieses heftig abwehrend einer niedrig sinnlichen Auffassung entgegenstellt. Ferner dafs für ihn männliche und weibliche Schönheit den gleichen symbolischen

Wert haben. Von hieraus ergiebt sich die richtige Würdigung seines Verhältnisses zu Tommaso Cavalieri wie zu Vittoria Colonna.

Vittoria Colonnas Einfluſs aber drängt nun weiterhin diese mittelbare, künstlerisch religiöse Gottesverehrung Michelangelos gegen die rein religiöse, christliche immer mehr zurück; nach ihrem Tode überwiegen die religiösen Gedichte.

Neben den erotischen und religiösen finden sich eine Anzahl Gedichte, die Michelangelos Persönlichkeit, seine gutherzige, aber schroffe, mifstrauische, selbstquälerische Art, zum Teil in unmittelbarer Selbstcharakteristik vor Augen stellen. Man mufs sie, wie andere hierher gehörige biographische Zeugnisse, kennen, um bei Beurteilung seiner politischen Poesie deren stark subjektiven Charakter nicht zu übersehen. Der Vortragende ist der Ansicht, dafs sich bei Michelangelo hinter anscheinend erotischer mehr politische Dichtung versteckt, als bisher nachgewiesen ist. Er schliefst seine Ausführungen mit dem Hinweis auf eine von dem Zweiundachzigjährigen gedichtete Stanzenfolge, welche Personificationen von Dante'scher Kühnheit enthält. Sie zeigen, welche Kraft plastischer Phantasie wenigstens der Künstler Michelangelo dem Dichter zubrachte, dessen technische Ausbildung er verkümmert hatte.

Herr I. Schmidt besprach das Buch Meyerfelds über R. Burns.

Herr Risop brachte den schon früher von Tobler, Beiträge II, 88 Anm., und Siede, Syntaktische Eigentümlichkeiten S. 15, berührten Fortschritt von *je m'en suis allé* zu *je me suis enallé* von neuem zur Sprache. Er glaubt, dafs der Anstofs zu dieser Neuerung von den einfachen Zeiten ausgegangen sei. Die auf solche Weise vollzogene Schöpfung eines bisher unerhörten Kompositums *s'enaller* führt zur Vermischung des aus lat. *inde* hervorgegangenen *en* mit seinem lat. *in* entsprechenden Homonym und giebt weiterhin Anlafs zur Einführung eines zweiten adverbiellen *en* an der ihm zukommenden Stelle neben dem ursprünglichen, zum bedeutungslosen Praefix herabgesunkenen *en*. Entsprechende Fügungen wie *je m'en suis enallé* weifs der Vortragende aus zahlreichen modernen Mundarten und sogar, wenn auch spärlicher, aus der heutigen Schriftsprache beizubringen. An einer Auswahl geeigneter Beispiele wird gezeigt, dafs aufser *ensauver* auch *s'enfuir, s'envoler, s'envenir, s'en retourner* und *emmener* sich zum teil schon in älterer Zeit die gleiche seltsame Behandlung gefallen lassen müssen.

Der Vorsitzende macht auf eine Anregung der sächsischen neuphilologischen Vereine aufmerksam, die Neuphilologen der kleineren Orte zu den Vereinssitzungen einzuladen und auch andere als Lehrer für die Bestrebungen der Vereine zu gewinnen.

Seiner Aufforderung entsprechend erheben sich die Anwesenden zu Ehren des verstorbenen früheren Mitgliedes Herrn Direktor Benecke von den Sitzen.

Die Herren Speranza und Le Tourneau haben sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 14. November 1899.

Herr Münch hielt einen Vortrag über Sprache und Ethik. Er ging aus von dem innigen Zusammenhang der Sprache mit dem geistig seelischen Leben und somit auch dem sittlichen Empfinden des einzelnen, berührte die Unzulänglichkeit der Sprache zum Ausdruck aller wirklichen Nuancen des Inneren, ihr gegenüber aber auch die vielfach klärende und bildende Rückwirkung der Sprache auf das Bewufstsein, ferner die sittliche Seite der Verwendung und Pflege der Sprache als eines Kunstmittels zur Einwirkung auf andere. Namentlich aber galt es zu verfolgen, wie die Art und Wirkung des sittlichen Fühlens der einzelnen in gewissen Vor-

gängen der allgemeinen Sprache ihre Spuren hinterlasse. Als bestimmtere Hauptfrage wurde aufgestellt: wie enthüllt — neben dem Bestand der vorhandenen und gebräuchlichen Wörter — namentlich die Wandlung der Wortbedeutungen ein Stück der sittlichen Natur der Menschen?

Zunächst ward auf die Erscheinung der Unselbständigkeit des einzelnen gegenüber allgemeinen Strömungen hingewiesen, die ja ebensowohl dem sittlichen wie dem intellektuellen Gebiet angehört; auch auf das Sichgenügenlassen am Halbklaren und Halbbewufsten und die Rückwirkung davon auf die weitere Entwickelung der allgemeinen Sprache. Dabei kam dann die allmähliche Entleerung der Ausdrücke von einem Teil ihres Bedeutungsinhalts zur Erörterung. Die Rolle der Mode im Leben der Sprache ward aufgezeigt. Namentlich aber hierauf die Wirkung der menschlichen Eitelkeit, der Ziererei, das so vielfach fühlbar werdende äufserliche Nobilitierungsstreben; weiterhin Hochmut, Servilität und Schmeichelei. Dann die Rolle des Affekts, das Bedürfnis Eindruck zu machen, mit der Überbietung, Steigerung, Übertreibung. — Wie alle diese Regungen den Gebrauch stärkerer Ausdrücke für schwächeren Inhalt bewirken, so wirkt andererseits eine andere Reihe sittlicher Regungen auf möglichste Abschwächung des Ausdrucks. So: sinnlich-ästhetisches Zartgefühl, menschlich persönliche Rücksicht und Schonung, Höflichkeit, Toleranz, aber auch angewöhnte Empfindlichkeit, auch sittliche Unklarheit und Gleichgültigkeit, Feigheit, endlich auch Aberglaube. An zahlreichen Beispielen des Bedeutungswandels im Deutschen, sowie in anderen Sprachen, wurde dies nachgewiesen.

Eine Reihe besonders interessanter Durchblicke in das kultur- und sittengeschichtliche Gebiet wurde angefügt. Darauf wendete sich die Betrachtung dem Verhältnis besonders des französischen National-Ethos zum deutschen zu, wie dasselbe in gewissen Erscheinungen des Wortschatzes zu Tage tritt.

Anhangsweise ward die Frage berührt, ob frühe Vielsprachigkeit eine Gefahr für die Entwickelung sittlicher Echtheit bedeute oder nicht, und diese (an sich keineswegs neue) Frage wurde als ein die Gegenwart interessierendes Problem von praktischer Wichtigkeit näherer Erwägung empfohlen.

Die Herren Speranza und Le Tourneau wurden in die Gesellschaft aufgenommen; zum Eintritt haben sich die Herren Dr. Wichmann (Eberswalde) und Dr. Nuck gemeldet.

Der diesjährige Vorstand wurde für das nächste Jahr wiedergewählt.

Herr Münch empfahl die *Causeries françaises* (André, Lausanne).

Sitzung am 27. November 1899.

Herr Risop stellt fest, dafs das heutige Französisch hinsichtlich der Aussetzung oder Unterdrückung des Reflexivpronomens vor einem an *faire* u. s. w. sich anschliefsenden Infinitiv an sichere Regeln nicht gebunden sei. Er bekämpft die von Alfred Johansson[1] zugelassene Möglichkeit, dafs das Aufkommen des pron. réfléchi an dieser Stelle dem Verlangen, Mifsverständnisse zu vermeiden, zu danken sei, und zeigt, dafs auch da, wo der Infinitiv Ausdruck einer reciproken Thätigkeit ist, die Sprache solches Fürwortes sehr wohl entraten kann. Der Vortragende glaubt, dafs der Grad von Lebendigkeit, mit der die Handlung dem Bewufstsein als eine reflexive vorschwebt, und im Zusammenhang damit das häufige Auftreten reflexiver Verba in anderweitiger Verwendung (*il se repent, il peut se repentir* u. dergl.) für das Verhalten des Redenden in

[1] s. Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund etc., Mâcon, Protat frères (1896), 102—7.

dem fraglichen Falle nunmehr bestimmend geworden sind. Er bringt die erst in neuerer Zeit (freilich recht selten) begegnende, von Johansson in ihrem Wesen nicht begriffene Fügung *faire se taire* zur Sprache und stellt fest, dafs dieselbe den Sinn von 'veranlassen, dafs ein Schweigender beim Schweigen verharre' in sich schliefse, 'während *faire taire*, das in der Schriftsprache des 16. und des 17. Jahrhunderts nachweislich in dem gleichen Sinne verwendet wurde, heute nur noch 'veranlassen, dafs ein Redender zum Schweigen übergehe' zu bedeuten scheine. Der Vortragende betont die logische Unzulänglichkeit der Verbindung *faire se taire* und empfiehlt dieselbe als ein durchaus einwandfreies Erzeugnis psychischer Sprachschöpfung der Beachtung der Grammatiker. — Herr Risop beleuchtet sodann den Einfluſs synonymer oder antonymer Begriffe auf die Wortgestalt und die Femininbildung der Adjektive (*jambru, tenvre, rembranesque*; *genti(l) gentile, chêti(f) chêtite, crainti(f) craintise;* als Adjektiv aufgefafstes *bonmarché bonmarchère* nach *ché(r) chère*) und zeigt, dafs die ihm auch aus dem Altitalienischen bekannt gewordene Verwendung von *(re)connaître* mit der Bedeutung und demgemäfs auch mit der Konstruktion von *distinguer* dem Französischen seit dem 13. Jahrhundert bis in die neueste Schriftsprache und die modernen Mundarten hinein geläufig sei, und dafs die Synonyma *savoir* und *entendre* sich hier und da die gleiche Behandlung gefallen lassen. Die Erörterung der in Anlehnung an die Konstruktion von *saluer, acoler, honorer* u. dergl. transitiv gebrauchten altfranzösischen Zeitwörter *encliner* und *conjoïr* giebt dem Vortragenden Gelegenheit, an neufranzösisches *saluer profondément, saluer jusqu'à terre* zu erinnern. Er berührt darauf die vulgäre Wiederholung der Präposition in *de d'même, de d'avec* und *de si de bonne heure* mit der auffälligen Stellung des *si* und knüpft daran eine Besprechung von Fügungen wie *jusqu'à aujourd'hui, jusqu'à ici, jusqu'à là, jusqu'à à cette heure (asteure).* — Auf seinen Vortrag vom 24. Oktober dieses Jahres zurückgreifend, gelangt Herr Risop an der Hand der Wahrnehmung, dafs in *soi ensuivre* 'folgen aus, sich ergeben aus' in alter Zeit das *en* nie von *suivre* getrennt erscheine und schon sehr früh ein zweites adverbiales *en* neben sich dulde, zu dem Schlusse, dafs dieses Zeitwort von dem auf lat. *insequi* beruhendem *soi ensuivre* 'folgen auf' nicht zu trennen sei und nur eine eigentümliche Gebrauchsweise des letzteren darstelle, indem sich der Idee einer rein zeitlichen oder räumlichen Aufeinanderfolge die Vorstellung eines kausalen Verhältnisses beigemischt habe. Das Nebeneinander der beiden in ihrem Wesen durchaus verschiedenen Fügungen *s'en ensuivre* und *s'en enfuir*, die beide den Widerspruch der späteren Grammatiker hervorriefen, veranlafste, zumal *s'enfuir* mit einfachem *en* stets unvergessen weiterbestanden hatte, neues *s'ensuivre*, dessen *en* = *in* leicht als Adverbium aufgefafst werden konnte. Mit der graphischen Trennung dieses *en* von *suivre* und seiner im neuesten Französisch wohl allgemein üblich gewordenen Stellung vor dem Hilfszeitwort *être* erscheint die Schöpfung des von Littré für keine Periode der Sprache mit der in Rede stehenden Bedeutung anerkannten reflexiven Verbums *se suivre* in der That vollzogen. — Herr Tobler ist in Bezug auf *s'ensuivre* anderer Ansicht; *en* ist gleich *inde*; das Mifsverständnis ist dadurch sehr erleichtert worden, dafs ein dem lat. *insequi* entsprechendes französisches *ensuivre* existierte.

Herr Herzfeld spricht über J. C. Hüttner. Johann Christian Hüttner, einer der ersten Vermittler deutscher Litteratur in England (1765—1847), stammte aus Guben, studierte in Leipzig, kam nach London als Hauslehrer in das Haus eines Diplomaten, machte die Gesandtschaftsreise des Lord Macartney nach China mit, von der er zuerst 1797 einen Bericht gab. Er lebte dann längere Zeit als Journalist in England, von wo aus er u. a. für Wielands und Böttigers Deutschen Merkur, für Cottas

Allgemeine Zeitung und andere Blätter korrespondierte. Auch gab er von 1800—1806 eine besondere Zeitschrift, die 'Englischen Miscellen' heraus. 1808 wurde er als Übersetzer im englischen Ministerium des Auswärtigen angestellt, wobei er doch noch Zeit fand, für Karl August regelmäfsige Berichte über die Fortschritte von Wissenschaft und Kunst in England nach Weimar zu senden, wie er denn auch mit Goethe in Verbindung stand. Seine Thätigkeit und seine Verdienste wurden erst in neuerer Zeit gewürdigt.

Herr Engwer spricht über Zolas 'Fécondité'.

Zwischen dem Erscheinen des vorletzten Romans Zolas 'Paris' und dem des letzten 'Fécondité' liegen nur eineinhalb Jahre, eine ungemein kurze Zeit, besonders wenn man bedenkt, wie aufregende politische Kämpfe Zola aufserdem in dieser Zeit geführt hat.

Die Idee des Werkes und zum Teil die Vorarbeiten zu ihm stammen schon aus früherer Zeit. Niedergeschrieben ist der 750 Seiten starke Band vom August 1898 bis zum Mai 1899, während des Aufenthaltes Zolas in England.

'Fécondité' ist der erste Teil eines auf vier Bände berechneten Romancyklus, der den Gesamttitel 'Les quatre Evangiles' führt, und dessen spätere Teile sich 'Travail' — 'Vérité' — 'Justice' betiteln werden. Die Helden dieser vier Romane werden Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes heifsen; alle vier sind Söhne des Pierre Froment in den 'Trois Villes'. 'Diese Namen,' so erklärt Zola, 'entsprechen denen der vier Evangelisten. Die Kinder meines Gedankens werden wie ihre Namensvettern die Neue Religion predigen, die der zukünftigen Gesellschaft, gegründet auf Arbeit, Wahrheit, Gerechtigkeit.' (Le Temps, 13. Oktober 1899.)

Wie in dem vorliegenden Bande die Fruchtbarkeit dem Malthusianismus entgegengestellt wird, den Zola für die verderblichste aller Lehren hält, so soll später die Arbeit dargestellt werden im Gegensatze zur Trägheit der Drohnen, die der Dichter aus der menschlichen Gesellschaft ausgerottet wissen will, dann die Wahrheit im Gegensatze zur Lüge, Heuchelei, Konvention und schliefslich die Gerechtigkeit für einen und alle an Stelle von Barmherzigkeit dem einen, Unterdrückung dem anderen und Bevorzugung einzelner Stände. (Nach Vizetelly 'With Zola in England. A Story of Exile'.)

Zola wählt an Stelle der Abhandlung über sociologische Gegenstände den Roman, weil er sich von dieser Form gröfsere Wirkung auf die Massen verspricht. Das Werk ist also zunächst als Beitrag zur socialen Frage, dann erst als Kunstwerk zu betrachten.

I. Zola ist, wie jeder Patriot, über die beständige Abnahme der Bevölkerungsziffer in Frankreich entsetzt. Er sieht den Grund dafür zunächst in der künstlichen Beschränkung der Kinderzahl, den *fraudes*, die in allen Familien üblich sind. Die Familie Beauchêne will nur einen Sohn, um ihm ungeteilt das ganze Vermögen zu hinterlassen. Die Séguin du Hordel tragen einen blasierten Pessimismus zur Schau, der das Ende der Welt für das Beste hält und in gewissen Erzeugnissen moderner Litteratur seinen Ausdruck findet. Die Angelin fröhnen einem naiven Egoismus, die Morange denken, die einzige Tochter reich ausstatten und verheiraten und durch sie eine Stufe auf der socialen Leiter emporsteigen zu können. Und wie sie denken und handeln alle die kleinen Bourgeois, selbst die Arbeiter und Bauern, vertreten durch Lepailleur. Séraphine, die Schwester Beauchênes, ist der Typus der Tausende von vornehmen Damen, die, um ihrem Vergnügen leben und sich ungestraft der Wollust hingeben zu können, sich vom Dr. Gaude verstümmeln lassen.

Im Gegensatz zu dieser ganzen verfaulten Gesellschaft steht die Familie Froment, die allein der Natur folgt, arbeitet und sich vermehrt. Der Erfolg giebt ihr Recht; die Fruchtbarkeit giebt die Macht. Während

alle jene Familien zu Grunde gehen, dringen die Froment in alle von jenen verlassenen Stätten ein.

Aber nicht genug damit, dafs die Saat vergeudet wird, ebenso grofse Verluste entstehen beim Ernten, die *déchets*. Verbrecherische Anstalten, die gegen das keimende Leben wüten, sind überall in Thätigkeit. Und unter den Kindern, die trotzdem geboren werden, richten die Engelmacherinnen, die nachlässigen Ammen und Pflegerinnen noch unheimliche Verwüstungen an.

Zola glaubt, gegen dieses zum Verbluten der Nation führende Treiben wirken zu können, indem er 1) rückhaltlos die ganze Scheufslichkeit desselben aufdeckt und 2) dazu beiträgt, ein neues ästhetisches Ideal, das der fruchtbaren Mutter anstatt der sterilen Jungfrau aufzustellen. Mit der Änderung des Schönheitsbegriffes wird auch eine Änderung der Lebensauffassung sich vollziehen. ('Göttliche Verehrung der nährenden Mutter'.)

Aber die Hauptsache sind doch die socialen Verhältnisse. In einem 'Lande der politischen Gleichheit und wirtschaftlichen Ungleichheit' wird stets ein wüstes Streben nach oben herrschen. Das kapitalistische System vermehrt und beschränkt gleichzeitig die Geburten, indem die Reichen in der Sorge um das einzige Kind beständig Güter anhäufen, die sorglose Fruchtbarkeit der Armen aber ihren geringen Erwerb noch beständig zerbröckelt. Typisch hierfür ist die Arbeiterfamilie Moineaud, deren Kinder nur die Reihen der hungernden Arbeiter und der Prostitution füllen. Das Bild der Familie Mathieu Froments ist ein Zukunftsbild, möglich nur bei gerechter Verteilung der Güter, die dann für eine ungemein vermehrte Menschenzahl ausreichen würden, und bei einer allgemeinen Schätzung der Arbeit. Wann wird diese gerechte Verteilung der Güter eintreten? Sie wird erzwungen werden, wenn die Zahl der Menschen, die der Erhaltung bedürfen, grofs genug ist, um sie zu erzwingen. Mathieu findet die Mittel, seine stets sich vermehrende Familie zu erhalten, durch Urbarmachung grofser Landstrecken. Die Erde kann, richtig benutzt, die zehnfache Zahl ihrer Bewohner ernähren. Aber bis diese gerechte Verteilung und diese richtige Ausnutzung der natürlichen Existenzmittel erreicht ist, wer will Kinder blofs als Kämpfer für diese gewaltigen Aufgaben grofsziehen? Zola vergifst, unter den Gründen für die Enthaltsamkeit der Eltern auch die berechtigte Fürsorge um das physische und geistige Wohl der Kinder aufzuzählen. Es ist unrecht, auch diese einfach als Lebensfeigheit abzuthun.

Zola wiederholt immer wieder den einen, gewifs beherzigenswerten Gedanken: 'Die Fruchtbarkeit giebt die Macht.' Aber er führt dies im einzelnen nicht aus; wir sehen nur die Extreme, die Unfruchtbarkeit aus Egoismus und die gewaltige Fruchtbarkeit unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen. Die Nuancen wären lehrreich gewesen. Kampf und Sieg oder Niederlage, teilweiser Erfolg und Mifserfolg anderer Familien, die dem gewöhnlichen Mittelmafs näher kommen und in normalere, dem gewöhnlichen Leben mehr entsprechende Verhältnisse gesetzt sind. An solchen fehlt es ganz in dem Roman.

Andererseits geht Zola aber auch in genauer, ja pedantischer Weise auf alle möglichen realen Verhältnisse ein. Er schildert uns alle Anstalten, die diese Verhältnisse ins Leben gerufen haben, in der ausführlichsten Weise. Er hofft, indem er aufs lebhafteste für die natürliche Ernährung des Kindes durch die Mutter eintritt, wie einst J.-J. Rousseau zu wirken.

Sitzung am 12. Dezember 1899.

Herr Engwer setzt seinen Vortrag über Zolas 'Fécondité' fort.

Was die ästhetische Würdigung des Romans 'Fécondité' anbetrifft, so hat Zola einen ernsten Gegenstand in durchaus ernster Weise, wenn-

gleich mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe und oft brutaler Offenheit behandelt. Man kann ihm Einseitigkeit, Pedanterie, nicht aber Unsittlichkeit vorwerfen. — Der Roman ist ein Tendenzwerk in dem Sinne, dafs die künstlerische Gestaltung sich nicht Selbstzweck ist, sondern den Zweck socialer Belehrung hat. In diesem Sinne hat der Ausdruck 'Tendenzdichtung' nichts Tadelndes.

An künstlerischer Kraft aber, an zwingender dichterischer Wahrheit und an Gestaltungsvermögen steht Zola in 'Fécondité' nicht so hoch wie in früheren Werken. Die Handlung ist nicht natürlich, sondern dem angegebenen Zweck entsprechend konstruiert. Die Personen zeigen nicht das Leben früherer Gestalten Zolas, sie sind zum Teil blofse Abstraktionen.

Trotz grofser Schönheiten, besonders in den Naturschilderungen, scheint dem Vortragenden der Roman doch eine der schwächeren Schöpfungen Zolas zu sein.

Herr Biltz spricht über Uhlands Tagebuch, das, der Schlichtheit und Einfachheit seines Wesens entsprechend, in völligem Gegensatze zu Platens Tagebuch stehe. Leider sind alle Notizen Uhlands nur knapp und bruchstückweise aufgeschrieben, so dafs sie oft unverständlich bleiben und vielfacher Ergänzung bedürfen. Das Tagebuch umfafst die Zeit von 1810 bis 1820. Die Biographie seiner Witwe und ein Briefwechsel mit Justinus Kerner geben uns eine willkommene Ergänzung dazu. Der Herr Vortragende bespricht zunächst an der Hand des Tagebuches des Dichters Reise nach Paris im Jahre 1810, seine philologischen Studien auf den Pariser Bibliotheken und die Vernachlässigung seiner juristischen Studien. Von besonderer Bedeutung war für ihn die Bekanntschaft mit Immanuel Bekker, Varnhagen, Chamisso und Stoll geworden. Im Anfang des Jahres 1811 mufste der Dichter nach der Heimat zurückkehren, da der König ihm — trotzdem er nicht Staatsbeamter war und keine Unterstützung von der Regierung erhielt — die Erlaubnis zum ferneren Verweilen in Paris verweigerte. Im Jahre 1812 trat er in den Staatsdienst, nahm aber nach manchen Widerwärtigkeiten 1814 seinen Abschied, um sich ganz der Advokatur zu widmen. Bewerbungen um eine Professur in Basel oder Karlsruhe blieben ohne Erfolg; aber seine dichterische Schaffenskraft äufserte sich aufs lebhafteste. Im Jahre 1816 lernte er Emilie Fischer (genannt Emma) kennen, verlobte sich 1820 mit ihr und führte sie am 29. Mai desselben Jahres als Gattin heim. Sein häusliches Glück wurde durch seine politische Thätigkeit nicht gestört, wenn sie ihm auch das Amt eines aufserordentlichen Professors in Tübingen kostete.

Die Gesellschaft beschliefst, ihrem Ehrenmitglied Herrn Furnivall zu seinem 75. Geburtstage eine Glückwunschadresse zu übersenden.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1900.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ I. Schmidt.
Schriftführer:	„ Ernst Wetzel.
Stellvertretender Schriftführer:	„ E. Penner.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Tanger.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J. 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Mussafia, Adolf, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien VIII, Florianigasse 1.

„ Paris, Gaston, Mitglied der französischen Akademie. Paris, Collège de France.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

Se. Excellenz Herr Dr. Wiese, Ludwig, Wirklicher Geheimer Rat. Potsdam.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Arnheim, Joseph, Realschuldirektor a. D. Berlin W., Motzstrafse 85 part.

„ Dr. Aronstein, Philipp, Hilfslehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin W., Potsdamerstrafse 70 A II.

„ Dr. Bahlsen, Leo, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Hauffstrafse 7 I.

Herr Dr. Benignus, Siegfried. Magdeburg, Breiter Weg 100 II.
„ Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N. 37, Schönhauser Allee 31 III.
„ Dr. Biltz, Karl. Groſs-Lichterfelde (P. B.), Karlstraſse 111.
„ Blücher, Georg, Oberlehrer am Kaiserin-Augusta-Gymnasium. Charlottenburg, Berliner Straſse 49.
„ Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität. Berlin W., Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.
„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.
„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W. 62, Nettelbeckstraſse 23.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstraſse 29 III.
„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.
„ Dr. Cornicelius, Max, Lektor der deutschen Sprache an der Universität. Berlin W., Luitpoldstraſse 4.
„ Dr. Daffis, Anton. Berlin W. 62, Kalckreuthstraſse 17.
„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Gr.-Lichterfelde, Steinäckerstraſse 15.
„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Westend, Königin-Elisabethstraſse 1.
„ Dr. Dürnhöfer, Max, Direktor einer Militär-Vorbildungsanstalt. Steglitz, Kurfürstenstraſse 4.
„ Dr. Ebeling, Georg. Charlottenburg, Goethestraſse 56.
„ Dr. Ebering, E. Berlin W. 9, Linkstraſse 16.
„ Engel, H., Oberlehrer. Charlottenburg, Leibnizstraſse 1 a.
„ Dr. Engwer, Theodor, Oberlehrer an der III. städtischen Realschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.
„ Dr. Flindt, Oberlehrer. Charlottenburg, Schlüterstr. 19.
„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.
„ Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Schöneberg, Kaiser-Friedrich-Straſse 19.
„ Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstraſse 1.
„ Dr. Gropp, Ernst, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 16.
„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Victoria-Lyceum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.
„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.
„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin NW., Dorotheenstraſse 90 II.

Herr Dr. Hausknecht, Emil, Professor, Direktor der XII. städt. Realschule. Berlin O., Rigaerstrafse 8.
„ Dr. Hecker, Oscar, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W., Ansbacher Strafse 48.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Berliner Strafse 87 b.
„ Dr. Hendreich, Otto, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Köpenicker Strafse 39.
„ Dr. Henze, W., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Kantstrafse 68 III.
„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin O., Memeler Strafse 44.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W., Keithstrafse 21.
„ Dr. Hirsch, Richard, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädt. Realgymnasium. Charlottenburg, Stuttgarter Platz 6.
„ Holder-Egger, M., Geheimer Rechnungsrat a. D. Charlottenburg, Fasanenstrafse 25.
„ Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstr. 144 II.
„ Dr. Huot, P., Direktor der Victoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstrafse 51 II.
„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannisthal, Waldstrafse 5.
„ Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstrafse 9.
„ Dr. Keesebiter, O., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Halensee, Kurfürstendamm 132 a.
„ Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstrafse 32 III.
„ Dr. Keller, Wolfgang, Lektor der englischen Sprache an der Universität. Jena, Inselplatz 7.
„ Dr. Knörk, Otto, Oberlehrer an der Realschule in Grofs-Lichterfelde, Drakestrafse 48 I.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Lehrer am V. Kaiserl. Gymnasium. St. Petersburg, Sadowaja Uliça Nr. 80 II, Quartier 12.
„ Dr. Krueger, Gustav, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstrafse 17.
„ Dr. Kuttner, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Motzstrafse 76.
„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdner Strafse 90 I.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Neue Friedrichstrafse 84.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Hallesche Strafse 17 part.
„ Le Tourneau, Marcel. Berlin W., Lützowstrafse 42.
„ Liebau, Geheimer Rechnungsrat im Reichsamt des Inneren. Berlin SW., Dessauerstrafse 18 II.

Herr Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 41 III.

„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Straſse 8 a.

„ Dr. Mackel, Emil, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Kaiserallee 85.

„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW., Kleinbeerenstraſse 5.

„ Dr. Mann, Paul, Oberlehrer am Luisenstädt. Realgymnasium. Berlin SO., Melchiorstraſse 31.

„ Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstraſse 6 III.

„ v. Mauntz, A., Oberstleut. a. D. Berlin W., Kleiststraſse 34 III.

„ Dr. Memelsdorff, Max, Hilfslehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin NW., Melanchthonstraſse 28.

„ Dr. Michaëlis, C. Th., Direktor der I. städtischen Realschule. Berlin S., Alexandrinenstraſse 5/6.

„ Mugica, Pedro de, Licentiat der Wissenschaften der Universität zu Madrid, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Straſse 3.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 29, Hornstraſse 12.

„ Dr. Müller, August, Ordentlicher Lehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Groſsbeerenstraſse 55 part.

„ Dr. Münch, Wilhelm, Geheimer Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W., Motzstraſse 91.

„ Dr. Naetebus, Gotthold. Steglitz, Hohenzollernstraſse 3.

„ Dr. Nuck, Richard, Oberlehrer an der Luisenstädt. Oberrealschule. Berlin SW., Gneisenaustraſse 88.

„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer an der VIII. städt. Realschule. Charlottenburg, Goethestraſse 81 III.

„ Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW., Yorkstraſse 76 II.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 50, Rankestraſse 24 III.

„ Dr. Penner, Emil, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Richthofenstraſse 32 II.

„ Reich, Oberlehrer am Gymnasium. Gr.-Lichterfelde, Schillerstraſse 22.

„ Dr. Risop, Alfred, Oberlehrer an der II. städtischen Realschule. Berlin SW., Waterlooufer 16.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraſse 12.

Herr Dr. Roediger, Max, aufserord. Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstrafse 140 III.
„ Roettgers, Benno, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Fasanenstrafse 83.
„ Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstrafse 76.
„ Rossi, Kgl. italienischer Vize-Konsul. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.
„ Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstrafse 5 I.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Strafse 22.
„ Dr. Sachse, Richard, Oberlehrer am städtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Spandauer Strafse 4.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO., Lebuser Strafse 2.
„ Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstrafse 29.
„ Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Düppelstrafse 22.
„ Dr. Schmidt, Immanuel, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt a. D. Gr.-Lichterfelde, Drakestrafse 57.
„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestrafse 29 III.
„ Dr. Schultz-Gora, Oscar, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Kantstrafse 147.
„ Dr. Schulze, Alfred, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Grofs-Lichterfelde, Margaretenstrafse 7 I.
„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstrafse 11.
„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N., Hochstrafse 21—24.
„ Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Strafse 52.
„ Dr. Simon, Philipp. Berlin S., Sebastianstrafse 25.
„ Sohier, Albert, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie und an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin NW., Schiffbauerdamm 36.
„ Dr. Speranza, Giovanni. Berlin N., Pappelallee 112.
„ Speyer, Friedrich, Oberlehrer am Königlichen Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Zehlendorf, Heidestrafse 1.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.
„ Dr. Strohmeyer, Hans, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.
„ Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Realschule zu Schöneberg. Friedenau, Illstrafse 9.

Herr Dr. Tanger, Gustav, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule, Professor an der Technischen Hochschule. Berlin S., Elisabethufer 32 III.

„ Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 73.

„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 50, Kurfürstendamm 25.

„ Dr. Truelsen, Heinrich, Oberlehrer am Real-Progymnasium in Luckenwalde.

„ Uhland, Moritz, Lehrer an der Central Higher Grade Board School. 209 Brunswick Street, Oxford Road, Manchester (England).

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C. 19, Niederwallstraſse 12.

„ Dr. Vatke, Theodor. Groſs-Lichterfelde, Augustastraſse 27.

„ Dr. Waetzoldt, Stephan, Professor, Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten. Berlin W., Zietenstraſse 27 II.

„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraſse 4.

„ Dr. Werner, R., Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 11, Groſsbeerenstraſse 55.

„ Wetzel, Emil, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin S., Wilmstraſse 3.

„ Wetzel, Ernst, Professor, Oberlehrer an der Luisenschule. Friedenau, Moselstraſse 10.

„ Wetzel, Karl, Oberlehrer an der Charlottenschule. Zehlendorf, Seehofstraſse 4.

„ Dr. Wichmann, Oscar, Professor, Oberlehrer am Gymnasium zu Eberswalde, Kaiser-Friedrich-Straſse 3.

„ Dr. Willert, H., Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin O. 27, Blumenstraſse 76 II.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Bauert, P., Lissabon.

„ Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg.

„ Dr. Claufs, Professor. Stettin.

„ Dr. Düntzer, H., Professor, Bibliothekar. Köln.

„ Dr. Förstemann, Direktor der Königl. Bibliothek. Dresden.

„ Dr. Fritsche, H., Realschuldirektor. Stettin.

„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.

„ Dr. Gutbier, Professor. München.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Herr Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Dr. Hölscher, Professor a. D. Herford.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Ihne, Wilh., Professor an der Universität. Heidelberg.
„ Dr. Jarnik, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Kreſsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Meifsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Mommsen, Tycho, Prof., Direktor a. D., Frankfurt a. M.
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-Mer.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Sommermeyer, Aug. Braunschweig.
„ Dr. Sonnenburg, R., Direktor des Realgymn. Ludwigslust.
„ Dr. Steudener, Professor. Roſsleben.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Richard M. Meyer, Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Mit drei Bildnissen. Zweite Auflage. Berlin, Hofmann u. Co., 1898. XXXII und 747 S. 8°.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen und bringt dem deutschen Publikum Ehre, dafs Meyers Arbeit über Goethe schon nach vier Jahren in zweiter Auflage erscheinen mufste. Haben wir doch seit geraumer Zeit kein anregenderes und geistreicheres Goethebuch erhalten als eben dieses. Es ist ein Werk, dessen Verfasser den Mut einer eigenen, oft etwas paradoxen Meinung hat; ein Werk, dem wohl kein Leser in allen Einzelheiten zustimmen, über das er sich vielmehr oft gründlich ärgern wird; ein Werk aber, das erfrischend wirkt, weil es jeden auffordert, seinerseits selbständig zu werden.

Da wir das Buch nicht als eine neue, sondern nur als eine verbesserte Erscheinung zu würdigen haben, so ist hier nicht der Ort, es im ganzen Umfang zu analysieren; nur sei auf seine gröfsten Vorzüge kurz hingewiesen: auf die besonnene Charakteristik mancher Personen aus Goethes Jugendzeit, die von anderen meistens über- oder unterschätzt werden, nämlich Oeser, Lenz und Merck; auf das feine Hineinarbeiten so mancher Goethischer oder Goethisch-Herderischer Begriffe, wie dumpf, originell, Gegenwart, Stille; auf die vorzüglichen Abschnitte über Spinoza, die italienische Reise, die Wahlverwandtschaften; auf die Kapitel über 'Hermann und Dorothea' und die 'Natürliche Tochter', über denen wirklich jenes Undefinierbare liegt, das wir eine harmonische Stimmung nennen.

Daneben mufs man freilich auch in der zweiten Auflage manches hinnehmen, was anfechtbar bleibt. M. hat für die Eingangskapitel 'Dichtung und Wahrheit' oft zu gläubig benutzt. Jene Eindichtungen fremder Kunstwerke in Goethes eigenes Leben, von denen M. 39, 28 ff. spricht, gehören bewufst doch erst dem Alter des Dichters an; vorsichtiger äufsert sich M. denn auch 105, 12 ff. — Der Vf. liebt es ferner, Goethische Lebensentschlüsse zu vereinfachen, zu konstruieren und als natürlich hinzustellen, auch wo sie (wie 400, 8) ebensogut anders hätten eintreffen können; daneben sind manche Vordeutungen (21, 1; 33, 30 u. s. w.) leicht mifszuverstehen. —

Auch der Vortrag ist der gleiche geblieben wie in der ersten Auflage. M.'s lebhafter Geist läfst ihm keine Lust und kein Behagen am Erzählen zu; er mufs debattieren. Und nun springt der Vf. beständig, ohne dafs man im einzelnen Fall den Grund einsieht, vom Praeteritum zum Praesens historicum über, dessen wohlberechneter, sparsamer Gebrauch ja schöne Wirkung thun könnte, dessen nervöses ungoethisches Zuviel aber eine flackernde Unruhe in das Buch trägt und daneben an anderen Stellen (z. B. 412 f.) eine Dürre, wie sie den Tabellen und Leitfäden eignet, aus denen wir in der Jugend die Weltgeschichte gelernt haben. So wird M.'s Stil, entgegen der Kleidervorschrift des Polonius, mehr bunt als reich. Vielleicht dafs hier doch in einer dritten Auflage zu helfen wäre. — Verstärkt wird diese Buntheit noch durch das Hereinziehen ungezählter Nebenbemerkungen. M. ist der Belesensten einer; und wir danken seinen geistvollen Kombinationen schon viele Anregungen und hoffen auf weitere Gaben. Aber alles an seinem Ort; wo Goethe ungestört sich entfalten sollte, da war's doch nicht nötig, dafs alle Augenblicke ein anderer den Kopf durch die Thür steckte: Keller und C. F. Meyer, Ibsen und Nietzsche, Auerbach und Storm, Heyse und Wildenbruch, Hebbel und Grillparzer, Fouqué und die Butzenscheibendichter, Platen und Immermann, Chamisso und Annette von Droste, Arnim, die Goncourts, Karl Hase, Renan, Wilhelm Müller, Richard Wagner (bei dem übrigens S. 467 das 'Rheingold', nicht 'Siegfried' zu citieren war) und sogar Boulanger, der brav' général. Eine wahre Walpurgisnacht! — Begreiflicher, wenn auch immer noch nicht begreiflich war es, dafs M. einer ebenso langen Reihe von Goetheforschern inmitten seiner Darstellung Platz gönnte. Die Gesinnung ist ja rühmlich; er wollte den hervorragendsten seiner Vor- und Mitarbeiter seinen Dank abstatten. Aber mufste das gerade in der Goethe-Biographie selbst geschehen? War nicht der Anhang dafür der Platz? Unter allen gelehrten Werken hat doch die Biographie eines grofsen Mannes den ersten Anspruch, dafs man sie nach Kräften zum Kunstwerk abrunde und ihr den Staub der Werkstatt abputze. Wird aber der Leser in jedem Kapitel darauf hingewiesen, durch welche Mittel und mit wessen Hilfe die Resultate errungen seien, dann ist der künstlerische Genufs sehr getrübt. Diese störenden Zuthaten nehmen sich aus, wie wenn an einem fertigen Hause noch Teile des Gerüstes stehen geblieben wären, oder als hätte ein Schneider ein Staatskleid noch mit den weifsen Reihfäden abgeliefert. Aber M. hat diesen Eindruck einmal gewollt und abermals gewollt; wir müssen uns also bescheiden, und ich will vieles, was über diesen Punkt noch zu sagen wäre, zurückhalten. Schade!

Beantworten wir lieber die Frage, um die es sich in dieser Anzeige vor allem handelt: ob die zweite Auflage des Buches vor der ersten den Vorzug verdiene. In der That gewahrt man an zahlreichen Stellen die bessernde Hand, in der Zuverlässigkeit der Namen (S. 168, 281, 390, 396) und Daten (S. 30, 39, 43, 48, 82, 90, 163, 398 u. s. f.), in der Abgrenzung der Kapitel, in der Anordnung der Erörterungen über den Faust. Glückliche Kürzungen sind zu begrüfsen: die geschmacklosen Bemerkungen über

die runden und ovalen Köpfe Goethischer Geliebten, sowie über die Namen Wolf und Vofs sind beseitigt; hatte sich M. in der ersten Auflage am Ende vieler Kapitel zu einem etwas aufstaffierten Schlufswort zusammengerafft, so wie etwa ein Schauspieler eben vor dem Abgang noch mit erhöhter Lungenkraft einsetzt, so ist solche Kulissenreifserei jetzt ganz überwunden.

Eine Masse Zusätze bringen gröfseren Reichtum; besonders die Anfangskapitel sind durch anekdotische Züge, durch bunt lebendiges Detail liebenswürdiger geworden, doch auch die späteren Partien weisen eine Menge neuer Briefstellen und Citate auf. Soll ich aus dem inhaltlichen Zuwachs das Bedeutendste hervorheben, so wäre es: 16 f. die Wichtigkeit des Pietismus für den jungen Goethe, 18 das in der ersten Auflage fehlende Geburtsdatum Goethes, 23 Grofsvater Textor, 27 ff. die lange und vielseitige Vorbereitung Goethes fürs Leben, 61 f. und 64 f. Friederike Brion, 70 ff. das Antikenkabinett in Mannheim, 74 ff. Goethe als Rechtsanwalt, 172 ff. Briefe aus der Schweiz, 187 ff. Frau von Stein, 229 f. die schöne Mailänderin, 287 f. das Mädchen von Oberkirch, 291 f. Disciplin am Theater, 327 bis 343 mancherlei zu Wilhelm Meister, 370 f. Propyläen, 378 Euphrosyne, 409 die alte und die neue Jenaer Litteraturzeitung, 470 ff. kleine Erlebnisse aus den Jahren 1808 und 1809, 515 f. über 'Gott, Gemüt und Welt', 522 f. Marianne, 524 f. Goethes pädagogische Interessen, 525 f. Goethe in Köln, 542 f. Ballade, 543 ff. Sprüche in Prosa, 591 bis 602 zu den Wanderjahren. Manches ist freilich überflüssig (37 f.), manches auch nur flüchtig (85 ff.) oder ungeschickt (42 f.) redigiert, manches (143 f.) wohl nur momentaner Einfall.

Allen diesen Zusätzen aber ist eines eigen: sie haben den alten Text gar nicht beeinflufst. Man sollte meinen, bei Erweiterung eines organischen, einheitlichen Werkes müfsten ganze Teile wieder auf die Kapelle gebracht, eingeschmolzen und umgegossen werden. Bei M. ist es anders. Ihm ist es möglich gewesen, seine Ergänzungen als blofse Interpolationen jedesmal zwischen zwei völlig unverändert bleibende Sätze der ersten Auflage einzuschieben. Das ist uns schon ein Fingerzeig dafür, dafs seine Goethe-Biographie nicht als eine Einheit im strengsten Sinne von ihm empfunden ist; geplant, gedacht vielleicht, aber nicht empfunden. Rein äufserlich ist eine Einheitlichkeit des Werkes mit Leichtigkeit nachzuweisen; es ist ein grofses Verdienst des Buches, dafs ungeachtet alles Nebenwerkes Goethe in jeder Minute im Mittelpunkt der Betrachtung steht, während andere Verfasser ihre Helden in langen Exkursen oft über Gebühr aus den Augen verlieren. Innerlich aber zerfällt M.'s Arbeit nach Struktur und Vortrag in eine Reihe von raisonnierenden, nach Selbständigkeit strebenden Essays. Bezeichnend ist dafür die Art, wie Dichtungen und Personen eingeführt werden, S. 351 die Xenien, S. 120 Lili, die doch früher in der Darstellung nie erwähnt waren. Bezeichnend ist auch noch ein Zweites: es ist einer der gröfsten Vorzüge der M.'schen Arbeit, dafs hier nie der Versuch gemacht wird, Goethes Anlage und Entwickelung auf eine starre Formel zu bringen. Dafür jedoch sind sie in hundert Formeln

gefafst, deren Gültigkeit oft nur für ganz kurze Wegstrecken ausreicht. Ein Beispiel für viele (ich wähle absichtlich eine Zusatzstelle der zweiten Auflage): Der erste Satz auf S. 146 ('Goethes ganze Poesie wurzelt in seiner Lyrik'), der völlig unvermittelt auftaucht, hat eine Fassung, als solle er ein Leitmotiv für das Buch vom Anfang bis zum Ende sein. Aber in dem ganzen Abschnitt S. 1 bis 145, in dem doch viel von Goethes Poesie die Rede war, sehen wir uns vergeblich nach dem Beweismaterial für jene Behauptung um. Solche Lapidarsätze, deren Tragweite nicht ausgenutzt ist, stehen in dem Buch in grofser Zahl, haben aber trotz ihrer gelegentlichen Unanfechtbarkeit in diesem dichten Gedränge nur die Geltung von momentanen Einfällen, von Gedankensplittern.

Nun stand M. vor der Frage: sollte er in einer zweiten Auflage die von aufsen wirkenden, zum Mittelpunkt drängenden oder die im Innern thätigen, centrifugalen Kräfte des Buches verstärken? Und da ist die Thatsache nicht zu verhüllen: er hat an seinem eigenen Kinde grausam gehandelt. Er mufs die Monumentalität und Einheitlichkeit seines Buches schon vor der Neubearbeitung preisgegeben haben, sonst wäre es unbegreiflich, wie er manche Interpolationen zwischen die einst fester gefügten Sätze einkeilen konnte, dafs sie dasitzen wie ein Pfahl im Fleisch. Brutal (ich finde kein anderes Wort) ist vor allem das neugeschriebene Kapitel über Goethes Lyrik hineingeschoben. Man denke nur: durch sein ganzes Buch hin bestrebt sich M., Goethe im Werden zu zeigen, seine Kunst zu leben, zu schauen, zu dichten, alles im Flufs. Und gerade die Lyrik, diese zarteste Blüte Goethischen Gemütes, handelt er summarisch ab, Lyrik des Jünglings, Mannes und Greises auf einmal in einem ganz isoliert stehenden Essay; und diesen Aufsatz, der als eine Art Rückblick am Ende des Buches vielleicht eine Stelle gehabt hätte, drängt er ein zwischen 'Clavigo' und 'Stella'.

Nach der formalen Seite also kann man die zweite Auflage nicht als eine verbesserte bezeichnen; stofflich allerdings ragt sie über die erste hinaus, und es will wenig sagen, wenn ich hier ein paar Berichtigungen zusammenstelle. Zu S. 12: Goethes Vater war doch nicht 'fritzisch' gesinnt; dies Wort hat ja eben der alte Dichter für sich ganz allein erfunden, nur um seine Knabenbegeisterung für die Person Friedrichs des Grofsen zu bezeichnen. Rat Goethe stand mit seiner Sympathie einfach auf Seite Preufsens.

Zu S. 54: das Verhältnis Goethes zu Charitas Meixner gehört der Zeit vor den Leipziger Jahren an. Wenige Zeilen später ist das Mephisto-Citat wohl nur durch Gedächtnisfehler entstellt worden.

Zu S. 120 (auch 151, 159 u. ö.): Goethe hat in unbeirrbar richtigem Sprachgefühl seine Ballade stets betitelt 'Der König in Thule'; ein König von Thule wäre ganz was anderes.

Zu S. 120 ff.: Die Reihenfolge der einzelnen Bestandteile von Kapitel VIII ist (wie in der ersten Auflage) im Inhaltsverzeichnis falsch angegeben.

Zu S. 350 f.: In 'Alexis und Dora', wo doch sogar mit Kanonen

geschossen wird, scheint mir das antike Kostüm nicht streng gewahrt zu sein.

S. 440 sollte das Citat lauten: Mein Leid ertönt der unbekannten Menge, wie in der ersten Fassung der zweiten römischen Elegie.

S. 494 u. ö. findet sich, wie in der ersten Auflage, eine ganz üble Neuerung, nämlich der verschlimmbesserte Titel 'Wahrheit und Dichtung'. Goethe hat, und wär's auch nur aus Gründen des Wohllauts, gesagt 'Dichtung und Wahrheit'; und wir sind nicht befugt, ihm die Titelblätter seiner Werke zu korrigieren. Solche Einfälle, die M. in schwacher Stunde hat, sind ihm auch gar nicht Ernst; denn S. 497, 499, 505, 509, 573 u. s. w. sagt er ruhig wieder 'Dichtung und Wahrheit'. Und dabei möge es bleiben.

S. 531, 1 lies entmanteln, nicht entmänteln.

Drei Bildnisse sind dem Werke beigegeben und werden dem Leser willkommen sein. Im übrigen bedeutet die Buchausstattung, die wohl der Verleger angeordnet hat, gegen die erste Auflage einen Rückschritt. Dieselben Vignetten, die man sinnvoll verteilt unter den einzelnen Kapiteln von Harnacks 'Schiller' findet, 'zieren' auch Meyers 'Goethe' und werfen ihre Schatten durchs Papier. Man wird diese Schnirkel wohl als die Normalvignetten aller 'führenden Geister' anzusehen haben und sie noch oft in den künftigen Bänden bewundern dürfen.

Es ist zu hoffen, dafs die vielleicht etwas eilig redigierte zweite Auflage nur ein Durchgangsstadium für das M.'sche Buch bedeutet und dafs auf dem vorhandenen ausgezeichneten Fundament eine dritte Auflage in strengerer formaler Ausbildung erwächst. Findet der Verfasser hierzu Lust und Ruhe, so dürften in der Goethe-Litteratur nur wenige Werke sich dem seinigen an die Seite stellen.

Leipzig. Albert Köster.

O. Hauschild, Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg. Ostern 1899. Hamburg 1899. 29 S. gr. 8.

Im Gegensatz zu den romanischen Sprachen zeigen die germanischen bekanntlich eine starke Neigung zur Zusammensetzung, das ist ein Vorteil, insofern es eine gröfsere Bequemlichkeit des Ausdrucks und eine Abgeschlossenheit des Kompositums gegenüber den anderen Wörtern im Satze bedingt, ein Nachteil, weil die Leichtigkeit der Verbindung oft zu schwerfälliger Länge der Wortgebilde verführt. Die einzelnen Glieder der Zusammensetzung verkrüppeln oft und verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung (vgl. -lich, -heit, -schaft, -tum, -bar, -haft u. a., Junker, Jungfer u. a.).

Eine eigenartige Stellung nehmen die verstärkenden Zusammensetzungen ein, bei denen der Begriff des Grundwortes nicht wie bei den gewöhnlichen Zusammensetzungen durch das erste Glied eingeschränkt, sondern im Gegenteil gesteigert wird.

Steigern lassen sich auf diese Weise im Deutschen sowohl substantivische als auch adjektivische Begriffe, von denen Hauschild in dieser Abhandlung die letzteren bespricht. Einige Beispiele zeigen am besten, um was es sich handelt: *mutterseelenallein, splitterfasernackt, sperrangelweit, funkelnagelneu, sternhagelvoll, blutarm, steinreich, piekfein, schlohweifs, knallrot, stichdunkel, spinnefeind, kreuzfidel, mausetot, rattekahl* u. a. Die Zahl dieser eigentümlichen Wortbildungen ist aufserordentlich grofs, in der Umgangssprache kommt nur ein verhältnismäfsig kleiner Teil vor, die Hauptmasse führt in den Mundarten ein wenig beachtetes Dasein. Brückner (Die Volkssuperlative im Hennebergischen, Frommanns deutsche Mundarten I, 229—238) hat eine sorgfältige Sammlung für den ostfränkischen Dialekt der ehemaligen Grafschaft Henneberg veranstaltet und hat 400 solcher Zusammensetzungen aufgezählt. Zur Verstärkung des einzigen Wortes *voll* sind in der Schweiz allein etwa 50 verschiedene Formen in Gebrauch. Das Verstärkungswörtchen ist dem Bedeutungsverluste ganz besonders ausgesetzt, nur so sind Ausdrücke zu verstehen, wie *höllisch fromm, arg gut, wild hübsch, häfslich schön* u. a. Zu unterscheiden ist zwischen *blútàrm* (arm an Blut) und blùtàrm (sehr arm), steinrèich (reich an Steinen) und steìnreích (sehr reich). Die Zahl der Verstärkungen kann bis auf drei steigen, z. B. *pechkohlrabenschwarz*, tirol. *schneeblührieselweifs*, bair. *funkelspelternagelneu*.

Hauschild behandelt nun auf S. 5 ff. die verschiedenen Arten der Verstärkung. Tobler (Über die verstärkenden Zusammensetzungen im Deutschen, Frommanns Zeitschr. f. Deutsche Mundarten V (1858), S. 1—30, 180—201, 302—310) hat sie in unmittelbare und mittelbare Verstärkungen eingeteilt, während Dony (Über einige volkstümliche Begriffsverstärkungen bei deutschen und englischen Adjektiven. Programm der höheren Bürgerschule zu Spremberg 1865) die rein äufserliche Einteilung nach Wortarten bevorzugt hat, die allerdings das innere Wesen der Verstärkung wenig berührt. Hauschild schlägt folgenden Weg ein, um eine einigermafsen strenge Scheidung zu erreichen:

A. Begriffliche Verstärkung.

1) Das erste Wort nennt einen Gegenstand, dem die Eigenschaft in hervorragendem Mafse zukommt (Vergleichung); z. B.: stockblind, steinreich u. a.;

2) es bezeichnet die (mögliche) äufserste Folge des gesteigerten Begriffes, z. B.: todfeind, blutarm u. a.;

3) die die Steigerung enthaltende Ursache, z. B.: winterlang oder wehmutweich und schlummermüde (bei Heine);

4) die Eigenschaft wird in Beziehung gebracht zur ganzen Erde, Welt u. s. w.; z. B.: leutfremd, weltfremd, tirol. gotsschändig;

5) das erste Wort bezeichnet völliges Durchdringen des Inneren mit der gedachten Eigenschaft; z. B.: durchnafs (Grimm Gr. II, 770), grundgut;

6) eine Absonderung von dem Gewöhnlichen, z. B.: überglücklich, erzdumm;

7) Steigerung durch Verdoppelung des Begriffes (Synonyma), z. B.: liebwert, offenkundig, windschief u. a.; frank und frei;

8) durch voraufgehende Ausrufung (Schwur, Fluch), z. B.: kreuzbrav, himmel- und höllenangst, hundsmüde.

B. Lautliche Verstärkung.

9) Steigerung durch Reduplikation und Alliteration, z B.: blitzblau, nagelneu, windelweich u. a.

Übergänge von einer Gruppe zur anderen, oft ganz allmähliche, kommen natürlich auch hier vor und erschweren die Anordnung.

Im dritten Abschnitt behandelt der Verfasser die Verstärkung bei einzelnen Eigenschaftswörtern, z. B.: allein, alt, böse, feind, finster, ganz, reich u. a.

Die Arbeit bringt weniger Neues, aber sie zwingt durch die Reichhaltigkeit und geschickte Anordnung des Stoffes zum Nachdenken über manche auf den ersten Blick unverständliche Bildung der Sprache, besonders in den Dialekten.

Doberan i. M. O. Glöde.

Von der letzten Londoner Theaterseason.

Inhalt.

Einleitung	162	Die Historie	175
Theaterorganisation	163	Die Tragödie	178
Publikum	166	Die Posse	179
Repertoire	167	Das Lustspiel	181
Die Operette	168	Das Schauspiel	184
Das Melodrama	171	Schlufs	185

Wollte ich mit der unzureichenden Einseitigkeit eines Pauschalurteiles meine Eindrücke vom heutigen Londoner Theater in einen Satz zusammendrängen, so dürfte ich sagen: es ist schlecht, aber interessant. Es ist schlecht, nicht nur weil so wenig Gutes geboten wird, sondern hauptsächlich weil sich nirgends eine vorherrschende und Richtung gebende künstlerische Idee zeigt, es ist aber interessant sowohl durch die berückende Fülle eigenartiger Erscheinungen wie vornehmlich durch die kulturelle Bodenständigkeit dieser Erscheinungen. Wenn auch das Gebotene an sich meistenteils wertlos ist, so fesselt es in Hinblick auf seine Daseinsbedingungen. Im freien England gehört auch das Drama zur freien Kunst, auf sich selbst gestellt erwächst es seinem natürlichen Nährboden, dem Geschmacke der Zuschauer. So fordert das Londoner Theater bezeichnenderweise mehr zu einer socialen als ästhetischen Betrachtung heraus. Der Saal ist interessanter als die Bühne, das Publikum ist wichtiger als der Dichter und Schauspieler, denn nirgends ist das Publikum so sehr der Herr des Dramas, sind Dichter und Schauspieler so sehr die Diener des Publikums als eben in London.

So war es ja in England immer gewesen. Im Mittelalter hat der Geschmack des Publikums das kirchliche Drama der Geistlichen verweltlicht, das abstrakte der Gelehrten konkretisiert, in der Zeit der Frührenaissance

vor Shakespeare das fremde nationalisiert, in der Hochrenaissance den künstlerischen Hochflug Shakespeares gehemmt, in der Spätrenaissance nach Shakespeare die Kunst verkünstelt, mit der anbrechenden puritanischen Revolution allen Bühnen durch behördliche Schliefsung überhaupt den Garaus gemacht. Später kehrt sich gegen das von oben protegierte, stark französisierende Restaurationsdrama wiederum das Volk; aber es ist zahmer geworden in seinem Puritanismus, es verphilistert nun blofs die Bühne. Freilich, die künstlerischen Anregungen, die Kunstprogramme kommen immer von einer Kaste, seien das nun Geistliche, Gelehrte, Gebildete, Höfische, und die Kaste arbeitet propagandistisch oder egoistisch, sie will die Masse belehren oder sich unterhalten. Spielt aber die Kaste den Wirt, so mufs die Masse die Zeche bezahlen, für ihr Geld macht sie aber dann auch ihren Geschmack geltend — abwechselnd zum Vorteil oder Nachteil der dramatischen Kunst, immer jedoch bleibt die Masse am Ende siegreich.

So ist es auch heute noch. Nur das Ergebnis ist dermalen ein anderes als früher dank des nicht nur in seinem Geschmack, sondern auch in seinem Wesen völlig veränderten Londoner Publikums.

Um die Möglichkeit des souveränen Einflusses seitens des Publikums auf das Theater zu verstehen, genügt ein Blick auf seine Organisation. Sie ist eigenartig, erklärt sich aber restlos aus der traurigen Formel: Das Theater ist Geschäft. Damit ist schon gesagt, dafs es in London weder eine höfische, staatliche, noch städtische oder sonst korporative Bühne giebt. Das Theater ist vom Standpunkt der Unternehmung aus immer Privatsache. Das hat ja sicherlich auch seine guten Seiten. Es fehlen all die beengenden Rücksichten auf politische, konfessionelle, gesellschaftliche oder gar einzelpersönliche Neigungen und Abneigungen am Hof oder im Stadtrat. Das Repertoire bleibt frei. Aber in dieser Freiheit findet es keine Stütze geistiger Art. Es fehlt das künstlerische Programm, das ja im Korporationstheater — weil offiziell — wenigstens theoretisch gut sein mufs. Und es findet das Repertoire keinen Rückhalt materieller Art gegen das Publikum, um das theoretisch gute Programm praktisch ausführen zu können, sei es, dafs gegen die Tagesströmung besseres Altes zu erhalten oder besseres Neues durchzudrücken wäre. Es mangelt also in London am stetigen Programm, das offiziell gegeben und gehalten würde.

Es mangelt aber auch an dem Surrogat eines solchen Programms, an einer Bühnentradition. Diese kann freilich nur aus stabilen Verhältnissen erwachsen, die zum mindesten eine langjährige Direktionsleitung voraussetzen. Nun fehlen aber auch 'alte' Direktoren, die in ihrem Haus eine bestimmte dramatische Gattung als dessen künstlerische Besonderheit pflegten. Das kommt daher, dafs es in London nicht 'Haus-', sondern blofs 'Stück'-Direktoren giebt. Ein Direktor — oder, besser, jemand der ein solcher werden will — verschafft sich erst ein Stück, dann mietet er sich ein Theater. Endlich stellt er sich das nötige Künstlerpersonal zu-

sammen. Schlägt das Stück beim Publikum ein, so wird es herabgespielt jeden Tag in der Woche mit Ausnahme vom geheiligten Sonntag, dafür Samstags zweimal als Nachmittags- und Abendvorstellung, oft zwei Jahre lang, so lang als es eben das Haus füllt — und der Direktor wird 'alt'. Fällt es aber durch, d. h. kommt es über beiläufig zwanzig Aufführungen nicht hinaus, so verstirbt der Direktor eines frühen Todes. Die Truppe löst sich auf, das Haus wird weiter vermietet. Hat der Direktor etwa noch ein Stück in Vorrat und besitzt er genug Geld und Mut, so sieht er sich nach einem neuen Haus und Personal um und probiert anderswo und anderswie abermals sein Glück.

Auch dieses System hat seine Vor- und Nachteile. Die guten Folgen springen in die Augen. Jedem Stück kann die denkbar beste Inscenierung zugewendet werden, da mit Zeit und Geld zur Sicherung des klingenden Erfolges nicht gespart werden darf und mufs. Vor allem kann die Rollenbesetzung frei vollzogen werden. Der Direktor ist hierbei nicht an die individuellen Schranken 'seiner' Truppe gebunden, er hat ja keine, sondern es steht ihm im Princip wenigstens die ganze Londoner Künstlerschaft zur Wahl. Versteht er seinen Beruf und hat er die glückliche Hand, so besetzt er jede Rolle mit ihrem besten Interpreten. Statt unserer 'Notbesetzungen' zeigt denn auch das Londoner Theater in der Regel Bühnenfiguren, die ihren Darstellern bis in die individuellsten Details hinein 'liegen'. Weiters kann der Direktor sein Stück durch unglaublich viele Proben bis in die letzten Einzelheiten hinein zur Erstaufführung vollkommen vorbereiten, so dafs — um durch eine Äufserlichkeit den Stand der Vollendung anzudeuten — der Souffleur überflüssig wird. Endlich kann die Ausstattung des Stückes in Bezug auf Dekoration und Kostüme gleichfalls individuell gearbeitet sein, weil ja für jedes Stück eigens immer neugearbeitet wird. Dies die Vorzüge des Systems. Sie werden aber teuer erkauft. Die Nachteile stellen sich in notwendigen oder naheliegenden Übertreibungen ein. Das Spiel wird durch die ununterbrochene Wiederholung allzu korrekt, indem eine Art maschineller Sicherheit dem Ganzen die Frische einer scheinbaren Unmittelbarkeit raubt. Das ist notwendig. Naheliegend ist das Übertreiben der Ausstattung. Im modernen Stück macht sich ein schwerfälliger Verismus breit, im historischen ein zerstreuender Archaismus, so dafs in beiden Fällen das Mittel zur Darstellung sich als Selbstzweck vordrängt, der Rahmen das Bild bedrückt. Auch wir kennen diese 'Meiningerei'.

Der Schaden des Systems greift aber noch tiefer, er gefährdet die künstlerischen Lebensbedingungen der Schauspieler. Wie es den Direktor nur für die Dauer des Stückes giebt, so überlebt auch die Truppe nicht das Stück. Das schafft zwei schwerwiegende Folgen. Einmal fehlt es der Truppe an altgewöhnter Vertrautheit: so sehr sie für das eine Stück zusammengestimmt und gespielt ist, sie wird doch nicht zur Künstlerfamilie, deren Mitglieder einander durchaus verstehen, sich ineinander spielen, wie an den vornehmen deutschen oder französischen Theatern. Dann überwuchert beim einzelnen Darsteller die Specialität: sein Reper-

toire wird zu eng. Er erstarrt mit seiner körperlichen und geistigen Eigenart in einem persönlichen Typus, er bleibt auf der Bühne in jedem Stück derselbe, weil er eben immer nur Rollen spielt, die sich mit seiner Individualität völlig decken. Dadurch bekommt er etwas zu Sicheres in sein Spiel, das nicht mehr spontan, also nicht mehr unmittelbar wirkt. Es hat etwas von fader Selbstverständlichkeit an sich, der Schauspieler wird minder interessant, weil der fesselnde Kampf zwischen Rolle und Mensch fehlt, Rolle und Mensch zu sehr zusammengewachsen sind. Kunst kommt vom Können. Trotz aller Illusion, die uns im ersten Moment des Genieſsens den Meister über sein Werk vergessen läſst, rückt uns doch hinterdrein der Meister ins Bewuſstsein, und wir freuen uns seines Könnens. Seine Leistung darf nicht selbstverständlich erscheinen, sie muſs Respekt gebieten. Das Specialitätentum ist nun ein Krebsschaden an der englischen Schauspielkunst, denn es zeitigt bei kleinem Talent den routinierten Handwerker, bei groſsem Talent den brillierenden Virtuosen, doch die Enge des Rollenkreises erdrosselt den wahrhaft groſsen Künstler.

Das Virtuosentum zieht seine Kraft in London überdies noch aus einer organisatorischen Eigenart des dortigen Theaters. Der Direktor oder die Direktrice sind gewöhnlich die ersten Schauspieler ihrer Truppe. Wir stehen vor dem absoluten Starsystem. Aus der persönlichen Einheit von Direktor und Star erwächst diesem Doppelwesen eine zwiefache Macht: innerhalb der Truppe, denn sie besteht aus seinen bezahlten Untergebenen, und gegenüber dem Stück, das er sich von seinem Autor mit der Paderolle auf den Leib schreiben läſst.

So leidet nicht nur die Schauspielkunst, sondern auch die Dichtkunst unter der Londoner Theaterorganisation. Das nationale Princip des Freihandels erniedrigt die Bühne von einer Kunststätte zur Markthalle, wo Dichtung und Darstellung für den Geschmack des groſsen Publikums lockend hergerichtet werden. Verlockend muſs die Ware ausgestellt sein, denn das Geschäft ist riskant. Hausmieten sind hoch, Gagen übertrieben und der Bühnenluxus ausschweifend. Das verschlingt fabelhafte Summen. Dafür muſs das Publikum aufkommen. Die Eintrittspreise sind somit viel höher als am Kontinent. Für sein vieles Geld will nun das Publikum nach seinem Geschmack bedient werden.

Mit dem Gesagten ist die wichtigste Kategorie des Londoner Theaters skizziert. Es sind die Bühnen des Centrums der Stadt, welche das jeweilig junge Repertoire umfassen, also den modernsten Geschmack spiegeln. Daneben giebt es noch die Vororts- und die Volksbühnen. Trotzdem London in kultureller Hinsicht die Zukunftsstadt Europas ist, hat es dank der konservativen Zähigkeit des englischen Volkscharakters etliche uralte Gewohnheiten lebendig erhalten. Hierzu gehört die lokale Konzentrierung der Arbeit. So besitzt London auch sein Theaterviertel par excellence. Es ist der 'strand' und seine Umgebung. Da stehen eng gepreſst die alten Theater — fünfundzwanzig an der Zahl — beisammen. Von nah und fern kommen nach diesem stage-land die Leute gepilgert, zu Fuſs, mit bus oder cab, carriage oder underground. Aber selbst mit

der Eisenbahn wird den Fernsten der Weg zu weit, die Zeit zu lang, auch reicht das Viertelhundert Theater für die Masse nicht mehr aus. Darum erstand in den letzten zehn Jahren an der äufsersten Peripherie der Stadt, wo sich ein guter Mittelstand in gesunder Lage neue Vororte geschaffen hat, eine Reihe von Vorortstheatern. Es sind die besten Häuser Londons. Sicher und schön gebaut, bequem eingerichtet, vergleichsweise billig, von mittlerer Gröfse — also für die Intimität des Konversationsdramas wie für das raumschlingende Ausstattungsstück gerade noch brauchbar — eignen sie sich recht gut für ihren Sonderzweck. Hier nämlich werden die neuen Stücke jeglichen Genres, nachdem sie sich im Centrum abgespielt haben, dem peripherischen Publikum geboten. Freilich meist von Truppen zweiter Garnitur, oft aber auch von ersten Künstlern, wenn solche im Centrum gerade keinen Platz gefunden. Da sich das Publikum dieser Theater nur aus der Nachbarschaft rekrutiert, so kann hier ein Stück auch nur kurze Zeit — durchschnittlich eine Woche lang — gespielt werden. So kommen diese Bühnen zu einem gemischten Repertoire in unserem Sinne. Allerdings nur äufserlich und in unkünstlerischer Art. Denn mit den Stücken wechseln auch die Truppen. Nach einer Woche zieht eben die Truppe um ein Haus weiter. Und so geht es um ganz London herum. So sind diese Vorortstheater wesentlich Reprisentheater für die abgespielten Erfolge des Centrums. Repräsentiert dieses die Gegenwart, so die Peripherie die Halbvergangenheit des Londoner dramatischen Geschmackes.

Ganz eigenartig hingegen sind die Volkstheater. Sie stehen meist in der engeren Peripherie der Stadt — man könnte sie Vorstadttheater nennen —, in den eigentlichen Volksvierteln, die sich an die ältere Stadt anlehnen, also hauptsächlich im armen Osten. Die Häuser sind grofs, unbequem und häfslich, weil für die Minder- und Mindestbemittelten und für ein spottbilliges Eintrittsgeld berechnet. Auch hier mufs das Repertoire rasch wechseln, weil die Leute nur aus der Nähe kommen, auch hier vollzieht sich dies nur äufserlich durch Truppenwechsel. Das Repertoire selber ist von zweierlei Art: sekundär und ohne Interesse, soweit es sich aus den derberen Stücken des Centrums aufbaut, die hier sozusagen antiquarisch von Truppen dritter Garnitur feilgeboten werden; primär und ganz eigenartig, soweit es das specifische Londoner Volksstück, das Melodrama bringt. Was das niedere Volk von seinen Dichtern und Schauspielern, von seiner Bühne will, das kann man hier und nur hier studieren.

Überschaut man die Organisation des Londoner Theaters, so errät man sofort seine Devise: Alles für das Publikum! Wie sieht nun dieses Publikum aus? Es ist in seiner Buntheit schwer zu fassen, eine Stadt von über sechs Millionen beherbergt eben vielerlei Volk, vor allem London, die Weltstadt. Und doch würde man irre gehen mit der naheliegenden Vermutung, dafs die riesigen Fremden-Kolonien in London Einflufs auf London hätten. Trotzdem die deutsche oder die französische Kolonie, jede für sich allein, eine sehr respektable deutsche oder franzö-

sische Mittelstadt bevölkern könnte, ist London national-englisch. Es hat die Kraft, seine Fremden entweder sich anzugleichen oder wenigstens kulturell sich zu unterwerfen.

Das englische London ist eine Welt für sich, zusammengesetzt aus allen möglichen socialen Schichten. Es ist eine Arbeits- und Genufsstadt, beides in riesigem Mafsstabe. Das ist nun nicht nur in quantitativer Hinsicht zu verstehen, sondern vor allem in Bezug auf Intensität — dank dem versteckten Temperament dieser starken Rasse. London ist die Stadt der Superlative. Was betrieben wird, wird voll und ganz betrieben im Guten und Schlimmen, im Lächerlichen und Erhabenen. Für das Theater wird dies von entscheidender Wichtigkeit. Sein Publikum scheidet sich nur social in zwei Klassen, in das ständisch-gemischte der Centrums- und Vorortstheater und in das reinproletarische der Volkstheater; psychologisch hingegen trägt es das gleiche Gepräge. Es hat vom aufregenden Arbeits- oder vom erschlaffenden Genufsleben am Abend abgespannte Nerven. Da bedarf es scharfer Reizmittel, um den müdgehetzten Londoner im Theater aufzurütteln. Er will sich dort von des Tages Last erholen, er sucht Unterhaltung. Nicht sammeln zur Kunst, sondern zerstreuen im 'Amüsement' — das ist seine Absicht. Ist er ungebildet, so zieht ihn die naive Schaulust ins Theater, ist er gebildet, so lockt ihn das Raffinement der Bühne. Und die Direktoren sind in dieser Kaufmannsstadt genügend gute Rechner, um ihre Autoren auf die Masseninstinkte zu verpflichten. So gewinnt das modern-englische Drama seine geistige Signatur. Es ist nicht geboren und wird nicht gepflegt im Geiste der Kunst, sondern steht in Sold und Befehl von Theaterdirektoren, d. h. von Kaufleuten, die sich ihre Ware nach der Nachfrage des kaufenden Publikums einlegen.

Das klingt hart, ist aber wahr — wenigstens eine Pauschalwahrheit, die die Massenerscheinungen richtig charakterisiert, wogegen vereinzelt schöne Ausnahmen nichts bedeuten. Diese Wahrheit leuchtet sofort ein, wenn man einen Blik auf das Londoner Gesamtrepertoire wirft. Ungefähr fünfzig gröfsere Theater, in denen allabendlich gespielt wird, kommen hierfür in Betracht. Man sollte denken, dafs mit so vielen Bühnen jedes dramatische Genre vertreten werden könnte in der reichsten Stadt der Welt, der es auch an Theaterfreude nicht gebricht. Doch es fehlt dem Londoner Repertoire auf musikalischem Gebiet die Oper, auf recitierendem die Tragödie. Es fehlen also die ernsten Repräsentanten der hohen Kunst. Sieht man nach dem Gegenteil aus, nach dem meistgepflegten Genre, so ist das auf musikalischem Gebiet die Operette, auf recitierendem die Posse und das Melodrama. Am meisten begehrt werden also jene Gattungen, deren genereller Charakter bereits fast an Entartung der dramatischen Muse streift.

Ich wende mich nun der litterarischen Betrachtung des Londoner Theaters zu. Da es die Aufgabe meiner knappen Skizze nur sein kann, die momentanen Erscheinungen festzulegen und ihre Erklärung aus ihren gegenwärtigen Lebensbedingungen anzudeuten, so mag damit eine unge-

wöhnliche Einteilung meines Stoffes verziehen werden. Ich will vom gröfsten Machtfaktor im Londoner Theaterleben ausgehen, vom Geschmack des Publikums. Ich will zeigen, was am meisten, was minder 'zieht' und warum. So lege ich meiner Betrachtung die drei erwähnten, meistgepflegten, 'amüsanten' Gattungen zu Grunde. Geht man von jeder derselben aus, steigt man von hier aus auf der ästhetischen Stufenleiter der Verfeinerung in den künstlerischen Ausdrucksmitteln wie im geistigen Gehalte aufwärts, so gelangt man zu sämtlichen dramatischen Genres der modernen Londoner Bühne bis zu den blofs sporadisch vertretenen Blüten der dramatischen Kunst überhaupt. Von der Operette führt der Weg über die Spieloper zur Oper, vom Melodrama über die Historie zur Tragödie, von der Posse über das Lustspiel zum Schauspiel — um die Hauptetappen anzudeuten. Je höher man steigt, desto spärlicher wird die Vertretung der jeweilig feineren Gattung im Londoner Repertoire, Das ist freilich kein gutes Zeichen für den englischen Geschmack, liefse sich aber statistisch erweisen.

Die Operette.

Auch für London besteht die zwar unorganische, aber praktisch scharfe Scheidung des Dramas in seine zwei obersten Kategorien, in das musikalische und recitierende. Ersteres ist heute einzig durch die Operette vertreten.

Natürlich weifs ich, dafs es für beiläufig zwei Monate im Kern der Season auch eine Opernstagione giebt. Doch das bedeutet nichts weiter als ein sehr teures Extravergnügen, welches sich die reichen Leute leisten. Dabei sind Repertoire, Dirigenten und Sänger ausländisch, zusammengetrommelt aus allen Welten. Vom nationalen Standpunkt kann daher die Oper als englische Kulturfrucht nicht angesehen werden. Sie ist nicht bodenständig, nicht einmal stabil, sie bleibt episodisch und fremd. Sie hat in Coventgarden nur ihr Londoner 'Absteigquartier'. Als importierter Modeartikel charakterisiert sie nicht den heimischen Geschmack. Sie ist darum auch haltlosen Schwankungen unterworfen, die auf Rechnung fremdländischer Wertung zu setzen sind. So bedeutet die dermalige 'Wagnerei' kaum ein englisches Bedürfnis nach Wagner, sondern vor allem den englischen Respekt vor Wagners kontinentalem Siegeslauf.

Einheimisch hingegen ist die Operette. Sie pafst in ihrem Gattungscharakter für den Londoner Durchschnittsgeschmack ganz aufserordentlich. Sie will 'amüsieren' — in leichter Art und auf verschiedene Weise.

Da ist vor allem die Musik. Leichte Musik, eindrücklich für die härtesten Ohren — und so unmusikalisch der Londoner von Natur aus ist, er liebt Musik ungemein. In allen Schichten schwärmt man an der Themse für Musik oder für das, was man dort dafür hält. London ist das Dorado bettelnder Strafsenmusik aller erdenklicher Drehorgeln, vagierender 'Sänger' und 'Banden', die Heimat der 'music-halls', die Wiege der musikalischen Neureligion der Heilsarmee, in London giebt es kein respektables Bankett, keine gröfsere Gesellschaft ohne 'professionelle' Musik, nirgends ist die Dilettantenplage so grofs wie in London. Die 'town' ist

auch der Operettenseuche verfallen. Die Operette vereinigt theatralisch ganz London. Die 'upper ten' lassen sich zu ihr gern herab, der Mob steigt zu ihr begeistert hinauf, die middle-class fühlt sich bei ihr zu Hause.

Doch nicht vom musikalischen Standpunkte soll sie hier besehen werden, sondern nur insoweit sie zur Litteratur gehört oder gehören will, im Hinblick auf das Libretto. An ein solches stellt man nun im allgemeinen gewifs keine hohen litterarischen Anforderungen, aber auch die bescheidenste mufs dahingehen, dafs dem Libretto eine in sich geschlossene Handlung von komödienartigem Charakter zu Grunde liege. Gerade die Londoner Bühne hat vor nicht zu langer Zeit klassische Beispiele in Gilberts Libretti zu Sullivans Operetten besessen. Doch jetzt ist das Operetten-Libretto gänzlich in Verfall geraten. Handlung und Figuren sind auseinander gefallen, die Handlung hat sich in eine Reihe von Episoden aufgelöst, die Figuren sind zu komischen Popanzen erstarrt. Kurzum, die Elemente des Organismus sind frei geworden und in der Freiheit verkommen. Was ist nun schuld an dieser Zerreifsung des Organismus in seine künstlerisch lebensunfähigen Teile? Gewifs nur die Sucht nach möglichst starken Einzeleffekten, nach Häufung solcher Effekte in solcher Zahl und solchem Wechsel, wie das ein künstlerisches Ganzes nie aufzubringen vermag. Für die feineren Reize einer zusammenhängenden Fabel und für die psychologische Komik möglicher Figuren ist der Londoner stumpf geworden. Er verlangt den prickelnden Zauber der Augenblickswirkung. Nur diese befriedigt noch seine nervöse Ungeduld. Was so in der heutigen Operette an Handlung noch übriggeblieben, das ist fast immer blödsinnig. Der Blödsinn ist aber von zweierlei Art: verschämt oder offenbar. Jener heuchelt im modernen Realismus seiner possenhaft sein wollenden Fabel eine mögliche Handlung, dieser prahlt mit der exotischen Phantasterei seiner burlesk-unmöglichen Vorgänge. Das moderne Libretto will harmlos necken, das exotische satirisch spotten, beide möchten aktuell wirken, indem sie sich — mit oder ohne Maskierung — am Alltagsleben reiben. Die Figuren beider Gattungen haben das Gemeinsame, dafs sie in die zwei gleichen Kategorien zerfallen: sie sind gesellschaftlich oder volkstümlich. Immer stempelt die gleiche Tendenz die ersteren zu unfreiwilligen Trägern der Komik, die letzteren zu freiwilligen. Dieser demokratische Zug sichert die allgemeine Zufriedenheit. Die 'Gesellschaft' läfst sich gern foppen und das 'Volk' gern schmeicheln. Das ist ja eigentlich überall so, nur besonders stark ausgeprägt in London und besonders auffällig für England.

Von 'modernen' Operetten hatte im Gaiety Theatre 'A Runaway Girl' grofsen, in der Opera Comique 'A Good Time' kleinen Erfolg. Als vergröberte Reprisen der Volkstheater sah ich noch im Süden 'The Circus Girl' (Elephant and Castle Theatre) und im Osten 'The French Maid' (Stratford, Borough Theatre). Von 'exotischen' Operetten brachte das Centrum 'A Greek Slave' (Daly's Theatre) bei riesigem Zulauf, während 'The Lucky Star' (Savoy Theatre) nur einen bestrittenen Erfolg errang und 'Great Caesar!' (Comedy Theatre) ziemlich einschlug.

Für die zunehmende Verwirrung und Verwilderung des Geschmacks waren zwei erfolgreiche Operetten des Centrums höchst charakteristisch. Durch Stilmischung zeichnete sich die eine, durch Stillosigkeit die andere traurig aus.

'L'Amour Mouillé' (Lyric Theatre) ist — wie schon der Titel verrät — seinem Ursprung nach französisch. Aber es ist stark 'adaptiert' worden. Die Art der Überarbeitung war recht einfach, es wurde in das Original ungeniert hineinkomponiert und hineingedichtet. Diese 'Adaptation' machte denn auch einen Kontinentalen musikalisch und litterarisch geradezu seekrank, so sehr wurde man zwischen zwei, einander wildfremden Stilen, dem Pariser verflossener Dekaden und dem modernen Londoner fortwährend hin- und hergeschaukelt. Die seefesten Londoner schienen dagegen freilich gefeit. Wenigstens fanden sie Geschmack an diesem stilistischen Potpourri.

Danach ist es nicht zu verwundern, dafs eine amerikanische Operette eigentlich den Vogel abschofs. Es war im Shaftesbury Theatre 'The Belle of New-York'. Das Libretto ist der nackte Blödsinn. Der Anlage nach 'modern', verschmäht es aber auch nicht die tollsten Exotismen. Es ist universell im Zusammenraffen des miteinander Unpassendsten und darin charakteristisch für den Neo-Amerikanismus. Es ist sentimental-komisch-burlesk-grotesk, alles durcheinander, es ist mit einem Wort die 'music-hall auf der Bühne': inhaltlich toll, formal verwildert. Empfinden und Denken in künstlerischem Sinn ist dem Zuschauer nicht nur überflüssig, sondern wird ihm unmöglich, aber schauen und hören kann er, mufs er. Die musikalischen und scenischen Wirkungen sind so kraftstrotzend, so brutal, dafs der müdeste wie der blasierteste Mensch von ihnen rettungslos erfafst und in die Tollheit hineingewirbelt wird.

Die Macht der englischen Operette über ihr Publikum erklärt sich zum Teil auch aus gewissen Vorzügen. Sie betreffen die Aufführung. Freilich darf man hierbei nicht an deren wichtigsten Faktor, an die Musik denken. Nirgends hab ich noch so schlecht singen hören wie in der englischen Operette: zum elenden Stimmmaterial der Sänger kommt noch deren mangelhafte Kunst. Hingegen sind die schauspielerischen Leistungen in den wichtigen, komischen Rollen meist grofsartig. Dafs hier die Linie zwischen Theater, music-hall und Cirkus oft verwischt wird, ist freilich nicht zu leugnen, aber effektsicher sind diese englischen Komiker immer, und um so sicherer, je toller ihr Part. Sie leben von der Karikatur, aber die Karikatur hat immer Witz und wird lebendig in ihrer satirischen Persiflage. Freilich erschlägt hierbei die Manier die Natur. Ehrliche Komik als Abbild des Lebens kommt nicht vor. Das ist aber auch nicht zu verlangen. In Stücken, deren Handlung sich vom Möglichen ins Unmögliche outriert hat, müssen auch die Figuren von lebendigen Charakteren zu konventionellen Puppen werden.

Die Operette hat zufolge ihrer universellen Tendenz noch zwei wichtige Lockmittel für ihr buntgemischtes Publikum: den Tanz und die Ausstattung.

Terpsichore ist keine geborene Engländerin, aber eine englische Nationalheilige. Es wird viel getanzt in London, dilettantisch und professionell. Die Hausbälle waren mein Schrecken, die Ballets im Alhambra oder Empire Theatre nur eine kleine Freude. Das englische Ballet ist pompös in seinen Chormassen, lustig in seinen chargierten Solos, aber am Ensemble entbehrt man schmerzlich die Pariser feine Kunst, am Detail die Wiener Individualisierung. Es herrscht in London da und dort die Schablone. Leidet darunter schon das Ballet, wo der Tanz Selbstzweck ist, umsomehr die Operette, wo er nur unorganisch sich eindrängt. Es wird in der Operette ohne Grund viel getanzt, aber ohne viel Kunst, ohne viel Charakteristik, immer aber mit starker Wirkung auf das Publikum, der sich auch der Fremde anfangs nicht zu entziehen vermag, so lange nämlich der Reiz der Neuheit an der ungewohnten nationalen Eigenart und besonders an der Verbindung von Tanz und Gesang vorhält.

Die Ausstattung ist in den Theatern des Centrums blendend. Mit der Anerkennung von Reichtum und Schönheit ist sie blofs nebensächlich charakterisiert. Das sind nur ihre Mittel. Mit diesen schafft sie eine lebendige Kunst, die ihre Eigenstimmung auf den Beschauer überträgt. Die Inscenierung der englischen Operette hat Stil. Sie hat im Dekorativen — von den Coulissen bis zu den Kostümen — ihren organischen Ausdruck gefunden. In der 'modernen' Operette ist das Bühnenbild frei, leicht, graziös, in der 'exotischen' dazu noch spielerisch-verwirrend, das Schauen erzieht hier zum Hören.

Wollte man sich das Wesen der heutigen Londoner Operette knapp skizzieren, so dürfte man sagen, dafs sie schlecht ist, nicht weil sie schwach, sondern überstark geworden. Sie geht an Hypertrophie zu Grunde. Sie hat es verlernt, Mafs zu halten, und hat sich dadurch ihr Libretto, wie ihre Darstellung verdorben, indem sie zu Gunsten von Momentwirkungen die Wirkung des Ganzen zerpflückt hat.

Da schon die Operette so sehr verfallen ist, begreift es sich, dafs die höhere Gattung der Spieloper gar nicht mehr existiert. Nur ein aufstrebender, sich verfeinernder Kunstgeschmack könnte das gute Alte erhalten. Es ist ja noch nicht lange her, dafs Sullivan-Guilbert auch mit ihren feineren Werken das Londoner Publikum in ihren schönen Bann gelegt haben. Heute 'ziehen' sie nicht mehr. Der Geschmack hat sich vergröbert, vermaterialisiert, indem er die derb-sinnlichen Reize der Operette hat wuchern lassen. Damit ist aber auch das Operettenschifflein so havariert, dafs es sich schon bedenklich nah zum Hafen der music-hall flüchtet. Dieses Ungeheuer, das schon so viel Kunst gefressen, kann auch noch die ganze Operette verschlingen.

Das Melodrama.

Wirbt die Operette ihr Publikum oben und unten, ist sie salonfähig und volkstümlich zu gleicher Zeit, so giebt sich das Melodrama ausschliefslich demokratisch. Man könnte es darum nach unserer dramatischen Nomenklatur noch am ehesten mit 'Volksstück' bezeichnen als ein

Drama für das Volk und vom Volke. Allerdings bleibt ein wesentlicher Unterschied bestehen. Denn während unser Volksstück nicht nur mögliche, sondern wahrscheinliche, also typische Vorgänge und Seelenkämpfe aus dem Volksleben zur Darstellung bringt, mithin in Fabel und Figur volksmäfsig ist, beschränkt sich die Volkstümlichkeit des Melodramas blofs auf die Figuren, da die Fabel phantastisch ins Unwahrscheinliche abschweift. Die Figuren werden vorwiegend aus den unteren Ständen der Kleinbürger und Fabrikarbeiter, Dorfkuraten und Landpächter, Soldaten und Matrosen geholt und in ihren Gewohnheiten und Eigenarten wahr und echt geschildert. Insoweit machen diese Figuren den Eindruck von lebensfrischen, zeitgenössischen Volkstypen. Die Fabel jedoch spiegelt nicht die Alltagswelt dieser Kleinen wieder, stellt und löst nicht ihre Lebensprobleme. Das wäre dem Melodrama zu wenig aufregend, denn es wäre — stofflich genommen — wahrscheinlich, also nicht genug überraschend. Es wäre ihm auch zu schwierig, denn es erfordert zur Darstellung echte Kunst. Das Melodrama ist genügsam: es kleistert seine Fabel nach der Schablone des kriminalistischen Schauerromanes zusammen. Seltsame Vorkommnisse, die nur vom blinden Zufall geschaffen werden, sollen die Phantasie der Zuschauer reizen, eine packende Verwickelung der buntgewürfelten Ereignisse soll die Spannung des Publikums bis zur Nervosität steigern. Erst knapp am Schlufs kommt die Lösung als Knalleffekt. So wird die tolle Possentechnik, die unseren Verstand verwirbelt, hier auf das ernste Drama spekulativ übertragen, obwohl dieses an unser Herz greift. So wird aber auch dieser Stoff bei solcher Technik roh. Die Eindrücklichkeit ist freilich gesichert, jedoch auf Kosten psychologischer Zartheit. Das Melodrama ist brutal.

Um sein Publikum noch stärker packen zu können, färbt es überdies seinen Stoff zeitgenössisch und national. Dadurch schminkt es seinem Trugbild der Wirklichkeit die Wahrheit an, indem es in das volle Menschenleben der heimatlichen Gegenwart hineinzugreifen scheint. Daraus erwächst auch von selbst die dickstrichige Tendenz: Verherrlichung des Englischen im Gegensatz zum Ausländischen. Von den englischen Helden und Heldinnen stechen die ausländischen Bösewichte und Intriguantinnen scharf ab. Das sind denn Spanier nach uralter Tradition, Franzosen im nie ersterbenden Antagonismus, Russen als die geheimnisvollen fremdesten aller Fremden. Das Melodrama ist chauvinistisch.

Künstlerisch charakterisiert es sich durch die Mischung von Simplicität und Raffinement. Simpel sind seine Figuren. Nach der kulturellen Seite hin — also gewissermafsen stofflich genommen — sind es ständische Typen. Das ist aber nur ihre Aufsenseite. Im geistigen Kern des Charakters werden sie gar einfach, sind sie nichts weiter als ethische Personifikationen von gut und böse. Es fehlt ihnen der einzelpersönliche Zug, die individuelle Mannigfaltigkeit. So erinnern sie an den Puppenapparat der mittelalterlichen Moralitäten. Real an ihnen ist nur ihr Kostüm, das leibliche und geistige, ihre Kleidung und ihre Manieren, das wird dem Leben in allen Einzelheiten täuschend nachgebildet. Ihre Empfindungen

und Handlungen aber bleiben in triebmäfsiger Einseitigkeit stecken. Sie sind prädestiniert zum Guten oder Bösen und folgen ihrer Bestimmung wahllos. Raffiniert ist andererseits die Fabel des Melodramas. Verkünstelt in ihrer verwickelten Komposition strotzt sie dabei von realistischem Detail in der Ausführung. Über das schlechte Gerüst werden bunte Lappen gehängt. Der dralle Realismus der Ausstattung soll über die konstruierte Handlung hinwegtäuschen. So ruht diese dramatische Gattung auf dem Gegensatz der ärmlichen Figuren und der überreichen Fabel. Auf das Gemüt der Zuschauer soll die klare Einfachheit des psychologischen Elementes wirken, während die verschleierte Verwickelung des fabulistischen Elementes den Verstand mit aufregender Neugier gefangen zu nehmen hat.

Das Melodrama ersetzt dem Volke die grofse romantische Tragödie. Hier wie dort wird ein ergreifendes Menschenschicksal dargestellt, wird das Leben in seiner Gänze ausgeschöpft vom tiefsten Ernst bis zur tollsten Heiterkeit, hoch und niedrig wird vor die Rampen gezogen, die ewige Gerechtigkeit löst alle irdischen Wirren in versöhnendem Schlufs. Und dennoch, welcher Abstand zwischen der vornehmen Tragödie und ihrem verpöbelten Surrogat! Das Trauerspiel wird zum Schauspiel. Das hat seine tiefe Bedeutung. In der Tragödie liegt der Konflikt im psychologischen Elemente begründet. Der Held greift in die vom Schicksal gesetzte irdische Ordnung störend und anmafsend ein, er sündigt mit seinem Temperament, er kämpft den ungleichen, aber schönen Kampf gegen die aufgestörten Mächte, denen er endlich verfällt. So ist der Konflikt innerlich erstanden, so wird er auch innerlich gelöst, und zwar tragisch mit der Vernichtung des Helden. Er kann nicht die Schwäche haben, sich zu beugen, denn dann hätte er nie die Stärke besessen, sich aufzulehnen. Im Melodrama haftet der Konflikt am fabulistischen Elemente. Ein äufserlicher Zufall bringt den passiven Helden ins Unglück. Er ist — ob Männlein oder Weiblein — immer die verfolgte Unschuld. Darum kann er auch wieder nur durch eine äufserliche Wendung der Fabel aus seinem Unglück befreit und mit äufserlichem Glück für das ausgestandene Mifsgeschick belohnt werden. Das bedingt aber den Schauspielcharakter des Melodramas. Es ergiebt sich nun aus dem Wesen des Konfliktes nicht nur die gegensätzliche Art der Helden, sondern auch der starke Unterschied der Intriguanten. In der Tragödie sind sie Figuren zweiten Ranges, sie können nur mithelfen in der Umstimmung des Helden, in der Beeinflussung der Fabel; im Melodrama hingegen stehen sie in vorderster Linie: souverän erregen und führen sie die Fabel bis knapp vor den erlösenden Schlufs. Macht man sich den Gegensatz der beiden dramatischen Gattungen im Hinblick auf das Publikum klar, so zeigt sich, dafs in der Tragödie das psychologische Element verwickelt, also schwierig zu fassen ist, während es im Melodrama bei seiner Einfachheit dem Verständnis keine Schwierigkeit bereitet. Hingegen ist die Fabel in der Tragödie einfach, im Melodrama verwickelt. Da diese Verwickelung aber blofs äufserlich bleibt, nur durch die Verschlingung von nakten Fakten ersteht, so

ist im Melodrama auch das fabulistische Element leicht zu fassen. Darum erfordert diese dramatische Gattung zufolge ihrer geistigen Armut keine geistige Anstrengung seitens des Publikums. Das Melodrama ist banal.

Der künstlerische Tiefstand des Melodramas drückt seine Wirkungen: es wird brutal mit seinem Stoff, chauvinistisch mit seiner Tendenz, banal mit seiner Kunst. Trotzdem sichert es sich aber einen von Achtung und Rührung gemischten Eindruck beim fremden Betrachter, denn es ist moralisch. Hiermit wendet es sich an die unverdorbenen Instinkte der Masse. Das lehrt jede Aufführung. Die 'Schlager' der Helden werden von jubelndem Gejohl, die der Intriguanten von wütendem Geheul begleitet. Wenn nach Aktschluſs der Vorhang gefallen ist, wird er etwas zurückgezogen und die Hauptdarsteller passieren davor einzeln der Reihe nach die Vorderbühne, um sich zu bedanken. Die Helden begrüſst tosender Applaus, die Intriguanten wüstes Zischen, erstere schreiten langsam — unter stolzen Bücklingen die Rampe ab, letztere rennen flüchtend vorüber. Als Fremder traut man anfangs kaum seinen Augen und Ohren, so temperamentvoll löst sich die ethische Stimmung dieses merkwürdigen Volkes aus. Im 'kalten' England habe ich das leidenschaftlichste Theaterpublikum der Welt kennen gelernt. Doch es ist nicht die Kunst, die es begeistert; die Freude am Recht, der Haſs gegen das Unrecht weckt hier die Teilnahme am Spiel und steigert sie bis zum selbstvergessenen Mitleben am Drama. Der ethische Puritanismus hat seinerzeit die ästhetische Renaissance erschlagen. Das merkt man heute noch in den Volkstheatern Londons.

Auch die Bühnendarstellung des Melodramas ist von Interesse. Sie gewährt Schlüsse auf die Kunstpsychologie des Volkes. Was die Gebildeten Stil nennen, die Einheit der künstlerischen Ausdrucksformen — mögen sie nun Schönheit oder Wahrheit in der Wiedergabe des dramatischen Scheinlebens bezwecken —, das will das Volk nicht. Es will vielmehr beides, Wahrheit und Schönheit, und zwar in hart aufeinanderprallenden Kontrasten, es schwelgt bei seiner elastischen Illusion in der Abwechselung. So werden denn auch die ernsten und rührenden Partien in getragenem Pathos oder wimmernder Sentimentalität deklamiert, wobei Mimik und Gestik der Schauspieler bis zur konventionellen Balletpose erstarrt; der Pseudo-Idealismus triumphiert. So werden die heiteren und drolligen Partien im derbsten Verismus gebracht, indem sich der niedrigste Dialekt mit der ordinärsten Gebärde und Fratze verbindet. Natur und Unnatur stehen dicht nebeneinander in dieser volkstümlichen Schauspielkunst. Auch die Inscenierung zeigt ähnlich scharfe Kontraste. Die vielverschlungene Fabel erfordert naturgemäſs eine stattliche Reihe von Bühnenbildern, meist über ein Dutzend wie in der romantischen Tragödie. Darum kann die Ausstattung der einzelnen Bilder nur sehr dürftig sein: aus technischen Gründen, weil sich der Scenenwechsel rasch vollziehen muſs; aus ökonomischen, weil im billigen Volkstheater die Dekorationen nicht kostspielig werden dürfen. Das schadet nun nichts. Der frischquellenden Phantasie des Volkes genügen die scenischen Andeutungen

der Bühne, um sich das Bild individuell fertig zu stellen. Nur ab und zu will die derbe Schaulust des grofsen Kindes auch direkt befriedigt werden. Dafür sorgen Autor und Direktor. Eine Scene ist immer brillant entworfen und ausgeführt. Hier feiert der handgreifliche Realismus seinen Triumph.

Das Melodrama steckt also litterarisch, schauspielerisch und scenisch voller Gegensätze. Sie erklären sich aus dem eigenartigen Mischmasch im Charakter seines Publikums. Es ist das niedere Stadtvolk. Vom Volk hat es seine unerzogenen, guten Instinkte, von der Stadt die verzogenen schlechten. Es dürstet nach der biederen Moral wie nach der raffinierten Künstelei. Für die freie, hohe Kunst selber hat es kein Verständnis. Dazu fehlt ihm noch — auch in England noch — die stolze Lebensauffassung von Recht und Pflicht der Selbstbestimmung. Sein Melodrama spiegelt ihm nur die gedrückte Subalternphilosophie von einem zufälligen Schicksal in Glück und Unglück wieder.

Weil sich in den geistigen Lebensbedingungen dieses Publikums nichts ändert, so zeigt auch das Melodrama keine Entwickelung. Die alten Stücke gleichen den neuen wie ein Ei dem anderen. Sie halten sich auch kunterbunt auf dem Repertoire. In diese artistische Gleichförmigkeit bringt nur der Stoff einige Abwechselung. In stofflicher Hinsicht kann man das Melodrama in verschiedene Gattungen teilen. Es ist politisch, social oder gesellschaftlich. Politisch, wenn es — wie in 'The English Rose' (Pavilon Theatre, Mile End E.) — in Irland spielt mit den erschütternden Agrarkämpfen, social, wenn es — wie in 'The Scales of Justice' (Standard Theatre in Shorditch E. C.) die ganze Marine vom Admiral bis zum Bo'sun of H. M. 'Alexandria' mobilisirt, gesellschaftlich, wenn es — wie in 'Woman and Wine' (Princefs's Theatre, Oxford Street) einen schwachmütigen Bummler zwischen einer Londoner Unschuld und Pariser Demimonde pendeln läfst. Diese Gattung verrät mitunter das Streben nach Verfeinerung. Sie liegt freilich mehr im stofflichen Material als in der künstlerischen Ausführung. Dafür spricht: 'The Great Ruby (ursprünglich im Drury Lane Theatre, nun bereits in der Peripherie, so im Shakespeare Theatre von Clapham). Das Milieu rückt hier hinauf bis zum Grenzgebiet von halb deklassierter 'Gesellschaft' und elegant verkapptem Abenteurertum. Damit gelangt auch das Melodrama als Kunstgattung an seine Grenze. Ein Schritt weiter und es wird zum Sittenstück, wenn es seine konstruierten Bühneneffekte gegen Lebenswahrheit eintauscht. Doch das ist ein selten betretener Seitenpfad, die gewöhnliche Verfeinerung schlägt einen anderen Weg ein.

Die Historie.

Das Melodrama ist einer Verfeinerung fähig, was aber nicht einer Verbesserung gleichzusetzen ist. Es verfeinert sich vor dem gemischten, also vorwiegend feinerem Publikum des Centrums. Dieses ist nicht mehr naiv, nicht mehr volkstümlich, hier geben die Gebildeten den Ausschlag, herrscht die Gesellschaft vor. Da verliert dann auch das Melodrama seine

kindliche Urwüchsigkeit. Es wird überlegter und zahmer, es verflacht zu einem marklosen Spektakelstück. Mit dem Melodrama hat dessen Abart die faktenreiche Fabel von spannender Verwickelung gemeinsam, die romanhaft statt lebenswahr wirkt, wie das Melodrama verzichtet sie auf das führende und begründende psychologische Problem, indem sie nicht zeigt, warum etwas geschehen mufste, sondern was alles geschehen kann. So steuert das Spektakelstück auf das äufserlich Interessante los. Notwendigerweise rückt es darum aus der Gegenwart und Umgebung ab, denn die sind — äufserlich betrachtet — zu bekannt, um fesseln zu können. Es wird historisch, weil die halbe Kenntnis des fremdartig-fernliegenden reizt. Überdies bietet sich hierbei auch die gern ergriffene Gelegenheit zu einer sinnbezaubernden Inscenierung. Das grofse Kind, genannt Publikum, ist ja so dankbar für schöne Bilder. Man darf diese aufregenden Schaustücke, diese raffinierten Melodramen wegen ihrer historischen Bildereien rundweg Historien nennen.

War die Quelle des Melodramas der Schauerroman, so wird für die Historie der pseudo-historische Roman oder die fabulierende Memoirenlitteratur ausgebeutet. Bezeichnenderweise spielt hierbei die nationale Geschichte nur eine kleine Rolle. Mit Vorliebe greifen die Autoren nach der effektvollen französischen Geschichte. Dabei erweist sich das Zeitalter der Kabinettsjustiz unter den absoluten Königen gerade so dankbar wie die demokratische Periode der grofsen Revolution. Dorthin gehören von der letzten season 'The Three Musketeers' (in zwei Versionen und zwar in Her Majesty's und in Garrick Theatre, wovon ich nur die letztere gesehen) und 'The Man in the Iron Mask' (Adelphi Theatre), hierher rechnen 'The Only Way' (Prince of Wales Theatre) und 'Robespierre' (Lyceum Theatre — von Sardou 'auf Bestellung geliefert'). Daneben ist nur eine nationale Historie zu verzeichnen: 'In Days of Old' (St. Jame's Theatre) aus der Zeit der Rosenkriege.

Alle diese Stücke leben blofs vom grob stofflichen Interesse. Die litterarische Arbeit ist mehr oder minder gut ausgeführt, das ändert aber nichts am Wesen dieser Dramen, zur Litteratur gehören sie nicht. Ihre Autoren sind nicht dramatische Dichter, sondern Theaterschriftsteller, die, wenn's zum höchsten kommt, effektvolle Stücke liefern. Sie verraten ihre Art und Absicht schon in der technischen Anlage ihrer theatralischen Erzeugnisse. Die Historie bringt bei ihrer stofflichen Ambition die ganze Fabel ihrer Handlung auf die Bühne, aus der stofflichen Verwickelung und Lösung der Geschichte zieht sie ja die Hauptkraft. Darin gleicht sie der romantischen Tragödie. Diese schuf sich seinerzeit für ihre künstlerische Aufgabe die organische Form. Die romantische Tragödientechnik charakterisiert sich durch eine Fülle von Bühnenbildern bei reichlichem Ortswechsel. Weil sie auf die Wirkung der Gesamthandlung ausging, mufste sie fast alle Phasen derselben in Einzelbildern selbständig darstellen. Das that sie, die im epischen Geiste wurzelte, in schroffem Gegensatz zur klassischen, respektive klassizistischen Tragödie, die von der Lyrik ausging. Diese suchte ihre Wirkung nicht in der Handlung

selber, sondern in den Stimmungsreflexen derselben auf die Hauptfiguren, darum wurde hier nur der stimmungskräftigste Teil der Fabel, ihr Schlufs, direkt dramatisiert; daher die klassische Einheit des Ortes und der Zeit. So steht der vielbildigen romantischen die einbildige klassische Tragödie gegenüber zufolge ihrer organisch entwickelten Techniken. Unsere Historie steht in der Mitte: sie besitzt selten mehr als fünf Bilder, die den fünf Akten entsprechen. Vom technischen ins essentielle übersetzt heifst das, die Historie sucht sich aus dem Verlauf der ganzen Fabel fünf Glanzscenen aus, die sie direkt dramatisiert und in die sie alles übrige vom Stoff, so gut es eben geht, hineinpreſst. Diese abgekürzte Darstellung genügt einerseits ihrem Stoffhunger und gestattet ihr andererseits Stimmungseffekte. Sie findet diese in der Auswahl und Gruppierung der Glanzscenen, in deren Abfolge Genre und Haupt- und Staatsaktion, Idylle und Raffinement aufeinander platzen, grofsstilige Tiraden mit hausbackener Intimität wechseln. Das alles ist in seiner Ausführung wie in seiner Wirkung gewaltsam, unkünstlerisch und unorganisch, aber effektsicher. Mit dem Effekt ist aber die oberste Absicht erreicht.

Der Historie stehen die besten Theater des Centrums offen, und sie verfügt über die besten Schauspieler, und ihr wird die beste Ausstattung zu teil. Leider werden dadurch die innerlich wertlosen Stücke nicht besser. Sie bleiben schlecht. Ja, sie wirken sogar verschlechternd auf die Schauspielkunst. Ihre eigene effekthaschende Äufserlichkeit degradiert die Kunst der Menschendarstellung zur Virtuosität in der Verkörperung theatralischer Puppen. Die Figur zerfällt aus dem Mangel an Einheitscharakter in verschiedene typische Rollenpartien: der Held ist z. B. streckenweise heroisch, sentimental oder banal, und der Heldendarsteller zieht abwechselnd das betreffende Register auf. So flickt er die Figur — äufserlich wie sie ist — mit äufserlichen Ausdrucksmitteln seines Kunsthandwerks zusammen. Das führt mitunter zu brillanten Kabinettstückchen, an denen man artistisch seine Freude haben kann, wenn ich das Wort, im Gegensatz zu künstlerisch, für seelenlose Künstelei gebrauchen darf. Verdirbt das äufserliche Stück den Kern der Bühnenkunst, die schauspielerische Darstellung, so veredelt es die Schale. Der mise-en-scène werden hinsichtlich Dekoration und Kostüme in ihrer Verlebendigung zum ausdrucksvollen, stimmungszeugenden Bühnenbild Aufgaben gestellt, die so schwierig wie interessant sind und so in künstlerischem Sinne erziehlich wirken. Die mise-en-scène hat denn auch in der Londoner Historie ihren europäischen Höhepunkt erreicht. Die Bühne lebt.

Am eindrücklichsten habe ich das verspürt an der Aufführung eines Stückes, das ich den Historien zureihen mufs, weil es bis auf das historische Moment alle Merkmale dieser Gattung an sich trägt und für das historische Moment nur ein anderes von ähnlicher Wirkung unterschiebt, das exotische. Es betrifft Arthur Jones jüngstes Drama 'Carnac Sahib' (in Her Majesty's Theatre leichtlich durchgefallen). Dieses Stück spielt zwar in der Gegenwart, aber in Englands indischen Garnisonen. So holt sich dieses Spektakelstück seinen Reiz vom exotischen Milieu.

Die Tragödie.

Steigt man von der Historie auf, so gelangt man zur romantischen Tragödie. Beide Gattungen suchen sich das grofse Leben der Grofsen zur Darstellung. Jene löst ihre Aufgabe blofs äufserlich, diese aber innerlich. Der Aufstieg ist kurz, doch schwer. London war die Wiege der romantischen Tragödie, der Tummelplatz ihrer excentrischen Jugend und sah sie heranreifen zur höchsten Vollendung in Shakespeares Meisterwerken. In London verfiel sie auch, so rasch wie sie geworden, so völlig, dafs sie dermalen, ja lange schon tot ist. Tot in jedem Sinne. Es werden neue Stücke nicht geschrieben, alte nicht aufgeführt. Auch die Pietät für die schönste Frucht am litterarischen Baum Englands ist erstorben. Dafs hier und da eine Shakespearesche Tragödie 'in Bearbeitung' gegeben wird, dafs alljährlich in Stratford on Avon durch vierzehn Tage nur Shakespeare gespielt wird, bildet keinen Gegenbeweis. Im ersteren Falle sucht ein virtuoser Schauspieler — oder einer, der sich dafür hält — nach einer Paraderolle und findet ein Publikum für seine bravouröse Leistung oft sehr zweifelhaften Wertes, in letzterem Falle hat man es mit der Privatpietät eines kleinen litterarischen Zirkels zu thun. Ähnlich stände es mit Wagner in Deutschland, wenn er nur in Bayreuth aufgeführt würde, und dies von einer mittelmäfsigen Truppe. Dem grofsen Publikum, dem lebendigen Theater ist der unverfälschte Shakespeare 'Caviar' geworden. So haben denn auch die Theater des Centrums in der letzten season keine einzige Tragödie (ja überhaupt kein Stück) Shakespeares gebracht. Nur 'Hamlet' wurde in der fernsten Peripherie, einmal in Cristal Palace, ein andermal im Grand Theatre von Fulham gemimt: dort in der Hauptrolle von einer Dame, hier von einem alten Komödianten, den der Beifall von der Galerie glauben macht, er lebe noch als Künstler. Den weiblichen 'Hamlet' habe ich versäumt, was ich nach meinen Erfahrungen mit Sarah Bernhard in Paris und Adele Sandrock in Wien nicht bedaure. Der männliche Hamlet bot eine solche Schauerleistung im Mischmasch von Melodramendeklamation, Balletmimik und genrehaftem Realismus, dafs ich nach dem vierten Akt unter donnerndem Applaus des Hauses das Weite suchen mufste.

Dafür hat mich ein Whitechapler Volkstheater mit einer Art von Pöbeltragödie entschädigt. Es war ein altes Stück: 'The great historical drama Jane Shore.' Nahe besehen erwies es sich als Zwitterding zwischen Tragödie und Melodrama, indem es zur modernen Londoner Volksmäfsigkeit die historische englische Gröfse mit zu gewinnen sich bemühte. Jane Shore ist die Heldin und, weil volkstümlich, die verfolgte Unschuld, deren rührende Geschichte einem rührseligen Ende zugeführt wird. Wie die ehrsame, bürgerliche Ehefrau zur brav-duldenden Königsmaitresse wird, wie sie — vom Hof verstofsen — nach Jahren in die Arme des gutmütig-verzeihenden Gatten zurückkehrt, ist der Inhalt des Dramas, der aber nicht als psychologisches Problem behandelt, sondern lediglich als fabulistischer Vorgang breitspurig dargestellt wird. Das befrem-

dende daran ist für unsereinen wieder die ausgleichslustige, gedrückte Subalternphilosophie des Melodramas, die sich in diesem Zwitter verkörpert.

Die Posse.

Die dritte Hauptgattung des gegenwärtigen Londoner Repertoires bildet die Posse. Ihr Bezirk ist nach obenhin, gegen das Lustspiel nicht leicht abzustecken. Die Grenzen verschwinden oft in praxi, wenn auch die beiden Dramenarten theoretisch scharf voneinander abstechen und teilweise in voller Reinheit des Typus auftreten. Der typische Unterschied ist sogar sehr grofs: die Posse ist nur theatralisches Spiel, das sich als solches giebt und keinen Anspruch erhebt, als Spiegelbild des wirklichen Lebens genommen zu werden. Darum erzielt die Posse auch nur eine Heiterkeitswirkung, die sich in hellem Lachen auslöst, sie wendet sich an den Verstand und die Phantasie des Zuschauers, läfst jedoch sein Gemüt unberührt. So erzeugt sie nie Stimmung, denn eine solche erwächst einzig aus herzlicher Teilnahme. Diese setzt aber wieder die Illusion voraus, d. h. eine unwillkürliche Selbsttäuschung des Zuschauers, indem er das Bild des Lebens für das Leben selber nimmt. Der Posse fehlt diese erste Voraussetzung. Das Lustspiel hingegen spiegelt das Leben getreulich wieder, erreicht daher beim Zuschauer die Illusion, erweckt sein Mitgefühl, zeugt Stimmung. Daraus erklärt sich der tiefgreifende, künstlerische Unterschied der beiden Arten. Die Posse hat eine komplizierte Fabel und einfache Figuren, das Lustspiel eine einfache Fabel und komplizierte Figuren. Dort ist die Fabel artistisch gemacht, hier psychologisch bedingt, dort sind die Figuren Typen, hier Individuen, dort ist der Zusammenhang zwischen Fabel und Figur mechanisch, denn die Fabel schiebt die Figur, hier entwickeln die Figuren die Fabel, die Bindung ist organisch.

Die Grenzen zwischen den beiden Arten verwischen sich in praxi oft, und es entstehen Zwittergebilde. Nichts leichter als das. Der Possendichter kann irgend eine Figur oder Figurengruppee, die ihm etwa persönlich näher liegt, individuell anlegen, oder es wächst sich ihm während der Arbeit ein Typus zum Individuum aus, oder er stattet eine Scene mit lebenswahrer Intimität aus und — er steht mit einem Fufs auf dem Boden der höheren Gattung. Der Lustspieldichter andererseits kann während der Arbeit in seiner charakterisierenden Kraft erlahmen: Individualfiguren erstarren ihm im typischen, lebenswarme Scenen erkalten ihm im spielerischen Mechanismus und — er hat sich unversehens in die Possenschablone verfangen. Diese Übergänge von einer Gattung zur anderen müssen nicht schroff sein, können sich in kaum merklichen Nuancen vollziehen. Auch der Zuschauer geht unbewufst mit, er ist ja weiches Wachs in den Händen des Autors. So kann der Gattungszwitter oft noch ein recht wirksames Theaterstück werden. Den Anspruch auf den Charakter eines Kunstwerkes hat er aber freilich verloren.

Meister der Posse sind seit jeher die Franzosen. Ihr scharfer Verstand, ihre bewegliche Phantasie prädestinieren sie hierzu. Das wissen

auch die praktischen Engländer, und darum wimmelt ihre Bühne entweder von direkten Übersetzungen französischer Originale oder sie schaffen nach diesen Vorbildern. Allerdings wird das fremde nationalisiert. Bei den Übersetzungen besorgt dies die schauspielerische Darstellung. Die Folgen sind hier minder erfreulich. Auf der Londoner Bühne werden die Stücke schwerer und derber. Die leichte Grazie wird durch die Schärfe der Kontur ruiniert: das Komische wird burlesk. Im Figuralen siegt die Karikatur über die Charge, im Fabulistischen tritt der Mechanismus der konstruierten Handlung noch deutlicher hervor. So rückt die importierte Posse in England von der Nachbildung des wirklichen Lebens noch weiter ab als das französische Original. Auch dieses verzichtet offen auf Lebenswahrheit, weil es die Vorgänge ins unwahrscheinliche outriert. Der Engländer löst aber jede Verbindung mit dem Leben, um sich an der clownartigen Gelenkigkeit einer burlesken Darstellung zu ergötzen.

Von französichen Übertragungen habe ich mir dermalen nur 'On and Off' (Vaudeville Theatre, Strand) angesehen. Es war Bissons köstlicher 'Contrôleur aux Waggon-lits' und mir eine Neuheit. Weil ich aber seinen Originalstil instinktiv forderte, konnte mir die Vergröberung keine rechte Wirkung machen. Die Engländer aber lagen völlig im tollen Bann des Stückes. Mir passierte das erst letzthin bei einer stilreinen Wiener Aufführung in unserem 'Volkstheater'.

Anders und besser steht es um die englischen Originalpossen. Die Manier der Darstellung bleibt zwar dieselbe, aber in den Stoff kommt ein eigenartiger Einschlag. Die vorbildliche französische Posse hat keinen Erdgeruch. Ihre Vorgänge sind überall gleich möglich, also gleich verständlich. Daher auch ihr internationaler Siegeslauf. Sie wirken nach meiner Erfahrung in Wien, Triest oder Pest, also auf deutsch, italienisch oder ungarisch ebenso stark wie in Paris. Die englische Posse hat aber die — fast möchte ich sagen: abstrakte Handlung ihres Vorbildes insofern konkretisiert, als Milieu und Figuren in ihren Äufserlichkeiten specifisch englisch gemacht werden. Das führt zwar nicht zu eigentlicher Illusion, denn im Kern bleibt die Handlung irreal, aber das heimische Kostüm erzeugt bereits einen wärmeren Ton. Der Germane mufs eben aufser Verstand und Phantasie auch noch sein Gemüt befriedigen. Freilich specialisiert sich dadurch die englische Posse für England. Ihre allzu derbe Manier und ihr heimatliches Kostüm macht sie im Ausland unmöglich. Geschmack und Verständnis fehlen für sie diesseits des Kanals. — Ich habe das an mir selber erfahren. 'Charleys Aunt' wirkte auf mich — trotz früherer Bekanntschaft von einer deutschen Bühne her — in London (natürlich schon in der Peripherie: New Alexandra Theatre, Stoke Newington N.) wie eine Novität. Bei 'My Soldier Boy' (Criterion Theatre) kam ich mit dem ganzen Publikum den ganzen Abend aus dem Lachen nicht heraus, während ich mich letzthin bei der Wiener Premiere im 'Theater an der Wien' wiederum mit dem ganzen Publikum grimmig langweilte.

Für die Rassenstärke der Engländer legt auch die Umbildung der

französischen Posse Zeugnis ab: sie gleichen sich alles an, wovon sie einmal Besitz ergriffen.

Am deutlichsten zeigt das der Zwitter zwischen Posse und Lustspiel: 'A Little Ray of Sunshine' (Royalty Theatre). Bis knapp vor Schluſs ist das Stück die Posse κατ' ἐξοχήν. Sie belebt ihre tolle Situationskomik durch den unwiderstehlichen, trockenen englischen Humor der Hauptfigur. Am Ende aber entgleist die Posse ins Lustspiel, der burleske Mechanismus hat sich abgeschnurrt, ein biederes Familienbild mit sentimentaler Weihnachtsstimmung schlieſst das Stück sanft ab. Zu den vielen Thränen, die einem erst das zwerchfellerschütternde Lachen abgepreſst hat, gesellt sich letztlich ein Thränchen herzlicher Rührung.

Das Lustspiel.

Steigt man von der Posse zum Lustspiel auf, so gerät man in einen weiten Kunstbezirk. Wie die Grenzen nach abwärts zur Posse verschwimmen, so läſst sich auch nach aufwärts zum Schauspiel die Scheidungslinie nicht immer leicht finden. Beide Arten zeigen Lebensbilder, und wie im Leben verschlingen sich auch hier Scherz und Ernst. Beide Arten führen den Konflikt zu gutem Ausgang. Doch die Grundstimmung ist verschieden: im Lustspiel darf der Ernst nicht die heitere, im Schauspiel der Scherz nicht die ernste Grundstimmung gefährden. Dabei ist das quantitative Verhältnis der ernsten und heiteren Partien ziemlich belanglos, denn der Gattungscharakter des Stückes wurzelt tiefer im elementaren. Das Lustspiel zieht seine vorherrschende Heiterkeit aus dem psychologischen Elemente, wogegen eine etwa streckenweise ernst geführte Fabel nichts ausmacht; das Schauspiel gewinnt seinen durchschlagenden Erfolg gleichfalls aus den Figuren, deren Stimmung gebende Kraft vereinzelte heitere Etappen der Fabel nicht brechen können. So erzeugt das psychologische Element als das wichtigere die Grundstimmung, während das fabulistische nur episodisch eine vorüberhuschende Kontraststimmung auslöst. Diesen verschiedenen Funktionen entspricht auch die Verschiedenheit der beiden Elemente in Hinblick auf den Dichter. Die dramatische Fabel ist naturgemäſs wandelbarer in seinen Händen als die dramatische Figur. Er hat die Handlung viel mehr in seiner Gewalt als den Charakter. Dieser muſs, weil er komplizierter, also schwieriger darzustellen ist, völlig oder ziemlich stabil bleiben, damit er verständlich werde und in Klarheit kräftig wirke. Die Handlung hingegen ist als eine Reihe von direkt sich abspielender Fakten an sich leicht zu fassen, kann also beliebig geführt werden, ohne hierdurch an Deutlichkeit und damit an Eindrücklichkeit zu verlieren. Der Charakter ist ein Organismus, dessen Entwickelung inneren psychologischen Gesetzen folgt, die Handlung ein Mechanismus, in dessen Entfaltung oft der Zufall eingreift. So verhalten sich Lustspiel und Schauspiel theoretisch zueinander.

Auch hier werden in praxi die Grenzen oft verletzt. Das liegt nahe, denn es wird dem Autor gar leicht, sich an den Forderungen der Gattung zu versündigen. Das stets sichere Stilgefühl für die organischen Bedürf-

nisse des reinen Typus lebt ja doch nur im schöpferischen Meister. Der äufserlich nachschaffende Routinier vergreift sich leicht im Ton, indem er haltlos zwischen Ernst und Scherz schwankt, bald diesen, bald jenen mit Hilfe des stärkeren, also psychologischen Ausdrucksmittels herausstellt. Noch übler verfährt der Spekulant: er sucht in der schroffen Abwechselung seine Effekte; je bunter die Mischung wird, desto mehr Wirkung erhofft er sich von seinem stimmungslosen Raffinement.

Das Lustspiel drängt seiner Natur nach auf eine zeitgenössische Handlung, um uns Figuren aus dem Alltagsleben vorführen zu können. Nur diese haben für uns den intimen Reiz, weil nur solche mit all den vielen Zügen individueller Psychologie ausgestattet werden können. Das ist aber schwer. Auf der zeitfressenden Bühne mufs sich die Charakterisierung einer Figur schnell und deutlich vollziehen. Das kann aber wieder nur geschehen, wenn die symbolischen Ausdrucksmittel dem Publikum geläufig sind, was für den modernen Menschen wieder nur bei seinen modernen Mitmenschen zutrifft. Darum ist das Lustspiel modern in seinem Milieu. Auch als solches bietet es noch Schwierigkeiten genug. Das merkt man an den schlechten Vertretern der Gattung. Statt naturwahrer Zeichnung stellt sich gar oft manirierte ein. Besonders in England, dem Lande der Respektabilität, wo die Idealfamilie ihr geheiligtes, theoretisches Modell besitzt. Es ist auch in die dramatische Litteratur gedrungen. 'Gartenlaube' wäre unser Stichwort dafür. Solche 'Familienware' wurde in den schönen Häusern des Heymarket und St. James Theatre mit 'The Ambassador' und 'The Manoeuvres of Jane' feilgeboten. Die Sachen waren gut gemacht, in Episoden ausgezeichnet, wurden hübsch gespielt, blieben aber als Ganzes unwahr. Die Dichter bewährten sich als geschickte Arbeiter, scheiterten aber am Stoff. Zwei andere Lustspiele trugen hingegen das Gepräge voller Echtheit, sie boten in herzerfrischendem Realismus wahrhaft moderne Gesellschaftsbilder. Sie holten ihren Stoff aus den Kleinlichkeiten des Lebens, waren alltäglich im guten Sinne des Wortes. So beleuchteten sie das Gewöhnliche in seiner Wichtigkeit für das Leben, in ihnen war Wochentags-Psychologie, die anheimelnd überzeugt. Die alte Jungfrau und der überreife Mann, die sich auf Umwegen finden, die überzärtlich-eifersüchtige Frau, die zur Tyrannin ihres braven Mannes wird, das sind uralte Themen, die aber jeder Tag neu gebiert. Lauscht ihnen der Dichter ihre moderne Nuance ab und stellt er sie in geschmackvoller Diskretion dar, so schafft er aus altem neues. Hier macht der Ton die Musik. Die Verwickelungen nehmen sich schwer aus, sind thränenreich, aber man hat das Gefühl, es mufs sich alles zum besten wenden. Man nimmt Vorfälle und Leute zwar ernst, aber nicht tief. Das Alltagsleben ist nun einmal seicht. Aber es offenbart sich hier und nirgends so deutlich wie hier die innerste Liebenswürdigkeit der menschlichen Kreatur. Das freut, weil es beruhigt, wirkt, weil es schmeichelt. Daher stammt wohl auch der ehrliche Erfolg der Stücke. Er war bei 'The Elder Mifs Blossom' ein nachhaltiger. Ich habe das Stück als Reprise in der Peripherie (Grand Theatre Islington) gesehen, und er war

kräftig-einschlagend bei der Novität des Criterian Theatre 'The Tyranny of Tears'. Zum Erfolg trägt freilich auch die ausgezeichnete Darstellung viel bei. Die englische Schauspielkunst hat zwei tönende Saiten: die derb-burleske und die zart-humoristische Komik. So konventionell die erstere ist und sein muſs, so frei von jeder Manier, so wurzelecht ist die letztere.

Es giebt auch historische Lustspiele. Sie besiegen selten die Schwierigkeit, das kulturell-fremde Milieu in den psychologischen Details seiner gewöhnlichen Erscheinungen zu verdeutlichen. Historisch sind diese Stücke ja nur ganz selten in Bezug auf die konkreten Vorgänge. Höchstens dann, wenn eine minutiöse Memoirenlitteratur den Stoff geliefert hatte. Meistens sind diese Lustspiele historisch nur im Sinne des Charakters und der Stimmung der Zeit, und ihre Handlung ist in Fabel und Figuren in diese Zeit bloſs hineinerfunden. Dabei kommt selten etwas Gutes heraus. Fabel und Figuren geraten typisch, um den Grundzug der betreffenden Kulturperiode in allgemeinen Umrissen zu versinnlichen. Hiermit kann sich die Tragödie genügen, die von der Intensität der Zeichnung lebt, nicht aber die Komödie, deren realistisches Detail die Extensität erfordert. So wird dieses typisierende, historische Lustspiel meist zum bloſsen Puppenspiel. Charakteristische Belege hierfür lieferten zwei Stücke der letzten season: 'The Court Scandal' im Court Theatre und 'The Advantures of Lady Ursula' im Duke of Yorks Theatre. Beide spielten bezeichnenderweise im 'tändelnden' vorigen Jahrhundert, in dessen tändelnder höheren Gesellschaft, jenes in Frankreich, dieses in England. Ersteres blieb gar äuſserlich, letzterem verlieh wenigstens die Darstellung von englischen Schauspielern heimische Untertöne, die über das Ganze einen leichten Schimmer von Realität woben. Wie kahl das Stück eigentlich ist, bewies mir letzthin eine in der Hauptfigur famose Wiener Aufführung (Raymund-Theater), die mit einem matten Durchfall endigte. Beide Stücke lassen sich mit einem Wort kritisch erschöpfen: sie sind harmlos. Ihr Londoner Erfolg erklärt sich aus der örtlichen Sphäre: die müden Leute lassen sich im Theater ab und zu gerne etwas vortändeln. Das kostet keine geistige Anstrengung, das bringt keine innere Aufregung, es ist seicht, aber leicht, es ist unwahr, aber gefällig. Man lächelt sich durch das graziöse Surrogat echter Dichtung durch. Die ernsten Accente der Handlung spielen ja sichtlich nur mit dem Ernst, statt frischer Lustigkeit wird bloſs zierlich-gedämpfter Scherz geboten. Man wird langsam eingelullt in eine verblafste Stimmung, wie wohl im vorigen Jahrhundert das Schäferspiel sein Publikum eingelullt hat. Eigentlich ist das historische Lustspiel nichts anderes als der unorganische Miſsbrauch der organischen Form des zeitgenössischen Lustspiels, nichts weiter als eine ästhetische Spekulation. Die Wirkung des Lustspiels soll gesteigert werden durch die Beimischung des fremden, interessanten historischen Elementes. Dabei wird aber nicht bedacht, daſs dieses Element zu seiner Darstellung eine unerfüllbare Voraussetzung hat. Intim und historisch schlieſsen sich eben auf der Bühne aus.

Das Schauspiel.

Es ist die letzte dramatische Gattung des Londoner Repertoires in unserer Rückschau. Auch diese Gattung liefse sich in mancherlei Arten spalten und zwar nach verschiedenen Einteilungsgründen. Stellte man das künstlerische Moment voran, so müfste nach der Reinheit des Stils geschieden werden. Da früge es sich, ob das Stück blofs auf einer ernsten Handlung aufgebaut ist, oder ob es in einer Seitenhandlung, in Episoden auch komische Beisätze enthält. Oder man könnte nach dem Stoff sondern und müfste nach seiner socialen Sphäre das Stück als gesellschaftlich, volkstümlich oder gemischt bezeichnen. Doch mit all dem griffe man nicht tief in das Wesen der Gattung ein. Dieses ruht auf der ernstgestimmten, lebenswahren Sittenschilderung. Hiermit kann nun der Autor zweierlei Absicht verbinden. Er kann zeigen wollen, entweder wie das Leben ist oder wie es werden soll. So wird er zum künstlerischen Nachbildner oder Vorbildner des Lebens. Im ersteren Falle strebt er nach einer scheinbaren Objektivität, das Sittenbild als solches soll wirken (wenn auch thatsächlich die subjektive Note des beschauenden Dichters in uns stimmungsvoll anklingt); im letzteren Falle rückt er deutlich mit seiner Subjektivität heraus, er konterfeit zwar wiederum das wirkliche Leben, aber in reformatorischer Tendenz. Der Zweck bestimmt auch im Reiche der Kunst die Mittel. So teilt sich das Schauspiel organisch in die zwei Arten ohne und mit Problem.

Das problemlose Schauspiel ohne Tendenz steht — begrifflich genommen — künstlerisch höher, denn es dient nur der Kunst. Freilich hängt sein geistiger und damit auch sein künstlerischer Wert völlig von der Individualität des Autors ab. Dieser kann mit seichtem Blick an den Untiefen des Lebens haften bleiben und blofs oberflächlich nachbilden. Was er bringt, wird wahr sein, aber banal bleiben. Vor zwanzig Jahren beherrschte dieses Schauspiel der Teacup-and-saucer school mit Robertson an der Spitze die Londoner Bühne. Sein bestes Stück 'Caste' wird noch immer ab und zu aufgeführt und dank seiner Genre-Rollen vor einem geistig anspruchslosen, rührseligen und lachlustigen Publikum mit Erfolg gegeben, wenn die Darstellung so gut ist, wie sie diesmal im Globe Theatre gewesen. Das Thema bildet eine Mesalliance en miniature. Einst war das ein tragisches Problem, heute ist es nur mehr ein theatralisches Motiv. Der sociale Resonanzboden der Wirklichkeit hat sich eben gründlich verändert. Schiller hat sich zu Robertson verplattet. Freier und stärker wirkte die Reprise eines jüngeren Stückes ähnlicher Art: 'The Little Minister' (Princess of Wales Theatre in Kennington). Bei seinem tieferen Realismus wird es eben intimer.

Die gesunde Entwickelung des problemlosen Schauspiels wurde von aufsen gestört, der Londoner Bühne das Problem-Drama aufgedrängt. Zuerst von den spät-herüberwirkenden Franzosen des zweiten Kaiserreiches, von der Trias Dumas-Sardou-Augier. In diesen Vorbildern schlägt das Problem mit verletzender Schärfe vor. Es ist die aufdringliche Haupt-

sache, der Geist, der sich den Leib schafft, nur um sinnfällig werden zu können. Das ist aber eine unkünstlerische Genesis, die sich rächt: diesen geistvollen Konstruktionen fehlt die lebenswarme Intimität, sie borgen vom Leben nur den Schein des Lebens. Als Vertreter dieser Schule empfand ich 'The Pharisee' (eine Reprise im Grand Theatre von Islington). Bessere Lehrmeister für die Engländer wurden die Deutschen, von welchen das Problemstück unter Ibsens Mithilfe vertieft und wahrer gestaltet wurde, freilich ohne daſs der Meister auch nur annähernd erreicht worden wäre. Sudermann steht hier an der Spitze. Er selber wurde mit seiner 'Magda' direkt übernommen, die ab und zu noch immer gespielt wird. Freilich dankt das Stück sein Leben nur der Hauptrolle, die von Mrs. Patrick Campbell prächtig gespielt wird. Das Drama selbst lieſs wenigstens mein Publikum (Shakespeare Theatre in Clapham) recht kalt, was ich wohl begriff, da es mich in seiner mise-en-scène geradezu komisch berührte. Norddeutsches Wesen liegt den Engländern eben allzufern. In Sudermanns Geleisen bewegt sich der hervorragendste englische Dramatiker unserer Tage: Pinero mit seiner weitberühmten 'The Second Mrs. Tanqueray'. Sie lebt noch und zwar als Stück, nicht nur in dessen Paraderolle. Ich hatte freilich bis nach Croyden ins Grand Theatre zu pilgern, war aber überrascht durch die nachhaltige Wirkung des Dramas. Das Problem sitzt ihm zwar fest im Nacken, aber bei seiner starken Natur verträgt es solchen Zusatz. Sein Realismus erhält die Illusion.

In jüngster Zeit, mit einer Novität der verflossenen season, ist Pinero zum problemlosen Schauspiel wieder zurückgekehrt, mit 'The Gay Lord Quex' (Globe Theatre). Das Stück hatte einen rauschenden Erfolg und hatte ihn durchaus verdient. Es ist ein wahres Spiegelbild des modernsten London, es greift weit aus mit seiner gerechten Sittenschilderung nach unten und oben, es bringt aus dem Alltagsleben interessante Ausschnitte, es hat eine spannend verwickelte und gut gelöste Fabel, die durchaus psychologisch begründet ist und geführt wird, es vermeidet Stimmungsmonotonie nicht durch äuſserlichen Tonwechsel mittels oberflächlich angefügter Episoden, sondern zeigt Scherz und Ernst in organischer Verbindung, in lebensechter Mischung. So wirkt es bei aller Kunst natürlich. Dabei ist das Stück für seine Schauspieler, denen es eine Fülle dankbarster Rollen bietet, von erziehlichem Wert: wo alles auf die Wahrheit der Natur und nichts auf den Effekt der Künstelei gestellt ist, kann auch der Schauspieler nur als Menschendarsteller, nicht als künstelnder Virtuos arbeiten. 'Lord Quex' war nicht nur das beste, sondern auch bestgespielte Stück, das ich in London gesehen.

Schlufsbetrachtung.

Überschaut man das buntschillernde Bild des heutigen Londoner Theaters mit einem Blick, so möchte man in das bittere Wort ausbrechen: tant de bruit pour une omelette! Der Gegensatz zwischen den aufgewendeten Mitteln und dem erreichten Erfolg ist schreiend. In keiner Stadt der Welt giebt es so viele Bühnen, kein Publikum der Welt zahlt

so viel für sein Theater, und doch bleibt das künstlerische Ergebnis fast Null. Geld ist freilich nur ein materieller Faktor, leider aber die notwendige Voraussetzung für ein gutes Theater. Für ein solches wären in London auch die wesentlichen geistigen Mittel vorhanden. Das Repertoire ist reich — alle möglichen dramatischen Gebilde schaffen sich Geltung, die Schauspieler sind tüchtig — also im Vollbesitz aller erdenklichen Ausdrucksmittel ihrer vielgestaltigen Kunst, die mise-en-scène steht auf dem Gipfel technischer Vollendung. Endlich zeichnet sich das Publikum durch Vielseitigkeit aus: es giebt sich in williger Anempfindung allen Bühneneindrücken hin. Und doch ist die Kunst auf der Londoner Bühne bettelarm geworden.

Ich habe versucht, den augenblicklichen Stand der Dinge zu skizzieren und die Erscheinungen des Tages unmittelbar vom Tage aus zu erklären. Es hat sich immer dieselbe Erklärung aufgedrängt: die Kunst ist zum Raffinement geworden. Das wird auf zwei Wegen möglich, entweder infolge innerer Schwäche, die Kunst verkünstelt sich, die Form siegt über den Inhalt, oder infolge äufserer Stärke, die Kunst wird brutalisiert, der Inhalt vergewaltigt die Form. Dort ist das Ergebnis eine artistische Spielerei, hier effekthaschende Sensation. Letzteres ist nun die Signatur des Londoner Theaters. Es verdorrt nicht, sondern wuchert üppig aus. So verwildert es in einer eigentümlichen Decadence. Den Grund dieser befremdenden Erscheinung habe ich in der Tyrannei des nervösen Publikums über die wehrlose Bühne zu finden geglaubt.

Nun ersteht aber die Frage: warum ist das Publikum auf dem Gebiete der Kunst sensationshungrig geworden, warum sind die Autoren und mit ihnen die Schauspieler für die schlechten Instinkte ihres Publikums so nachgiebig, das heifst so autoritätslos? Mir scheint die Antwort naheliegend: für London stehen Kultur und Theater nicht mehr in organischer Wechselwirkung. Das sollen sie aber, so standen sie in allen nationalen Blüteperioden der dramatischen Kunst. Es genüge der Hinweis auf die alten Griechen, auf die Engländer der Renaissance, die Franzosen unter ihrem Sonnenkönig. Da war die Bühne ein geistiges Spiegelbild des Lebens. Im heutigen London fühlen wir Alteuropäer des Kontinents eine neue Kultur heraufziehen, die uns noch unklar, aber um so neuer anmutet, wir treffen aber auf ein altes Theater. Künstlerisch zeigt es noch die alten Formen, geistig webt es noch in der alten Kultur. So findet das Londoner Theater keinen Rückhalt mehr in der lebenden Londoner Kultur, und darum mufste es in Verfall geraten. Doch nicht in einen schwächlichen, denn vor der Londoner Bühne sitzt ein frisch aufstrebendes Geschlecht. Es hat die ihm innerlich entfremdete alte Kunst mit seinen starken Instinkten verdorben, indem es nach einer robusten Kunst verlangt, da es selber stark im Leben steht. Das mufste aber ein böses Ende nehmen. Nur der Schein der Kraft war dem altgewordenen Theater aufzudrücken: statt starker Kunst war ihm blofs derbe Sensation abzugewinnen.

Besonders klar wird einem das, wenn man mit London Paris ver-

gleicht. Es ist die Stadt der alten Kultur, wohl auch der alternden. Hier lebt eben ohne inneren Bruch das älteste noch im jüngsten mit, hier leben auch noch die alten dramatischen Gattungen. Auch hier ist von der Kunst viel an das Raffinement verloren gegangen, aber in der natürlichen Decadence der Schwäche. Die Pariser Kunst wird oft spielerisch. Bei ihrem organischen Zusammenhang mit dem Leben wirkt da selbst die Künstelei noch natürlich und schön. So ist unsereinem die französische Bühne viel weniger interessant, aber viel anmutender als die englische. In Paris fühlt sich der alte Europäer auch im Theater wie zu Hause, in London kommt er aus dem Staunen nicht heraus.

Wien. R. Fischer.

W. G. Searle, Anglo-Saxon bishops, kings and nobles: the succession of the bishops and the pedigrees of the kings and nobles. Cambridge, Univ. press 1899. XII und 470 S.

Das Werk beginnt mit den Bischofsfolgen der 32 englischen Kathedralen; diese Zahl schliefst untergegangene Sitze, Whithern und Glasgow, ein. Angehängt ist eine Liste von den in England für fremde oder zweifelhafte oder jetzt unbekannte Sitze geweihten Bischöfen: etwa 200 Namen. Dann folgt ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Bischöfe. Ein Vergleich mit Stubbs *Registrum sacrum Anglicanum* (1897), das alle Bischöfe chronologisch aufzählt, ergab für dessen S. 32, wo nur 14 von 1002 bis 1012 geweihte Bischöfe stehen, bei fünf Namen eine mehr als blofs lautliche Besserung oder Vervollständigung durch Beinamen oder Ordnungszahl, ferner ein Mehr oder eine Korrektur von 16 Daten für die Biographie jener Bischöfe, endlich 118 mehr citierte Belegstellen. Während nämlich Stubbs nur das Jahr angiebt, in welchem jeder Bischof zuerst und das, wann er zuletzt vorkommt, nennt Searle mehrere Jahre des frühesten und spätesten Auftretens, samt den Nummern der Urkunden, den weihenden Bischof, bisweilen die Örtlichkeit der Urkunde und das meist nur aus dem Amtsantritt des Nachfolgers ungefähr erschliefsbare Todesjahr. Der Fortschritt ist also beträchtlich. [Wenn *Elfun* von London 1015 zeichnet und vor 1014 stirbt, fehlt mindestens ein !, des Vfs. Zeichen für *sic;* vermutlich ist in dem späten Chartular *Elfwi* zu bessern; Elfwig folgte 1014. — Dafs Beorhtweald von Ramsbury schon 995 eintrat, meint Florenz vielleicht nicht, da er die Succession nur relativisch einem anderen Ereignis verknüpft. — Für die Schlacht von Assandun bevorzugt Stubbs den 19. Oktober; dieser ist früher bezeugt als der 18., hier p. 149. — Neben Arnulf von Rochester sollte nicht *Earnwulf* stehen; dieser Mann, unter dem zwar zu Peterborough und Rochester Altenglands Annalen und Gesetze zuletzt aufgezeichnet wurden, war zu Beauvais gebildet.]

Die Stammbäume von 16 Dynastien, zuerst Kent, zuletzt Godwines Haus, findet man nirgends in solcher Vollständigkeit. [Für die mythologischen und heroischen Namen vor und nach Wodan ist die Forschung des letzten Menschenalters nicht benutzt. — Für Kent im siebenten und

achten Jahrhundert citiere man statt vieler Autoren des 12. Jahrhunderts lieber ihre eine Quelle, die 'Heiligen'.] — Fast ganz ohne Vorarbeiten sind zum Schlusse 83 Stammbäume des Adels aufgestellt, die freilich meist sehr kurz, oft nur zwei bis drei Generationen lang sind. [*Elfgar earl of the Wilsætas* (lies *-tan* oder *-te*) ist schwerlich richtig.]

Überall arbeitet Searle gewissenhaft aus Urquellen, Chroniken und noch mehr aus Urkunden. An deren Lückenhaftigkeit liegt es, wenn er statt eines Datums zwei Grenzen (durch × verbunden) nur erschliefst. Vorsichtig übernimmt er Verdächtigkeitssterne früherer Herausgeber; wenn er dennoch auf Fälschungen fufsen mufste, so trifft der Vorwurf nicht ihn, sondern jenen Geist, der junge Studierende englischer Universitäten noch immer eher zu lesbaren Essays als zu trockener Grundlegung für künftige Forschung anregt. Jeder Historiker, auch der der Altenglischen Litteratur, die ja fortwährend Könige, Prälaten und Fürsten als Schriftsteller oder Stoffe datieren mufs, wird dem fleifsigen Sammler für dies handliche Nachschlagebuch danken, das ihm unendliches Suchen erspart. Die Unsicherheit der Daten hat Searle selbst in der Vorrede angedeutet, die Prüfung jedes Ansatzes durch genauesten Beleg ermöglicht. Wenn also die künftige Urkundenlehre manches zu ändern zwingt, so wird man die Korrektur leicht hier wie im *Onomasticon* (vgl. Band CII) nachtragen können, zu welchem der jetzige Band die Ergänzung bildet.

Berlin. F. Liebermann.

Charles Plummer, Two of the Saxon chronicles parallel with supplementary extracts from the others, a revised text edited ... on the basis of an edition by John Earle. Vol. II: Introduction, notes and index. Oxford (Clarendon press) 1899. *XVI* + CLVI + 464 S. 8.

In den sieben Jahren, seitdem Band I erschien, lieferte Plummer die hier 1898 empfohlene Beda-Ausgabe. Verhältnismäfsig schnell also erscheint der fleifsige Forscher nunmehr mit dem Schlusse eines Werkes, das fortan niemand entbehren kann, der Sprache, Litteratur oder Geschichte der Angelsachsen bearbeitet. Gegen bessere Überzeugung durfte Pl. nur zwei Hss. drucken: dadurch ist die Ausgabe keine abschliefsende. Höchstes Lob verdient der Kommentar: als Kritiker der Thatsachen steht Pl. auf der Höhe, und diese Arbeit an Einzelforschungen, die manche historische oder philologische Zeitschrift Deutschlands gern als Sondernotizen begrüfst hätte, wird in unserer Zeit nicht leicht jemand wiederholen. — Der Index ist reich, genau und praktisch. — In der litterarhistorischen Einleitung, für welche Marginalien eine Inhaltsübersicht nicht ganz ersetzen, verzichtet Pl. auf Dialektforschung; doch wird auch sonst ein Anglist vom Fache philologisch noch manches beobachten können, was auf den Ursprung der verschiedenen Teile Licht wirft. Für die Zeit nach 892 bedeutet Pl.'s Untersuchung einen wichtigen Fortschritt. Er verläfst da, unabhängig von meinem gleichen Rate (*Deutsche Zs. Geschichts-*

wiss. VI, 154), die frühere Methode, jede Hs. nur von einer Mutter abzuleiten, und zeigt, dafs ein Stammbaum nur je für einzelne Perioden des Werkes gilt, nicht für das Ganze möglich ist. [Man könnte ein graphisches Schema erzwingen, müfste aber unter den Ästen des einen Stammes, diesem Naturbilde zuwider, verbindende und sich kreuzende Ranken ziehen.] In der Hauptsache stimmt Pl. mit dem Ergebnis der gleichzeitigen trefflichen Untersuchungen von Horst (*Engl. Studien* 24 ff. seit 1897), welche erst die, leider allein hier 1897 vorgelegenen, Anfänge vollenden und warmes Lob verdienen. Pl. drang, gleichsam von hinten, auf hundert Seiten langem Wege[1] von der spätesten Blüte zum Stamme vor, wiederholte dann kurz in natürlicher Ordnung 'the growth of the chronicle' und hatte, wohl ermüdet, nur zehn Seiten übrig für 'the origin'. Gerade die Wurzeln des bis 892 reichenden Stammes möchte ich zunächst klarer legen.

In Canterbury arbeitete man schon im siebenten Jahrhundert historisch. Das bezeugt Bæda (*Hist.* III, 1, 9) und die kurze Reihe der *Annales Cantuarienses* (in *Mon. Germ., SS.* IV, 1). [Letztere datieren König Eadric's Tod unter 687 mit Wochen- und Monatstag, die in sich nur für 686, das nach Bæda feststehende Jahr, harmonieren, folgen also einer verlorenen besseren Vorlage. Pl. durfte daher nicht eine von Bæda abweichende Kunde annehmen.] Demgemäfs möchte ich nicht mit Pl. annehmen, ein aufserkentischer Compilator habe Ende des neunten Jahrhunderts Einzelarchivalien des Domes[2] von Canterbury zusammengesucht und sich interessiert, wann vor über hundert Jahren dort ein längst vergessener Erzbischof das Pallium empfing; sondern auf Ct, verlorene *Annales Cantuarienses ecclesiastici*, führe ich zurück die Nachrichten 616—832 im Sax[on chronicle — 892], in welchen die Folge der Erzbischöfe, ihr Palliumsempfang, Weihe durch sie, allgemeine Kirchengeschichte,[3] Antritt und Tod der Kenterkönige, Brand der Domstadt, offenbar ursprünglich seit c. 670 gleichzeitig, vermerkt werden: Sax. 616b.[4] 633z. 640b. 664z. 669. 690bz. 694b. 734z. 6. 412. 8b. 51. 8ff. 63f. 85ab. 90. 4z. 9a. 802. 3ab. 4f. 12b? 3. 29—32. So wenig weltlich war Ct, dafs von allen Königen jede That, von einem des achten Jahrhunderts jede Erwähnung fehlt: daher darf Canterbury nicht als Mutter von Sax. geehrt werden. Triumphe über Kent, die Wessex (Sax. 686f. 694a) und Mercien (773—796) erfochten, wurden meines Erachtens wohl eher in diesen Staaten verewigt. [Nur vielleicht ist hierfür ein Argument, dafs der Kenterkönig 796 *hiera*

[1] Er klagt, seine Quellenuntersuchung werde erschwert, weil *Monumenta Germaniæ* und ihre Schüler den sachlich wertlosen Anfang von Kompilationen fortlassen. Allein erstens beschreiben sie doch dessen Charakter und Herkunft; zweitens führt der andere Plan, nur Vollständiges zu drucken, dazu, dafs selbst im British Museum noch manches Chronikende hohen Wertes schlummert, genau so unbekannt wie der des Druckes unwürdige Anfang.

[2] Pl. weist richtig nach, dafs die angebliche Lokalspur von St. Austins auf Irrtum beruht.

[3] Ob hierzu die Yorker Nachricht 738z zählt?

[4] *a, b, z* hinter der Zahl = Satz 1, 2, letzter; *f.* = folgendes Jahr.

cyning heifst, weil hiera dem Compilator gehören kann.] Alle Analogie und die Abwesenheit archaischer oder kentischer Sprachspuren in Sax. sprechen dafür, dafs Ct, trotz Pl.'s Zweifel, Lateinisch lautete. Der etwaige Einwand, jeder englische Geistliche, also auch Sax., habe sich für den Primas seiner Kirche interessiert, gilt nicht: nach 830 fehlt in Sax. und Continuatio Wintoniensis der Antritt von acht Erzbischöfen! Da Kent, wie Essex und Ostanglien, von Mercien abhing, vermittelte wohl Ct die Nachrichten M, die ich für ursprünglich Mercisch halte: 632. 6b. 54. 7. 61b. d—z. 73z. 9z. 705z.[1] 9z. 14. 16d. 46. 55z. 72f. 85. 92. 4bcde. 803z. 5? 19. 21f. 24z. f. Doch spricht vielleicht Kentische Auflehnung aus 785a. 92. 6. Zweifelhaft bleibt die Herkunft der Nachrichten über Festland, 780. 812a. 14f, Naturereignisse 671. 761. 73a und Mercisch-Wessexische Beziehungen 628. 645. 75. 715. 43. 52. 77. 87a. 800c.

Den meisten Raum in Sax. bis 797, zu Anfang den ganzen, füllt eine Reihe von anfangs weltgeschichtlichen, dann allgemein englischen Nachrichten, die Thorpe ungenau auf Bædas *Historia*, spätere der Wahrheit näher nur auf deren letztes Kapitel zurückführen. Sie alle samt jenen frühchristlichen und römischen Notizen, hinter denen Grubitz eine Universalchronik ahnte, gehen zurück auf U, eine im Urtext mir nicht bekannte, lateinische Universalchronik, über deren Ableitungen Usinger, Theopold, Pauli, Waitz, ohne Sax. zu vernachlässigen, längst gearbeitet haben. [Mit Herausschälung des U Gehörigen mufs der künftige Editor beginnen. Er findet zu den *Annales Lundenses* (*Mon. Germ.* 29, 185) frühere Litteratur. Sie benutzen U in Vermengung mit den, ebenfalls im Urtext verlorenen, *Rotomagenses* (über welche Holder-Egger ebd. 26, 488 mich ergänzt). U's andere Ableitung, der *Annalista S. Neoti*, bringt ebenfalls Auszüge aus den Rotomagenses.] U umfafste Bædas ersten Fortsetzer, auf den Sax. 733 z. 4 zurückgehen, und eine Nachricht über Leos III. Mifshandlung 799, die Sax. 797 aus Lunds Texte zog. Wo Sax. den Bæda selbst benutzt hat, bleibt unsicher, bis U herausgeschält ist: es kann an einigen der oben Ct und M zugeschriebenen Stellen Bæda unmittelbar von Sax. benutzt sein; Teile davon gehen ja letzten Endes sicher auf Bæda zurück. — Vermutlich schon in Kent ward mit U Ct, M verbunden; nämlich unter den drei Berechnungen seit Welterschaffung, die einen Stil verraten, gehört Sax. 6 U und knüpfen 616, 655 an ein Ereignis Kents bezw. Merciens an.

Dagegen nicht zu Canterbury gesammelt scheinen G: die dem Heidentum entsprungenen, englisch überlieferten Stammbäume der Könige und die Tafeln ihrer Regierungsdauer (wie solche laut Bæda schon vor 633 geführt wurden); denn die letzten Kenterkönige sind darin nicht berücksichtigt. Dafs Sax. die Genealogien einem Sammler verdankt, geht hervor aus zweimaligem *þæs cynn is beforan* (716. 25, dort von *y*, hier von b fortgelassen). Da nur Kent, Northumbrien, Mercien und Wessex aufgenommen sind, folgt, dafs der Sammler erst nach der Blüte der Hept-

[1] Den Fehler darin wird ein späterer Abschreiber verschulden.

archie arbeitete. Bis 796 reicht G für Mercien hinab. — Durch archaisches Westsächsisch und mehr epischen als annalistischen Stil verrät besonderen Ursprung Cy, Cynewulfs Tod 786, offenbar noch von einem Zeitgenossen aufgezeichnet. Pl. bemerkt zu diesem Stücke (Sax. 755) einiges Neue.

Den ganzen Rest schöpfte Sax. meines Erachtens aus Wt: verlorenen Annales Wintonienses. Da neben jener Bischofsreihe Canterburys nur die Winchesters sich aus Sax. herstellen läfst, kann keine dritte Kathedrale beanspruchen, die Mutter von Sax. zu heifsen, und da Wt weiter reicht als Ct und Fortsetzer wie Übersetzer zu Winchester fand, sollte Pl. den Namen 'Winchester-Annalen' nicht bemängeln. Da U, M, Ct nicht vor 800, 825, 832 vollendet waren, kann ihr Vereiniger mit Wt nicht vor 832[1] leben. Wt halte ich gegen Pl. für Lateinisch. Nämlich spätestens seit c. 720 begannen Westsachsen den Inhalt von Sax. 628. 36. 48. 52. 61. 71. 82. 7. 94. 714f. 8a. 21f. 5. 8. 730. 3. 7. 43ff. 8. 50. 52ff. zuerst aufzuzeichnen. Ihr Englisch würde sicherlich mehr als das von 786 als archaisch aus Sax. hervorleuchten, wohl auch an eine Liederquelle,[2] an einen historischen Reimspruch, wie deren noch Huntingdon kannte, anklingen. [Zu 744. 779, wo der Autor 'dankte ab' meint, erklärt Pl. selbst, es stehe *gesæt*, weil 'the compiler had a Latin source before him and confused *resedit* and *recedit*'. Er zerstört dies Argument selbst: 'in 932 Florence has *resedit* = resigned'.] Ein Buchstabe entscheidet: *from Birino* 635 kann ich mir nur dadurch erklären, dafs Sax. aus Wt *a Birino* übersetzte. Und solche Lateinspuren sind in Sax. 792 *rex*, 837. 51 *dux*. — Wt's Nachrichten vor 628 bezweifelt man längst mit Recht wegen der Ortsnamen-Erklärung aus Heldennamen (465. 501. 8. 14. 9. 27. 44) und des symmetrischen Abstandes[3] der Eintragungen um je vier Zahlen 457—611. Und wufsten denn heidnische Germanen überhaupt ein bestimmtes Jahr über ein Jahrhundert festzuhalten und christliche Priester es in ein Jahr Christi umzurechnen? Der Barbar datiert doch höchstens ungefähr nach den Lebensaltern bis zum Grofsvater, früheres noch ungenauer nur nach den Menschenaltern, die von den Teilnehmern der Handlung bis zu ihm herab verflossen. Pl.'s Skepsis gegen jene kritiklos wiederholten Jahre ist also jedenfalls berechtigt. [Mindestens mufs, wer sie festhält, die Aufzeichnung erklären: etwa durch Romano-Keltische Christen, wie Gildas, ohne die ja auch Bædas früheste Kunde unverständlich bleibt.] Dennoch scheint mir der Inhalt von Sax. 552. 6. 68. 71. (7?) 84. 92f. 607. 14, weil er kurz, an sich glaublich und tendenzfrei ist, vielleicht echt. Aber ebenso wenig wie Pl. halte ich eine Konstruktion des sechsten Jahr-

[1] Ein anderes Argument, die Anspielung auf 832, in Sax. 787, gilt vielleicht nicht schon für Wt, sondern erst für Sax. Ebenso das Præteritum über Egberht: *he wæs se 8. Bretwealda.*

[2] Pl. scheint gegen die Annahme von Liedern skeptisch: ich glaube mit Recht. Anders Stevensons wichtiger Aufsatz *Beginnings of Wessex in Engl. hist. rev.* 1899, 38.

[3] Der Widerspruch Guests *Origines Celticae* II, 160 verdient Erwähnung. Jene Namen erweist Stevenson 32 als echt.

hunderts daraus und aus strategischen Überlegungen für möglich. Da Bæda aus Winchester keinen frühen Stoff erhalten konnte, begann die Annalistik wohl nicht vor Ine. Erst nach mindestens zwanzigjähriger Pause setzt eine zweite Reihe von Annalisten in Wt mit 772. 7. 84. 7. 800 ein. Zu ihr gehört der Zeitgenosse Ecgberhts, reifer und ausführlicher als ein bisheriger Wt-Arbeiter, voll Teilnahme für die Einheitspolitik des Königs, dessen Eroberungen er aus historischen Ansprüchen rechtfertigt.

Eine lateinische Kompilation von U Ct M mit Wt wurde zu St. Neots benutzt. Dagegen kamen die englischen Stücke G und Cy nicht schon in sie, sondern erst in Sax. hinein. Am einfachsten scheint die Annahme, dafs derselbe Übersetzer jener Kompilation auch aus diesen zwei Quellen kopierte und damit Sax. schuf, zweifellos zu Winchester und nach 832 (s. o.). Gar nichts berechtigt zu der Annahme, erst kurz vor 892 sei einem fertigen englischen Werke eine Kompilation über das neunte (und achte?) Jahrhundert vorangestellt worden. Die nicht seltenen Anspielungen auf spätere Zeit in den Annalen des achten Jahrhunderts reichen nirgends, was doch sonst oft nahe gelegen hätte, zu Alfred hinab.

Unter Aethelwulf möchte ich mit früheren Sax. beginnen lassen. Dessen Namen hebt A, doch wohl Sax. folgend, rot hervor, dessen lange Genealogie steht 855 und endet feierlich mit *Amen.* Und sie wird zum Prolog des Werkes gemacht, der nicht etwa nur aufgepfropft ist: seine öftere Formel *pæs eyn gœþ to Cerdice* kehrt im Texte der Annalen wieder, zuletzt zu Beorhtric († 802). [Auch Pl. nimmt an, das Blatt mit Genealogie in Tib. A. III gehöre vor Hs. B, und Sax. selbst schon, nicht etwa nur erst A habe so begonnen, C wie δ sie also nur fortgelassen. Freilich erhielt der Prolog seine heutige Form unter Ælfred; aber deutlich sind die sechs letzten Zeilen hinter *Cerdicing* spätere Zuthat, denn erstens sind für die drei folgenden Regierungen je fünf Jahre ohne Monate als Dauer angegeben, zweitens hätte der ursprüngliche Genealog, wenn er nach 858 arbeitete, doch den Stammbaum vom König der Gegenwart, nicht von dessen Vater ab hinaufgeführt und nicht die Tafel der Regierungsdauer durch einen Stammbaum unterbrochen.] Vermutlich ist die Regierungsdauer Aethelwulfs erst später eingefüllt worden. Auch dafs die chronologische Verschiebung 851 endet, hängt vielleicht damit zusammen, dafs Sax.[1] 851 oder bald nachher begann. Sax., der Kompilator und Übersetzer, ist um mehr als zwei Menschenalter, die eifrig ihn fortsetzten, getrennt vom frühesten uns erhaltenen Manuskript: die Fortsetzer mögen manches interpoliert haben; so blicken 851. 5. 60 mehrere Jahre voraus, 853 vielleicht sogar auf 871, und 833. 40 sind mindestens in der Schiffszahl Doubletten. Aber jener Kompilator mufs ja nicht auch ein starker Historiker der eigenen Zeit gewesen sein: von den 24 Jahren 841—64 sind 19 ganz leer; damals ward also nicht Jahr für Jahr und Zeitgenössisches nur wenig geschrieben. Auch die Kompilation, gemessen an

[1] Eine englische unverschobene Kompilation, die Pl. *Æ,* Horst *u* nennt, bestand vielleicht nie; s. u.

festländischen Sammlungen, erscheint doch recht schwach. Nur die Absicht, die Hauptereignisse der christlichen Kirche, der englischen Kleinstaaten, und als deren Gipfel der Monarchie, annalistisch festzuhalten, verdient Achtung. Für diese Absicht, aber gewifs nicht für die Ausführung, bedurfte es vielleicht eines staatsmännischen Winkes. In diesem Falle nur möchte ich erinnern, dafs Aethelwulf 856 am französischen Hofe monatelang weilte und dort oder durch seine Frau, Karls Tochter, von fränkischen Reichsannalen gehört haben kann. In diesem Falle wäre die Reichsannalistik das früheste der zahlreichen Kulturelemente, die, besonders in Kirche und Litteratur, England dem Frankenreiche verdankt.

Die Annalen 871. 8. 85. 7. 9 lassen erkennen, wie der Berichter mit den Ereignissen Schritt hält. Schon 887 endet die Benutzung durch Asser. Jene sechs Zeilen des Prologs entstanden unter Ælfred. Schon 892 endet der gemeinsame Stamm. Genau den Ereignissen folgt auch Sax. Continuatio Wintoniensis bis 925, trefflich unterrichtet, royalistisch, politisch urteilsfähig, historisch begabt, würdig einen königlichen Geist fortzusetzen. Kann Ælfred selbst, wie Pl. behauptet, der Verfasser von Sax. sein? Dafs er das ihn und sein Haus verherrlichende Geschichtswerk der geliebten Mönche im Dome dicht an seinem Palast kannte, schätzte und durch Auskünfte förderte, ist bei einem litterarisch und historisch so interessierten König nicht zu bezweifeln. Aber selbst wenn jener Beginn der Kompilation unter Aethelwulf nicht erweisbar wäre, ist sie denn Ælfreds würdig? Würde der Freund Assers, der Besucher von Rom und Paris, der Übersetzer des Orosius, nicht bessere Quellen gefunden haben? Würde der Volkserzieher, der sonst gern moralisch urteilt, erklärt, mitfühlt, ein so trockenes Gerippe geliefert haben? Hätte der Gesetzgeber, Verwaltungsreformer, Klostergründer und Litterat von seinen oder früheren Thaten für die Kultur gar nichts zu sagen gewufst? Würde ein Autobiograph nicht Familienereignisse, Mutter und Gemahlin[1] erwähnt, die Stiefmutter benannt, die Jahre wohl auch nach seiner Regierung gezählt haben? Hätte er, wo Sax. 887 f. 90 dreimal *Wesseaxna ælmessan* 7 *Ælfredes cyninges* erwähnt, sich an zweite Stelle gesetzt? Ein Wechsel der Verfasser 871—901 ist mehrfach behauptet und steht wohl 894 fest; keiner der Einschnitte deckt sich mit einer Epoche Ælfreds. Seine echten Werke tragen geschlossene Form, beginnen mit Sendschreiben: nichts davon in Sax. Hätte ein so mächtiger Geist einen Teil des Werkes verfafst, wie würden die Mönche vor- und nachher dagegen abfallen! Und würden sie sich nicht des Mitarbeiters oder Vorgängers rühmen? Ferner möchte ich eine Fälschung, vielleicht blofs die erwünschte Konfusion eines nach 871 schreibenden Royalisten, dem *rex veridicus* nicht zutrauen: während nämlich Leo IV. Dezember 853 Aethelwulf schrieb, er habe Ælfred *quasi spiritualem filium consulatus cingulo, ut mos est Romanis consulibus*, dekoriert, sagt Sax.: *papa hine to cyninge gehalgode*. Asser und

[1] Die Schwester kommt 888 vor, doch wohl nur als Rompilgerin, in kirchlichem Sinne.

jeder spätere Chronist Englands folgte Sax.; keiner, auch kein Biograph, bezeichnet Ælfred als den Autor. Nur der Dichter Gaimar[1] nennt ihn, doch blofs als Veranstalter, Besitzer und Aufbewahrer des Werkes: *Il fist escrivere un livre Engleis des aventures (batailles, reis) e des leis; Engleis l'alerent asemblant; or est a Wincestre.* Er nahm also an, in der Königsstadt existiere ein Sammelband, der, wie Hs. A, schon über zweihundert Jahre alt aussehe und mit Sax. die Gesetze vereine, welche ja Ælfreds Namen tragen; er folgerte, der ganze Band gehöre Ælfred. Eine Stilverwandtschaft mit den Gesetzen konnte niemand behaupten. Zum Orosius weist Pl. zwar mit Gelehrsamkeit und Glück Parallelen in Sax. nach, die aber, weil er sie über 900 hinabführt, für ihn nichts beweisen [sondern nur interessant belegen, dafs die Historik der Angelsachsen, ebenso wie die Dichtkunst, einen festen Schatz stehender Wendungen besafs]. Schwerlich hätte Ælfred im Orosius den Fehler *Bothmose* begangen, wenn er Sax. 87 richtig *Pathmo* schrieb. Das schlagendste Argument Pl.'s besteht in der nicht zufälligen Gleichheit, mit der Titus' Ausspruch *diem perdidi* in Ælfreds Orosius[2] und Sax. 81 wiedergegeben wird. Earle, dem ten Brink folgt, meint, Sax. kopiere die Zeile aus Orosius. Aber es wäre ein zu sonderbarer Zufall, hätte ein Kompilator oder Interpolator gerade das kleine Eigentum Ælfreds und nur dieses aus dem Meer der Merkwürdigkeiten des Orosius herausgefischt, wenn — er nicht etwa von Ælfred selbst darauf aufmerksam gemacht wurde. Aber warum soll nicht Sax. von Ælfred gelesen worden sein? Die Stelle, die Pl. richtig letzten Endes auf Sueton zurückführt, ging in zahlreiche Weltchroniken über, unter anderen in den Hieronymus, der von U benutzt wird. Dafs ich sie in U nicht nachweisen kann, liegt vielleicht nur an Auslassungen durch U's Benutzer, und Sax. las sie vielleicht in U. Identität der Verfasser folgert übrigens weder Earle noch ten Brink daraus. [Zusammenhang der Verfasser folgt auch nicht etwa aus gleichem Misverständnis in Sax. 381 und der Bæda-Übersetzung. Obwohl Bæda nämlich I, 9. V, 24 *creatus* (erwählt) hat, heifst dort *Maximus on Bretenlonde geboren*, hier und öfter (vgl. Pl. II, 21) acenned. Allein nicht Sax. beging den Fehler, sondern schon U las, laut Lund, *natus*. Hiernach streiche man bei ten Brink *Gesch. Engl. Lit.*[2] I, 91 f.]

Das Autograph von Sax., das Pl. Æ[lfred] nennt, ist verloren. Falls der Annalist von St. Neot den Stoff mit unverschobener Chronologie in Wt.[3] gelesen hat, darf man, gegen bisherige Meinung, Æ identifizieren mit dem Archetyp æ; dieser wurde noch um 960[4] in Winchester benutzt. Er wurde bis mindestens 915 fortgesetzt[5] um Cont. Wint. I. Aus æ ward

[1] Hier nur ausgezogen. [2] Schilling *Ælfreds Oros* nennt die Quelle nicht.

[3] Er stimmt 734 wörtlich mit U, also vielleicht Wt, wo Sax. nur excerpiert. Zu 901. 4 stimmt er mehr zu b als zu A.

[4] 'Annal 710 accidentally omitted by the first scribe is inserted by hand 8' in A; Pl. p. XXVI.

[5] Nur so erklärt sich, dafs C nach Pl. XCI 911 besser als A lautet; vgl. XCV: 'A is not original 894. 903. 11. 42 f.'; p. XCIV: 'wrong readings of A 381. 653. 882.'

erstens zu Winchester um 915 A kopiert; der erste Handwechsel 891 bedeutet zwar nicht notwendig einen Verfasserwechsel, da ja A nur Kopie ist, allein schon in æ glaubte ein Schreiber 891 vollendet zu haben und schrieb noch dahinter die blofse Zahl '892'; die Fortsetzung begann, also weiter 891 meinend, 7 *þy ilcan geare*. Der weitere Fortsetzer aber hat dies als 892 verkannt und daher um ein Jahr geirrt. Hände 1—6 in A datieren um 915, Hand 7 : 930, 8 : 960, 14 : 1100. (Scheidung der Schreiber und Interpolatoren ist ein Fortschritt Pl.'s.) Ein neuer Verfasser tritt 894 ein: der gröfste altenglische Historiker, bis mindestens 897. Der unter [nach Pl. 'von'] Ælfred gegebene Impuls dauert durch **Cont. Wint. II** bis 924, für die A die einzige Hs. ist. Pl. sieht 897 und 905 einen Stil; er ist gegen das Entdecken neuer Verfasser aus dem Stil etwas zu skeptisch. Von 925—75 stockt Südenglands Annalistik: nur P, eine Sammlung von Poemen, in die A Winchestersches verstreut, füllt die Lücke. Dann folgen um 1000 in A magere Notizen Winchesters bis 1001. (So wird A um 1025 kopiert in Winchester durch W[helocs Vorlage], die einst Southwick, s. bei Winchester, gehörte. Vgl. Horst *Reste der Hs. G*, Engl. Stud. 22, 447. Meine Ausgabe der *Gesetze der Ags.* bestätigt, dafs diese Hs., mein O[tho], abschreibt aus A, bei mir E.) Erst um 1070 wanderte A nach Canterbury, empfing also erst später Interpolationen kentischen Interesses und einige verstreute Zeilen Fortsetzung für 1005—66. Erst der Schlufs, 1070, kann bald nachher verfafst sein. Dann hing in A Schreiber F (s. u.), der auch vieles interpolierte, um 1100 Lanfranci acta — 1093 lateinisch an. Mir scheint gegen Pl. L eher Saint Austins feindlich und geschöpft aus Lanfrancs kurzer Kirchengeschichte seiner Zeit; vgl. *Agnorm. Geschichtsq.* 296.

Zweitens entflofs aus æ -892, worin ich Horst beistimme, b,[1] die Vorlage von γ und δ; alle diese vier Hss. sind verloren. Asser benutzte eine Hs. des Typus A, æ oder b, Ethelwerd eine zwischen A und γ, doch A näher stehende. Die Klasse γ nahm ausser Cont. Wint. I. und P auch **M 2** auf, Mercische Annalen über Æthelflæd, Ælfreds Tochter, 902—24, die Pl. mit Unrecht identifiziert mit *Elfledes boc* zu Durham.[2] Sie trennte sich von b, nach Pl. CXVIII., erst nach 903, reichte nur bis 977 und war vor 979 geschrieben.[3] Sie zeigte einige Abingdoner Lokalspur. Um 1000 wurde γ kopiert durch eine Hand in **B** (welche Hs. 977 abbricht und Saint Austins gehörte) und um 1050 durch **C**, worin 977 die Hand wechselt und nach sechs unabhängigen Annalen **Ab** aufgenommen wird, ein Abingdoner Stück von 983—1018, das auch δ vorlag, von einem nicht höfischen, urteilsfähigen Historiker, der wohl vor 1017, laut 1012 jedenfalls vor 1023, arbeitete. Nach 1018 stimmt bald CDE, bald CD, bald DE, bald CE gegen den Rest, bald gar kein Paar. Stückweises Übereinstimmen erklärt Pl. aus gemeinsamem Gebrauche einzelner Zettel mit

[1] Leider verbraucht Pl. das Zeichen β für das einstige Blatt B's, welches den Genealogie-Prolog enthält. Horst nennt b: x^1.

[2] S. o. 'Kl. Mitt.' n. 5.

[3] Da jene Genealogie (s. vor. Anm.) mit Eadweard II. endet.

Annalengruppen [?] oder Sonderberichten. Gegenseitige Benutzung der zeitgenössischen Benediktiner Süd- und Mittelenglands scheint mir mindestens daneben anzunehmen. So stimmt nach Pl. 1065 D zu C, erhält aber von anderer Hand eine zu E stimmende Einschaltung. Dieser Abingdoner C ist Godwin feind. 1066 ist C verstümmelt.

δ, die andere Ableitung aus b,[1] gehört Nordengland, vielleicht Ripon. Diese Klasse vermehrt die Frühzeit bis 731 mit reichen Nachträgen aus Bædas *Historia* (wiederum ohne Zusammenhang mit dem altenglischen Bæda), dann 733—806 aus **No**, den *Gesta veterum Northanhymbrorum*, die in Simeo und *Hist. post Bedam* bei Hoveden gedruckt sind. So, nur bis 892 reichend, ward δ kopiert durch ε (s. u.). Später verschmolz ein δ-Fortsetzer die Cont. Wint. I. -915 mit M2, das er vielleicht etwas länger als 924 kannte, und weiterhin P mit **No 2**, Northumbrischen Annalen 901—66, die vollständiger ebenfalls bei Simeo stehen. Sein Eigentum deutet zuletzt 966 auf den Norden, 948 auf Ripon. Dann 978—81 ist δ unabhängig, aber südlich geworden und nimmt demgemäfs Ab auf -1018. Vielleicht reichte δ über 1079[2] hinab. Aus δ stammt Hs. **D**, nirgends autograph, von mehreren c. 1060—c. 1105 nachlässig geschrieben, 1079 verstümmelt. Von 1019 ab steht D meist allein. Er hält zu Godwin. Schon zu 1067 spricht ein Verfasser[3] über Margarete von Schottland jedenfalls nach 1093, wahrscheinlich nach 1100, als Heinrich I. ihre Tochter heiratete. 1033 steht die erste Lokalspur Worcesters. Aber nicht der dortige Dom, sondern Evesham wird von Pl. als D's Heimat erwiesen. D verrät deutlich skandinavische Einflüsse. — ε, die andere Abschrift aus δ, wählte aus No andere Stücke aus, übernahm 934—75 in D's Form und dann Ab, worin ε oft C näher als zu D steht, und empfing, nachdem es zwischen 966 und 1036 nach Saint Austins gewandert war, dort die Godwin freundlichste Fortsetzung 1023—c. 67, dann eine zweite dort oder im Süden bis 1121. Hier in ε greift zuerst das Latein der Normannen ein: von 876 ab stehen nämlich in E und F gemeinsame lateinische Eintragungen. So verlängert zu η wurde der Text durch E, bis 1121 von einer Hand, kopiert; späterhin folgen in Peterborough autographe Fortsetzungen, von je einem 1126—31 und 32—54; dies letzte Stück entstand in einem Zuge, etwa 1155. Alle Peterborougher Nachträge, auch schon zum siebenten Jahrhundert, datieren also erst nach 1122. E's Englisch ist korrupter als die gleichzeitigen F und Zupitzas Fragment. Erst in Peterborough erhielt E ferneren lateinischen Stoff aus den Annales Rotomagenses. Dieses Latein hat Pl. zum erstenmal vollständig gedruckt. Eine Übersetzung aus η liefert um 1200 der Annalist von Waverley 1000—1121, eine zweite [um 1129] Huntingdon, der aber auch C braucht. Gaimar steht δ, vielleicht ε, zunächst. Malmesbury benutzte wahrscheinlich D und E, Florenz

[1] Nicht direkt aus æ wegen der mit γ gemeinsamen Fehler gegen A.

[2] Denn noch 1077 entstammen DE deutlich einer Quelle.

[3] Zeitgenössisch ist zwar der Text des Nachbarsatzes, aber E verwandt, also aus δ nur kopiert.

entweder neben D auch ACE oder wahrscheinlicher eine D überlegene Hs. [kaum sie allein].

Endlich ward ε durch F, das jetzt zwar 1058 verstümmelt ist, erst um 1100 von demselben Schreiber, der L in A eintrug, im Dome zu Canterbury ausgezogen, teilweise latinisiert, mit Stücken aus A und kentischer Kunde vermehrt. Bald ist das Latein, bald das Englisch in diesem zwiesprachigen Kodex die Quelle des anderen; manches steht nur Lateinisch, manches nur Englisch da. [Für die Sonnen- und Mondphänomene 806-9 ist der lateinische Text, den Pl. I, 58 in die Note verbannt, vielmehr die Quelle: er steht in den Annalen von Köln, Trier, Laon, Winchester. F ward von Eadmer benutzt; vgl. *Agnorm. Gq.* 296.]

Aus den historischen Forschungen des Kommentars und der Anmerkungen einzelnes auszuwählen, bleibt willkürlich. Earles Arbeit ist hier nicht ganz übernommen, sondern mit Recht weit Abschweifendes, auch das Bild der Kreuzigung Wilhelms 1144, fortgelassen; es ist jetzt photographiert in Jessopp *Thomas of Monmouth*, wozu Pl. Parallelen des angeblichen Ritualmordes durch Juden beibringt. — Die Echtheit[1] der Namen *Cerdic Cynric* möchte ich stützen, da auch andere als Könige so heifsen. Eine grofse Zahl Ortsnamen wird zu identifizieren versucht, darunter Brunanburh. Den Zweifel an 'Staines' in meiner Arbeit über *Maldon* (im Archiv, das er wie andere Deutsche Zss. ignoriert) finde ich bestätigt; Pl. erklärt 'Folkestone'; im ganzen fafst er die Geschichte 991—4 ebenso auf; einen litterarischen Zusammenhang A's, das ich aber nun als Winchestrisch erkenne, mit CDEF halte ich fest. Vielleicht aus Orosius lerne Ælfred die Heeresablösung und Flufsableitung; er sterbe 899 oder 900 (901 scheint unhaltbar). Die Geschichte Æthelflæds und Eadwards I. behandelt Pl. ausführlich mit neuen Ergebnissen; ebenso die Yorker Bischofsfolge 954, das Interregnum nach Cnuts Tode (wobei er mit Recht Freemans Godwinismus widerspricht), die Unvereinbarkeit der Berichte über 1049, Harolds Seezug gegen Wilhelm I. 1066, die altenglischen Königsgenealogien. Die Verschreibung *Poden* belege, dafs Wodan als Ahn der Dynastie vergessen war. Zu 1018 seien aus einem Abt von Abingdon zwei gemacht. Oft zieht Pl. von Freeman vernachlässigte aufserenglische Quellen heran. Nicht für 1066 allein gilt: 'We do not know enough to be able to criticize.' Über die Anglonormannen fafst er sich kürzer (Rösler *Mathilde* war zu benutzen). Doch druckt er p. 307 eine Vision über die dank Klostergründung gemilderte ewige Strafe Heinrichs I. Ich bezweifle einen Guthrum II. von Ostanglien, spreche *Wif* (Schmid Ap. VI) Eadmund ab, beziehe Helm und Brünne in *Nordleod* nicht auf die Flotte, halte *Anlaf* in II. Æthelred für echt und führe die Stellen über Æthelreds II. Gesetz im 'Edward Confessor' und *fratres coniurati* auf die als spät fälschend wertlosen *Leges Anglorum s. XIII. coll.* zurück, ferner den [nur sog.] *Willelmus Godellus* über Cnut auf Malmesbury. Die Eidbrüderschaft ist als weit späteres Institut im England des siebenten Jahrhunderts

[1] So auch Stevenson.

unmöglich. Ich bedaure, dafs das Purpurevangeliar Wilfrids längst nicht mehr in Berlin ist (Dt. Zs. Geschwiss. VI, 140). Statt *Carilef* liefs 'Calais'. — Willkommen ist p. CXLIV. das Verzeichnis der in der Chronik begegnenden Tagesdaten und hochwichtig für alle Chronologie der Nachweis, dafs, obwohl der 1. Januar *geares dæg* 1096 heifst, das Jahr regelmäfsig am 25. Dezember vorher, sonst aber Ostern nachher beginnt, nämlich in CDEF 1009 f.; in C 1044—55. 1065 f.; in D 1066; in E 1075. 7. 83. 5 f.

Für den Philologen vermerkt Pl. archaische Spuren wohl einzeln, aber nicht im Zusammenhang [z. B. *in* für *on*;[1] das Fehlen der Präposition; *oe*; den pl. praet. in *-un*: bei Ælfred 'selten'; Cosijn II, 118]. Das Werk braucht, wie Pl. CLV. ausführt, für 'Weihnachten' *midwinter* und erst seit 1043 anfangs daneben, später allein *Christes mæsse*, seit 1102 *nativited*; *rædan* heifse 'lesen' erst seit c. 1100; *scolde* = dicebatur war um 1100 so selten, dafs F *debuit* mifsversteht; XLIII. Französische Wörter *corona, prisun* sind um 1100, nordische LXXVI. vermerkt. In der Interlinearkorrektur zeige sich oft der Übergang von phonetischer zu historischer Orthographie. Fälle wie *milce* für *miltse* 1128 verdienen Hervorhebung: danach sprach E das *c* schon französisch, nicht altenglisch. [Aber *foces* ist 1120 nicht phonetische Schreibung für *folces;* das *l* verklingt erst in der Neuzeit.] Über den Gen. abs. vgl. 184, über die Ellipse von *hid* zwischen Zahl und *landes* 23. Verbale Formen stärke E durch das Präfix *ge-;* LXVII. Sehr interessant wäre eine Zusammenstellung unbewufster Abschleifungen und bewufster Modernisierungen der Sprache z. B. in F: *hereborgian* für *innian* 1048; *bead* für *stefnode* I, 1741; *sceawede* 1771; *wrad* 1713, 1731, *wræde* 183 für *gram, unsehte.* Für Text und Glossar in Band I berichtigt Pl. vieles, leider ohne dessen Kritiken (z. B. Holthausen *Anglia*, Beibl. III, 8) oder Horsts Nachträge (*Zur Kritik*, p. 38) zu berücksichtigen. — Die verlorenen Hss. stellt Pl. wohl zum erstenmal zusammen: deren existierten mindestens dreizehn. Wenn Ely von Ælfreds Bibelübersetzung redet, sieht er nur *Ælfric* dahinter. Über Gaimar und die Kenntnis des Altenglischen im 12. bis 15. Jahrhundert finden sich gute Bemerkungen. — Die Bibliographie könnte schon aus Wülcker[2] vervollständigt werden. Wer Thorpe lobt, vergesse Paulis Anteil nicht!

Zur abschliefsenden Ausgabe der Angelsächsischen Annalen (die endlich *Saxon chronicle* sich zu nennen aufhöre!) wage ich einige Wünsche zu äufsern: der Editor lese über seinen Stoff Deutsche Zeitschriften und Monographien, auch der Philologen, wie Behm 1884, Kube 1887, Hch. Meyer *Sprache von Peterboro'* 1899. Er sammle die stilistischen Beobachtungen z. B. Earles, auch wenn er die Folgerungen über Verfasserschaft nicht billigt. Er drucke alle Texte, normalisiert nur in Interpunktion und Wortteilung, löse Siglen aufser 7 und *þ'* kursiv auf, verwende aber Kursive nicht für Originalitätsstufen, die er vielmehr durch Typengröfse

[1] Ich verdanke diese Bemerkung Brandl.

[2] Dieser widmet *Anc. hist., dissection of the Saxon chr.* zu viel Raum; Verfasser war [H. S. English].

bezeichne. Additamente kennzeichne er durch Klammern oder Noten.[1] Jede Spalte nenne am Kopfe den Hs.-Buchstaben (wobei statt T ein A und statt Pl.'s A ein W eintrete) neben der Herkunft des Textes ('Winchester' u. s. w.), aber nicht der Handschrift ('Parker'). Am Rande stehe die richtige Jahrzahl. Den Verfasserwechsel (weit wichtiger als in Kopien Handwechsel) bezeichne Strich oder Note. Interpolationen seien ungefähr datiert. Wo Parallelismus herrscht, werde dem Sachbenutzer ermöglicht, nur die linke Spalte zu lesen, indem zu ihr in Sternnote alle Stellen stigmatisiert werden, die sich nebenan originaler erhalten haben. Der Editor karge nicht mit einer wenngleich nicht sicheren Meinung: mehr als der Leser weifs er gewifs; diesem aber ist jedesmaliges Heraussuchen aus hundert Seiten Einleitung unmöglich. Durch Quellencitat am Rande und kleinere Typen scheide man Entlehntes, dessen originalerer Wortlaut existiert, z. B. *Rot*[omagenses annales]. Die Teile, die der Kompilation aus jetzt verlorenen Werken zuflossen, ersehe Leser auf den ersten Blick, vielleicht durch eingestreute fette Siglen Ct, M. Vielleicht bleibt Raum anzudeuten, wo den Übersetzern des 12. Jahrhunderts eine verlorene bessere Lesart des Werkes vorlag. Die längeren Annalen müssen Zeilenzählung oder Abteilung (etwa durch kleine kursive Buchstaben) erhalten. Eine unzweideutige Übersetzung, wörtlich, doch mit Ergänzung des für den Uneingeweihten zum Sinne nötigen, und ohne jede Neigung, etymologisch[2] dem Original gleich oder gar archaistisch zu lauten, stehe, was bei Quartformat möglich, neben oder unter den Texten. Das Glossar basiere nicht auf späteren Formen. Der Kommentar, wenn möglich durch kürzeste Sachnoten unter dem Strich des Textbandes zu ersetzen, halte sich streng an die einzelnen Wörter, Begriffe, Dinge und versuche nicht, darstellende Geschichte oder ausführliche Altertumsforschung in sich aufzunehmen.

Dies Ideal ist hochgegriffen. Ich weifs Herrn Plummer nicht ehrerbietiger für seine schöne Arbeit zu danken, als indem ich ihn bitte, uns die abschliefsende Ausgabe zu liefern.

Berlin. F. Liebermann.

George J. Tamson, Word-Stress in English: a Short Treatise on the Accentuation of Words in Middle-English as Compared with the Stress in Old and Modern English [Studien zur Englischen Philologie, herausg. von L. Morsbach, Heft III]. Halle, Niemeyer, 1898. XIII u. 164 S. 8.

Der Titel läfst den Inhalt des Buches nicht deutlich genug erkennen: es bringt keine erschöpfende Darstellung des schwierigen Kapitels von der me. Betonung zusammengesetzter Wörter, sondern im wesentlichen

[1] Laut II, XXVI gehören beide Interpolationen 923. 941 dem Schreiber 11 um 975; jene steht aber antiqua, diese kursiv.

[2] Falsch wird z. B. gern *for Gode* 7 *for worulde* übersetzt 'vor Gott und Welt'. Pl. 192 versteht richtig: 'in Kirche und Staat.'

nur Beiträge zur Lösung der Frage auf Grund einiger allitterierenden Dichtungen des 14. Jahrhunderts (Troy-Book, Morte Arthure, Piers the Plowman, Richard the Redeles). Es ist selbstverständlich, dafs die Betrachtung des Stabreimes allein ebenso wenig zu unbedingt sicheren Ergebnissen führen kann wie eine einseitige Prüfung des Endreims, am wenigsten bei einem Dichter wie Langland, auf dessen Unregelmäfsigkeiten im Bau allitterierender Verse Tamson mehr als einmal aufmerksam macht. Darum hat es der Vf. auch nicht unterlassen, wiederholt auf das Verfahren nicht allitterierender Dichter des Mittelalters und der späteren (auch allerneuesten) Zeit hinzuweisen und auch sonst die Sprache verschiedener Perioden gelegentlich zum Vergleiche heranzuziehen.

Im ersten Kapitel (S. 6—55) behandelt er zusammengesetzte Wörter germanischen Ursprungs, im zweiten Kapitel (S. 56—131) solche romanischer Herkunft und im 3. Kapitel (S. 132—145) Eigennamen. Im ersten Kapitel hat er sich besonders eng an Morsbachs Darstellung in der me. Gram. § 22 ff. angelehnt; doch ist es auffällig, dafs er Morsbachs Gruppe Pronomen + Pronomen (§ 30) gar nicht berührt und somit namentlich für die Betonung der mit *-self* gebildeten Pronomina in seinen sonst oft recht weitschweifigen Sammlungen gar keine Belege beigebracht hat. Aus Morsbachs folgender Gruppe (Pronomen + Pronominaladverb) bespricht er nur *alsó* aus P. P.: betreffs *alsó* neben *álso* in T. hätte er auf Luick, Anglia XI, 416 verweisen können. Im allgemeinen bietet Tamson in diesem Kapitel nichts so wesentlich Neues, wohl aber manche willkommene Beleuchtung einzelner von Morsbach nur mit Bedenken aufgestellten Behauptungen. Dafs wir mit Tamson (S. 14) auf Grund des Verses P. P. B XV, 570 *Aren ferme as in the faith · goddes forbode elles* Langland die Betonung *fórbode* (ac. *forbod*) zuschreiben sollen, erscheint mir ungewifs: ich glaube vielmehr, dafs in der Verbindung *goddes forbode* u. ä. der Hauptaccent auf dem ersten Worte lag und verweise auf Fälle wie *And I graunt, quod the kynge · goddes forbode it faile* B IV, 191, *3ut ich forgyue the this gult · godes forbode eny more* C IV, 138, *And so I leue lelly · lordes forbode ellis* B VII, 176 = C X, 327, *In glotonye, god it wote·gon hij to bedde* Prol. 43 und Morsbachs Bemerkung (§ 36) über *goddot;* eher als die Betonung *fórbode* möchte ich, was auch Tamson an anderen Stellen oft genug mit Recht thut (z. B. S. 14, S. 32), a. a. O. gänzliches Fehlen des Hauptstabes annehmen. Man darf eben der Allitteration nicht unbedingten Wert für die Bestimmung des Wortaccentes beimessen: auch bei der Allitteration kann Reimnot gelegentlich im Spiele sein und ebenso wie bei deutschen Wörtern (Majestät neben Majestät, Bürgermeister neben Bürgermeister) dialektische Verschiedenheit.

Das Hauptergebnis des zweiten Kapitels ist die Bestätigung des ten Brinkschen Satzes: 'Ein Schlufs von der heutigen Betonung auf die me. ist nicht ohne weiteres zu ziehen' (Chaucers Sprache § 285) oder, wie es Tamson (S. 76) ausdrückt: 'Also in the time of our alliterative poets the stress of many Romance words differed from the present one, and we should, therefore, not simply reject such abnormal accentuations.' Aber

seine Behauptung (S. 107): 'On a closer examination we can trace a certain regularity in the stressing of such words, and certain principles and reasons that seem to underlie that accentuation' kann ich nur bei nachdrücklicher Betonung des certain gelten lassen. Er hat sich — das will ich nicht verkennen — viele Mühe gegeben, Gesetze für die Verschiedenheit der Accentuierung aufzustellen; aber es hat doch auch fast jedes Gesetz seine Ausnahme, und wir müssen uns damit begnügen zu sagen, dafs nicht nur 'in a considerable number of compound verbs,' sondern im allgemeinen 'usage, in point of accentuation, was still to a considerable extent unsettled' (S. 129). 'The prefix would mostly remain unaccented in those words in which it was apparently meaningless, as in ... *compláint (plaint)*' sagt er S. 111 mit Rücksicht auf dissyllabic Nouns + Prefix, und doch belegt er selbst (S. 58 und S. 108) dreimal *cómplaint* und giebt, wenn er auch diese specielle Ausnahme auf S. 111 übergeht, die Ausnahmen im allgemeinen mit seinem mostly selbst zu. Bei den polysyllabic Nouns + Prefix macht er die ganz richtige Beobachtung: 'The stress of the noun is often influenced by that of the corresponding verb' (S. 113); schon sein often läfst uns eine Einschränkung erwarten, und sie folgt auch S. 114: 'Yet, in spite of the numerous cases in which the stress of noun and of corresponding verb agrees, there are many others in which such an agreement of accentuation is not found.' Im allgemeinen gilt nach ihm (S. 113) von den polysyllabic Nouns + Prefix die Regel: 'Here, as in dissyllabic words, the stress is more frequently laid on the prefix'; aber für P. P. B V, 171 *Bothe prioure an suppriour · and owre pater abbas* nimmt er die Betonung *suppríoure* an mit der Begründung: 'Sometimes the prefix appeared to be meaningless' (S. 115). Mag solche Erklärung wohl für *compláint* (neben *cómplaint*) wegen des gleichbedeutenden *plainte* zutreffen, so ist doch bei der Gegenüberstellung von *prioure* und *suppriour* das Präfix gerade von grofser Bedeutung. Ich glaube, dafs Langland *súppriour* betont, sich aber wie in vielen Fällen, wo er Begriffe verwandter Bildung einander gegenüberstellt, mit einem Allitterationstab in jedem Halbverse begnügt hat: vgl. *To bynde and to vnbynde · as þe boke telleth* B. Prol. 101; *coupled and vncoupled · to cacche what thei mowe* eb. 206; *for-þi I can and can náuȝte · of courte speke more* eb. 111. — Zum Schlufs noch einige Einzelheiten zu diesem Kapitel: *leu(e)tenaunt* (S. 120) gehört nicht unter die viersilbigen Nomina; *sekere* ist S. 123 trotz der richtigen Ableitung von *sícor* S. 81 unter den romanischen Adjektiven behandelt; bei der Beurteilung des Verbums *meynprise* (S. 106, 131) ist Tamson P. P. B II, 196 *Shal neure man of molde · meynprise þe leste* entgangen, ein Vers, der gleich dem einzigen von ihm angeführten die Betonung der ersten Silbe für Langland sichert; die Betonung *innócent* (S. 79, 123), *innócence* (S. 71) wird gegenüber der energischen Abwehr ten Brinks durch die angeführten Belege aus Langland nicht genügend gesichert; warum aber hat Tamson *amírous* S. 123 angeführt, wo übrigens L statt T verdruckt ist, nachdem er selbst S. 80 diese Betonung als unwahrscheinlich zurückgewiesen hat?

Auch Tamsons drittes Kapitel bringt manches lehrreiche Beispiel für die bei den romanischen Wörtern gemachte Beobachtung, dafs der Wortaccent nach germanischem Vorbild sich immer mehr auf den Anfang des Wortes legte: wie hätte sonst aus *Clytemnéstra Clúnestra* und aus *Deíphobus Deffebus* werden können!

Durch den am Schlufs abgedruckten Index of Words (S. 146—164) wird die Benutzung des Buches wesentlich erleichtert.

Ich kann aber meine Besprechung nicht schliefsen, ohne den Wunsch zu äufsern, dafs in die wissenschaftliche Erörterung die Sprechweise, welche Tamson in seiner Entgegnung (Anglia, Beibl. X, Nr. 3) auf Luicks sachgemäfse Kritik (ebd. IX, Nr. 11) angewendet hat, nicht hineingetragen werden möchte.

Berlin, Juli 1899. G. Schleich.

Kurze Darstellung der englischen Aussprache für Schulen und zum Selbstunterricht. Von Dr. Aug. Western. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, P. R. Reisland, 1897. 121 S. 8.

Hier erscheint ein alter Bekannter in erneuter Auflage, und da das Büchlein sich als bewährtes Hilfsmittel eingebürgert hat, kann ich mich bei der Besprechung desselben kurz fassen. Praktischer wäre es gewifs, wenn der Herr Verfasser in einer künftigen Neubearbeitung ebenfalls die von Vietor angenommene phonetische Schreibung durchführen wollte: so hat sich der Studierende, der beide Bücher benutzt, zwei recht verschiedene Systeme einzuprägen, und das ist gewifs kein Vorteil! Auch sonst könnte gröfsere Übereinstimmung hergestellt werden, z. B. in phonetischen Bezeichnungen wie 'stimmhaft' und 'stimmlos', wofür Western 'tönend' und 'tonlos' schreibt.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken: S. 7, § 11. Kurzes *e* in *Mensch, Männer* wird in vielen deutschen Mundarten geschlossen gesprochen, weswegen diese Wörter schlechte Beispiele für offenes *e* wie in engl. *send* sind. Besser passen etwa *Feld, recht.* Für langes offenes *e* (engl. *a* in *vary*) kann wohl nhd. *Bär* als Beispiel dienen. — S. 10, § 16. Dafs engl. *sh* 'mehr *s*-haltig' sein soll als nhd. *sch*, verstehe ich nicht. Meint der Verfasser etwa, dafs bei dem engl. Laute die Lippen nicht vorgestülpt werden? — S. 11. Engl. *w* ist doch kein 'Lippenreibelaut'! Der 'vollere Klang' des engl. *l*, besonders im Auslaut, beruht wohl auf der Hebung der Hinterzunge. — Im allgemeinen vermisse ich bei der Darstellung der Laute die Rücksichtnahme auf die Quantität, denn Unterschiede wie bei *build* und *built* oder *rise* und *rice*, die zugleich so ins Ohr fallend wie charakteristisch fürs Englische sind, dürften sogar einem Anfänger nicht vorenthalten werden! — S. 15, Z. 2. *Ferryman* wäre eher durch *fęrí·mən* wiederzugeben, wie *-man* in Zusammensetzungen überhaupt stets *-mən* lautet. — Bei der systematischen Darstellung der englischen Aussprache (S. 16 ff.) verdienten die von Luick auf dem vorjährigen Neu-

philologentage gemachten Vorschläge bei einer Neuauflage entschiedene Berücksichtigung, da sie sowohl vom wissenschaftlichen wie vom praktischen Standpunkte aus die bisher übliche Aufstellung der Regeln übertreffen! — S. 19, III A 1) l. *ḥęęə* und in der Anm. füge *Thames* mit *ę* hinzu. — S. 20 unter IV könnte die Regel schärfer gefafst werden: aufser vor Gutturalen, *ff* und *ft*, wo *ä* resp. *ā* eintritt (*wag, twang* und die in der Anm. aufgeführten Beispiele; ferner *quaff, waft*); *swam* ist natürlich Analogiebildung nach *drank, stank, sang* und ähnliche Formen. — S. 29, I B wären die Ausnahmen besser als Wörter auf *d, t, th* und *f* zu ordnen als rein alphabetisch: eine systematisch-wissenschaftliche Regel würde auch hier — wie anderwärts oft — das Behalten erleichtern! Warum fehlt *lead* 'Blei' gegenüber *lead* 'leiten'? — S. 33, Z. 4: ich kenne nur die Aussprache *njuusns*, die auch alle mir bekannten Wörterbücher bieten, nicht *njuuzns*, die Western giebt. — S. 34, 3): *asked* wird doch wohl allgemein *aast*, also ohne *k*, gesprochen! — S. 35, Anm. 1 Mitte l. *bí-hęęivjə*. — S. 38, § 67: *k* ist auch stumm in *asked*. — S. 39 oben hätte hinzugefügt werden können, dafs *ng* vor wurzelhaftem *l* und *r*, sowie dem *r* des Komparativs = *ŋg* lautet: *England, finger, younger;* das Nomen *singer* ist offenbar durch *sing* beeinflufst. — S. 40 II, unter *z* l. *rí-zęmbl*. — S. 41 oben füge bei: *Christmas*. — Ib. § 77, Anm. 1 sollten *than, then, though, those* nicht fehlen!

Im Wörterverzeichnis sind mir folgende Versehen aufgefallen: S. 45 b l. *ə-pärənt*. — S. 47 a wird als Aussprache von *azure* seltsamerweise *ə-zhuuə* angegeben, während diese doch *ęęizhə* oder *äzhə* ist! — S. 51 b l. 'Kunde' st. 'Kunze' (Übersetzung von *chap*). — S. 63 b: ist *gränfaadə* (ohne *-d-*) die allgemeine oder alleinige Aussprache? — Dieselbe Frage gilt für *grinstən* (= *grindstone*) S. 64 a. — Ib. b: *haunch* und *haunt* werden doch auch mit *āā* gesprochen! — S. 66 a l. *hə-raixn*, *(h)ǫslə* und *hǫvə* als Aussprache von *horizon, hostler* und *hover*. Letzteres hat nach Grieb-Schröer nur selten und dialektisch den Vokal *ɒ*. — S. 69 b: ist *lǫdənəm* die einzige Aussprache von *laudanum*? — S. 71 a, Z. 1 l. *loou*. — S. 74 b l. *njuusns* (vgl. oben zu S. 33). — S. 76 a, Z. 3 v. u. l. 'pl. *paadz*'. — S. 77 b l. *pǫlísí*. — S. 78 b l. *prǫbəbl*. — S. 81 a l. *rí-zęmbl*. — S. 82 b wird *sixəz*, S. 40 in § 75 dagegen *sixəs* als Aussprache von *scissors* angegeben! Das richtige ist *sixəz*. — S. 91 a: *underground* hat doch einen Accent auch auf der ersten Silbe! — S. 93 b: die Aussprache von *wide* sollte kursiv gedruckt sein!

Der Anhang (S. 95—97): Aussprache der gewöhnlichsten Eigen- und geographischen Namen, verträgt selbst in dieser kleinen Ausgabe entschieden eine Erweiterung, denn Namen wie *Adam, Agnes, Balthasar, Boswell* oder *Aberdeen, Albany, Alsace, Argyle,* um nur einige wenige zu nennen, vermifst man doch ungern.

In den transcribierten Texten ist mir folgendes aufgestofsen: S. 102, Z. 15 lies *his* statt *is*. — S. 105, Z. 10 v. u. l. *fiəz* st. *fiəz*. — S. 109, Z. 7 l. *sęęibə*. — S. 111, Z. 5 l. *krǫps*. — S. 113, Z. 2 l. *-di* st. *-də* (vor *autlain*!). — Ib. Z. 9. v. u. l. *nǫt*. — S. 117, Z. 3 v. u. l. *bęlz*. — S. 119,

Z. 12 v. u. l. *węęr-ęvə* st. *węęə-ęvə*. — Ib. Z. 3 v. u. l. *plęęis*. — S. 121, Z. 3 l. *dzhęntl* und Z. 5 *blęsip*.

Lycke bei Norsesund. F. Holthausen.

Otia Merseiana the publication of the Arts Faculty of University College Liverpool. 1 volume. London, Wohlleben, 1899. 152 S.

Die Gründung einer Philosophenfakultät in Liverpool 1896 gab Anlafs zu diesem Sammelband von Forschungen, der jedes Jahr von den Lehrkräften herausgegeben werden soll, um sich nach aufsen wissenschaftlichen Respekt zu verschaffen. Von den Beiträgen liegen mir einige, z. B. über China oder über eine irische Bulle Urbans V., ganz fern. Friedels Études Compostellanes dürften den Romanisten, Kuno Meyers Stories and songs from Irish mss. und John Sampsons Welsh Romani folk-tale den Celtisten interessieren. Näher einzugehen versuche ich nur auf die englischen Artikel, unter denen der von Priebsch der wichtigste ist: The chief sources of some Ags. homilies (S. 129—147). Er behandelt drei der sogenannten Wulfstan-Predigten. Als Quelle für Nr. XLV wird eine lateinische Epistola Salvatoris Domini nostri über die Sonntagsheiligung nachgewiesen und aus einer Wiener Hs. des 14. Jahrhunderts abgedruckt. Dieselbe Epistel beherrscht Nr. LVII und zusammen mit der irischen Nial-Legende auch Nr. XLIII (bessere Fassung von Nr. XLIV). — Ferner teilt W. H. Woodward mit: An Elizabethan list of works on education mainly by humanists (S. 26—27); sie stimmt aus Ms. Harley 4043 fol. 16 (Ende sechzehnten Jahrhunderts) und ist in zwei Teile gegliedert: I. De puerorum institutione et ratione studiorum, wobei Plutarch, Quintilian und besonders die deutschen Humanisten (Erasmus, Zwingli, Wimpfeling, Linck, Eck u. a.) als Autoritäten erscheinen; II. De principum institutione, nach Xenophon, Guevara, Erasmus, Pontanus, Wimpfelingius, Brunfelsius u. a. Der Kontinent giebt, England empfängt. — W. H. Woodward endlich teilt einen Brief des pfälzischen Schulmeisters Horn (1620—1670) an seinen Londoner Freund Hartlib mit, der eine neue Methode für die Erlernung der alten Sprachen vorschlägt: statt blofser Schulen solle man Kolonien gründen, I would have whole townes to be composed of such onely as could speake Latine, Greek and Hebrew (S. 15—18). — Die neue Publikation verdient gewifs respektvolle Aufnahme. Doch wäre zu erwägen, ob nicht die fachlich miteinander verwandten Aufsätze besser zu eigenen Heften zusammengelegt würden, damit der Neuphilologe nicht chinesische Nationalökonomie und der klassische Philologe nicht ein walachisches Histörchen mitkaufen mufs. A. B.

William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluſs der neueren Litteratur in England. Von Georg Herzfeld. Halle, Niemeyer, 1897.

Im ganzen eine nicht eben erfreuliche Lebensgeschichte. Eine vielversprechende Jugend, mäfsiger Erfolg im Mannesalter, am Schlusse Ent-

täuschung, Vereinsamung, schmählicher Verfall. Das ist, persönlich genommen, die Summe eines langen Lebens (1765—1836), dem das Schicksal nichts versagt hatte als den Schlüssel zum Geheimnis des Erfolgs. Sehr wenige Leute kennen heute den Namen William Taylor von Norwich, und diese wenigen verdanken — wie ich mich mehr als einmal überzeugt habe — ihre Kenntnis entweder dem ungerechten, boshaften Artikel Thomas Carlyles in der *Edinburgh Review* oder, was schlimmer ist, dem frauenzimmerlichen Berichte der sonst vortrefflichen Landsmännin Taylors, Harriet Martineau. Die Kritik Carlyles war geradezu vernichtend für W. T., der sich sein ganzes Leben hindurch dadurch ausgezeichnet hatte, daſs er Schläge hinnahm, ohne sie zu erwidern, und dem vollends im hohen Alter jede Kampflust, die er einmal besessen haben mochte, abhanden gekommen war; so blieb denn Carlyles Urteil zu Recht bestehen: W. T. war als rationalistischer Philister, eine Art englischer Nicolai, der Verachtung verfallen. Dr. Herzfeld gebührt das Verdienst, die interessante, bedeutende Erscheinung Taylors, den Kenner der neueren englischen Litteratur gelegentlich zu würdigen wuſsten (vgl. Brandl, Coleridge, passim), in eine neue Beleuchtung zu rücken. Ich habe an der Hand von Herzfelds Buch das Hauptwerk über Taylor (John Warden Robberds, Memoir of the Life and Writings of the late W. T. of Norwich), sowie die wichtigsten Arbeiten Taylors im Britischen Museum gelesen und kann darauf hin die von Herzfeld konstatierten Thatsachen bestätigen; diese bilden auch den Hauptbestandteil dieses Essays.

W. T. wurde am 7. November 1765 zu Norwich geboren. Seine Eltern waren beide vornehmen Familien der reichen Fabrikstadt entstammt, nahmen selbst eine angesehene Stellung ein, und ihr Haus war ein gesellschaftlicher Mittelpunkt in Norwich. Der Vater wird als ein lebenslustiger, wohlmeinender, gelegentlich zu Zornesausbrüchen geneigter Mann geschildert; die Mutter wird selbst von Harriet Martineau als eine edle, feine, liebenswürdige Dame, als Ausbund weiblicher Tugenden gerühmt. William war das einzige Kind und wurde vom Vater zum Erben der Tuchfirma bestimmt. Er bekam eine ausgezeichnete Erziehung — die Dichterin Mrs. Barbauld war seine nie vergessene Lehrerin im Englischen — und wurde mit vierzehn Jahren nach Frankreich und Italien geschickt, wo er beide Sprachen vollkommen erlernte. Der alte Taylor muſs ein sehr praktischer, über seine Zeit aufgeklärter Mann gewesen sein, denn er begnügte sich nicht damit, daſs sein Sohn und Nachfolger aufser den klassischen Sprachen Französisch und Italienisch verstand; im April 1781 schickte er William nach Detmold, wo er unter der Anleitung des Pastors Roederer im Laufe von zwölf Monaten das Deutsche erlernte. Die neuerblühte deutsche Litteratur hatte auf den empfänglichen jungen Mann den tiefsten Eindruck gemacht; er kehrte mit dem dunklen Vorsatze heim, seinen Landsleuten der Verkünder und Erklärer der deutschen Dichtung zu werden.

Pastor Roederer hatte ihm Empfehlungsbriefe an Schloezer, die Angelika Kaufmann und Goethe mitgegeben. Aber es war in den Sternen

geschrieben, dafs Goethe und Taylor niemals in Berührung kommen sollten. Taylor scheint den Brief an Goethe nie abgegeben oder von Goethe nie empfangen worden zu sein. Warum? Die Briefe Taylors aus dieser Zeit sind spärlich über die Mafsen; erst auf das vorwurfsvolle Drängen Roederers berichtet er von den Besuchen bei Schloezer und Ang. Kaufmann. Ich glaube aus alledem schliefsen zu dürfen, dafs Taylor auf der Reise krank war, aber in gewohnter Rücksicht für andere weder Roederer noch seine Eltern etwas davon wissen liefs. Er berührte Göttingen und Kassel, lernte Leipzig, Dresden, Berlin und Königsberg kennen und langte im November 1782 in Norwich wieder an. Zunächst trat Taylor in das Geschäft des Vaters ein, nicht aus Neigung, sondern weil es der alte Herr verlangte. William war — was Harriet Martineau zugiebt — sein ganzes Leben lang ein musterhafter Sohn. *'His virtues as a son were before our eyes, when we witnessed his endurance of his father's brutality of temper and manners, and his watchfulness in ministering to the old man's comforts in his infirmities. When we saw, on a Sunday morning. W. Taylor guiding his blind mother to chapel, and getting her there with her shoes as clean as if she had crossed no gutter in those flint-paved streets, we could forgive anything that had shocked or disgusted us at the dinner-table.'* Die Verehrung Williams für seine vortreffliche Mutter wird es wohl erklären, dafs sein Verhältnis zum schönen Geschlechte keinerlei Bedeutung in seinem Leben hatte; er war im Hause seiner Eltern vortrefflich aufgehoben, er war seiner Mutter alles in allem — da war kein Platz für eine Frau. So kam es, dafs Taylor seine alten Tage in trostloser Vereinsamung verbrachte. Seine kindliche Liebe hat es aber auch verschuldet, dafs er, abseits vom geistigen Mittelpunkte Englands, in einer kleinstädtischen Gesellschaft seine grofse Begabung verzettelte; wäre Taylor in jungen Jahren nach London gegangen, wir hätten andere Dinge von seiner litterarischen Laufbahn und seinen persönlichen Schicksalen zu berichten.

Neben der Thätigkeit im Comptoir, die wohl nicht sehr anstrengend gewesen sein dürfte, fand Taylor Zeit, mit einem Freunde Klopstock, die Göttinger und Goethe eifrig zu studieren, und als die Kunde vom Ausbruch der französischen Revolution nach Norwich drang, wurde er von der 'Revolution Society', deren Sekretariat er übernahm, sehr in Anspruch genommen. Ein Ausflug nach Paris lief glücklich ab. Im Jahre 1791 setzte der Sohn es durch, dafs der Vater aus der Firma austrat und das Geschäft dem bisherigen Teilhaber überliefs. Die Taylors waren reich genug, um von ihren Renten leben zu können. Freilich zeigte es sich später, dafs das Vermögen nicht ganz sicher angelegt war, denn amerikanische Handelshäuser kamen ihren Verbindlichkeiten nicht nach, und die letzten Jahre des alten Taylor wurden durch diese Verluste nicht wenig verbittert; die Familie war gezwungen, die altgewohnte Bequemlichkeit aufzugeben und in ein kleineres Haus zu übersiedeln. W. Taylor, der alle Ursache hatte, sich wegen dieser Verluste herbe Vorwürfe zu machen, trug diesen Schicksalswechsel lange nicht so mutig und ergeben wie seine alte, erblindete Mutter.

Die litterarische Thätigkeit Taylors beginnt mit deutscher Litteratur, wie sie mit ihr schliefst. Etwa 1791 wurde seine gelungene Übersetzung oder besser gesagt Nachdichtung der *'Lenore'* in Norwich bekannt — 1830 war sein opus magnum *'Historic Survey of German Literature'* fertig. Brandl hat die Schicksale von Bürgers Ballade in England erschöpfend dargestellt; es ist bekannt, wie Mrs. Barbauld W. Taylors Version in einem Edinburgher Freundeskreise vorlas und dadurch Walter Scott veranlafste, sich ebenfalls an der Übersetzung der Ballade zu versuchen. Jedermann kennt Scotts Übersetzung, nur sehr wenige wissen, dafs er nicht nur die Verse

Tramp, tramp across the land they speed,
Splash, splash across the sea

(für *Hurre, hurre, hopp, hopp, hopp*), sondern das Versmafs, nämlich die vierzeilige Strophe, sowie die Verlegung des Schauplatzes ins Mittelalter Taylor verdankt. Hier haben wir das erste Beispiel davon, mit welcher Tücke das Schicksal W. Taylor verfolgte, oder, vielleicht richtiger, wie wenig W. Taylor seinen Vorteil zu wahren verstand. Im selben Jahre (1791) erschien 'Nathan der Weise', zwei Jahre später 'Iphigenie auf Tauris' in englischer Übersetzung.

Wir haben gesehen, wie Taylor auf unerklärte Art es versäumte, Goethe zu besuchen; gelegentlich der Iphigenie-Übersetzung finden wir dieselbe Macht des Zufalls, die entschlossen war, die zwei Männer auseinander zu halten, wieder am Werk. Taylor schickte Goethe ein Exemplar der 'Iphigenie', bekam aber nie eine Bestätigung, dafs das Buch Goethe in die Hände gelangt war. Ein energischerer Mann als Taylor hätte vielleicht geschrieben und dadurch möglicherweise eine fruchtbare Annäherung erzielt; Taylor aber begnügte sich damit, seinen Groll in sich zu verschliefsen, ohne es natürlich verhindern zu können, dafs er gelegentlich doch in seinen Urteilen über Goethe zum Vorschein kam. Warum Goethe, der das Exemplar erhalten hat — nach einer Mitteilung des Hofrats Ruland an Herzfeld befindet sich die Ausgabe von 1793 in Goethes Bibliothek —, nicht den Empfang bestätigt hat? Offene Frage.

Taylor, der von einer Anerkennung Goethes zu neuer Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Litteratur angeregt worden wäre, wurde durch die beabsichtigte oder unbeabsichtigte Vernachlässigung verstimmt; wenigstens sehen wir, dafs er vom Jahre 1793 an zu seinem grofsen Schaden immer mehr der Zersplitterung verfällt. Dr. Griffiths, der Herausgeber der *'Monthly Review'*, wufste Taylor zur Mitarbeiterschaft an dieser Zeitschrift heranzuziehen, und seitdem kam Taylor aus dem vortex der Recensierthätigkeit nicht mehr heraus.

Noch einmal kam Taylor in die Lage, sich an einer stärkeren Natur emporzuranken und wieder zu selbständiger Thätigkeit von dauerndem Werte zurückzukehren. Im Jahre 1798 besuchte Southey die Vaterstadt Taylors, und die beiden so verschieden gearteten Männer fanden Gefallen aneinander. Ihre sehr umfangreiche Korrespondenz zeigt beide von der vorteilhaftesten Seite: Southey als den mahnenden, praktischen, wohl-

wollenden Freund, Taylor als aufrichtigen, strengen Kritiker, der über alles klug und treffend zu schreiben wufste, sogar über sich selbst, dem es aber an Einsicht und wohl auch an Interesse fehlte, wo sein schriftstellerischer Name in Betracht kam. Die Mahnung, etwas Selbständiges, Grofses zu unternehmen, verhallte immer wieder ungehört, denn man kann die Übersetzungen und Bearbeitungen romantischer und anderer Stoffe in den *'Tales of Yore'* (1810) kaum eine selbständige Leistung nennen, und was die *'Synonyms'* betrifft (1813), so war das eigentlich eine Abschweifung von Taylors eigentlichem Gebiete, der Litteratur und Geschichte. Freilich — was war Taylors eigentliches Gebiet, was war es nicht? Seit seiner Heimkehr aus Deutschland hatte er immer neue Sprachen gelernt, sich in immer neue Gedankenkreise hineingearbeitet, bis er geradezu ein polyhistorisches Wissen besafs. Wenn man die Bände der *'Monthly Review'* durchblättert und sieht, mit welcher Leichtigkeit er über die entlegensten Dinge schrieb, so wird man unwillkürlich an den deutschen Professor erinnert, wie er in der Phantasie Carlyles existierte.

Of his boundless learning, and how all reading and literature in most known tongues, from Sanchoniathon to Dr. Lingard, from your Oriental Shasters, and Talmuds, and Korans, with Cassini's Siamese Tables, and Laplace's Mécanique Céleste, down to Robinsoe Crusoe, and the Belfast Town and Country Almanack, are familiar to him, — we shall say nothing: for unexampled as it is with us, to the Germans such universality of study passes without wonder, as a thing commendable. indeed, but natural, indispensable, and there of course. A man that devotes his life to learning, shall he not be learned? (Sartor Resartus.)

Eine zutreffendere Schilderung von Taylors Vielseitigkeit könnte es nicht geben als dieses aus der Tiefe des inneren Bewufstseins geschöpfte Porträt. Folgende kleine Liste soll diese Charakteristik illustrieren:

Chronological Essays on the Book of Exra and the Times of Daniel.
On the author of the writings ascribed to Ezechiel.
Remarks on the East and West Aramic Dialects.
Historic Doubts respecting Joan of Arc.
Plan of Constitution for a Republic.
On the Runic Sagas.
On the Legation of Moses.
Chronological Inquiry relative to the Siege of Nineveh.
On the Theory of Representation.
Defence of Monopoly.
London Cries.
Was the Reformation beneficial to Europe?
A System of Education for the Labouring People.

Wie war es Taylor nur möglich, eine solche Unmasse von Wissen anzuhäufen, so vieles und so mannigfaltiges zu assimilieren? Und dabei war er, an der Überlieferung seines Hauses festhaltend, ein grofser Freund der Geselligkeit, der er tagtäglich den Abend und wohl auch einen Teil des Nachmittags zu opfern pflegte! Das war nur in einer kleinen Stadt

und bei absolut regelmäfsigen Lebensgewohnheiten möglich. In diesem Sinne war Taylor ein Philister, aber in diesem Sinne war es auch Kant. Taylor war ein Frühaufsteher und arbeitete regelmäfsig ununterbrochen bis zur Mittagsstunde; dann verfehlte er nicht, zu allen Jahreszeiten im Flusse zu baden und ungefähr zwei Stunden im Westen der Stadt zu spazieren. Vom Diner an, das er stets in Gesellschaft genofs, bis zum Schlusse des Tages oder des Abends war die Zeit dem Gespräche gewidmet und — dem Wein. Davon scheint Taylor mehr genommen zu haben, als sich mit seinen Nerven vertrug; aber darum ist der Bericht Harriet Martineaus doch eine böswillige Übertreibung, wie man aus der mangelhaften Logik ohne weiteres ersieht. *'Matters grew worse in his old age, when his habits of in temperance kept him out of the sight of ladies, and he got round him a set of ignorant and conceited young men, who thought that they could set the world right their destruetive propensities.'* Eine solche Zeugenaussage hat nicht den geringsten Wert. Wenn ihn Damen im Alter nicht zu Gesicht bekamen, woher weifs Harriet Martineau, wie viel er trank? Und warum sagt sie nicht gleich, dafs die schlimmen jungen Leute, zu denen der von ihr besonders gehafste vielsprachige Gentleman 'George Borrow' (Verfasser von *'The Bible in Spain'*, *'Lavengro'* und anderen Werken) gehörte, lauter Trunkenbolde waren — denn wie kann man sich sonst die Verehrung dieser Leute für einen Trunkenbold erklären? Das Traurige an der Sache ist, dafs Carlyle in seiner Kritik des *'Historic Survey'* unter dem Eindrucke solcher Gerüchte stand, wie sie bei Harriet Martineau zum Ausdruck kommen; die wiederholte Anspielung auf *'stimulants'* und *'We take him to be a man of sociable turn'* wären unmöglich, wenn Carlyle nicht allerlei über die Lebensweise seines Opfers gehört hätte.

Mehrere Jahre vor seinem Tode war Taylor ein toter Mann. Er verlor das Gedächtnis und die Sprache, so dafs er darauf verzichten mufste, Gesellschaft zu sehen. Aufser seinem alten Freunde Southey hatte niemand über den Verstorbenen etwas zu sagen: er war eben schon bei Lebzeiten verschollen.

Eine eingehende Würdigung Taylors hätte seine litterarische Thätigkeit nach vier Richtungen hin zu beleuchten: 1) Taylor als Übersetzer, 2) als Litterarhistoriker oder — wie die Franzosen und Engländer lieber sagen — als Kritiker, 3) als Sprachforscher, 4) als politischen Schriftsteller. Herzfeld hat vor allem den Übersetzer und Kritiker im Auge gehabt, die anderen zwei Seiten seiner Thätigkeit naturgemäfs nur gestreift.

Es ist kein Zweifel, Taylor hat als Übersetzer aus dem Deutschen zum erstenmal das geleistet, was die Zeitgenossen Shakespeares und Popes auf anderen Gebieten mit so grofsem Erfolge geleistet hatten. Man hat in dem *'Historic Survey'* eine gute Übersicht über die Leistungen Taylors in quantitativer und qualitativer Beziehung, und da giebt es eigentlich nur ein Urteil: Taylor ist — von einzelnen Versehen und Mifsgriffen abgesehen — ein musterhafter Übersetzer. Er folgt immer treu dem Wesen des Originals, und doch liest sich seine Übersetzung wie ein Original. Mehr haben wenige erreicht.

Als Litterarhistoriker oder Kritiker steckt Taylor ganz und gar in den Überlieferungen des 18. Jahrhunderts — das ist im Munde Carlyles ein Vorwurf, ein Moderner wird das vielleicht als höchstes Lob bezeichnen. Er ist Ästhetiker im ursprünglichen Sinne des Wortes, d. h. er beurteilt ein litterarisches Kunstwerk nicht willkürlich nach momentaner Stimmung, wie z. B. Andrew Lang und dessen impressionistische Gesinnungsgenossen auf dem Kontinent; nein, er anerkennt keine Anarchie in der Kritik, sondern glaubt mit Winkelmann und Lessing an ästhetische, in der Natur der Geniefsenden begründete Gesetze. Die Asthetik Kants und Schillers scheint er nicht beachtet zu haben, und Carlyle hatte in diesem Sinne nicht ganz unrecht, wenn er sagte, dafs die Kapitel des '*Historic Survey*' über Goethe-Schiller lieber nicht geschrieben worden wären. Freilich hat es Carlyle nicht so gemeint, und da mufs ich denn wiederholen, was ich bei anderer Gelegenheit (Vortrag auf der 43. Philologenversammlung in Köln 1895) behauptet habe, dafs Taylor trotz alledem und alledem geistig Goethe näher stand als Carlyle. R. M. Meyer hat in seinem Goethe-Buche die schöne, zutreffende Bemerkung gemacht, dafs, abgesehen von den Episoden in Wilhelm Meister, bei Goethe immer nur das Gewöhnliche geschieht: nichts Überlebensgrofses, nichts Heroisches, nichts Romantisches. Ich habe das Buch nicht zur Hand, aber das ist so ziemlich der Sinn. Nun vergleiche man Taylors Brief an Southey, in dem er die Dichtungen seines Freundes bekrittelt.

Every body complains, and will for ever complain, of the talismanic statues in 'Thalaba'; they excite no interest. 'Joan of Arc', 'Theodore', tremble on the brink, or rather hover on the verge of what I call supernaturalism, that is, moral improbability, — they being moved by motives which do not usually move. These characters, however, are only bold, not strange; and will for ever appear to heroic natures possible, and to feeling natures affecting existences. The personages of your Hindoo romances, whether you call them gods or men, must not be mere pegs to hang descriptions upon, but must have human characters and passions; and the more vulgarly unrestrained, unbridled and boisterous, the more free-agent and unpolished, like the barons bold of the heroic ages, the more direct and obvious and sensual their wants and their wishes, the more will these personages secure sympathy: not the monstrous and extraordinary, the average or common form is the fittest subject of imitation.

Was die Technik seiner Kritik betrifft, so hat Hazlitt mit Recht betont, dafs die Edinburgher Reviewers ein Verdienst für sich in Anspruch nahmen, das in Wahrheit W. Taylor gebührt. Er hat zum erstenmal in der Monthly Review den Versuch gemacht, gelegentlich einer neuen litterarischen Erscheinung den Gegenstand von allen Seiten zu betrachten, die kontinentale Litteratur zu befragen und seine eigene Stellung zu der behandelten Frage zu bestimmen. Er ist der Schöpfer des kritischen '*essay*', dem Macaulay zu so hohen Ehren verholfen hat. Die Sprache Taylors trägt sein eigenartiges Gepräge, so dafs es nicht schwer ist, ihn unter den vielen Reviewern herauszufinden. Sir James Mackintosh hat

diese Sprache in einem sehr humoristischen Ausspruche als *'Taylorian'* charakterisiert; Taylor selbst schildert sie mit zutreffenden Worten.

Were I reviewing my own reviewals, I should say — This man's style has an ambitious singularity, which, like chewing ginseng, displeases at first and attaches at last. In his pursuit of the curiosa felicitas, he often sacrifices felicity to curiosity of expression: with much philological knowledge, and much familiarity among the European classics of all sorts, his innovations are mostly defensible, and his allusions mostly pertinent; yet they have both an unusuality which startles, and which, if ultimately approved, provokes at least an anterior discussion that is unpleasant.

Das aller Welt zugängliche kritische Werk, das den Mafsstab für die Schätzung Taylor's abgegeben hat, ist *'The Historic Survey'*; Herzfeld hat deshalb sehr wohl daran gethan, diese Arbeit genauer zu analysieren und sie gegen die Angriffe Carlyles in Schutz zu nehmen. Die Art und Weise, wie Carlyle in der Bekrittelung der Details verfuhr, verdient wiederholt zu werden. Erst findet er Fehler, die keine sind; so z. B. wirft er Taylor *'culpable ignorance'* vor, weil er von Goethes 'Wahrheit und Dichtung' gesagt haben soll, das Werk sei *'a fictitious narrative and no genuine biography'*, während Taylor in Wahrheit sagt, es sei *'a household epopeia which mingles history and invention'*, an einer anderen Stelle *'not an autobiography, but rather a biographical novel'*; Luther soll in zwei Zeilen abgethan sein, in Wahrheit sind es zwei Seiten, und man darf nicht vergessen, dafs das Werk Taylors die deutsche Dichtung behandelt, nicht die deutsche Litteratur; Hans Sachs, die Dichter der Reformation, Ludwig Tieck sollen gar nicht erwähnt sein — Herzfeld giebt die Seiten, wo sie zu finden sind.

Nachdem Carlyle fälschlich Fehler konstatiert hat, wo keine sind, stellt er folgenden Calcul auf (die Stelle mufs vollinhaltlich gegeben werden):

But on the whole, what struck us most in these errors is their surprising number. In the way of our calling, we at first took pencil, with intent to mark such transgressions; but soon found it too appalling a task, and so laid aside our black-lead and our art (caestus artemque). Happily, however, a little natural invention, assisted by some tincture of arithmetic, came to our aid. Six pages, studied for that end, we did mark; finding therein 13 errors: the pages are 167—173 of Volume third, and still in our copy have their marginal stigmas, which can be vindicated before a jury of authors. Now if 6 give 13, who sees not that 1455, the entire number of pages, will give 3152 and a fraction? Or, allowing for Translations, which are freer from errors, and for philosophical Discussions, wherein the errors are of another sort; nay, granting with a perhaps unwarranted liberty, that these 6 pages may yield too high an average, which we know not that they do, — may not, in round numbers, 1500 be given as the approximative amount, not of errors indeed, yet of mistakes and misstatements, in these 3 octavos?

Ich glaube, diese Methode zu kritisiren richtet sich von selbst; aber

sie wird spafshaft, wenn man sich erinnert, wie Carlyle seinen vergötterten Goethe citiert. In dem vielgerühmten Aufsatze *'Death of Goethe'* fafst er die Weltanschauung seines Heroen zusammen und belegt sie mit Goethes eigenen Versen. Merkwürdigerweise sind die Verse dem anakreontischen Liede 'Generalbeichte' entnommen:

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unablässig streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben.

Natürlich waren diese Worte, wenn auch noch so sehr aus dem Zusammenhang gerissen, nicht dazu geeignet, Goethes Weltanschauung oder vielmehr das, was Carlyle für Goethes Weltanschauung hielt, zu belegen; deshalb wurde der vorletzte Vers — ich will beileibe nicht sagen, bewufst! — folgendermafsen umgestaltet: Im Ganzen, Guten, Wahren resolut zu leben.

Was würde wohl für ein Urteil über Carlyles Wahrheitsliebe herauskommen, wenn man seine Kritisiermethode auf ihn selbst anwenden wollte?

Als ob es nicht daran genug gewesen wäre, dafs Taylor, der sein ganzes Leben lang bestrebt war, deutsche Litteratur in England zu verbreiten, den Ruhm eines Apostels der deutschen Litteratur einem anderen abtreten mufste, wurde auch sein Werkchen über Synonyme noch bei seinen Lebzeiten von einem geschickten Handlanger der Wissenschaft entwendet. Wie Herzfeld nachweist, ist das vielverbreitete Werk von Crabbe einfach eine Aneignung der Arbeit, die Taylor Jahre des Studiums gekostet hatte. Wahrhaftig, der Biograph Taylors, J. W. Robberds, hat Recht: *The harvest was not reaped by the hand, that sowed the field.*

London. Leon Kellner.

Lyrical Ballads by William Wordsworth and S. T. Coleridge 1798. Edited with Certain Poems of 1798 and an Introduction and Notes by Thomas Hutchinson. London, Duckworth and Co., 1898. LX, V, 264 S. 2 Porträts. 3 s. 6 d. netto.

Am 1. September des Jahres 1798 erschien in Bristol, das damals das Centrum eines bedeutenden regen litterarischen Lebens war, ein unscheinbares Oktavbändchen von einigen zweihundert Seiten, das den Titel *Lyrical Ballads with a Few Other Poems* führte, mit einer Einleitung in apologetischem Tone, die ebensowenig wie der übrige Inhalt des Büchleins die Verfasserschaft angab oder erraten liefs. Und wer hätte damals gedacht, dafs dieses lau von Kritik und Publikum aufgenommene Bändchen, dessen sich bereits nach vierzehn Tagen der Verleger zu entledigen suchte, nach genau hundert Jahren in einer äufserlich wie innerlich so herrlichen Ausgabe vor uns liegen würde, nachdem ein bereits 1890 erschienener Faksimiledruck von Dowden in mehreren Auflagen verbreitet war.

Sagen wir es nur gleich heraus: vorliegende Ausgabe ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk, ein Muster für die wissenschafliche Herausgabe neuerer Litteraturwerke, indem sie philologische Kleinarbeit mit dem feinen Takt eines geläuterten Geschmackes verbindet, überall, auch in dem am Schlusse beigefügten Noten, den litterarhistorischen Zusammenhang in den Mittelpunkt rückt und zugleich jede vernünftige Wifsbegier mit souveränster Detailbeherrschung befriedigt, ohne irgendwo durch ein erdrückendes Zuviel an gebotenem Material oder durch pedantische Trockenheit des Vortrags abzuschrecken.

Eine umfangreiche Einleitung orientiert trefflich über alle litterarischen Vorfragen: äufsere Entstehung, Druck, Aufnahme bei den Zeitgenossen, Stellung in des Dichters Geistesentwickelung und anderes mehr. Besonders die letzten beiden Punkte sind mit viel Liebe und Verständnis eingehend betrachtet. Es berührt uns schmerzlich, zu sehen, wie die kühle Aufnahme des Bändchens zum Teil Robert Southeys öffentlicher und geheimer Stimmungsmacherei zuzuschreiben ist, der, über das Geheimnis der Verfasserschaft von Cottle aufgeklärt, durch persönliche Zerwürfnisse mit Coleridge und kleinliche Eifersucht auf Wordsworth sich zu einer hämischen Besprechung der Balladen in der *Critical Review* (Oktoberheft 1798) hinreifsen liefs, die für andere Recensenten, z. B. in der *Analytical* (Dez. 1798) und *Monthly Review* (Mai 1799), das Leitmotiv abgab. Sympathisches Verständnis brachte ihnen dagegen der *British Critic* vom Oktober 1799 entgegen. Sonderbarerweise nahm man übrigens am meisten an Coleridges *Ancient Mariner* Anstofs, den wir heutigen gerade als die Perle der Sammlung schätzen.

Die Dichter selbst hatten die Mehrzahl der 'lyrischen Balladen' in der Vorrede als Experimente bezeichnet. Inwiefern dies der Fall, mufste also in der Ausgabe auseinandergesetzt werden. Und Hutchinson thut das in einer so feinfühligen tiefdringenden Weise, dafs wir gröfsten Dank ihm dafür schulden. Mit Professor Minto glaubt auch er, dafs die Wordsworth vorschwebende poetische Theorie in dem *Advertisement* von 1798, sowie in den Vorreden von 1800, 1802 und 1805 eine unglückliche Formulierung gefunden habe, indem der sehr eng gemeinte Ausdruck *'language of conversation'* irreführen mufste. Statt *'language'* hatte Minto *'style'* verstehen wollen. Aber Hutchinson zieht den Kreis noch enger: dem traditionellen Phrasenschatz, den vielen poetischen Umschreibungen, der Bevorzugung von allerhand Metaphern und Redefiguren, von vielsilbigen griechischen und volltönenden lateinischen Wörtern habe Wordsworth entgegentreten wollen.

Sehr fein schildert Hutchinson auch die Stimmung, aus der heraus Wordsworths Anteil an den 'Lyrischen Balladen' erwachsen ist. Durch die Enttäuschungen der französischen Revolution der Philosophie in die Arme getrieben, umpfing der junge Dichter mit dürstender Seele die eben bekannt gewordene Lehre William Godwins. Aber nicht lange dauerte es, bis sich ihm Godwins idealer Vernunftmensch als eine Chimäre erweist, und er in natürlicher Reaktion gegen den kalten Verstandeskultus

um so begeisterter dem Gefühlsleben der Menschheit, den elementaren menschlichen Leidenschaften sich zuwendet und eine Reihe psychologischer Studien in den 'Lyrischen Balladen' niederlegt.

Auf gleichem psychologischen Boden erwachsen und ebenfalls im Jahre 1798 verfafst sind die drei Gedichte *Peter Bell, The Three Graves, The Wanderings of Cain,* die Hutchinson deswegen zusammen mit dem ursprünglich den 'Lyrischen Balladen' einverleibten Liede an *Lewti* in einem Anhange in ihrer ersten Fassung abgedruckt hat.

Es folgen dann 60 Seiten Noten, die nach Inhalt und Anlage mustergültig sind, da sie den pedantisch genauen und doch weitschauenden Litterarhistoriker wie den geschmackvoll-abwägenden, detailfrohen Philologen in gleicher Vollkommenheit erkennen lassen, eine leider nicht häufige Verbindung von Begabung, hüben wie drüben. Man sehe nur z. B., wie gewissenhaft der Quelle aller archaischer Wörter im *Ancient Mariner* nachgespürt ist und so gezeigt wird, dafs Coleridge schon vor 1798 eifrig seinen Chaucer studiert hatte und nicht nur aus der 'Legende von den Guten Frauen', den Erzählungen des Schaffners und Ritters einige Vokabeln sich zu eigen machte, sondern sogar die Figur des Geister-Weibes *Life-in-Death* nach der *Ydelnesse* des Rosenromanes modellierte.

Zwei Porträts in trefflich gelungener Photogravüre, das des achtundzwanzigjährigen Wordsworth und des zwei- bis dreiundzwanzigjährigen Coleridge, sind dem vornehm-edel ausgestatteten Bändchen beigegeben.

Wenn ich noch hinzufüge, dafs zu alledem das Büchlein für den niedrigen Preis von 3 s. 6 d. geschmackvoll gebunden zu erstehen ist, so wird man mit mir den lebhaften Wunsch teilen, dafs die schöne Ausgabe im Besitze jedes Lehrers und jedes Studierenden des Englischen sein möchte und recht oft zu Seminarübungen Verwendung finde, wozu sie sich ganz besonders eignet.

Würzburg. Max Förster.

William Black. Wild Eelin.

William Black, von dem im Archiv schon oft die Rede war, ist im Dezember 1898, 57 Jahre alt, gestorben. Sein letzter Roman, Wild Eelin, repräsentiert noch einmal alle guten und schlimmen Eigenschaften des schottischen Dichters. Wild Eelin ist der letzte Sprofs der Macdonalds of Kinvaig, eine Hochlandstochter wie Madcap Violet und andere Heroinen Blacks, die fröhlich und ohne Ziel dahinlebt, fährt, schwimmt, florettiert, dichtet, singt und mit Pistolen schiefst, mit einem Wort: ein out-of-door life ohne Sorgen führt, bis sie sich von einem halb verkommenen, aber einflufsreichen und zwei sehr ernsthaften Liebhabern umgeben sieht, die sie in schwere und ans Leben greifende Konflikte bringen — der rohe englische Peer wird mühsam ferngehalten, dem jugendlich braven Dichterredakteur Archie Gilchrist aber hat sie in einer Aufwallung ihres kameradschaftlichen Gefühls für ihn die Ehe versprochen und wird doch bald darauf von tiefer Liebesleidenschaft zu Somerled Macdonald, dem schlich-

ten, kraftvollen kanadischen Eisenbahnkönig, ergriffen. Das bringt sie um ihren naiven Frohmut und wirft sie zuletzt aufs Krankenlager. Im Fieberwahn stürzt sie sich in den kalten Flufs, und Archie Gilchrist, der sie gerettet hat, erfährt aus ihren Phantasien, dafs sie Somerled liebt. Zwischen ihm und sich schafft er männlich Klarheit; beide fahren zu Wild Eelin, mit der es unterdes besser gegangen ist, und finden — eine Leiche.

Dieser Schlufs ist eine totale Enttäuschung — durch nichts motiviert, wie es bei Black vorkommt. Nachdem die von Natur durchaus auf gute Ausgänge angewiesene Kompositionstechnik rohe Zufallseffekte mehrmals vexierend angezogen hat, rächt sich solches Spielen mit der Lunte zum Schlufs durch eine Explosion, die, wenigstens in diesem Falle, den bisherigen guten Eindruck völlig über den Haufen wirft und die angesammelte Spannung ins Blaue verpufft. Aber jener gute Eindruck an sich ist wohlbegründet. Für die oft beklagte Unwahrscheinlichkeit der Charaktere im Guten und Bösen wird der Leser auch diesmal reichlich entschädigt, denn im einzelnen ist alles sympathisch und gut und tüchtig. Wie in Stand Fast, Craig-Royston und anderswo klingt es auch hier im ganzen Roman von schottischen Liedern, und während die eingestreuten Naturschilderungen, in manchem Gegensatz besonders zur Daughter of Heth, mit virtuoser Konzentration rein um ihrer selbst willen gehandhabt werden, nicht ohne Schrammen und Kollisionen für den Eigenkurs der Handlung, stehen jene Lieder in lebendiger Wechselbeziehung zu dem Seelenleben der einzelnen Charaktere: das Eintreten Gilchrists oder Wild Eelins für oder gegen Macneill, Tannahill, Burns etc. ist die Äufserung ihres Temperaments, gälische Laute werden von diesen schottischen Landeskindern in die Schriftsprache übertragen und umgekehrt, Verstehen und Nachempfinden treibt eigene Blüten hervor, und zuletzt vermittelt das Lied 'The Braes of Glenbraon', dessen Melodie sogar — mit allerdings recht schlechtem Klaviersatz — abgedruckt wird, auf ergreifende Art zwischen den zweien, als sie nicht mehr freien Weg zueinander haben. Philosophische Erörterungen über das Problem der Seelenwanderung im Munde eines alten, halbidiotischen Gärtners müssen wir uns als Dialektzugabe, für die das heutige englische Lesepublikum ja sehr empfänglich ist, gefallen lassen, und für die genaue Beschreibung eines Lachsfangs, eines Boxertrics, einer Duellscene beansprucht der im eifrigen Sport ergraute Dichter, der ehemalige Kriegsberichterstatter von 1866, auch diesmal das Interesse des Lesers. Aber nichts wirkt ermüdend, denn die Erzählung bleibt im scharfen Tempo, wie der die Scenerie beherrschende River selbst, und herzhaftes Geplauder läfst keine Hinterhaltigkeiten, keine Quertreibereien mit Absichten und Unbestimmtheiten aufkommen. — Mit Black ist ein kräftiger und in England aufserordentlich gern gelesener Erzähler dahingegangen, der allerdings weder auf künstlerische Richtungen jemals Einflufs hatte, noch von ihnen beeinflufst wurde, wie er denn der Short Story nur einmal ein sehr mäfsiges Zugeständnis in Magic Ink and other Stories gemacht hat.

Berlin. R. Biedermann.

Castle Meadow. By Emma Marshall. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897. (Collection of British Authors. Vol. 3238.) 295 S. 8.

Die Verfasserin, von der schon 25 Bände bei Tauchnitz erschienen sind, verspricht in der Vorrede, uns die Jugendgeschichte zweier Norwicher Wunderkinder aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erzählen: des Malers John Crome und des Musikers William Crotch, der schon im Alter von zwei Jahren auf der Orgel spielen konnte. Sie hält aber nicht ganz Wort, denn den Hauptraum des Buches und das Hauptinteresse des Lesers beansprucht eine rührende, doch nicht neue Liebesgeschichte zwischen der reizenden Hyacinth Woodrow und dem armen Buchhalter Philip Sandford. Der alte Woodrow, der verschiedene Betrügereien auf dem Gewissen hat, will seine Tochter durchaus dem sechzigjährigen reichen Lüstling Royston, seinem Mitschuldigen, zur Frau geben. Den Ränken dieses Menschen gelingt es, den armen Philip unter dem Vorwande der Beförderung nach Amerika zu senden, wo er schliefslich verschollen ist. Hyacinth bleibt ihm aber treu, selbst als er als einarmiger Krüppel zurückkehrt, und Roystons Schandthaten werden durch eine stets im rechten Augenblick Gutes stiftende Tante aufgedeckt. An der Aufregung darüber geht der Schurke elend zu Grunde. Eine rührende Nebenfigur ist die kleine schwindsüchtige Belle, welche der lustige Laufbursche John Crome verehrt und die sich kurz vor ihrem Tode als die natürliche Tochter Roystons entpuppt. Die Verfasserin verweist öfters in schulmeisterlichem Tone auf die damaligen Sitten und ihren Unterschied mit den heutigen.

Berlin. Emil Penner.

M. Betham-Edwards, I. A storm-rent sky. (Coll. of Brit. Authors. Vol. 3280). II. Reminiscences. (Coll. of Brit. Auth. Vol. 3290.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Der 'sturm-zerrissene Himmel' ist der von Frankreich zur Zeit der grofsen Revolution, der Held aber ist Danton, der edle Revolutionär mit der Stentorstimme und dem Lammesherzen, die Knie benetzt von den Thränen dankbarer Witwen und Töchter (nach B.-E. wenigstens). Heldenhafter jedoch ist Richarde, die Jugendgeliebte Dantons, die wohl sieht, dafs er als Sohn eines reichen Bourgeoishauses sie nicht gut heiraten könnte, ihn daher abweist, später jedoch, nachdem sie durch Kriegsthaten zu Ansehen und Mitteln gelangt ist, ihn, den Mann einer anderen, den gestürzten Machthaber, rettet. Damit der Held doch nicht ganz von ihr in den Schatten gestellt werde, mufs er es am Schlufs freilich vorziehen, freiwillig nach Paris zurückzukehren, zu gewissem Untergang. Richarde kann nur noch seinem Verderber Robespierre ebenfalls den Untergang voraussagen, bis auf den Tag genau. Neben diesen heroischen Begebenheiten läuft die idyllische Schilderung eines französischen Dorfes einher,

in dem trotz aller politischen Stürme der Pfarrer ein behaglicher Voltairianer, der Sakristan ein Humorist, die Jahrmärkte lustig, die Bauern brav und die Bourgeois vornehm bleiben: ein mit warmer Liebe für das französische Volk gemaltes Bild zu dem das anstofsende deutsche Rheingebiet mit seiner strafsenarmen Barbarei, seinen vielen Banditen — selbst die Fräulein müssen bei uns immer mit Pistolen ausreiten — und seinen invasionsgierigen Prussians und Austrians einen schauerlichen Eindruck macht.

Offen gestanden habe ich obigen Roman nur gelesen, weil mich die 'Reminiscences' der Verfasserin vorher angezogen hatten. Sie hat nämlich mehrfach Deutschland bereist und weifs uns manches Interessante aus der Halbvergangenheit zu erzählen. In Württembergs Hauptstadt lief vor vier Jahrzehnten noch die Gosse durch den englischen Park in den Neckar, und die abgetragenen Kleider der Königin wurden von den Zofen an die getreuen Unterthanen verkauft, um womöglich vor der Königin selbst getragen zu werden: ja, das war noch die Zeit, wo 'instead of the actual dead level, the Prussianizing of Europe from Potsdam to Stuttgart, a traveller passed from one pituresque state to another. Wherever he went he found engaging naïvité of manners, costumes, speech. All this belongs to the past. Despite its literary, artistic and musical attractions, Germany has become totally uninspiring, depressing indeed, to the fredom-loving (!) Anglo-Saxon mind.' Vor vierzig Jahren, ach, da waren die Augen jung, und Mitleid wirkt sympathischer als Achtung. Wer jetzt in Deutschland nicht immerfort über Politik spricht, schweigt nur aus Furcht, weil 'speech no more than the press is free' (S. 119)! In Wien 1882 fiel der Verfasserin auf, wie die Damen Strümpfe strickten und dazu Goethe lasen, wie die obere Gesellschaft glänzte, während sich die Untergebenen in sklavischen Handküssen gefielen, wie die Arbeiter half-penny bank-notes (gemeint sind Zehn-Kreuzer-Noten) statt der Scheidemünze bekamen und dabei doch im Wurstlprater jubilierten. Fiendish Haynau, gallant prince Maximilian, and that simulacrum of the greatest criminal that ever lived, the third Napoleon, wandeln vor uns vorüber. Auch Karl Marx taucht einmal auf; aber obwohl ihn sein Socialismus der Verfasserin entschieden empfahl, fand sie an ihm doch that Teutonic, speculative dreaminess so often allied in Germany with reasoning power of the highest order. Ihre Lieblingsstadt in Deutschland ist Leipzig, und besonderes Lob erntet der verstorbene Baron Tauchnitz, als vornehmer Geschäftsmann sowohl wie als gründlicher Litteraturkenner. Dagegen entwirft sie von Goethes Schwiegertochter Ottilie und von seinen Enkeln ein halb melancholisches, halb ironisches Bild; kein Urteil wurde laut in diesem Kreise, ohne dafs beigefügt wurde: 'der Grofsvater meinte auch —'. Flüchtig wird noch Bebel, ausführlich Liszt behandelt. Im ganzen kommt die Verfasserin über flüchtige Personaleindrücke nicht hinaus: ihre Bücher über Frankreich zeugen von ungleich ernsteren Studien. Für England erfahren wir am meisten über George Eliot und ihren Kreis, obwohl wir da lesen: For my own part, I would not give that immortal chapter in which Jane Eyre

puts on a clean muslin dress and prepares to meet her lover, for the whole of George Eliot's great prose epic 'Middlemarch'. Suffolk, wo die Verfasserin in der Jugend lebte, erscheint in idyllisch verklärtem Licht; dagegen deutet sie mit Schauder auf that terrible cat and dog-life of Jane and Thomas Carlyle. 'No,' ruft sie schliefslich aus, 'let the Schopenhauers, the Ibsens, the Nietzsches say what they will, Life is good and wholesome! It rests with ourselves whether it prove a curse or a benediction.'

Berlin. A. Brandl.

Max Pemberton, The garden of swords. (Coll. of Brit. Auth. Vol. 3360.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Ein Engländer behandelt hier den Krieg von 1870 in einem Roman, der sich um eine französische und zwei britische Persönlichkeiten dreht: um einen Kapitän der Napoleonischen Armee, neu vermählt mit einer Tochter Albions, während ein englischer Freund den Dritten spielt. Der Franzose ist innerlich gutmütig, aber ohne 'sense', macht aus der Ehre einen Gott, hält auf ein windiges Gerede hin sofort den englischen Freund seiner Frau für einen Verführer und verliert dadurch ihre redliche Liebe; nur ihr Mitleid bleibt ihm, als Verwundeten pflegt sie ihn bis zu seinem Verscheiden. Hatte sich das weibliche England für den Franzosen erwärmt, so stellt sich der englische Freund auf die deutsche Seite: denn alles, was ihm an den Deutschen auffiel, *order, method, strength, iron will, is the property of the Saxon; we may not like it, but we must not dispute it* (S. 147—148). Er wird sogar deutscher Soldat, fällt dann in Strafsburg während der Belagerung in die Hände der Spionriecher und würde ermordet werden ohne die Hilfe seiner Landsmännin, der Kapitänsfrau. Auf dieser charakteristisch verteilten Gemütsgeschichte liegt das Schwergewicht des Romans. Von Kriegsläuften spielt aufser der Belagerung Strafsburgs besonders die Schlacht bei Wörth herein, doch sind diese Schilderungen weder der Wirklichkeit genau nachgebildet, noch von packender Phantasiekraft. Einfluſs von Zolas 'Débâcle' glaubte ich mehrfach zu spüren; so wenn der Kapitän am Abend vor der Schlacht sich von seiner Truppe weg zur Frau — beim englischen Erzähler allerdings zur eigenen Frau — stiehlt, oder wenn ein deutscher Spion kannibalisch umgebracht wird. Das Hauptinteresse ruht auf der Völkerstudie, die der Verfasser anstellt, und deren Ergebnis er am deutlichsten bei der Charakterbeschreibung des englischen Freundes — hoffentlich wird er die Witwe des Kapitäns mit der Zeit trösten — ausspricht: *The French, as a people, fascinated him, yet wan no allegiance from him. His own gifts of strength of will and purpose of method, of physical capability, were past such gifts as he found wanting in all the Frenchmen he knew. The power to achieve by thought and years, that power which was the very heart of Germany, engrossed him always.*

Berlin. A. Brandl.

Paul Marchot, Le roman breton en France au Moyen Age. Fribourg (Suisse), Librairie de l'Université (B. Veith), 1898. 90 S. 8.

Eduard Wechssler, Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. Halle a. S., Niemeyer, 1898. VII, 212 S. 8.

Marchot beabsichtigt mit diesem Abschnitt aus seinen Vorlesungen über altfranzösische Litteratur eine Lücke auszufüllen und den Studenten, namentlich den angehenden Romanisten, in aller Kürze über den sogenannten bretonischen Roman (die altfranzösischen Lais, Artus- und Graltexte) zu orientieren. Er betont zwar ausdrücklich, dafs er keine eigenen Resultate bringe; allein er hat sich seine Aufgabe gar zu leicht gemacht; denn seine Schrift enthält eine Reihe ungleichwertiger Analysen, ist aber im übrigen kaum etwas anderes als eine Kompilation aus verschiedenen Arbeiten von Gaston Paris; ich meine besonders die bekannte Arbeit in der *Histoire littéraire* Band XXX, den betreffenden Abschnitt im *Manuel*, die Abhandlungen über den Lancelot und Tristan. Allein nicht einmal alle Arbeiten von G. Paris scheinen dem Verfasser bekannt zu sein: so nicht die Abhandlung über den Bel Inconnu (*Romania* Bd. XV); denn Marchot hätte in der Analyse dieses Gedichts sonst kaum verfehlt, in aller Kürze auf die Episode vom Zauberkufs hinzuweisen. Nur wenige Texte scheint der Verfasser selbst gelesen zu haben; bei der Inhaltsangabe von Meraugis de Portlesguez wird auf Junkers Grundrifs der Geschichte der französischen Litteratur verwiesen! Unedierte Texte wie Ider, Rigomer sind überhaupt nicht genannt; die viel umstrittene Frage über den Anteil von Kymren und Bretonen an der *matière de Bretagne* wird nur flüchtig berührt; Namen wie H. Zimmer, W. Foerster, Heinzel, Loth, Nutt, Golther, Lot u. s. w. fehlen. Gerade ein Hilfsbuch für Studierende hätte einige bibliographische Notizen bringen sollen, mittels deren der Leser sich eventuell eine etwas eingehendere Kenntnis hätte verschaffen können; allein es wird nicht eine einzige Ausgabe angeführt, und doch hätte der Verfasser diesem Mangel — wenn nicht anders — leicht mit Hilfe von Gröbers gehaltreicher französischer Litteraturgeschichte abhelfen können, die er einmal citiert. Die Arbeit genügt meines Erachtens kaum den bescheidensten Ansprüchen, die man an ein Hilfsbuch für Studierende zu stellen hat, und es ist zu bedauern, dafs der Verfasser, dem wir auf grammatischem Gebiete manches Gute verdanken, nicht mehr Zeit darauf verwandt hat.

Erheblich höher steht die Arbeit von Wechssler, der die künstlerische Entwickelungsgeschichte der Gralsage bis auf Wagners Parsifal zu geben beabsichtigt, besonders bei den künstlerischen Höhepunkten, namentlich bei Crestien de Troyes, Guiot-Wolfram, Richard Wagner länger verweilt und die psychologischen Probleme, die dieselben verfolgen, zu eruieren sucht. Dies geschieht im ersten Teil des Buches, S. 1—107; S. 109—190 enthalten Anmerkungen und Exkurse, in denen unter anderem

diejenigen Graltexte, die keinen poetischen Eigenwert besitzen, besprochen und des Verfassers Ansichten über die Bildung der grofsen Prosaromanreihen zusammengefafst werden. Gleichwie in seiner 1895 erschienenen Habilitationsschrift[1] und in einer seither im 23. Band der *Zeitschrift für rom. Phil.* veröffentlichten Abhandlung bewährt sich der Verfasser als guter Kenner der Grallitteratur, namentlich der in Prosa geschriebenen, und er bemüht sich, mit Hilfe von manchmal zu weit gehenden Kombinationen in das doch allmählich sich etwas klärende Chaos weiteres Licht zu bringen. Wechssler tritt der Ansicht bei, dafs der Gral ursprünglich ein Wunschgefäfs sei und dafs diese Grundbedeutung, worin ich nicht beistimme, in allen Versionen stets klar zu Tage trete oder stets leicht zu erkennen sei. Er hält an der Erklärung des Wortes *graal* aus *gradalis* fest,[2] vergleicht das Gefäfs mit einem modernen Tafelaufsatz und glaubt nicht, dafs erst Crestien de Troyes den Gral in die Litteratur eingeführt habe. Ursprünglich habe ein keltischer legendarischer Gralcyklus bestanden, auf den mehr oder weniger direkt Robert von Borron zurückgehe; die Verbindung der Grallegende mit der eigentlichen Parzivalsage, die gleichfalls keltischer, speciell walisischer Herkunft ist, wurde in Frankreich vorgenommen, und zwar nicht erst durch Crestien. Neue Vermutungen spricht der Verfasser über den letztgenannten aus: Crestien soll Kanonikus an der Kathedralkirche zu Beauvais gewesen sein und seinen Conte du Gral zwischen 1180 und 1181 am königlichen Hofe zu Paris verfafst haben, wo des Dichters Gönner Philipp von Flandern damals als Vormund Philipp Augusts die Regentschaft führte. Die Momente, die dies zeigen sollen (vgl. S. 149 ff.), sind nicht alle gleichwertig; hier wie noch anderwärts wird vom Verfasser manches zu unbedenklich als sicher hingestellt: so auch wenn er, ohne die Zeit irgendwie genauer anzugeben, behauptet, keltische Ritterromane seien schon an den keltischen Höfen vorgetragen worden (S. 140), oder die Bemerkung (S. 50), dafs der spiritualistische Liebesbegriff der Grundgedanke des Minnedienstes sei. S. 78 leugnet Wechssler mit Recht die Möglichkeit, eine exakte Trennung zwischen dem vorzunehmen, was Wolfram, bezw. was seiner Quelle — nach Wechssler sicher Kyot-Guiot — angehört; gleichwohl glaubt er über Guiot alles Mögliche erzählen zu können, und die Germanisten werden vermutlich mit der Rolle, die Wechssler Wolfram zuschreibt, nicht ganz zufrieden sein. Wenn auch gar mancher Leser dem Verfasser für die mit Wärme geschriebene Charakteristik von Wagners Parsifal dankbar sein wird, so werden jedenfalls nicht alle mit ihm Wagner als unvergleichlichen Meister deutscher Dichtersprache hinstellen. — Interessant ist die Beobachtung (Anm. 83, S. 159 ff.), dafs die Artusromane in Rhapsodien zu ca. 2000 Versen zerfallen sollen, deren jede als Lektüre für einen Tag beabsichtigt und

[1] Über die verschiedenen Redaktionen des Robert von Borron zugeschriebenen Graal-Lancelot-Cyklus. Halle.

[2] S. dazu das treffliche Werk von Wilhelm Hertz, Parzival von Wolfram von Eschenbach, neu bearbeitet. Stuttgart 1898 (S. 420), das Wechssler noch benutzen konnte.

durch Ruhepunkte oder durch schärfere Abschnitte gekennzeichnet seien. Diese und eine Reihe anderer Fragen, die der Verfasser aufwirft, bedürfen noch genauerer Untersuchung. Dankenswert ist die reichhaltige Bibliographie und die Beilage, in welcher auf einem Blatt ganz kurz die sechs Bedeutungen des Grals in allen erhaltenen Graldichtungen verzeichnet werden. Im grofsen und ganzen läfst sich an dem Buche manches aussetzen, ich will auch die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs mir die deutschen Übersetzungsproben aus Crestiens Gedicht nur zum Teil gelungen erscheinen; allein es sei nochmals hervorgehoben, dafs die Schrift namentlich in den Anmerkungen eine Reihe neuer Gedanken enthält, die zwar zum gröfseren Teil noch unsicher sind, aber zu weiterem Nachdenken anregen. Möge der Verfasser sein Vorhaben, verschiedene Punkte einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, recht bald ausführen können; er wird dann zur weiteren Klärung der zum Teil ungemein schwierigen Fragen, welche sich an die Gralsage knüpfen, wesentlich beitragen.

Bern. E. Freymond.

Dr. Wilhelm Bruckner, Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen. Wissensch. Beilage zum Bericht über das Gymnasium in Basel. Schuljahr 1898/99. Basel, Reinhardt, 1899. 33 S. 4.

Meyer-Lübke sagt in seiner Italienischen Grammatik S. 9, dafs Diez Gram. I, 61 ff. fürs Germanische im Italienischen immer noch das Beste sei. Er wird jetzt auch der Meinung sein, dafs wenigstens für einen Teil des fraglichen Stoffes die Behandlung der germ. Bestandteile im Ital. durch Bruckner eine wesentliche Förderung erhalten hat. Allseitige Beherrschung des mannigfaltigen Stoffes und eine sichere Methode haben Bruckner dieses schöne Ergebnis ermöglicht. Man darf wohl sagen, dafs beim jetzigen Stande unseres Wissens sich nicht mehr und nichts Besseres hätte sagen lassen. Bruckners Abhandlung liest sich wie aus einem Gusse. Allerdings mufs gesagt werden, dafs sich die Lektüre der Arbeit nur durch eine grofse Beschränkung, die sich der Verfasser selbst auferlegt hat, so erfreulich gestaltet. Er hat im wesentlichen nur etymologisch sichere Beispiele herangezogen, und unter diesen auch nur solche, die charakteristische Merkmale für die Sichtung des Stoffes, d. h. für die Bestimmung der Herkunft und der Zeit der Entlehnung, hergeben können. Das Unerfreuliche und Unbefriedigende des Problems fängt aber erst bei den vielen Wörtern an, deren Herleitung zweifelhaft ist oder deren Lautgestaltung so farblos ist, dafs sich schlechterdings nichts weiter von ihnen ablesen läfst als im günstigsten Falle die germanische Abstammung. Andererseits mufste sich Bruckner wohl solche Beschränkung auferlegen, wenn er das vorgesetzte Ziel erreichen wollte, sichere Kriterien für die nähere Bestimmung der germanischen Bestandteile im Italienischen aufzufinden. Das Ziel aber ist erreicht, solche Kriterien sind aufgestellt; mit ihrer Hilfe ist ein Teil der Ableitungen kritisch gesichert; in anderen

Fällen hat sich der Verfasser nicht damit begnügt, bisher gültige Etymologien zurückzuweisen, er hat fast immer eine neue und bessere vorgeschlagen. Ich erwähne hier nur *recare* herbeischaffen, das er auf got. *rikan* 'darreichen' anstatt auf ahd. *reechen* (< *rakjan*) zurückführt (S. 13); *staggire*, das er (S. 15) zu got. **stadjan* = anord. *stedja* 'anhalten, fixieren' stellt anstatt zu ahd. *stātian* (vgl. Storm, Rom. V, 167); *caleffare* 'verspotten', für das er langob. **cleffon* = ags. *cleopian, clipian* 'rufen, schreien' ansetzt (S. 19) und *romire* 'brausen', das er sehr glücklich zu langob. **(h)raumjan* = ags. *hrieman* 'lärmen' stellt.

Bruckner unterscheidet unter steter Berücksichtigung der kulturhist. Momente ebenso wie der lautlichen eine vulgärlat. Schicht (S. 6—8), eine gotische Schicht (S. 8—16), eine langobardische Schicht (S. 16—22), eine franko-provenz. Schicht, d. h. Lehnwörter deutschen Ursprungs, die erst durch Vermittelung des Französischen ins Italienische gedrungen sind (S. 22—28), und schliefslich direkte Entlehnungen aus der Zeit des Mittelalters (Kaiser- und Landsknechtszeit) und der Neuzeit.

Was die erste, die vulgärlat. Schicht anbetrifft, so bekenne ich, dafs ich mich gegenüber der Frage von den Lehnwörtern aus der Kaiserzeit, also vor der Völkerwanderung, früher zu ablehnend verhalten und den Umfang dieser Entlehnungen unterschätzt habe. Hinsichtlich lautlicher Kriterien, die bei diesem Problem von Nutzen sein können, haben Pogatscher (Zeitschr. f. rom. Phil. XII, 552 ff.) und Bruckner sicher recht, wenn sie vulgärlateinische Entlehnung überall da erkennen, wo eine romanische Mundart das germ. Wort in einer Form enthält, die der für diese rom. Mundart geschichtlich-geographisch in Betracht kommenden germ. Mundart nicht entspricht. Dies gilt z. B. für it. *uosa* 'Gamasche', altspan. *huesa*; span. *fieltro* und *yelmo*. Als sehr richtig erscheint mir auch Bruckners Bemerkung S. 11. 16, dafs Ausdrücke des Kriegswesens eher der vulgärlat. Schicht zuzuweisen sind als Wörter des Staats- und Rechtswesens, da diese gemeinhin erst in die roman. Volkssprache aufgenommen sein werden, als ein germ. Staat auf römischem Boden bestand. Man darf aber in der Annahme solcher vulgärlat. Entlehnungen nicht zu weit gehen, denn auch bei gemeinromanischer Verbreitung eines Wortes ist Einzelentlehnung durchaus nicht unmöglich. Die Gründe, die für vulgärlat. Entlehnung der Sippe des it. *guisa* und der roman. Farbbezeichnungen germ. Ursprungs (it. *bianco, bruno, falbo, biavo, griso, grigio, biondo*) sprechen sollen, sind, von *biondo* abgesehen, nicht triftig genug (S. 7).

Ich komme zur got. Schicht und habe da nur wenige Bemerkungen zu machen. Ahd. *stëccho* (S. 8) entspricht doch nicht einem got. **stika*, sondern einem **stikka*; vgl. ags. *sticca*, ndd. *stikk*. Es will mir übrigens doch scheinen, dafs *steccone* zu einem langob. **stikko* schw. m. gehört. Für it. *grappa*, sp. prov. *grapa* 'Klammer, Haken' setzt Bruckner got. *krappa* schw. m. als Grundwort an (S. 12). Wahrscheinlich mit Recht, aber gesagt mufs doch werden, dafs die Sippe des ahd. *krāpfo* gewöhnlich mit *ā* angesetzt wird und daher ein got. *krēppa* erfordert (s. Kluge, Etym. Wb. u. Krapfen). Got. *rakjan* (S. 13) hätte nicht mit einem Stern versehen

zu werden brauchen, da ja *uf-rakjan* 'ausstrecken' belegt ist, dagegen durfte S. 14 bei got. *stalla* der Stern nicht fehlen. Sehr treffend scheint mir ein got. **dubbōn* = an. *dubba* 'anziehen, ausrüsten' für it. *addobbare* angesetzt zu sein; dagegen kann ich mir in der Gleichung *schippire* = got. *slipjan* (S. 12) die Erhaltung des *i* nicht erklären: *slihti* ergiebt *schietto*, lat. *plĭco* gar *pĭĕgo*. Wenn auch it. *bidello* (S. 16) schon aus got. Zeit stammen mag: für das franz. *bedeau* ist so frühe Entlehnung des erhaltenen *d* wegen ausgeschlossen. Vielleicht stammt aber das franz. Wort aus dem Italienischen (als Universitätswort?). In der Gleichung it. *bandire* 'öffentlich ausrufen, des Landes verweisen', span. port. prov. *bandir* = got. *bandvjan* (S. 15) ist mir unerklärlich, warum *v* spurlos verschwunden ist. In der Verbindung — *ndv* — war *d* sicherlich schwach und wäre eher verloren gegangen als *v*. Vgl. emil. *smalvir* 'zerknittern', das Bruckner selbst (S. 33) mit Recht zu got. *malvjan* in *gamalvjan* 'zermalmen, zerknittern' stellt, ferner prov. *a-manevir* = got. *manvjan*. Bei it. *stia* 'Hühnersteige' < got. *stīga* gegenüber it. *bica* 'Beige, Haufen übereinander geschichteter Dinge' < langob. *bīga* wäre eine Heranziehung von it. *riga* 'Zeile, Streif' < altd. *rīga* sehr wünschenswert gewesen. Ist denn wirklich als erste Stufe des Schwundes von intervokal. *d, t* unter allen Umständen auf allen Gebieten des Roman. *d* anzusetzen (s. S. 9, Anm. 4)? Schwund oder Veränderung des intervokal. *d* (= germ, *d, d, þ*) ist auch auf weiten Gebieten des Niederdeutschen eingetreten. Der Dialekt der Priegnitz (Nordwest-Brandenburg) bietet uns nun z. B. vom alts. *wadan* (ags. *wadan*) 'waten' (= it. *guadare*) drei Formen: der östl. Teil der Ostpriegnitz sagt *wǭdn̥*; der Teil der Westpriegnitz, der an Mecklenburg stöfst, sagt *wǭ-rn̥* (*d* > *r*), und der Strich zwischen Havelberg und Kyritz sagt *wǭiən* (< *wǭən*), mit dem auch aus den roman. Sprachen so bekannten sekundären *i, j*.

Zu dem trefflichen Abschnitte, der von den germ. Lehnwörtern aus dem Langob. handelt, habe ich nur wenige Bemerkungen zu machen. Ich verstehe nicht, wie it. *loggia* vom langob. *laubia* kommen soll (S. 17). *Habeat* ergiebt *abbia, laubia* müfste also etwa *lobbia, lubbia* ergeben. Ich meine, dafs Meyer-Lübke Rom. Gr. I, § 507 mit Recht für *loggia* Entlehnung aus dem Französ. (od. Provenz.?) annimmt, wie prov. *lotja* selbst sicher aus dem Französ. stammt. It. *stacca* 'Pfahl, Schaft' (S. 20) möchte ich in Hinblick auf das span. und prov. *estaca* doch lieber auf ein got. **staka* schw. m. = aschwed. *staki* als auf ein langob. **stakka* zurückführen. Zu it. *zęcca* 'Zecke' (S. 18) möchte ich immerhin darauf hinweisen, dafs die ndd. Form *tęk f.* ein *tika* voraussetzt (cf. mecklenb. *frēr* < alts. *frīþu* 'Friede', *tēf* = ags. *tife* 'Hündin') und dafs *zęcca* eben auch auf einem langob. **tikka* = andd. *tika* beruhen kann. Auf keinen Fall gebe ich Bruckner zu, dafs anlautendes *p* im Langobard. unverschoben geblieben sei. Anlautendes *t* ist verschoben worden; inlautendes *p* ist nach Vokalen wie nach Konsonanten verschoben worden. Wie soll es nur denkbar sein, dafs im Anlaut *p* erhalten geblieben sei, gerade im Anlaut, wo die Aspiration und daher die Gefahr der Verschiebung doch am stärksten gewesen sein mufs? In seiner 'Sprache der Langobarden' (S. 144) führt Bruckner

als Beweis für Erhaltung des anlautenden *p* aus langobardischen Urkunden den Sachnamen *plōvus* od. *plōvum* (= ahd. *phluoc*) > lomb. *piò* 'Pflug' und die Eigennamen *Placiprandus, Placimundus* (= ags. *Plegmund*) an. Wir haben es hier meines Erachtens wie so oft mit Lautsubstitution zu thun. In der germ. verschobenen labialen Affricata wog *p* zunächst sicher vor, und besonders wenn noch ein Konsonant, wie hier *l*, folgte. Die Romanen hatten zur Wiedergabe dieses Lautes weder einen Laut noch ihre Schreiber ein Lautzeichen. Und so geschah dasselbe, was früher geschehen war, als die Römer sich mit dem griech. *φ* abzufinden hatten; man setzte für *pf p* ein, wie man früher aus *ἄμφορα ampora*, aus *πορφύρα purpura* gemacht hatte und wie man später germ. *þ* durch *t* ersetzte.

Wir kommen zu den germ. Lehnwörtern, die vermittelst anderer roman. Sprachen ins Ital. gedrungen sind. Hier fällt vor allem auf eine neue bestechende Herleitung des vielgenannten it. *sagire*, prov. *sazir*, afrz. nfrz. *saisir*. Ich war (Germ. Elem. S. 72) bei dem frühoberdeutsch. *sazjan* stehen geblieben. Ich kann nicht sagen, dafs ich von dieser Etymologie durchaus befriedigt sei, und eine neue bessere Herleitung würde ich mit derselben Freude begrüfsen, wie ich seinerzeit Thomas' neue Erklärung von *aise, agio* (Rom. XXI, S. 506) begrüfst habe. Doch scheint mir diese Freude noch nicht ganz berechtigt zu sein. Bruckner schlägt als Grundwort (S. 24 f.) germ. **sakjan* vor, das von germ. *saka* 'Rechtshandel, Prozefs' abgeleitet wäre. Wir hätten es also mit einem Ausdruck der Rechtssprache zu thun, und **sakjan* würde formell sehr gut passen. Aber ist man denn berechtigt, neben dem germ. sehr verbreiteten starken Zw. *sakan* ohne weiteres ein schw. v. **sakjan* anzusetzen, von dem in keinem germ. Dialekt auch nur eine Spur vorhanden wäre? Das regelrechte schw. v. zu *sakan* ist doch *sōkjan*, und dies lebt ja denn auch in zahlreichen Abkömmlingen (s. ags. *sēcan*, ne. *seek*; alts. *sōkian*, nndd. *sōken* 'suchen'). Dann heifst auch *saka, sahha* nur ganz allgemein Rechtshandel, Prozefs und die davon abgeleiteten denominat. Zw. mhd. *sachen*, mndd. *saken* auch weiter nichts als 'einen Rechtshandel anstrengen, klagen'. Von dieser allgemeinen Bedeutung aber ist es bis zu dem bestimmten Rechtsakte 'jem. in den Besitz setzen' noch sehr weit, und so glaube ich, dafs die Frage noch nicht entschieden ist. Dagegen scheint mir der Nachweis, dafs das Ital. auch Seemannsausdrücke deutschen Ursprungs aus dem Französ. entlehnt habe, unwiderleglich gelungen (S. 26 f.), und Meyer-Lübke wird seine Ansicht in Bezug auf diesen Punkt ändern müssen. Ungern vermifst man in diesem Abschnitt it. *osbergo*, das vom afrz. *osberc*, und *usbergo*, das wohl vom prov. *ausberc* kommt (s. G. Paris, Rom. XVII, S. 428, Anm. 6).

Im letzten Kapitel ist wiederum sehr dankenswert die Aufstellung der Kriterien, die zur Unterscheidung älterer und jüngerer Entlehnungen aus der neueren Zeit dienen können.

Es war eine Lücke in Bruckners trefflichem Buche: Die Sprache der Langobarden (QF 75, Strafsburg 1895) gewesen, dafs der Verfasser die langob. Lehnwörter im Ital. ganz aufser acht gelassen hatte; und es ist

eine Lücke in der vorliegenden Abhandlung, dafs er die ital. Eigennamen got., langob. und fränk. Ursprungs ganz beiseite gelassen hat, und doch hätte gerade Bruckner auf diesem noch so brach liegenden Gebiete sicher manches erfreuliche Ergebnis schaffen können. Es hätte sich da unter anderem zeigen müssen, ob nicht das got. *a* in der Kompositionsfuge gegenüber dem *o* der westgerm. Dialekte (got. *Viljarēþ* gegenüber *Hariobaudus*) ein Kriterium für Bestimmung der Herkunft der Eigennamen abgegeben hätte. Auch will es mir scheinen, dafs Bruckner die vielumstrittene Erklärung der Accus. *Bertain, Aldain* u. s. w. hätte fördern können. Er weist in der Sprache der Langob. § 37, Anm. 2 auf Formen wie *Willīnus, Nandīnus* in langob. Urkunden hin, zu denen die Kurzformen *Willī, Nandī* die langob. Nominative sind. Wir haben also zu allen drei Kurzformen *Fulco, Berta, Willī* in den vulgärlat. Deklinationen mit *n* erweiterte Formen: *Fulco, Fulconis, Fulconi, Fulconem*; *Berta, Bertanis, Bertani, Bertanem*; und in anderer Flexionsweise *Willīnus, Willīni, Willīno, Willīnum*. Es handelt sich nun meines Erachtens in all diesen Flexionsformen um das Bestreben, der germ. schwachen Deklination mittels der lateinischen Flexion nachzukommen, d. h. vor allem das charakteristische *-n-* zu retten. Dieses Bedürfnis mögen besonders die Germanen, welche auch schon romanisch sprachen, gehabt haben. Ich halte es für durchaus verkehrt, mit D'Arbois de Jubainville Formen wie *Bertain* zuliebe einfach eine fränkische schwache Deklination *tungā, tungān* anzusetzen, und nicht für richtig, mit Diez, Horning, Gröber auf eine Form *Bertám* zurückzugehen; man könnte ebensogut *baron, taisson* (Dachs) auf *barúm, taxúm* zurückführen wollen, denn *barus, taxus* sind neben *baro, -onis, taxo, -onis* belegt. Vielmehr meine ich, dafs nach *Cato, -onis* ein *Fulco, -onis* unmittelbar gebildet wurde; ob für *Berta, -anis* schon vor der germ. Invasion eine entsprechende vulgärlateinische Flexionsweise von Erbwörtern wie *amita, amitanis* oder gar *scriba, scribanis* (cf. it. *scrivano*, frz. *écrivain*) angesetzt werden darf, oder ob es sich eher um eine Neubildung nach Analogie von *Nero, Fulco*, aber auf Grund der germ. Flexion (*Berta, Bertun*) handelt, mufs ich zunächst unentschieden lassen. Dagegen ist es mir nicht zweifelhaft, dafs wir es bei Formen wie *Willīnus* mit dem Suffix *-īnu* (lat. *-īnus*) zu thun haben, das ja als Deminutivsuffix auf italienischem Boden besonders beliebt ist und sich für Kosenamen sozusagen von selbst darbot (s. Meyer-Lübke, Rom. Gr. II, § 452). Es ist mir aber ebensowenig zweifelhaft, dafs auch das *-in* in den Formen *jardin, échevin, butin, grappin, tetin* nicht unmittelbar auf den germ. Obliquis *ĭn* beruht (das ist lautlich gar nicht möglich, und Meyer-Lübke setzt Rom. Gr. II, 494 auch unberechtigterweise *gardīn* an), sondern dafs wir es auch hier mit einer Kontamination von germ. *-ĭn* (*gardo, gardin*) und dem lat. Suffix *īnu* zu thun haben. Auch für lat. *ĭnus* trat ja zuweilen *īnus* ein (s. Meyer-Lübke, Rom. Gr. II, 495). Ähnlicher Ansicht wie ich scheint Thomas zu sein (Rom. XXV, 86); die entgegengesetzte Ansicht vertritt besonders Meyer-Lübke (s. Litteraturbl. 91, Sp. 303; Rom. Gr. II, 494; Zs. f. R. Ph. XXI, 154).

Auf alle Fälle bin ich der Meinung, dafs die Forschung hinsichtlich der germanischen Bestandteile in den romanischen Sprachen sich in Zukunft hauptsächlich auf die germ. Namenwelt (Personen-, Orts-, Flurnamen) im Romanischen zu werfen habe, und es wäre zu wünschen, dafs gerade Bruckner, der Schüler Kögels, sich auch dieses, wenn auch schwierigen, so doch sicher hochwichtigen Problems in der Folgezeit annähme.

Friedenau. E. Mackel.

Dr. Marcus Landau, Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Berlin, Emil Felber, 1899. VI und 709 S. gr. 8°. M. 12.

Der Verf. motiviert das Erscheinen des vorliegenden Werkes durch den Umstand, dafs über der Geschichte der italienischen Litteratur des 18. Jahrhunderts bisher ein bedauerliches Verhängnis waltete, indem Gelehrte wie Bartoli, Gaspary und Körting in ihren Werken nicht bis zu der in Rede stehenden Epoche gelangten, andere wie Hettner dagegen die italienische Litteratur jener Zeit, als nicht in Betracht kommend, von ihren Darstellungen ausschlossen. In der That wird die italienische Litteratur des vorigen Jahrhunderts von sämtlichen Laien sowie von einer grofsen Zahl von Gelehrten als minderwertig und der näheren Erforschung kaum würdig angesehen, und erst die Publikationen der letzten Jahrzehnte waren bemüht, dieses — allerdings nicht ganz unberechtigte — Vorurteil durch emsige Quellenstudien zu beseitigen. Diese Arbeiten sind jedoch noch lange nicht hinreichend vorgeschritten, und der Verfasser des vorliegenden Buches sah sich gezwungen, viele Strecken des zu erforschenden Gebietes zu durchwandern, ohne sich auf einen zuverlässigen Führer stützen zu können, der vor ihm denselben Weg gemacht hätte. Grofse Selbständigkeit ist daher einer der hauptsächlichsten, dem Leser schon beim ersten Anblick auffallenden Vorzüge des Werkes. Nur selten begegnen wir, besonders in dem Teile über die Wissenschaft, einem Citate, einer Berufung auf einen älteren Gewährsmann, und selbst wenn ein solcher da wäre, scheint der Verf. oft mit Absicht seine Führerdienste von sich gewiesen zu haben, um unbeirrt seine eigenen Wege zu gehen. Auf den 709 Seiten des Buches finden sich kaum drei oder vier schüchterne Fufsnoten; handelte es sich um die Anerkennung wirklich bedeutender Forschungen, so hat der Verf. diese stets in den Text verflochten. Der Eindruck, welchen diese Selbständigkeit auf den Leser macht, ist ein ungemein wohlthätiger, Vertrauen erweckender und unterscheidet das Buch sehr vorteilhaft von zahlreichen anderen, auf minder soliden Studien beruhenden Arbeiten.

Marcus Landau, seit mehr als dreifsig Jahren (1869 erschienen seine 'Quellen des Decameron') als einer der hervorragendsten Kenner auf dem Gebiete der italienischen Novelle bekannt, hat sich in diesem Buche in allen Zweigen der italienischen Litteratur gleich gut bewandert gezeigt, und das Bild, welches er uns von dem intellektuellen Leben der ganzen Nation giebt, weist nirgends eine Lücke auf. Mit seltener Liebe,

ja mit Selbstverleugnung, hat er sich in sehr voluminöse Werke vertieft, deren Titel einer grofsen Zahl von 'Gelehrten' noch heute einen panischen Schrecken — den Schrecken des Unbekannten, einzujagen pflegt, um dem Leser in schonender, feinfühlender Weise daraus mitzuteilen, was er für würdig hielt, der Vergessenheit entrissen zu werden. So wie er aus den einzelnen Werken halb und ganz verschollener Gröfsen nur die wichtigsten Grundgedanken und beachtenswerte Einzelheiten wiedergiebt, so befleifsigt er sich auch in den Lebensskizzen der Gelehrten und Dichter möglichster Kürze. Das Buch trägt einen durchaus populären Charakter, wiewohl ihm sorgfältige Studien zu Grunde liegen. Nur bei sehr wenigen Männern verweilt der Verf. längere Zeit, sei es, weil sie noch heute im Vordergrunde des Interesses stehen, wie dies bei einzelnen Dramatikern der Fall ist, sei es, weil er die Aufmerksamkeit auf einen Schriftsteller hinlenken will, der bisher nicht richtig gewürdigt wurde. Das ganze Werk zerfällt in zwei gleichstarke Abteilungen, welche sich mit der Wissenschaft und mit der Dichtung Italiens im 18. Jahrhundert beschäftigen.

Auf den Gebieten der Philosophie, der Geschichtschreibung sowie der Rechts- und Staatswissenschaften hat Italien in jener Zeit nur sehr wenige epochemachende Geister hervorgebracht. Wir müssen uns durch ganze Kohorten von höchst minderwertigen Autoren hindurchwinden, bevor wir auf einen Mann stofsen, dessen Bedeutung noch heute unstreitig anerkannt werden darf. Die meisten Philosophen waren Jesuiten oder Gesinnungs-Jesuiten, und wenn sie in jüngster Zeit bisweilen hervorgeholt wurden, so geschah es meist nur durch strenggläubige Schriftsteller in tendenziöser Absicht. Im ganzen und grofsen hielt man die Kirche für die höchste Autorität, die Bibel für eine untrügliche Geschichtsquelle, die Vertreibung aus dem Paradiese für ein historisch unumstöfsliches Ereignis. Bianchini teilte die Weltgeschichte in 56 Jahrhunderte, 40 vor und 16 nach Christi Geburt. Freigeister (die als Philosophen meist unter französischem Einflusse standen) gehörten in Italien zu den Seltenheiten. Hervorragende Plätze gebühren in dieser Hinsicht dem als Beschützer Metastasios bekannten Juristen Gravina, welcher seine Wissenschaft von einem höheren, philosophisch-historischen Standpunkte aufgefafst wissen wollte, dem als politischer Märtyrer gefeierten Mario Pagano und dem von seinen rechtgläubigen Feinden durch halb Europa verfolgten neapolitanischen Historiker Giannone.

Nicht gröfser als die Zahl derer, welche die Energie besafsen, der Kirche die Wahrheit zu sagen, war jene der Männer, welche es wagten, den Regierungen die Mängel und Nichtswürdigkeiten in Verwaltung und Rechtspflege vorzuhalten und gegen die Übergriffe des Adels und des Juristenstandes anzukämpfen. Muratori, einer der bedeutendsten Historiker, welche Italien im vorigen Jahrhundert aufzuweisen hat, war auch einer der kühnsten Wortführer politischer Aufklärung; Verri predigte in populären Schriften die Verbreitung von Kenntnissen im Volke; Beccaria nimmt mit seinem Buch über Vergehen und Strafen, durch welches er die Todesstrafe bekämpfte, in der Geschichte des Strafrechts eine hervor-

ragende Stellung ein; der klerikale Ortes plädierte schon vor 150 Jahren für den Achtstundentag.

Und doch fehlte es der Mehrzahl dieser Männer noch an soliden historischen und linguistischen Kenntnissen. Nur wenige italienische Philosophen des 18. Jahrhunderts haben Plato im Original gelesen. In des Jesuitenschülers und Anticartesianers Vico Schriften findet sich zwar manche Idee über die älteste römische Geschichte, welche später bei Niebuhr und Mommsen wiederkehrt, und vor Fr. Aug. Wolf zweifelte er an der Existenz eines Homer — aber seine Etymologien machen die Haare des modernen Philologen sich sträuben. Er glaubte auch, dafs nach der Sintflut alle Menschen in vollständige Tierähnlichkeit versanken, während Pagano der Ansicht war, dafs dies nur von den am ärgsten Betroffenen gelte, andere hingegen hätten ein verworrenes Wissen behalten, woraus sich dann die Mythologie entwickelte. Nach seiner Meinung entstand das Drama aus dem Epos, indem der ermüdete Rhapsode sich von einem zweiten, dritten u. s. w. ablösen liefs, während er selbst ausruhte.

Besser stand es um die Naturwissenschaften, deren Fortschritte die Namen Spallanzani, Volta und Galvani kennzeichnen. Während der Verfasser die nähere Betrachtung ihrer Errungenschaften jedoch einer Specialgeschichte überweist, vertieft er sich mit grofser Gründlichkeit in die litterarhistorischen Bestrebungen des damaligen Italien. Wie schlecht es um diese bestellt war, weifs jedermann, der einmal in die Lage gekommen ist, einen der Folianten zu konsultieren, in welchen urteilslose Vielschreiber, von einem unklaren Drange nach wissenschaftlicher Vollständigkeit beseelt, ihr beschränktes Wissen breittraten. Ohne den Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, Gimma, Zeno, Tiraboschi, Algarotti, Signorelli u. s. w. ihre Verdienste absprechen zu wollen, können wir ihnen doch wenig mehr als das Zeugnis des Fleifses ausstellen. Von vielen unter ihnen läfst sich sagen, dafs sie Namhafteres geleistet hätten, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf die Litteratur ihres Landes konzentriert hätten. Aber Animosität gegen die Zeitgenossen liefs sie oft die französische und die englische Litteratur — von denen sie wenig oder gar nichts kannten — über die einheimische stellen. Manche, wie Denina, bedienten sich sogar des Französischen in ihren Schriften lieber als ihrer Muttersprache. Der gewifs anerkennenswerte Baretti schätzte von den Italienern nur Gozzi und Metastasio, und der mit Voltaire befreundete Jesuit Bettinelli verfolgte Dante zeitlebens mit einem uns unerklärlichen Hafs. Landau hat sich ein nicht geringes Verdienst um die Geschichte des litterarischen Geschmackes jener Zeit erworben, indem er die oft sehr absurden Urteile namhafter italienischer Litterarhistoriker des vorigen Jahrhunderts über Shakespeare und die die Zeit beherrschenden Erzeugnisse der deutschen Litteratur wiedergab, hat uns dagegen mit den Forschungen italienischer Gelehrter über chinesische und peruanische Litteratur wohlweislich verschont.

Ein etwas erfreulicheres Bild entrollt uns Landau in der zweiten Hälfte seines Buches, die sich mit der Dichtung beschäftigt. Auf dem Gebiete des Dramas sehen wir den in der Litteratur der verschiedensten Völker wiederkehrenden Kampf zwischen klassizierender und populärer

Dichtung sich abspielen. Jene bemächtigt sich nach französischem Vorbilde der Tragödie, diese flüchtet sich in das Lustspiel. Während in den Medeen, Sophonisben und Oedipussen unter strenger Einhaltung der aristotelischen Regeln eine die Leidenschaften reinigende Handlung in schleppenden Versen vor dem Auge des Zuschauers vorübergewälzt wird, vergnügt sich das Volk an den ihm vertrauten Figuren der commedia dell' arte resp. ihrer Nachfolger. In der Tragödie macht sich zu Anfang des Jahrhunderts das Streben geltend, sich von den französischen Vorbildern zu emancipieren und auf heimatliche Muster zurückzugreifen (Maffei, Pansuto u. s. w.), eine Reform, die bald eine neue Reform notwendig machte. Neuen Geist brachte Alfieri in die Tragödie, obwohl er dieselbe nur als Mittel zum Zweck, als Sprachrohr seiner politischen Enunciationen benützte. Demgemäfs verehrte das Volk in ihm auch mehr den italienischen Patrioten als den Dichter. Seine Stücke entbehren — den berühmten 'Saul' und vielleicht noch eines oder das andere ausgenommen — des poetischen Reizes, der strengen Motivierung und der treffenden Charakterzeichnung. Der grofsen Zahl seiner Konkurrenten und Nachfolger mangelt selbst die rauhe Originalität, welche uns bei Alfieri über manchen Fehler hinwegsehen läfst.

Mannigfaltiger ist das Lustspiel, welches zu Anfang des Jahrhunderts in Toscana (Fagiuoli, Gigli, Nelli) und Neapel (Amenta, Liveri) Vertreter fand, die teils älteren italienischen und französischen Einflüssen huldigten, teils sich mit leichten, Lokalkolorit tragenden Possen begnügten. Es kulminierte in Goldoni, der in Chiari einen gefährlichen Rivalen hatte. Mit Gozzi, der aus Hafs und Eifersucht gegen die beiden Vorerwähnten das Märchendrama in Schwang bringen wollte, neigte sich das Lustspiel bereits wieder dem Verfalle zu.

Zwischen die beiden streng geschiedenen Gattungen schiebt sich eine dritte, welche in der Form den Anforderungen der ersten zu genügen strebt, zugleich aber durch die Einführung eines neuen Elementes die Gunst des Volkes zu sichern weifs. Es ist das Musikdrama, in welchem die Stärke der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert liegt. Sein Hauptvertreter ist der Wiener Hofpoet Metastasio. Im Musikdrama finden wir die schroffen Gegensätze der klassischen und der populären Bühnendichtung einigermafsen ausgesöhnt, es wurde jedoch schliefslich dadurch, dafs man den Text nur mehr als die Folie der Musik betrachtete, welcher die Hauptaufmerksamkeit galt, der Feind des Dramas. Dieses Verhältnis zwischen Musik und Text, welches den Übergang zur modernen Oper bildet, zeigt sich nach Landaus Forschungen mit Entschiedenheit zum erstenmal in Calsabigis 'Orpheus und Eurydice' und 'Alceste' (zu welchen Stücken Gluck die Musik schrieb). Gleichwohl hatte es sich schon früher durch mancherlei Anzeichen bemerkbar gemacht.

Zeitigte die Theaterdichtung immerhin eine Reihe von bedeutenden Talenten, so herrschte in der Lyrik und der Epik die Mittelmäfsigkeit vor. Das Wort 'Arcadia' allein vermag Eindrücke zu wecken, die den Gedanken an wahre Poesie nicht mehr aufkommen lassen. Der Verf. weifs die dichterischen Verirrungen auf diesem Gebiete mit viel Witz zu kennzeichnen,

hat jedoch nur selten Gelegenheit, auf ein grofses Talent hinzuweisen. (Filicaja, Rolli, Savioli, Bondi verdienen aus einer Legion von Dichterlingen vielleicht vorübergehende Aufmerksamkeit.) Bedeutenderes wurde auf dem Gebiete der Satire hervorgebracht, wo Forteguerris 'Ricciardetto' und Parinis 'Giorno' kräftige Töne anschlugen und d'Elci mit rücksichtsloser Strenge gegen die herrschenden Unsitten der Gesellschaft wetterte. Am weitesten ging Casti, der Dichter der 'Animali parlanti' in der politischen Satire — aber sie alle vermochten durch die Waffe des Spottes nicht mehr zu erreichen als ihre gelehrten, von denselben guten Absichten beseelten Kollegen, welche den Übelständen mit historischem und anderem wissenschaftlichen Geschütz zu Leibe gingen.

Der Prosadichtung widmet Landau in seinem Buche kein specielles Kapitel, da er die dahingehörenden Werke, deren Zahl eine geringe ist, stets gelegentlich der Besprechung dramatischer oder lyrischer Poesien des betreffenden Autors erwähnt. Einen bedeutenden Romanschriftsteller hat Italien im 18. Jahrhundert nicht aufzuweisen.

Endlich kommt Landau an verschiedenen Stellen seines Werkes auf den in Italien mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit erwachenden Journalismus zu sprechen, der in gelehrter und ungelehrter Form allenthalben zu Tage tritt. Das Prototyp eines Journalisten des vorigen Jahrhunderts sehen wir in dem Grafen Gasparo Gozzi, dem Bruder des berühmten Dramatikers, der eine Zeitlang drei Zeitschriften herausgab. Er stand in der Mitte des litterarischen Treibens seiner Zeit, und die Unwirtschaft in seinem Hause giebt im kleinen ein Abbild des zerrütteten Zustandes der damaligen Litteratur Italiens.

Ihnen allen hat Landau warme Charakteristiken gewidmet, die Vorzüge jedes einzelnen in das richtige Licht setzend, ohne ihre Fehler und ihre Schwächen zu verkennen. Wenn wir bei der ganzen Darstellung etwas vermissen, so wäre es eine Zusammenfassung der Resultate, welche die Geistesarbeit eines Jahrhunderts auf allen Gebieten erzielte, ein kurzes Résumé vor oder nach jedem Kapitel, welches dem weniger litteraturkundigen Leser — für den das Buch nebenher auch bestimmt ist — einen Überblick über den Gesamtwert der zu verzeichnenden Leistungen gäbe. Obwohl in diesem Jahrhundert die Spreu den Weizen um mehr überwiegt als in einem anderen, gehört Landaus Buch zu den interessantesten, welche wir bislang über die italienische Litteratur besitzen, und liefert einen neuerlichen Beweis, dafs die Kunst des Schriftstellers — auch des gelehrten — das Eintönige abwechselungsreich machen kann.

Wien. Wolfgang von Wurzbach.

Emil Levy, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Zweiter Band. D—Engres. Leipzig, O. R. Reisland, 1898. XIII, 512 S.

Nachdem im Jahre 1894 der erste, A—C umfassende Band des Provenzalischen Supplementwörterbuchs zum Abschlufs gebracht wurde, liegt

1898 mit dem 8. Hefte der zweite Band vollendet vor und führt uns nun bis zum Worte *engres*. Diese langsame Fortsetzung des Werkes wird manches Abonnenten Ungeduld erwecken; aber sie wird leicht verständlich, wenn man die ungeheure Arbeit nachprüft, welche der Verfasser seinem Buche fortdauernd zuwendet. Er ist wahrlich in übler Lage. Wie soll er verfahren? Soll er an einem bestimmten Tage seine Sammlungen abschliefsen und nur das zum Drucke geben, was er bis dahin auf seinen Zetteln verzeichnet hat? Dann müfste er aber auch aufhören, neu erscheinende Texte zu lesen und alte wiederzulesen, denn jede Lektüre bringt ja neues Material für seine Arbeit. Oder soll er alles, was er von jenem bestimmten Tage an findet, für ein Supplement zum Supplementwörterbuch aufsparen? Dieses Supplement wird freilich ohnehin erscheinen müssen, aber es liegt gewifs im Interesse des Buches, dafs der Umfang des Nachtrags nicht unnötig gegenüber dem des Hauptwerks vergröfsert wird. Unter den verschiedenen Übeln, zwischen denen der Verfasser zu wählen hat, ist gewifs noch immer das geringste, dafs er unsere Geduld in Anspruch nimmt, dafür aber in seiner mühevollen Arbeit des Sammelns fortfährt und die Früchte dieser fortgesetzten Arbeit sogleich an die von ihm bereitete Stätte bringt. Und was wir dabei gewinnen, ist leicht zu sehen. Zu den zwölf Seiten Quellenverzeichnis, die der erste Band enthielt, bringt der zweite einen fast ebenso langen Nachtrag neubenutzter Texte. Während der erste Band auf 431 Seiten das Supplement zu S. 49—177 des Glossars im sechsten Bande des Lexique roman lieferte, entspricht der zweite Band mit 512 Seiten nur S. 177—235, d. h. während im ersten Bande jeder Seite jenes Glossars $3^1/_4$ Seiten Supplement entsprechen, kommen im zweiten Bande über $8^1/_2$ Seiten Supplement auf eine Seite Glossar. Eine solche Bereicherung wird niemand missen mögen, und so wollen wir uns bei dem langsamen Fortschritt der Veröffentlichung gedulden und hoffen, dafs jeder fernere Band noch reicher ausgestaltet erscheint als der vorhergehende.

Bei der Anzeige des Buches ist der Referent insofern mifslich daran, als er das, was man in einer Recension zu sagen pflegt, dem befreundeten Verfasser schon während des Druckes mitteilen konnte, so dafs seine Vorschläge zur Änderung schon Berücksichtigung gefunden haben, soweit die Änderung eine gesicherte war. Ja, es ist da schon vielleicht mancher Einfall aufgenommen worden, dem ein Raum eher im Briefwechsel als an öffentlicher Stelle zukam. So bleibt mir hier nur weniges und oft unsicheres zu bemerken.

Manches Wort ist in den früheren Heften schon wieder aus den Citaten der späteren nachzutragen. Man wird diese Wörter einst in jenem unvermeidlichen Nachtrag finden. Als auffallende Lücke ist die zu nennen, dafs die Präposition *en* übersprungen ist, während *ab* und *de* doch berücksichtigt waren. Es wäre bei *en* doch manches zu erwähnen gewesen, wie die Verwendung von *e so que,* auffallender *e car* und vielleicht auch *e que.*

da ist mir seit dem Erscheinen des fünften Heftes noch öfter begegnet, so Kolsen Guiraut de Bornelh S. 19, 316 aus SG: *ilh se defendet*

da lui ab paraulas e ab promesas, und ähnlich aus N², und in demselben Text noch Z. 32, 36, 59. Auf *da* bei Peire Milo und auf sein Vorkommen im Dauphiné habe ich Poésies inédites S. 98, 105 aufmerksam gemacht. — *dan* 1) Ist nicht im Beleg aus der Grammaire béarnaise S. 106 *daun* statt *dann* zu lesen wie in dem aus dem Recueil gascon? — *dauf* hat Kolsen jetzt Archiv CI, S. 10 als 'einfältig, albern', *daufeza* 'Einfalt, Albernheit' gedeutet. — *deburar.* Hängt das Wort nicht mit dem bei Rayn. II, 18 aus dem Fierabras belegten, von Hofmann, Roman. Forschungen I, 124 bezweifelten, aber durch die Kollation Baists bestätigten *aburar* 'effrayer, ahurir' zusammen? — *decebre* 1) Im Beleg Izarn 481 *sostegut* in *sostengut* zu ändern, ist meines Erachtens unnötig. Wie *tec* neben *tenc* stand, so *tegut* neben *tengut.* — *defendre* 1) Crois. Alb. 626 heifst das Wort wohl 'eine Meinung verteidigen, für etwas eintreten'. — *defugimen.* Es scheint sich im Gedächtnis des Dichters der Inhalt von I Sam. Cap. 8 verschoben zu haben, als ob dem Samuel Ausflüchte gemacht werden, während er es doch ist, der Saul nicht zum König machen will. — *delinquir* statt *relinquir* s. Revue des langues romanes 39, 211. — *demandar* 5) Als weiterer Beleg könnte hinzugefügt werden: *A leis puesc ma mort demandar,* Sordello XXXI, v. 1. — *demor* 2) Die sichere Bedeutung scheint mir 'Kurzweil' zu sein oder, wie Raynouard übersetzt, 'plaisir, bonheur'. Drei Belege für diese Bedeutung bei Rayn. Andere Mahn, Gedichte 941, 4; Poésies inédites S. 114, v. 35; ib. S. 8, v. 30 durch wohl sichere Konjektur eingeführt. Für die Bedeutungsentwickelung bietet *sojorn* eine naheliegende Parallele. — *derc.* Einen weiteren Beleg für *(re)tornar a son derc* s. unter *destorbar* 2). — *desaxonar.* Mahn, Werke I, 31: *mi* scheint in allen Hss. zu stehen, darf also schwerlich geändert werden. Dagegen haben ein paar *mon ioy.* Vielleicht ist *ira* Subjekt und *desaxonar* ist auch hier 'verderben'. — *descabalejar.* Das Stammwort *cabal* heifst doch wohl 'ein gewisses gestecktes Mafs bis zum Ende erfüllend, diesem Mafse entsprechend', daher einerseits denn das kühlere 'zureichend, angemessen, passend' Don. pro. 40b, 2 'acceptabilis', andererseits das in der Anerkennung eigentlich zu weit gehende 'vollkommen, hervorragend, vortrefflich', Don. pro. ib. 'capitalis'; substantivisch einerseits 'das Angemessene, Zukommende, der zukommende Anteil', andererseits 'das Vollkommene, Treffliche'. Das Verbum *cabalejar* heifst dann 'passend, angemessen sein' und 'trefflich sein', und zwar im ersten Beleg bei Levy: *Jois ab amar cabaleja Es veston d'una despuelha* 'Freude pafst mit Lieben zusammen', im zweiten: *Que de fol cove que folei E de savi que cabalei* 'dafs er angemessen, trefflich sei'; *descabalejar* 'nicht passen', *e cui que descabalei* 'und wem es auch nicht passen mag', ganz wie wir im Deutschen sagen. — *desconselhar: vet si* in Revue 32, 580, v. 68 will Levy in *vec ti* ändern. Ist *si* nicht = *sai* und *vet si* als *vet sai* zu deuten? — *desert* fehlt die Übersetzung. Es ist doch 'Verruf, Herabsetzung, Schädigung'. — *descug* 2) S. Enim. 1668. Ist nicht *fes descuch* statt *fos d.* zu schreiben? *faire descuch* 'seine Meinung ändern' kann ich mir erklären, *esser d.* nicht. — *desopte*: Auz. cass. 128 *E qu'l* (sc. *l'austor*) *secot be en desopte El col lo ponh desotz los pes, Et el retorna ben ades Et estai ferms*

e dreitz de sus ... Statt *col* ist doch wohl *tol* zu lesen: 'wenn man ihm die Faust unter den Füfsen wegnimmt'. — *despretz* jetzt auch De Lollis, Sordel 19, 36, aber freilich auch nicht an sicherer Stelle. — *destrech*: *per d.* 'gewaltsam' Disticha Catonis 135. — *destrenher* 10) In der Stelle Bartsch, Chr. 78, 27 ist *E val mai quil fag fai, Ab c'om l'en destrenha* doch wohl zu übersetzen 'wofern man sie darum bedränge'. Es handelt sich um die Liebesgunst, die eine Dame gewähren soll, aber natürlich nur, wenn man sie dringend darum bittet. — *derer* Subst. 3) 'Würde, Stellung' ist, meine ich, nicht die richtige Wiedergabe des Wortes, wie ich in der Zs. 23, 558 zu Montanhagol IX, 14 ausgeführt habe. 5) Im Citat aus Guiraut Riquier kann man v. 12 wohl bei dem *si* der Überlieferung bleiben. Ich möchte nur diesen einen Vers in Parenthese stellen: 'Und weil ich die Landleute verschieden nennen höre ... und die Ritter ... und die Kleriker (und so habe ich Euch oben gesagt [nämlich in Beziehung auf Ritter und Kleriker]), sage ich, dafs dieser Anspruch und der Brauch von rechtswegen üblich sind, denn in Allgemeinheit giebt es viele Besonderheiten, indem jedes Allgemeine nach irgend einer Veranlassung ... und besonders mit Recht benannt wird'. — *devire* scheint mir Chr. 13, 27 deshalb 'trennen' zu bedeuten, weil doch ein Gegensatz zwischen v. 3 und 4 stattfinden soll: 'ich bin von ihrer Liebe nicht getrennt, und doch weifs ich nicht, was ich davon haben werde'. — Bei *dijous* kann etwa *dijous de la cena* hinzugefügt werden, s. Stimming, Bertran de Born[1] zu 9, 12; bei *donar*: *donar de la guerra* s. Jaufre, Lex. rom. I, 106a, Z. 18.

e 6) 'aber, und doch'. Ein eigener Artikel ist hier wohl kaum anzusetzen. Nicht in dem Wort *e* liegt, was uns veranlafst, es so zu übersetzen, sondern im gegensätzlichen Inhalt der beiden Sätze. Levy geht auch sonst vielleicht in der Specialisierung der Bedeutung gelegentlich zu weit. — *ebrios*: Ist *ebrius* nicht blofs die lateinische Wortform, nicht eine Bildung auf *-os*? — *eisetz*. Suchier findet das Wort auch P. Rogier 3, 39 (meiner Ausgabe), s. seine Recension Gött. gel. Anz. 1883, II, 1342. — *eisir* 6) Bei Guir. Riquier 79, 594 möchte ich hinter *cap* Komma machen und *donan alegrier* an v. 592 knüpfen. — *embriar* 1) In der Stelle Guir. Riquier 89, 26 kann *petit enbria* ebenso wie in den vorhergehenden Fällen heifsen: 'es macht wenig aus', und *sel que* ist dann gleichbedeutend mit dem beziehungslosen *qui*, das man mit 'wenn einer' zu übersetzen pflegt. Die Vermischung zweier Konstruktionen begegnet ja doch nicht nur bei beziehungslosem Relativ, sondern auch bei bezogenem Relativ mit seinem Beziehungswort, was für *sel que* Levy selbst seitdem zu Disticha Catonis v. 139 hervorgehoben hat. Ähnlich verhält sich z. B. neufrz. *Ceux qui prétendent légiférer en art, c'est qu'ils ne connaissent pas le mécanisme de la production artistique*, Rev. des deux mondes, 15. sept. 1897, p. 462, oder, spanisch, mit Substantiv und Relativsatz: *el apasionado que cuenta sus desdichas á quien no las siente, bien es que causen en quien las escucha más sueño que lástima*, Cervantes, Las dos doncellas, Brockhaus 1869, p. 260. — *empachar* 4) Die Stelle aus meiner Chrest. 95, 26 scheint mir nicht unklar. Der Dalfin sagt: eine treffliche Dame soll nur einen *pro e prezan* lieben, d. h. aber auch einen, der in der That *vassalatge* besitze, der nicht

nur das Schwert als Zeichen seiner Ritterlichkeit führe, denn *mil son enpachat del bran, Qe fai plus bell baisar un ors*: tausend tragen das Schwert nicht als Waffe für rühmliche Thaten, sondern als unnützen Schmuck, der ihnen nur zur Last und zum Hindernis gereicht, und eher als sie möge die Dame einen Bären küssen. — *empeguir* ist doch wohl eine Ableitung von *pec*, und es ist nicht blofser Zufall, dafs Dkm. 180, 25 *pec* und *sé empeguir* benachbart stehen (v. 3 und v. 9). So mufs denn die Bedeutung von *sé empeguir* sein 'dumm, ungeschickt werden' bezw. 'sich dumm, ungeschickt benehmen'. So scheint denn auch Dkm. 184, 18 *empeguit* 'dumm, ungeschickt' zu heifsen (die ganze Stelle ist freilich nicht klar). Auch 191, 1: 'zu viel Lob möget Ihr nicht wollen, wenn auch die Narren sich darin (dafs sie Euch zu sehr loben) thöricht benehmen', und 180, 25: 'denn sie benehmen sich gern thöricht mit thörichten unangenehmen (statt *et avinens* lies *desavinens*) Worten'. In den ersten beiden Belegen kann man dann mit Rayn. 'verwirrt werden' übersetzen (im Citat aus Dkm. 180, 1, Z. 5 lies *gaps* statt *caps*?), eine Bedeutung, die sich ja leicht aus der anderen entwickelt, und die das Wort im Katalanischen hat. Im prov.-ital. Glossar endlich kann man bei dem unverständlichen *embiensire* etwa an *impensierire* denken, das als 'bedenklich werden' wieder der Bedeutung 'verwirrt werden' nahe steht. — *emperatiu* 2) In dieser an den Haaren herbeigezogenen grammatischen Spielerei kann man, denke ich, verstehen: 'meine Dame ist mir gebietend'. Da sie mir zugesteht, dafs ich meinen Wunsch auf sie richten darf (*car mi consen l'optatiu*), bin ich ihr zum Gehorsam verpflichtet. — *empost.* Im ersten Citat ist *so es*, glaube ich, nicht zu tilgen. Auch im Italienischen wird *ciò è* in entsprechender pleonastischer Weise gebraucht. — *emprendre* 7) Die Stelle meiner Chrest. 34, 21 verstehe ich dahin, dafs zum Entstehen der Liebe auf der einen Seite etwas Gefälliges, auf der anderen Seite *ioi* notwendig ist, so dafs aus der Vereinigung von *azaut* und *ioi* die Liebe entspringt. — *en.* Die Beispiele für die Beziehung auf die erste und zweite Person scheinen mir nicht sicher. In den beiden ersten kann *en* 'daher' sein, im dritten das unbestimmt hinweisende *en* bei Verben der Bewegung. — *enaptar.* Die Ableitung von *aptum*, die ich hier für erwägenswert halte, wäre natürlich eine gelehrte, wie *apte* als gelehrtes Wort ja auch besteht. Daneben, und neben *az-aut*, ist *aptum* im Provenzalischen aber auch volkstümlich. Oder ist *at* 'besoin' etwas anderes als *aptum*? S. für die Laute den Namen der Stadt *At* (Mistral), = frz. Apt = Apta Julia. Mistral verweist unter *at* auch auf das gelehrte *apte*, welches er also auch unter der Form *at* kennt. Für die Bedeutung s. die Belege bei Georges: *quicquid alendo igni aptum est* oder *nunc quid aptum sit videamus* u. s. w. Übrigens ist 'besoin' wohl auch im Provenzalischen erst abgeleitete Bedeutung. Im Gedicht des Elias de Barjols, Gr. 132, 8, wechselt *at*, als Synonym von *pro*, mit *be*: Hs. R 16 (MG 1072) *Non say far mon at ni mon pro*, Hs. R 30 (MG 1024) *No vuelh far mon be ni mon pro*, und ebenso Hs. C. Im Ensenhamen des Garin lo Bru v. 340 schlägt Chabaneau mit Recht vor, zu lesen: *Non faças trop viutat De parlar a non-at, Que mais val uns taisars Assaz e'uns fols parlars* 'zu ungelegener Zeit, in unpassender Weise'. — *encarzir.*

Für die Bedeutung 'verteuern', die Levy hier dahingestellt sein läfst, teilt er mir seit der Drucklegung des 8. Heftes selbst den Beleg mit: Entrée Urbain V, § 4 *Enapres sian elegitz bons homes de la cieutat que provesiscan que totas aquellas cauzas necessarias a vida non sian encarzidas ni si vendan plus car que aras fan.*

Breslau. C. Appel.

Un umanista nel secento. Giano Nicio Eritreo. Studio biografico critico di Luigi Gerboni. Città di Castello, S. Lapi, 1899. 169 S. gr. 8.

Dieser Giovanni Vittorio Rossi (1577—1647), der unter dem Namen Giano Nicio Eritreo schrieb, ragt weder als Mensch, noch als Autor irgendwie über das Mittelmafs hervor; nur durch seine schriftstellerischen Tendenzen, seine Liebe zur Antike nimmt er eine Sonderstellung ein: der Humanist, der hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen. Seine bewunderten Vorbilder sind Cicero und Plautus; ihnen sucht er in der Form, in der Reinheit der Sprache — er schreibt nur lateinisch! — es gleichzuthun; sie kopiert er so sehr, dafs man von einem persönlichen Stil bei ihm kaum sprechen kann. Gegen die moderne Manieriertheit, das, was wir heute Secentismus nennen, kämpft er mit dem Eifer des für Klarheit und Verständlichkeit begeisterten Jüngers der Alten. Seine Nachahmung klassischer Art erstreckt sich bis auf das Obscöne, wiewohl er als Jesuitenzögling und strenggläubiger Katholik stets bestrebt ist, mit der Kirche und den Machthabern des päpstlichen Roms in Frieden zu leben.

Von Natur eitel, hegt er beständig den glühenden Wunsch, ein Amt, eine dauernde Anstellung am Hofe des Heiligen Vaters zu erhalten; doch nichts glückt ihm sein ganzes Leben lang; das bifschen litterarischer Ruhm in Deutschland und Italien genügt ihm nicht, und aus Groll wird er — Satiriker. Hinter seinem Spotte verbirgt sich freilich nicht der grimmige Zorn des ehrlich Entrüsteten, sondern die kleinliche Rachsucht des 'verkannten Genies'; nicht echte sociale Satire finden wir hier, vielmehr persönlichen Klatsch; der gute Eritreo erinnert uns weniger an Salvator Rosa oder G. G. Belli als an den losen Anekdotenerzähler Poggio. Zum wahren Satiriker fehlt ihm auch der Charakter: sobald man ihm an den Kragen zu gehen droht, verleugnet er seine Geisteskinder oder stammelt ängstlich ein pater peccavi.

So interessiert uns in der *Eudemia*, den Episteln und manchen seiner Dialoge weniger die Persönlichkeit des Autors als der Stoff: geschichtliche Ereignisse, römische Sitten und Verhältnisse, die Eritreo als guter Beobachter anschaulich zu machen versteht. Daher sind diese Schriften sehr bemerkenswerte Quellen, und Gerboni hat gut gethan, auf ihre Wichtigkeit für Historiker und Kulturhistoriker hinzuweisen. Nur das Hauptwerk *(Pinacotheca imaginum illustrium doctrinae vel ingenii laude virorum, qui auctore superstite diem suum obierunt)* ist, besonders von Tiraboschi, viel benutzt worden; als es erschien, machte es infolge seiner

'Aktualität' gewaltiges Aufsehen; es sind Profile bedeutender Personen oder auch nur bekannter Typen, deren menschliche Schwächen und Vorzüge Eritreo mit sicherer Hand und ziemlicher Unparteilichkeit zeichnet. In der Satire *Eudemia* folgt er, wie Gerboni ausführt, den Spuren des Petronius Arbiter *(Satyricon)* und, nur soweit die allegorische Verkleidung in Frage kommt, des John Barklay *(Argenis)*. Sie hat ihren Namen von einer fabelhaften Insel, deren Verfassung, Gesetze, Sitten oder vielmehr deren Willkürherrschaft, Rechts- und Zuchtlosigkeit zwei Freunde, Flavius Vopiscus Niger und Paulus Aemilius Verus, auf einer Reise kennen lernen. Unter der antiken Maske ist das Rom des 17. Jahrhunderts mit all seinen grellen Mifsständen verborgen, doch so, dafs man noch heute zum Teil die wahren Namen und Beziehungen der darin Gegeifselten festzustellen vermag. Dieser Abschnitt des Buches, besonders die Streiflichter auf die damalige römische Gesellschaft, ist der interessanteste. Gerboni unterstützt seine Darlegungen in willkommener Weise durch einen Anhang mit Textauszügen, woraus ich als Beispiel die Schilderung solcher Frauen hervorheben will, die man heut mit einem Pariser Wort 'arme Löwinnen' nennen würde (S. 161); ferner die von einem Liebeszauber der *meretriculae* in der Stadt Eudemia, d. h. Rom (S. 163). Und wenn man die frischen, elegant ausgeführten Sittengemälde ins Auge fafst, wird man einigermafsen dankbar für die angenehme Bekanntschaft mit dieser Plaudertasche und vergifst beinahe, dafs soviel Fleifs und kritische Sorgfalt, wie sie Gerboni auf 168 Seiten an den Tag legt, einen würdigeren Gegenstand finden könnten als einen Autor kleinsten Formats wie Giano Nicio Eritreo.

Breslau. Richard Wendriner.

Heinrich Saure, Französisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten nebst Stoffen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Erster Teil. Fünfte Doppel-Auflage (ohne Jahr). XVII, 284 S. — Zweiter Teil. Vierte Doppel-Auflage (ohne Jahr). XVI, 582 S. — Derselbe, Französische Lesestoffe als Unterlagen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Separatabdruck aus des Verfassers Lesebüchern. Dritte Auflage (ohne Jahr). V, 152 S. — Derselbe, Tableau chronologique de la littérature française destiné à l'instruction publique et particulière. Seconde édition. VIII, 54 S. Sämtlich im Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung, Leipzig u. Frankfurt a. M., 1896.

Nach der Absicht des Verfassers soll das vorliegende Lesebuch in seinen beiden Teilen den französischen Unterricht auf allen Stufen der höheren Mädchenschule, sowie im Lehrerinnenseminar begleiten und dabei einem doppelten Zwecke dienen: der Aneignung eines umfassenden und auch im täglichen Leben verwertbaren Wortschatzes und der Einführung in die Kenntnis des französischen Landes, Volkes und Geisteslebens. Mit

Rücksicht auf den ersteren Zweck hat es der Verfasser mit einer gedrängten, sachlich geordneten Phraseologie ausgestattet. Dem nämlichen Zweck, zugleich aber dem Verständnis der französischen Kultur und Litteratur zu dienen, ist ein 60 Seiten umfassender, 'Hellas und Rom' überschriebener Abschnitt bestimmt, der eine kurze griechisch-römische Götterlehre und die wichtigsten Sagenstoffe, Geschichtsereignisse und Anekdoten des Altertums enthält. Diese beiden Bestandteile sind das verhältnismäfsig Eigentümlichste dieses im Jahre 1882 zuerst erschienenen Lesebuches gegenüber ähnlichen Werken; doch ist zu erwähnen, dafs der *Choix de lectures françaises* von Wingerath, vom Jahre 1875, sowohl einen Abschnitt, *lectures intuitives* betitelt, als auch einen Abschnitt *Mythes et légendes* aufweist, dessen erste drei Nummern denselben französischen Autoren entnommen sind wie die ersten drei in Saures Lesebuch (Kapitel Hellas und Rom).

Die übrigen Abteilungen enthalten eine reiche Sammlung verschiedenartiger Lesestoffe, namentlich solcher, die sich auf die Geschichte und die Geographie Frankreichs beziehen. Auch eine *littérature française en biographies* wird geboten, jedoch fehlt es leider, dem vom Verfasser aufgestellten Princip der Konzentration zum Trotz, an jedem Hinweise, der die Verknüpfung dieses Teiles mit dem in den Lesestücken und Gedichten des Buches enthaltenen Anschauungsmaterial erleichterte, wiewohl nichts näher gelegen hätte und wünschenswerter gewesen wäre als die angedeutete Verknüpfung. Dieser Mangel hängt augenscheinlich damit zusammen, dafs der Verfasser sich sein ganzes Buch hindurch jeder Anmerkung, jeder Erklärung enthält, auch da, wo erhebliche sprachliche und sachliche Schwierigkeiten vorliegen. Ob und wie weit solche Erklärungen in dem von dem Vorwort angekündigten Wörterverzeichnis gegeben werden, hat Referent, dem ein solches nicht zugegangen ist, nicht feststellen können. Ein nicht ganz ungründlicher Benutzer des Lesebuches wird daher im negativen Falle an vielen Stellen wegen vorkommender Namen, Anspielungen, Fremdwörter (wie im Bruchstück aus Colomba) weitläufige Nachforschungen anstellen müssen, die ihm der Verfasser des Lesebuches hätte ersparen sollen. Die in dem Abschnitt *Narrations* gebotenen Ausschnitte aus gröfseren Werken sind nicht immer so gestaltet, dafs sie, wie es doch wünschenswert wäre, aus sich selber verständlich sind, was bei den Stücken aus Florians 'Don Quichotte' umsomehr auffällt, als denselben eine kurze, der Orientierung dienende Einleitung vorausgeschickt ist. Sehr unbefriedigt wird aufmerksame Leser auch das Bruchstück aus Chateaubriand lassen, das sich unter der Überschrift *Prière du soir à bord d'un vaisseau*, wie in anderen Lesebüchern, so auch bei Saure findet, hier aber unter Weglassung dessen, was die Hauptsache ist, der Schilderung des erhabenen Naturschauspiels, aus welcher sich das Ergreifende des Gebetes, von dem die Rede ist, erst verstehen läfst. Zu dem Entbehrlichen oder Überflüssigen, was das Lesebuch enthält, scheint uns neben den fünfzehn kurzen Inhaltsangaben moderner Komödien (augenscheinlich für kurzsichtige Examinatoren bei Lehrerinnenprüfungen berechnet) auch die der litteraturkundlichen Abteilung vorangestellte Introduktion zu gehören, aus welcher

man erfährt, *que la langue romane était composée de la fusion des langues celtique, tudesque et latine;* wo es weiter heifst: *la langue du Midi ou Provençal n'eut d'existence littéraire que du IX*ième (sic!) *au XIII*ème *siècle ... tandis que la langue du Nord ou Wallon*(!) *cultivée par les trouvères acquit bientôt un ascendant marqué,* und wo es in diesem Stile auf zwei Seiten bis zum *siècle de Louis XIV* weitergeht. Denselben Gegenstand behandelt wenigstens teilweise, und zwar viel glücklicher, ein dem Lesebuch einverleibtes Bruchstück aus Demogeot, überschrieben *Société féodale du moyen âge.* Solcher überflüssiger Wiederholungen und störender Inkongruenzen finden sich noch manche, so dafs man sich des Gedankens nicht erwehren kann, dafs der Verfasser selbst den Stoff seines Buches nicht klar übersehen habe.

Den angeführten Mängeln stehen manche Vorzüge gegenüber. Die meisten Stücke sind für die weibliche Jugend auf ihren verschiedenen Altersstufen wohl geeignet. Alles inhaltlich Verletzende und Befremdende ist vermieden. Die Gedichte und Dramenbruchstücke erscheinen dem Referenten gut ausgewählt und, wo es nötig war, geschickt verkürzt. Die Zahl der Druckfehler ist gering, die Ausstattung gut. In den Schulen, die sich nach dem preufsischen amtlichen Lehrplan vom 31. Mai 1894 zu richten haben, wird das Lesebuch nicht gebraucht werden können. In anderen dürfte sich dieses von hervorragenden Schulmännern wie Münch und anderen schon bei seinem ersten Erscheinen günstig beurteilte Lesebuch in der Hand umsichtiger Lehrer, die sich über die dargethanen Mängel hinwegsetzen zu können glauben, mit Erfolg gebrauchen lassen.

Das oben aufgeführte *Tableau chronologique* enthält auf seinen 50 Seiten kurze Nachrichten über das Leben und die Werke von weit über zweihundert französischen Autoren, von Rabelais ab bis auf Lemaître. Es soll sich, abgesehen von vielen anderen Zwecken, nach des Verfassers Ansicht auch zum Nachschlagen für Studierende eignen, die sich hier in der That, wenn sie wollen, in fünf Zeilen Belehrung über Rabelais, auf neun Zeilen solche über Boileau oder Pascal holen können. Leider jedoch ist selbst dieses bescheidene Mafs von Belehrung nicht ohne unnützen Zeitaufwand zu erlangen, denn dieses Nachschlagewerk hat zwar als schätzbare Beigabe eine *Chronologie des principaux romans,* die mit *Télémaque* beginnt und mit Daudets *Lettres de mon moulin* schliefst, aber — kein alphabetisches Register.

Hassee bei Kiel. Felix Kalepky.

Louis Clément, Henri Estienne et son œuvre française. Paris, Picard et fils, 1899. X, 540 S. 8 (avec trois planches hors texte).

Der berühmte Drucker und Philologe, die Thätigkeit der Familie, der er angehörte, seine grammatischen Bestrebungen, sein Verhältnis zu gleichzeitigen Gelehrten und zu seinen Konfessionsgenossen sind schon öfter Gegenstand teilnahmvoller Forschung gewesen. Doch verlohnte es wohl,

sein Wirken als französischer Schriftsteller und sein Streben im Dienste der Ausbildung und der verständigen Handhabung seiner Muttersprache noch einmal darzustellen; auch an Gelegenheit, einzelne im Dunkel gebliebene Thatsachen des äufseren Lebensverlaufes festzustellen, konnte es für einen Verfasser nicht gebrechen, der mit dem geduldigen Fleifse und dem eifrigen Spürsinn des Herrn Clément durchprüfte, was an Quellenschriften zur Verfügung stand und im Verlaufe der Arbeit noch weiter zum Vorschein kam. Eine Biographie giebt der Verfasser allerdings nicht, begnügt sich vielmehr in seiner Einleitung, die Umstände kennen zu lehren, die das Erscheinen der einzelnen französischen Werke Estiennes veranlafsten, ihre Veröffentlichung begleiteten und sich daraus für ihren Urheber ergaben. Ob mit Herrn Clément 1531 (und nicht eher 1532) als Geburtsjahr Estiennes anzusehen sei, wird wohl manchem Leser noch zweifelhaft bleiben; denn *j'avois approché à l'aage de 30 ans* dürfte mit *je venais d'avoir 30 ans* doch gar zu frei übersetzt sein. Auch die Teilhaberschaft des zuvor in solchem Zusammenhang nicht genannten Innocent Gentillet an der Abfassung des *Discours merveilleux de la vie de Catherine de Médicis* wird keinesfalls erwiesen oder auch nur in hohem Grade wahrscheinlich gemacht. Dagegen folgt man gern des Verfassers auf festem Grunde ruhender Darstellung der Schwierigkeiten, welche die Genfer weltlichen und geistlichen Behörden dem manchmal etwas stürmischen Thun des Eingewanderten in den Weg zu legen nicht ermüdeten, und seiner feinen Erklärung des günstigen Verhaltens, welches Heinrich III. dem auf kurze Zeit nach Paris Zurückgekehrten bezeigte, und das dieser mit einer bemerkenswerten Mäfsigung früheren Ungestüms erwiderte.

Im ersten Teile der eigentlichen Arbeit (S. 79—195) beschäftigt sich der Verfasser mit Estienne als französischem Schriftsteller, indem er die einzelnen Werke, die *Apologie pour Hérodote*, den *Discours merveilleux*, die *Dialogues du nouveau langage* nach den leitenden Gedanken und der Art der Ausführung kennzeichnet. Er handelt von den Quellen, aus denen die Geschichten des ersten Werkes geflossen sind, und der Umgestaltung, die sie hier erfahren; er zeigt, dafs die zwanzig, welche die *Apologie* mit der Fortsetzung der *Joyeux devis* gemein hat, keineswegs aus den letzteren stammen, vielmehr aus jener durch Des Periers (oder wer sonst der Verfasser der J. D. sein mag) geborgt sind. Er legt eingehend dar, worin der Italianismus in Sitten, Sprache, Litteratur bestand, gegen den Estienne von der *Apologie* ab anzukämpfen sich zur Aufgabe macht, nicht ohne dafs der Eifer ihn oft zur Ungerechtigkeit hinreifst. (Hier wird unter anderem auf die beträchtlichen Verschiedenheiten hingewiesen, die zwischen der ersten und der ein Jahr darauf erschienenen zweiten Ausgabe des *Discours* bestehen.) Er handelt endlich von Estiennes dichterischen Versuchen im Hinblick auf ihren Inhalt, ihren Stil, ihren Versbau; berührt sich der Philologe, dessen poetische Thätigkeit gewifs nicht sein Hauptverdienst ausmacht, hier in manchen Punkten mit J. Du Bellay und Ronsard, so beweist er doch auch weitgehende Selbständigkeit diesen Gefeierten gegenüber, und die reichlichen Randbemerkungen, die er in

ein uns erhaltenes Exemplar des Du Bellay eintrug, und die durch Herrn Clément zum erstenmal benutzt und teilweise bekannt gemacht sind, lehren, auf wie vielerlei Dinge er beim Lesen des Dichters achtete, und wie frei sein Urteil auch dem hochangesehenen Künstler gegenüber blieb.

Gewifs ist der zweite Teil (S. 197—456) mit nicht minderem Fleifse gearbeitet als der erste des Buches. Aber die Betrachtung Estiennes als eines Grammatikers bedurfte so weit getriebenen Eingehens auf Einzelheiten nicht. Dafs er über viele Dinge Ansichten geäufsert hat, die ganz unhaltbar sind; dafs er die erst sehr viel später gefundenen Kriterien für die Richtigkeit der Zurückführung lebender Wörter auf ihre Ursprünge nicht kannte; dafs sein Urteil über die Ausdrucksfähigkeit verschiedener Sprachen nicht selten irrte; dafs er lebende und erstorbene Mittel der Wortableitung nicht unterschied, Erbwörter und Lehnwörter für ihn einerlei waren; dafs er, was in seiner Sprache weder lateinisch noch griechisch war, samt und sonders dem Gallischen zuwies; dafs er die verhafste Einwirkung Italiens oft auch da witterte, wo blofs selbständige Entwickelung in Italien und in Frankreich gleiche Wege eingeschlagen hatte, dies alles mufste ohne Zweifel gesagt und erwiesen werden, hätte sich aber kürzer darthun lassen. Lehrreicher ist die Vergleichung, die Herr Clément zwischen Estienne und seinen Zeitgenossen Fauchet und Pasquier anstellt, erfreulicher der Hinweis auf seine (freilich noch recht bescheidene) Beschäftigung mit dem Altfranzösischen, mit französischen Mundarten und die noch fruchtbarer gewordene mit der Redeweise und der Spruchweisheit des Volkes. Manches Beachtenswerte aus Estiennes grammatischer Lehre und aus seinem eigenen Sprachgebrauch, die sorgsam miteinander verglichen werden, hat der Herr Verfasser in dankenswerter Weise hervorgehoben, wenngleich nicht immer in das richtige Licht gestellt. Ist dieser, wie es scheint, mehr Litterarhistoriker als Grammatiker, so werden andere, von denen das Umgekehrte gilt, schon zu verwerten wissen, was er fleifsig zusammengetragen und durch einen sorgsamen Index leicht findbar gemacht hat.

Sollte von einzelnen kleinen Unrichtigkeiten gesprochen werden, so wäre etwa zu berühren die Identifikation von *tifaine* mit *epiphania* (296), die Ableitung des afz. *afaitier* von *affectare* (315), die Anführung von *s'esclarcir de qch.* als eines Falles von reflexivem Ausdruck in passivem Sinne (321),[1] die Behauptung, dafs frz. *brigade* aus dem 14. Jahrhundert nachgewiesen sei. Druckfehler sind leider in ziemlich grofser Zahl unverbessert geblieben.

Das Werk ist ein Zeugnis achtunggebietenden Fleifses und gesunden Urteils; es wird mit dazu beitragen, dafs auch die weitere, von Herrn Clément verheifsene, auf Estienne bezügliche Publikation (S. 484) günstige Aufnahme finde.

Berlin. Adolf Tobler.

[1] Hier konnte des *or se cante* im Aucassin gedacht werden.

Gaston Paris, La littérature normande avant l'annexion (912—1204). Discours lu à la séance publique de la Société des antiquaires de Normandie le 1er décembre 1898. Paris, Bouillon, 1899. 57 S. 8.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit jener seltenen Vereinigung eindringendster Kenntnis der einzelnen Thatsachen und beherrschenden Überblicks, die alle seine litterargeschichtlichen Arbeiten auszeichnet, und zugleich mit einer Anmut der Darstellung, die den Leser nicht minder erfreut, als sie die unter Herrn Paris' Vorsitze versammelten Zuhörer entzückt haben mufs. Zunächst mögen diese freilich durch die Entschiedenheit enttäuscht gewesen sein, mit welcher der Normandie des in Rede stehenden Zeitalters, so fähig sie sich zu schmückender Verklärung der eigenen Geschichte erwiesen hat, und so vieler, epischen Sanges würdiger Thaten Ausgangspunkt sie geworden ist, der Anteil an der Schöpfung des französischen Volksepos bestritten wird, das sie erst nach dem Aufgehen im französischen Königreich bei sich aufnahm. Auch die Beteiligung der Provinz an der dichterischen Arbeit, die sich des britischen Sagenkreises bemächtigte, an der Pflege des Abenteuerromans, soweit er nicht oder kaum zu jenem Kreise in Beziehung steht, mögen manche sich weniger spärlich vorgestellt haben, als der Redner einräumen will, der auch in der höfischen Lyrik fast keine normandische Mitwirkung anerkennt. Aber, liegt dem normandischen Wesen Träumen und Schmachten ferner, so eignet ihm dafür ein löbliches Wohlgefallen an Ordnung, Klarheit und allem dem, was den Verstand befriedigt; und insofern kann man mit dem Verfasser sagen, in der späteren Entwickelung der französischen Litteratur bringe das normandische Volkselement seine Eigenart mächtig zur Geltung. In der Zeit vor der Annexion überwiegt denn auch, was zur Belehrung der Laien dienen mag, sei es über wirkliche oder vermeintliche Eigenheiten der Steine oder der Tiere, sei es über Geschichte (und was als Geschichte galt) der eigenen Vorfahren oder der Nachbarinsel oder des heidnischen Altertums oder der alten christlichen Zeit. Dazu kommt allerhand Erbauliches und Theologisches, nicht zu vergessen der ältesten Bemühungen, Teile der heil. Schrift für die Laien zu übertragen. Minder ernster Sinn fand an heiteren Fableaux, an Stücken der Geschichte Renarts, an den von Petrus Alphonsus gesammelten Erzählungen Befriedigung. Das Lied dient bisweilen spöttischer Neckerei oder, wie später noch, trunkseliger Geselligkeit. Nachdem der Verfasser darauf hingewiesen hat, wie ein in früherer Zeit den Franzosen gegenüber oft recht feindselig ausgesprochenes normandisches Nationalgefühl nach der Annexion rasch sich verlor, schliefst er mit der Erinnerung an die grofsen Namen der späteren Litteraturgeschichte, auf welche die Normandie stolz zu sein befugt ist.

Wenn, wie zu hoffen ist, der Verfasser die lehrreiche Rede später einem neuen Bande *leçons et lectures* einverleibt, wird er kaum etwas daran zu ändern finden. Doch sollte S. 5, Z. 7 es jedenfalls *notre* statt *votre*

heifsen, S. 28, Anm. 1 wird das Citat Romania XXVII, 42 und XXVIII, 47 lauten müssen, und S. 34 darf nicht dem Débat zwischen Seele und Leib gleiche Form wie der von Suchier herausgegebenen ersten Reimpredigt zugeschrieben werden. Möge bis zum Neudrucke der Verfasser auch die S. 32 und S. 47 gegebenen Versprechungen von Neuausgaben (des Lebens des heil. Gregor und des Schmähgedichtes auf die Franzosen) eingelöst haben.

Berlin. Adolf Tobler.

Le vicomte E.-M. de Vogüé, de l'Académie française, Les morts qui parlent. Paris, Plon, 1899. 382 S. 8. 3,50 frs.

Das französische Volk hat im Ausland, auch abgesehen von den vielleicht etwas zusammengeschwundenen blinden Bewunderern, manche aufrichtige Freunde, die eingedenk dessen, was es zu verschiedenen Zeiten für die europäische Kultur gethan hat, in williger Anerkennung mancher liebenswürdigen Eigenschaften und bedeutender ihm verliehener Kräfte, mit selbstloser Genugthuung dessen froh werden, was ihm zu dauerndem Segen und wahrer Ehre gereichen kann. Liegt doch schon, von anderem nicht zu reden, bei der Innigkeit der heutigen Wechselbeziehungen zwischen den Völkern in jeder echten Erhebung und jeder nachhaltigen Kraftäufserung des einen Volkes eine Förderung auch der anderen oder doch zum mindesten ein heilsamer Antrieb, ein wirksames Beispiel für sie, auch ihrerseits sich um eine Steigerung des eigenen Daseins zu bemühen. Jenen Freunden Frankreichs, die es nicht blofs und nicht zumeist da besitzt, wo es am eifrigsten um sie wirbt, ist in den letzten Jahren manche schmerzliche Erfahrung nicht erspart geblieben, und immer noch können sie der täglich aufgefrischten Besorgnis sich nicht entschlagen, jede neue Nachricht aus dem Lande, das leider viel zu viel von sich reden macht, sei eine Botschaft von neuem Unheil. Kaum weniger betrübend als die Berichte von manchen einzelnen Vorkommnissen des Tages sind aber Bezeugungen einer Denkweise, wie sie in dem neuen Romane des Vicomte Eugène-Marie-Melchior de Vogüé (nicht zu verwechseln mit dem älteren Marquis Charles-Jean-Melchior de V., der seit 1868 Mitglied der Académie des Inscriptions ist) Ausdruck findet. Was sollte man auch für Frankreich Grofses hoffen dürfen, wenn bei der Mehrheit oder auch nur bei einem ansehnlichen Teile seiner Bevölkerung der Mangel an Vertrauen auf das eigene politische Vermögen bestehen sollte, der sich in diesem Buche ausspricht, wenn bei mehreren als nur bei vereinzelten Pessimisten der Gipfel politischen Könnens und Wollens erreicht sein sollte mit dem thatenlosen Ausschauen nach einem unbedenklich zugreifenden 'Retter' gleichviel welches inneren Berufes, mit dem kindlichen Seufzen, 'wenn doch was käme und mich mitnähme?' Dem aufsen Stehenden wird nicht leicht zu beurteilen, in welchem Mafse aus dem einzelnen Buche die Denkweise weiter Kreise spricht; aber soviel scheint gewifs: wenn der von J. Normand in seinem unlängst in Paris gegebenen 'Glück des Glaubens' empfohlene Verzicht auf die Wahrheit

und der durch de Vogüé gepredigte Verzicht auf die Freiheit, also auf die Gestaltung seines politischen Daseins durch das Volk selbst oder seine Vertreter, die Normen für Frankreichs Zukunft werden sollen, dann kann diese schwerlich eine andere sein als die gewisser anderer romanischen Völker diesseit und jenseit des Oceans, die zeitweise einer gewissen Ruhe sich erfreuen mögen, am Fortschritte der Menschheit aber längst nicht mehr thätig beteiligt sind.

Der Roman des Herrn de Vogüé trägt aufser dem oben angegebenen den Nebentitel *Scènes de la vie parlementaire* und scheint nach gewissen Andeutungen (z. B. S. 269) mit anderen, einstweilen erst beabsichtigten Darstellungen ähnlicher Art zusammen ein Gesamtbild des heutigen politischen Lebens in Frankreich geben zu sollen, wie es eben dem Verfasser beschaffen erscheint. In der That ziehen an dem Leser eine grofse Zahl lebensvoller Schilderungen aus dem Parlamentstreiben vorüber, denen es an Treue nicht fehlen mag, stürmisch bewegte Sitzungen, aufregende Abstimmungen, ein Präsidentenbegräbnis, die Wahl eines neuen Staatsoberhauptes; er thut Blicke in die Räume aufserhalb des Sitzungssaales, in denen mehr als in diesem selbst die Entschliefsungen der Volksvertreter zustande kommen und persönliche Begehrlichkeiten sich Geltung zu verschaffen suchen; er lernt Vertreter der verschiedensten Bestrebungen und Anschauungen kennen, vom resignierten Legitimisten über den pathetischen Achtundvierziger hinweg zum socialistischen Träumer, neben dem feilen Schurken den seiner Ohnmacht schmerzlich bewufsten Ehrenmann, auch den scharfblickenden Beobachter, dem, was um ihn vorgeht, kaum mehr ist als ein anziehender Gegenstand für psychologische Studien. Auch an Frauengestalten fehlt es nicht; wir finden die fürstliche Socialistin aus Rufsland, die geniale jüdische Schauspielerin mit dem hochfliegenden Ehrgeiz für ihre Sippe, daneben bescheidenere weibliche Existenzen, deren Los minder unmittelbar sich an die politischen Vorgänge knüpft. In besonders helles Licht rückt der Verfasser die israelitischen Kreise mit ihrem für ihn augenscheinlich sehr unheimlichen versteckten Zusammenringen um Herrschaft ihrer Rasse. Gewifs ist ihm das, was er darstellen will, wohl vertraut; in manchen Gestalten des Buches erkennt auch der auswärtige Leser, in noch weit mehreren vermutlich der Pariser, Persönlichkeiten der Tagesgeschichte, und die Gabe lebendiger Veranschaulichung ist dem Schriftsteller sicher in hohem Mafse eigen. Dafs, was man den 'Roman' im engeren Sinne zu nennen pflegt, das Werden einzelner Menschenschicksale, neben den Schilderungen gesellschaftlicher Zustände zurücktritt, mehr noch als bei Zola, der an solches Verfahren gewöhnt und auf den Verfasser stärker gewirkt hat, als dieser vermutlich wird Wort haben wollen, soll jenem nicht zum Vorwurf gemacht werden. Eher mag man bisweilen an einer gewissen Geziertheit, an einem weitgehenden Geistreichseinwollen des Ausdrucks Anstofs nehmen. Schon der Titel zeugt von der dahingehenden Neigung. Es soll mit ihm bezeichnet sein das Fortwirken des Gewesenen im Bestehenden, die nicht leicht abzuschüttelnde Herrschaft, die der unlösliche Zusammenhang mit der Ver-

gangenheit bald in Gestalt ererbter Stammesart, bald in derjenigen geschichtlicher Erinnerung oder trägen Beharrens bei alter Gewöhnung und dergleichen oft vielleicht stärker, als es manchen zum Bewufstsein kommt, über das Wollen, Empfinden, Handeln der Gegenwart übt (s. S. 176, 265, 285, 307, 313, 362). Keiner wird solches 'Reden der Toten' in Abrede stellen. Wohl aber kann es gefährlich werden, seine Bedeutung zu überschätzen. Giebt es, um gleich geziert zu sprechen wie Herr de Vogüé, neben den 'Toten, die reden' nicht auch 'Ungeborene, die reden', die sich schon heut leise regen und in der Gegenwart sich bereits kund thun? Giebt es nicht auch eine in unzweideutigen Zeichen sich ankündende Zukunft? Giebt es nicht im heutigen Frankreich anderes noch, worauf man Hoffnungen setzen darf, als den oder jenen höheren Offizier, dem möglicherweise das Gelüsten kommen könnte, mit einigen in den Kolonien erzogenen und (vielleicht!) bewährten Truppen das Bestehende über den Haufen zu werfen und den Sprung ins Ungewisse zu wagen?

De Vogüé scheint anderes nicht zu sehen (S. 361, 375, 385). Keime tröstlicherer Entwickelung sind aber sicher vorhanden und drängen sich ans Licht. Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, selbstlose Hingabe an das Wohl des eigenen Volkes, Wille zu ausdauernder Arbeit an der Besserung seiner Verhältnisse, Mannesmut, all die Tugenden, die in der Republik dringender not thun als sonst wo, bestehen in Frankreich noch immer und haben zur Freude seiner Freunde auch in jüngster Zeit sich vielfach bezeugt. Mögen Bücher wie das des Herrn de Vogüé jenen Tugenden nicht den Mut kraftvoller Selbstbethätigung lähmen, dem Volke nicht die getroste Zuversicht auf ihr Fortbestehen und ihr endliches Durchdringen mindern!

Berlin. Adolf Tobler.

Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf. Von R. P. Wülker. Abdruck aus den Berichten der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Sitzung vom 4. Februar 1899. (S. 77—139.) 8. Bd. LI, H. 2. Mk. 1,60.

Der Briefwechsel zwischen den beiden hochverdienten Gelehrten, von dem wir durch Wülker willkommene Kunde erhalten, hat, nachdem kurz zuvor die erste Verbindung angeknüpft worden war, 1851 begonnen und 1864, da die gemeinsame Fürsorge für das 'Jahrbuch' ihr Ende nahm, also nicht lange vor Wolfs Tode, aufgehört. Von den 125 Briefen Eberts, die nach seines älteren Freundes Hingang an ihren Verfasser zurückgelangten und auf der Leipziger Universitätsbibliothek mit den dort bereits aufbewahrten seines Korrespondenten vereinigt werden sollen, giebt Wülker den Inhalt genau und mit den wünschbaren Erläuterungen an; ihrer zehn, wie es scheint die wichtigsten, druckt er aufserdem im Wortlaut oder doch nahezu vollständig ab. Sie gewähren Aufschlüsse weniger über ihres Urhebers Gemütsleben als über die Arbeit, die er im Dienste der Wissenschaft, sei es als öffentlicher Lehrer, sei es als Schriftsteller, ge-

leistet hat, über das Entstehen seiner Pläne und deren eifrig betriebene Ausführung, insonderheit über die Begründung und die mühevolle, aber auch wirkungsreiche Aufrechterhaltung des 'Jahrbuchs'.

Nicht ohne wahrhafte Erbauung blickt man in das jederzeit hohen Zielen zugewandte Leben des für seine Person so anspruchslosen, vornehm gesinnten Mannes, der so Bedeutendes vollbracht hat trotz der Hemmnisse, die bald vorgesetzter Unverstand, bald Unzulänglichkeit der Hilfsmittel lange Zeit seinem Streben in den Weg legten; und mit dankbarer Teilnahme begleitet man durch die mühseligen Stadien der Vorbereitung und durch die ersten Jahre eines nie recht gesicherten Fortbestehens die von den beiden Freunden ins Dasein gerufene erste Zeitschrift, die aller mit Ernst betriebenen Forschung auf dem Gebiete romanischer und englischer Litteratur ein Sammelpunkt werden sollte. Auswärtige Leser seien darauf aufmerksam gemacht, dafs Eberts Äufserung (S. 122), in Preufsen werde eine der jedesmaligen Regierung entsprechende Gesinnung und Weltanschauung, zumal bei den Männern der Wissenschaft, gefordert, im Jahre 1856 gethan ist und nicht ohne weiteres für jede frühere oder spätere Zeit gilt.[1]

Berlin. Adolf Tobler.

Rudolf Tobler, Die Altprovenzalische Version der Disticha Catonis. Strafsburger Dr.-Diss. Berlin, Ebering, 1897. 105 S. 8.

Im Jahre 1896 gab Paul Meyer in der Romania Bruchstücke heraus, die einer Provenzalischen Übersetzung der sogenannten Disticha Dionysii Catonis angehörten. Fast zur selben Zeit tauchte in Berlin ein längeres Bruchstück desselben Werkes, jedoch aus einer anderen Handschrift, auf. Rudolf Tobler hat in der vorliegenden Schrift das Berliner Bruchstück herausgegeben und auch die von Meyer veröffentlichten kürzeren Bruchstücke nochmals abgedruckt. Da der junge Herausgeber der Schwierigkeiten, von denen der Text geradezu wimmelt, in löblichster Weise Herr geworden ist, darf seine Ausgabe sehr verdienstlich genannt werden. Wenn die an die Spitze gestellte grammatische Untersuchung nicht viel ergeben hat, so ist dafür nicht der Heraugeber, sondern der verwahrloste Zustand des überlieferten Textes verantwortlich zu machen. Die exegetischen und kritischen Anmerkungen, die dem Texte folgen, sehen den Schwierigkeiten offen ins Gesicht. Ein Kenner wie Emil Levy, der die Ausgabe im Litteraturblatt für Germ. u. Rom. Philologie 1898, S. 290 ausführlich besprochen hat, hat sichere Besserungen nur zu wenigen Stellen vorgebracht, zu den meisten lediglich Bedenken geäufsert oder Fragen aufgeworfen.

Auch die Nachlese, die ich hier vornehme, ergiebt nur Geringfügiges und oft Unsicheres.

M 15 Vielleicht *ja non par avareza.* Das Präsens neben dem Futurum steht auch 20. 21.

[1] Ein paar Druckfehler in Eigennamen können stören, so Conrad Hoffmann, Michelan**d**; auch von *multa* S. 128 statt *non multa.*

20 Für *so* ist besser *s'o* zu schreiben, da das reflexive *tener* wiederholt (54. 64) vorkommt.

34 Das disjunctive *o* ist um so weniger am Platze, als das Lateinische *vel* im Mittelalter als synonym mit *et* galt. Also: *que es.*

133 Für *te lais,* das wohl 2. Sg. Subj. sein soll, würde ich lieber *t'aujas* vermuten.

138 In *mal'annanza* sollte kein Apostroph stehen. Der Gegensatz ist *benannanza.* Es sind Ableitungen von *mal annar, ben annar,* und einfaches *annanza* existiert wohl gar nicht.

T 15 Vielleicht *cum on non es preons. cum* steht öfter für *cant* und für *que,* vgl. R. Toblers Anm. zu 484.

59 *ome* lat. hominem kann nicht apostrophiert werden. Es ist zu lesen: *Omen onra e ten car.*

107 *nofezel* ist besser in ein Wort zu schreiben.

110 Vielleicht besser *car nos saubron garar.*

117 Hier würde ich ändern in *L'un e l'autre fai tort* (Subjekt *enveja*).

151 f. Diese Stelle fasse ich anders als Levy auf. Ich schlage vor zu lesen: *Deus ditz en un sermon, qui no fara perdon a cel qe no fenis lo mal qe om d'el dis, los autres tortz qu'el a qe noil perdonara. qui* steht für 'wenn einer', und Subjekt zu *perdonara* ist Gott.

195 *nes* darf wohl in *non* geändert werden.

197 *car ambedui* läge paläographisch eben so nahe.

218 Ich würde vorziehen *Mais sol te eis quil beus.*

238 Für *qe zo* ist wohl *de zo* zu schreiben.

346 *s'aizo t'es a soan]* für *t'es* ist wohl *tes* lat. tenes zu setzen.

353—354 lauten im Text *Boca parl'e t'afronta zo quel cors vol, el conta* (Hs. *vol emta*). Besser würde mir scheinen: *Boca parler' afronta zo quel cors vol a onta.* Dieses *onta* für *anta* ist im Provenzalischen immer noch gewöhnlicher als *conta* für *comta.*

378 Ich würde hinter 377 Fragezeichen setzen und dann die Lesart der Handschrift beibehalten: *e no sabras de cui* 'und du wirst nicht wissen über wen (Macht zu üben ist)'. Das gesprochene Wort wird weiter getragen, wer weifs zu wem. Kannst du deinen eigenen Mund nicht beherrschen, wie wirst du einen fremden beherrschen können? Und du weifst nicht einmal, um welchen es sich handelt!

389—390 Hier dürfte etwas gestanden haben wie *L'aig' a major falseza on a mens rabineza.*

503 *len* bedarf für mich der Erklärung.[1]

512 *lo acoil* halte ich für unmöglich. Besser *que* oder *com om l'acoil* (wie 578).

524b Besser *coma't* als *coment.*

585 Die Variante zu diesem Vers ist keine.[2]

Hinter 589 und 617 ist Komma zu setzen.

---

[1] Es wird adverbial im Sinne von 'langsam' zu verstehen sein. R. Tobler.

[2] Der Text ist verdruckt, es soll *grantz mals* gelesen werden. R. T.

628 Ich würde vorziehen: *mostr'aqui aseriptura.*

648 für *sapias* sollte *sapjas* stehen.

650 Wohl besser *mal estia.*

659 Wohl besser *feniera* (d. h. *fenhera*).

Gegen Levy bemerke ich, dafs *mel* (Honig) die korrekte provenzalische Form ist (nicht *miel*), und dafs *nes* 245 (für nec ipsum) in einem Text nicht zu beanstanden ist, der *es* für ipsum kennt.

Halle a. S. Hermann Suchier.

Neue Zeitschriften.

1. Unter dem Titel *Studi glottologici italiani* hat Giacomo de Gregorio eine neue Zeitschrift bei Ermanno Loescher in Turin erscheinen zu lassen begonnen, deren erster Band (1899; 244 Seiten, 10 lire) zum weitaus gröfsten Teile von dem durch Arbeiten über sizilianische Mundarten und durch einen Abrifs der *Glottologia* (Manuali Hoepli, 1896) bekannten Herausgeber selbst herrührt. In den, 170 Seiten einnehmenden *Contributi alla etimologia e lessicografia romanza con ispeciale considerazione ai vernacoli siciliani* giebt der Verfasser in mehr als sechshundert kleinen Kapiteln allerlei Nachträge und Bedenken zur Kenntnis, zu denen ihm Körtings Wörterbuch Anlafs geboten hat. Wenn er namentlich oft gegen die Annahme germanischer Herkunft für romanische Wörter sich sträubt, so wird ihm jeder gern zugeben, dafs in erster Linie im alteinheimischen Wortvorrat nach den Ursprüngen derselben zu suchen ist. Eine grofse Zahl germanischer Eindringlinge aber ist unerschütterlich festgestellt, und andere romanische Wörter, deren Identität mit germanischen blofs in hohem Grade wahrscheinlich ist, wird man besser thun, für das Latein so lange nicht in Anspruch zu nehmen, als man, um es zu rechtfertigen, zu so unerhörten Sprüngen im Sinneswandel, zu so seltsamen Vorgängen in der lautlichen Entwickelung, zu so erstaunlichen Abnormitäten der Wortbildung Zuflucht zu nehmen genötigt ist, wie sie hier oftmals glaublich gemacht werden sollen. Auseinandersetzungen, wie man sie über das bekanntlich erst sehr spät erscheinende it. *orda*, frz. *horde* oder über *tovaglia* hier zu lesen bekommt (um nur diese zwei anzuführen), wird niemand ohne Staunen lesen. Unter dem, was der Verfasser aus seiner Kenntnis der Mundarten der heimatlichen Insel beibringt, mag viel Beachtenswertes sich finden. — R. Sabbadini hat Beiträge zur Kunde der Ortsnamen von Elba beigesteuert, La Via eine gedrängte Übersicht des Vokalismus der gallo-italischen Mundart von Nicosia (Sizilien), womit er sich den schon ziemlich zahlreichen Bearbeitern der aus dem Norden nach Sizilien verpflanzten Idiome anschliefst, M. Niedermann zwei kleine Recensionen. Am Schlusse kommt der Herausgeber selbst nochmals zum Worte und bespricht die von Ascoli in seinem Archivio XIV, 453 behandelte Konstruktion *va a chiáma* (im Sinne von *va a chiamare*), nicht ohne Bedenken gegen Ascolis Annahme zu äufsern, dafs in dem *a* das lateinische *ac* fortlebe.

2. Schon im dritten Jahre des Daseins steht das Schweizerische Archiv für Volkskunde, Vierteljahrschrift unter Mitwirkung des Vorstandes (der schweiz. Gesellschaft für Volkskunde) herausgegeben von Ed. Hoffmann-Krayer, Zürich, Druck von E. Cotti. (Der Umfang des Jahrgangs ist auf 20 Bogen festgesetzt. Der Abonnementspreis beträgt für Mitglieder 4 Fr., für Nichtmitglieder 8 Fr.; für das Ausland kommt der Portozuschlag hinzu.) Was dieser Zeitschrift unter den nicht wenigen, welche ähnlichen Bestrebungen dienen, ihre Besonderheit giebt, ist das geographische Gebiet, auf dem vorzugsweise sie Kundgebungen des Volksgeistes aus alter Zeit und aus der Gegenwart sammelt; und damit hängt zusammen, dafs verschiedene Sprachen der Mitarbeiter und der Dokumente nebeneinander zu Gehör kommen; soweit es sich um Mundarten handelt, mit den nötigen Erläuterungen versehen. Mit Wohlgefallen sieht man aus den Jahresberichten der Gesellschaft, welch lebendiger Teilnahme sie bei den Landsleuten schon jetzt begegnet ist, und aus den Mitteilungen selbst, wie viele schon mit Verständnis auf die Dinge achten, die es hier zu bergen und zu deuten gilt. Da die Sammelarbeit nicht von lauter Fachmännern vollzogen werden kann noch soll, liegt die Gefahr nahe, dafs auch minder Beachtenswertes und oftmals dasselbe herbeigetragen werde. Eine trefflich unterrichtete und arbeitsfrohe Redaktion legt aber schonend überall mit Hand an, weist auch auf die Stellen hin, wo Gleichartiges zu finden, wo Erklärung des Seltsamen zu holen sei, und hat für diesen Teil ihrer Bemühungen auch kundige Helfer zur Seite. Möge der Unternehmung, die fortwährend auf das herrliche Idiotikon zu verweisen Anlafs hat, andererseits auch diesem eine schätzbare neue Quelle werden kann, erfreuliches Gedeihen beschieden sein.

3. Der Neuphilologische Verein in Helsingfors, der in den beiden 1893 und 1897 erschienenen Bänden seiner *Mémoires* schon so schöne Früchte eifriger, verständiger und vielseitiger Thätigkeit vorzulegen vermocht hat, läfst unter dem Titel 'Neuphilologische Mitteilungen' nunmehr achtmal jährlich je acht Seiten ans Licht treten, die unter der Leitung des unermüdlichen und überall bewanderten Prof. Söderhjelm neuere Litteratur zur Philologie der lebenden Sprachen den finnischen Fachgenossen zur Kenntnis bringen, daneben aber auch kleinere Aufsätze über Gegenstände des bezeichneten Gebietes und über den Betrieb der bezüglichen Studien veröffentlichen. Mit Nutzen wird man auch aufserhalb Finnlands von diesen Mitteilungen Kenntnis nehmen und mit Sympathie die Bestrebungen der wackeren und tüchtigen Arbeitsgenossen begleiten, denen praktische Unterrichtserfolge zu erreichen und daneben das Wünschenswerte für ihre eigene wissenschaftliche Fortbildung zu thun vorderhand nichts weniger als leicht gemacht ist. Schon dafs es sich um gleichzeitige Pflege sechs lebender Sprachen handelt, verlangt ein Aufgebot ungewöhnlicher Kraft und die Ausbildung ganz besonderer Unterrichtskunst. Die Sprache der 'Mitteilungen' ist vorzugsweise die deutsche; doch kommt auch das Französische oft zur Anwendung.

Berlin. Adolf Tobler.

Nachtrag zu Archiv CII, 365.

Die von W. Foerster in seiner gegen Ende 1899 erschienenen Ausgabe des Karrenritters S. 474 (5475) erhobene Beschwerde, dafs seinem (in der That sehr verdienstlichen) Exkurse zu Erec 1449 über die endungsbetonten 3. plur. seitens anderer mit dem Gegenstand beschäftigt gewesener Autoren die schuldige Beachtung versagt worden sei, richtet sich mit besonderer Schärfe gegen das angeblich von mir im Rom. Jahresbericht IV, I 220 beobachtete Verhalten. Der Wortlaut Foersters läfst sich leicht dahin auslegen, als hätte ich eine mir bekannte Thatsache, der im gegebenen Falle hätte Erwähnung geschehen müssen, mit Bedacht verschwiegen. Nun ist gerade das Gegenteil der Fall. In der meiner Bemerkung, dafs Chrestiens *feïssiant, alessiant* Söderhjelm entgangen seien, hinzugefügten Fufsnote 226 habe ich mit den Worten 'Dazu Foerster, Erec S. 308 ff.' in aller wünschenswerten Klarheit auf den angezogenen Exkurs hingewiesen. Mit diesem Sachverhalt hätte sich auch Dr. Leo Wiese, dem Foersters Bemerkung im Karrenritter und damit auch das Vorhandensein meiner im Rom. Jahresber. abgedruckten Beiträge zur Frage wohl bekannt geworden sind, vertraut machen sollen, ehe er die Anmerkung zu S. 181 seiner in Bonn preisgekrönten Schrift über die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor (Halle, Niemeyer, 1900) der Öffentlichkeit übergab. Wenn hier die wissentliche Unterdrückung der 'Erec-Anmerkung' gewifs gegen Foersters Meinung sämtlichen Beteiligten zur Last gelegt wird, so läfst mir Wiese andererseits die zarte Rücksicht angedeihen, bei der Anführung des im Archiv CII, 365 f. stehenden Referates über meinen die gleiche Materie betreffenden Vortrag meinen Namen in diesem peinlichen Zusammenhang ungenannt zu lassen. Übrigens hat auch der ebenfalls inkriminierte Söderhjelm, wie ich nachträglich bemerkte, bereits in seiner ersten Ausgabe von Peau Gatineau, Leben und Wunderthaten des heiligen Martin, Tübingen 1896, S. 304 Gelegenheit genommen, der Anmerkung zu Erec 1449 zu gedenken, und nicht anders verfährt D. Behrens in seiner im Frühjahr 1899 erschienenen 4. Auflage von Schwans Grammatik des Altfranzös. S. 245 (zu S. 187 Anm.).

Berlin. A. Risop.

Berichtigungen zu Band CIII.

S. 269, Z. 1 ist nach *ousel* einzufügen: in der diphthongischen Aussprache des 18. Jahrhunderts, Ellis IV, 1079.

S. 270, Z. 8 v. u. ist statt *violet* zu lesen: *violent.*

K. Luick.

Verzeichnis

der vom 11. Dezember 1899 bis zum 5. März 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. Vol. XX, 3, whole no. 79. July—Sept. 1899 [C. E. Bishop, The Greek vowel in -teo, pt. III. — F. A. Wood, Semasiological possibilities. — R. B. Steele, Services and the scholia of Daniel. — S. B. Platner, The mss. of the letters of Cicero. — W. Warren, The structure of Dionysii Halicarnassensis epist. II ad Ammæum. — Reviews etc.].

Lamprecht, H., Die kulturhistorische Methode. Berlin, Gaertner, 1900. 46 S.

Gayley, C. M., and Scott, F. N., An introduction to the methods and materials of literary criticism, the bases in æsthetics and poetics. Boston, Ginn, 1899. VII, 587 S.

Pädagogische Monatshefte. Pedagogical monthly. Zeitschrift für das deutsch-amerikanische Schulwesen. Organ des nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerbundes. Redacteur: M. Griebsch. Leiter der Abt. für höheres Schulwesen: M. D. Learned. Jahrg. I, Heft 1 (Dez. 1899, 64 S.) und 2 (Jan. 1900, 48 S.). Milwaukee, The Herold Co. (Jährlich Doll. 1 für 10 Hefte.)

Schröder, Dr. Heinrich, Freiwillige und unfreiwillige Beiträge zur Oberlehrerfrage von Gelehrten und Staatsmännern. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1900. 71 S. 8. [Beachtenswerter Nachtrag zu der im Archiv CIII, 408 kurz besprochenen Streitschrift. Dort ist übrigens von den 'zu bessern Befähigten' die Rede, nicht, wie hier abgedruckt ist, 'zu besserm', was nicht ganz dasselbe besagt.]

Ritter, B., Der deutsche Lehrplan der höheren Mädchenschule (Sonderabdruck aus der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 13. Jahrgang, S. 813 ff.). Leipzig, Teubner, 1900. 17 S.

Modern language notes. Vol. XIV (Dec. 1899), no. 8 [H. A. Rennert, Gregorio Silvestre and his Residencia de Amor. — G. Hempl, The semasiology of *ἐπίσταμαι*, verstehen, understand, unterstehen, gestehen, unternehmen, undertake etc. — J. Goebel, Zu Goethes 150. Geburtstag. — R. M. Alden, The time element in English verse. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VII, 7. 8 [G. Wendt, Neue Bahnen im neusprachlichen Unterricht. Ph. Aronstein,

Samuel Pepys und seine Zeit (III). H. Hoffmann, Die schlesische Mundart (II). R. J. Lloyd, The acoustic analysis of the spirate fricative consonants. Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

Popular studies in mythology, romance, and folklore. 16mo, stiff wrapper. Each, net 6 d. London, David Nutt.

1) Nutt, A., Celtic and mediæval romance. 32 S.
2) Hartland, E. S., Folklore: What is it, und What is the good of it. 43 S.
3) Nutt, A., Ossian and the Ossianic literature. 61 S.
4) Weston, Jessie L., King Arthur and his knights. 40 S.

Paris, Gaston, Les danseurs maudits, légende allemande du XIe siècle. Paris, Bouillon, 1900. 17 S. 4 (Extrait du Journal des savants, décembre 1899). [Im Anschluſs an E. Schröders Arbeit 'Die Tänzer von Kölbigk' in der Zeitschr. f. Kirchengeschichte.]

Paris, Gaston, Le roman du Comte de Toulouse. Paris, Bouillon, 1900. 32 S. 8 (Extrait des Annales du Midi, t. XII). Erweiterter Abdruck einer am 8. April 1899 in Toulouse am Schlusse des Kongresses der gelehrten Gesellschaften gehaltenen Vorlesung. [Im Anschluſs an G. Lüdtke, The Erl of Tolous, Berlin 1881, zu welcher trefflichen Arbeit beachtenswerte Einzelheiten hinzugefügt werden.]

Americana Germanica. Vol. III, no. 2 [F. H. Wilkens, Early influence of German literature in America. — E. A. Miller, Wordsworth and Wilhelm Müller. — A. Gerber, Additional remarks on the evolution of the classical Walpurgis-Night and the scene in Hades. — M. D. Learned, Professor G. A. Hench: in memoriam].

Ibsen, H., Sämtliche Werke in deutscher Sprache. IX. Bd. Berlin, S. Fischer, 1900. XLVII, 250 S. M. 4 (Subskr.-Preis M. 3,50).

Zeitschrift für neuhochdeutsche Mundarten, herausgeg. von O. Heilig und Ph. Lenz. Jahrg. I, Heft 1. 2. Heidelberg, Winter, 1900. 110 S.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. XL. Heft (Band IV. Bogen 90—99). Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher und E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1899. 4.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. III, 4 [A. Rossat, Chants patois jurassiens. E. Hoffmann-Krayer, Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberwesen IV. G. Sütterlin, Gebräuche im Birseck II. B. Reber, Sagen aus dem Saasthal in Wallis. Register].

Thüringer Sagenschatz und historische Erzählungen herausgeg. von C. König. Bd. I, Heft 1: Friedrichsroda und Umgebung. 3. Auflage. Leipzig, Franke. 50 S. M. 1.

Südhannoversches Sagenbuch herausgeg. von R. Eckart. Heft 1: Harzgegend. Leipzig, Franke. 64 S. M. 1.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen im Auftrag des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von R. Wossidlo. Bd. II: Die Tiere im Munde des Volkes. 1. Teil. Wismar, Hinstorff, 1899. XIII, 504 S.

Gusinde, K., Neidhart mit dem Veilchen (Germanistische Abhandlungen, XVII. Heft). Breslau, Marcus, 1899. VI, 242 S. M. 9.

Witkowski, G., Goethe (Dichter und Darsteller, I. Bd.). Leipzig, Berlin u. Wien, Seemann, 1899. 270 S. M. 4.

Platen, A. Graf von, Ausgewählte Dichtungen, für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Attensperger (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher f. d. deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1900. 128 S. 12. Geb. M. 0,80.

Runeberg, Johan Ludwig, Fähnrich Stahls Erzählungen, eine Sammlung Gesänge, deutsch von Wolrad Eigenbrodt. Halle a. S., Niemeyer, 1900. XXXV, 218 S. 8.

Anglia. Band XXII, Heft 4. Dezbr. 1899 [W. Ewig, Shakespeare's 'Lucrece', eine litterarhistorische Untersuchung, III. — G. Binz, Londoner Theater und Schauspiele im Jahre 1599. — E. W. Bowen, The development of long u in accented syllables in modern English. — E. Einenkel, Das Indefinitum, IV. — O. F. Emerson, The text of Johnson's Rasselas. — E. Flügel, Chaucers kleinere Gedichte: I. Liste der Hss.].

Anglia, Beiblatt. X. Bd., Nr. 7, 8, 9. Nov. 1899 — Jan. 1900.

Grieb, Chr. Fr., Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Aufl. von A. Schröer. Lief. 29, S. 1—96. Lief. 31, S. 177—272. Stuttgart, Neff. à M. 0,50.

Knobbe, A., Le bone Florence of Rome. 2. Abt.: Untersuchung des Denkmals. Marburg, Elwert, 1899. 59 S.

Churchill, G. B., Richard the third up to Shakespeare (Palæstra X). Berlin, Mayer & Müller, 1900. XIII, 548 S. M. 16.

The Spenser anthology. — The Pope anthology. — The Dryden anthology. Ed. by E. Arber. London, Frowde, 1899. 3 Bde. à 312 S. und 2 sh. 6 d.

Fotheringham, J., Wordsworth's 'Prelude' as a study of education. London, Marshall, 1899. 73 S. 12.

Christoph, F., Über den Einfluſs Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas de Quincey. Progr. des Gymn. in Hof. 1899. 36 S.

Fotheringham, J., Studies of the mind and art of Robert Browning. 3. ed. London, Marshall, 1898. XIX, 576 S.

Ruskin, John, Aphorismen zur Lebensweisheit. Eine Gedankenlese aus den Werken des J. R. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von J. Feis. Straſsburg, Heitz. 1900. 180 S. Geb. M. 2,50.

Tauchnitz edition. Leipzig, Tauchnitz. à M. 1,60.

vol. 3396. Hewlett, M., Little novels of Italy.
„ 3397. Braddon, M. E., His darling sin.
„ 3398. Harte, Bret, Mr. Jack Hamlin's mediation, etc.
„ 3399. Marshall, Emma, The parson's daughter.
„ 3400/1. Crawford, F. Marion, Via crucis.
„ 3402. Gerard, Dorothea, One year.
„ 3403/4. Cholmondeley, Mary, Red pottage.
„ 3405. Payn, James, The backwater of life.
„ 3406. Q., The ship of stars.
„ 3407. Ouida, The waters of Edera.
„ 3408. Betham-Edwards, M., Anglo-French reminiscences 1875—1899.

Greater Britain, India — Canada — Australia — Africa — The West Indies, ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von J. Klapperich. Mit 1 Karte und 4 Kartenskizzen (Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften herausgeg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Abt. II: Engl. Schriften. 37. Bändchen). Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 142 S.

Alcott, L. M., Little men, life at Plumfield with Jo's boys. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Mohrbutter (Freytags Sammlung frz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag.

I. Teil: Einleitung u. Text. II. Teil: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. VII, 228 S. Geb. M. 1,60.

Tendering, F., Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe C. Erweiterte Bearbeitung des kurzgefafsten Lehrbuchs. Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 269 S.

Tendering, F., Lehrbuch der englischen Sprache. Ausg. B. Neue Bearbeitung des kurzgefafsten Lehrbuchs. Berlin, Gaertner, 1900. V, 189 S.

Wershoven, F. J., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. 3. verb. Aufl. Trier, Lintz, 1900. VII, 163 S. M. 1,35.

Revue des langues romanes. XLII, 5—6 [A. Vidal, Les statuts et les coutumes de la commanderie de Saint-André de Gaillac. J. Anglade, Notice sur un livre de comptes de l'église de Fournes. F. Castets, I dodici canti (suite). Bibliographie. Chronique]. 7—8 [J. Ulrich, La traduction du Nouveau Testament en haut-engadinois par Bifrun. E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (suite). L.-G. Pélissier, Quelques lettres ducales de Louis XII. Bibliographie].

Schuchardt, Hugo, Romanische Etymologieen II (Sitzungsberichte der Kais. Akademie d. Wiss. in Wien. Philos.-histor. Classe, Bd. CXLI). Wien, Gerold, 1899. 222 S. 8.

Pfeiffer, Dr. Gustav, Lehrer an der Höheren Handelsschule und Privatdocent an der Techn. Hochschule in Stuttgart, Ein Problem der romanischen Wortforschung. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, o. J. (am Schlufs datiert der Verfasser: im Dezember 1899). 40 S. 8. M. 1,20.

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XIII, 4 [L. Vernier, L'accentuation binaire et l'analogie phonétique dans la langue française. Blanchardon, Le verbe dans le patois de Saint-Haon-le-Chatel (Loire)].

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. I. Französische Schriften. Berlin, Gaertner, 1900. 8.

39. Camille Flammarion. Lectures choisies. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Oberlehrer Dr. W. Elsässer. Mit dem Bildnis Flammarions. (Ein Wörterbuch ist gesondert erschienen.) VIII, 129 S.

40. Conteurs contemporains. Neue Erzählungen von André Theuriet, Anatole France, Pierre Loti, Victorien Sardou, Émile Zola. Für die Schule ausgewählt, bearbeitet und erklärt von Dr. J. Hengesbach, Oberlehrer. Mit 1 Plan. (Ein Wörterbuch zu diesem Bande ist gesondert erschienen.) XII, 136 S.

Pitt Press Series. Cambridge, At the University Press (London, C. J. Clay and Sons), 1899. 8.

Athalie. Tragédie par Jean Racine. Edited with introduction, notes and index by H. W. Eve, M. A. XXXVI, 155 S. 2 sh.

Remi en Angleterre, a selection from 'Sans famille' by Hector Malot. Edited with introduction, notes and vocabulary by Margaret de G. Verrall. XI, 207 S. 2 sh.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1900. 8.

Alphonse Daudet. Le petit chose. Für d. Schulgebr. herausgeg. von Dr. G. Balke, Oberlehrer am Kgl. Gymn. zu Rogasen. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit einem Titelbild. XXII, 191 S. Beide Teile geb. M. 1,50.

Vising, Johan, Franska Språket i England. (Angefügt an die Ein-

ladung des Rektors der Hochschule von Göteborg zur Antrittsvorlesung des Prof. Lidén.) Göteborg, 1900. 33 S. 8.

Östberg, H. O., Les voyelles vélaires accentuées, la diphtongue *au* et la désinence *-avus* dans quelques noms de lieux de la France du nord. Upsala, 1899, imprimerie Almqvist & Wiksell. 100 S. 8.

Boerner, Dr. Otto, Oberlehrer am Gymnasium zum heiligen Kreuz zu Dresden, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe B, für höhere Mädchenschulen. IV. Teil. 1. Abteilung. Neubearbeitung (Abschluſs der Formenlehre). Mit einem Hölzelschen Vollbild und einer französischen Münztafel. Hierzu in Tasche: Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Leipzig, Teubner, 1900.

Ott, André G., Étude sur les couleurs en vieux français. Thèse présentée à la Faculté de philosophie de Zurich pour l'obtention du grade de docteur. Paris, Bouillon, 1899. XII, 186 S. 8. frcs. 7.

Hatzfeld, A., Darmesteter, A., Thomas, A., Dictionnaire général de la langue française. 27me fascicule. Paris, Delagrave, 1900. S. 2065—2144. gr. 8 (soulier — théâtral). [Das ganze Werk wird, den Traktat über die Bildung der Sprache einbegriffen, etwa 32 Lieferungen umfassen und kostet für Subskribenten 30 Frcs.]

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 15. u. 16. Lief. [gambriade — illumination]. Leipzig, Renger, 1899.

Plattner, Ph., Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung, mit phonetischer Bezeichnung der Aussprache. Karlsruhe, Bielefeld, 1900. 147 S. 8. [Erstes Heft der Ergänzungen zu des Verfassers Ausführlicher Grammatik der französischen Sprache.]

Rauschmaier, Dr. Anton, Kgl. Gymnasiallehrer, Französisches Vokabularium auf etymologischer Grundlage mit einem Anhang für Mittelschulen und zum Privatgebrauch. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt von Dr. Georg Buchner, Kgl. Reallehrer. München, Oldenbourg, 1900. VI, 110 S. 8.

Kron, Dr. R., Oberlehrer, Le petit Parisien, ein Fortbildungsmittel und Lesestoff ..., siebente, verbesserte Auflage. Mit einem Plan von Paris. Karlsruhe i. B., Bielefeld, 1900. VIII, 200 S. 8. Geb. M. 2,40. [Über die 2. Auflage von 1896 s. Archiv XCVII, 451.]

Kron, Dr. R., Oberlehrer, En France. Französischer Lese- und Unterhaltungsstoff ... In Anlehnung an den Petit Parisien für die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts. Mit einem Plan von Paris. Karlsruhe i. B., Bielefeld, 1900. IV, 186 S. 8. Geb. M. 2,40.

Herbert, Fernand, Anecdotes. Recueil de morceaux choisis. Gieſsen, Roth, 1900. XIV, 244 S. 8. M. 2.

Wilke-Dénervaud, Anschauungs-Unterricht im Französischen. Zweite verbesserte Auflage. V. L'automne. VII. L'hiver. (Jedes Heft 16 Seiten.) Leipzig u. Wien, Gerhard, 1900. Zu M. 0,30, mit Bild M. 0,45.

Herbert, Fernand, L'habitation. Leçon de conversation française d'après le tableau de Hölzel. Gieſsen, Roth, 1900. 72 S. gr. 8. M. 0,80.

Meyer, Paul, Notice sur trois légendiers français attribués à Jean Belet. Tiré des Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques, tome XXXVI. Paris, Klincksieck, 1899. 78 S. 4.

Abraham, Franz, Über Quellen und Mundart des delphinatischen Mysteriums: Istoria Petri et Pauli. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde aus Halle. Halle, Druck von E. Karras, 1899. 66 S. 8 und 3 Tafeln in Lichtdruck.

Smith, Justin H., professor of modern history in Dartmouth College, The troubadours at home, their lives and personalities, their songs and their world. 178 illustrations. New York and London, Putnam's sons, 1899. 2 Bände. XXX, 493; IV, 496 S. 8.

Sammlung ausgewählter Briefe an Michelagniolo Buonarroti herausgegeben von Dr. Karl Frey, Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, Siegismund, 1899. VII, 425 S. 8. M. 12.

Manzoni, Alessandro, I promessi sposi, edizione curata nel testo da Alfonso Cerquetti, illustrata da Gaetano Previati. Milano, Hoepli, 1900 (fasc. 27—36, pag. 577—715. Schluſs).

Mussafia, Adolfo, Dei codici vaticani latini 3195 e 3196 delle rime del Petrarca, studio (Denkschriften der K. Akademie der Wiss. in Wien, philos.-hist. Classe, Bd. XLVI). Wien, Gerold's Sohn, 1899. 30 S. 4.

Bartoli, Dr. Matteo, Über eine Studienreise zur Erforschung des Altromanischen Dalmatiens. (Vorläufige Berichte der Balkan-Commission. Aus dem Anzeiger der philos.-hist. Classe der K. Akademie der Wissenschaften zu Wien vom 29. Nov., Jahrg. 1899, Nr. XXV separat abgedruckt.) S. 71—91. 8.

von Reinhardstöttner, Carl, Vocabolario sistematico e guida della conversazione italiana. Methodische Anleitung zum Italienischsprechen nach Dr. Karl Plœtz 'Vocabulaire systematique'. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Professor Romeo Lovera, Docent an der Handelshochschule in Venedig, vorher in Leipzig. Berlin, Herbig, 1900. VII, 323 S. 8.

Moschetti, Andrea, Le arti e la letteratura, prelezione ad un corso libero di letteratura italiana nella Università di Padova. Padova, Tipografia fratelli Gallina 'all'Università', 1900. 44 S. 8.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 102 [V. Cian, Un codice ignoto di rime volgari appartenuto a B. Castiglione. Introduzione e tavola. — Varietà: I. Sanesi, Il toscaneggiamento della poesia siciliana. G. Biscaro, Sordello e lo Statuto Trivigiano 'De his qui jurant mulieres in abscondito'. G. Arias, Nuovi documenti su Gio. Villani. — Rassegna bibliografica: G. Antonini e L. Cognetti De Martiis, Vittorio Alfieri; P. Rossi, Genio e degenerazione in Mazzini; P. Bellezza, Genio e follia in Al. Manzoni; M. L. Patrizi, Nell'estetica e nella scienza (R. Renier). V. Vivaldi, Storia delle controversie intorno alla nostra lingua (F. Foffano). C. Leggiardi-Laura, Il delinquente nei 'Promessi Sposi' (P. Bellezza). F. De Sanctis, Scritti varî inediti o rari ed. da B. Croce (E. Bertana). — Bollettino bibliografio. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Comunicazioni ed appunti. Cronaca]. Fasc. 103 [F. Fabbrini, Indagini sul Polifilo. D. Perrero, Le due prime Filippiche sono opera di A. Tassoni. V. Cian, Un codice ignoto di rime volgari appartenuto a B. Castiglione. — Rassegna bibliografica: R. Garnett, A history of italian literature (A. Galletti). N. Machiavelli, Il principe, testo critico a cura di G. Lisio (V. Cian). M. Landau, Geschichte der ital. Litteratur im 18. Jahrhundert (T. Concari). — Bollettino. Annunzi analitici ecc.].

Novati, Francesco, Indagini e postille dantesche. Serie prima. [Se Dante abbia mai pubblicamente insegnato — *Pascua pieriis demum resonabat avenis* — La suprema aspirazione di Dante — Come Manfredi s'è salvato — La 'Squilla di lontano' è quella dell'*Ave Maria*? — 'La vipera che'l melanese accampa'. — Appendice: A. Lattes, La campana serale nei secoli XIII e XIV secondo gli statuti delle città italiane.] Bologna, Zanichelli, 1899. 177 S. 8. l. 3 [Biblioteca storico-critica della letteratura dantesca diretta da G. L. Passerini e da P. Papa. Fascic. 9—10].

Perroni-Grande, L., Un astronomo dantofilo del cinquecento.

Appunti per la storia della varia fortuna di Dante (Estratto dalla Rivista abruzzese di Scienze, Lettere ed Arti. Anno XV, fasc. I—II). Teramo, 1900. S. 46—51. 8. [Benedetto Maggiorino, der in einer 1537 in Venedig bei F. Marcolini aus Forlì gedruckten Schrift über die Kalenderfrage sich mehrfach auf Dante beruft.]

Flamini, Prof. Francesco, Girolamo Ramusio (1450—1486) e i suoi versi latini e volgari. Padova, 1900 (Memoria letta alla R. Accademia di scienze, lettere ed arti di Padova ed inserita nel vol. XVI, disp. I degli Atti e memorie). 41 S. 8.

Farinelli, Arturo, Sulle ricerche ispano-italiane di Benedetto Croce (Estratto dalla Rassegna bibliografica della letteratura italiana, Anno VII, 1899, fasc. 11—12). Pisa 1900. S. 261—292. (Über verschiedene, in den Schriften der Accademia Pontaniana in Neapel 1898 erschienene Aufsätze Croces.)

Maddalena, E., Goldoni e Favart, Venezia MDCCCXCIX (Estratto dall'Ateneo veneto, Anno XXII, vol. I, 1899). 32 S. 8.

Maddalena, E., Figurine goldoniane (Capitan Fracassa). Zara, 1899 (Estratto dalla Rivista dalmatica). 17 S. 8.

Maddalena, E., La 'Serva amorosa' del Goldoni (Estratto dalla Rivista dalmatica I, 5, Zara 1900). 16 S. 8.

Jovellanos, La satire contre la mauvaise éducation de la noblesse (1787), publiée et annotée par Afred Morel-Fatio, directeur adjoint à l'École pratique des hautes études. Bordeaux, Feret et fils; Paris, Fontemoing, 1899 (Bibliothèque des universités du Midi, fasc. III; Supplément au Bulletin hispanique de 1899). 48 S. 8.

Stromer, Th., Neues deutsch-spanisches Wörterbuch auf Grund des Wörterbuches der Königlich spanischen Akademie. Berlin, Herbig, 1900. XI, 812 S. kl. 8. M. 6 (geb. M. 7,50).

Echeverria i Reyes, Anibal, Voces usadas en Chile. Santiago, Imprenta Elzeviriana, 1900. XXII, 246 S. 8.

Stein, Dr. Leopold, Untersuchungen über die 'Proverbios morales' von Santob de Carrion mit besonderem Hinweis auf die Quellen und Parallelen. Berlin, Mayer & Müller, 1900. 109 S. 8.

Pipping, Dr. Hugo, Zur Phonetik der finnischen Sprache. Untersuchungen mit Hensen's Sprachzeichner. Helsingfors, Société finno-ougrienne, 1899. (Mémoires de la Société finno-ougrienne XIV.) 236 S. 8, 1 Tafel.

Goethes Pandora.

II.

In Epimetheus haben wir das alte, wohlbekannte Bild der weichen, sensitiven Poetennatur, aber mit neuen Zügen ausgestattet. Dieses von Goethes Wesen abgelöste Menschenbild, das durch seine ganze Poesie hindurchgeht, ist nun — wie der Dichter selbst — alt geworden. Gleich die Eingangsverse schildern den alten Mann, der nächtlich wachend umherschleicht. Trübes Sinnen, ein schwerer Druck lasten auf seiner Seele. Er sieht das Gegenwärtige nicht und mag es auch nicht sehen. 'Besser blieb es immer Nacht.' Ihm ward zu Wirklichkeiten, was entschwand. Pandora ist einst auf kurze Zeit zu ihm herniedergestiegen, Schönheit und Glück und aller Gaben Fülle mit sich bringend, und nun klingt in ihm nur noch der eine Ton der Sehnsucht, des schmerzlichen Entbehrens, traurig-süfsen Erinnerns. Dafs hier Goethes eigene Seele klagt, hört jeder, der zu hören vermag. Und Goethe sagt es selbst, so offen, wie mit der Würde vereinbar ist. 'Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen.' Was entbehrt er? Zunächst doch wohl Jugend, Fülle und Glück der Jugend. In den Visionen eines vollkommenen Glücks, die wir an uns vorüberziehen liefsen, erscheint immer wieder die Verjüngung als ein Teil des poetischen Traums, seine eigene Verjüngung und die der Geliebten. In Amor ist es Frau von Stein, im Märchen Christiane, die in dem poetischen Zauberbade erfrischt und erneut wird. Denn die Vergänglichkeit jugendlicher Schönheit drängt sich dem Dichter an den Frauen seiner Wahl immer aufs neue schmerzlich auf. 'Einer', d. h. Christiane, widmet er das Xenion:

Warum bin ich vergänglich, o Zeus, so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

Und ebenso in den venetianischen Epigrammen:

Ach sie neiget das Haupt, die holde Knospe, wer gießet
Eilig erquickendes Naß neben die Wurzel ihr hin?
Daß sie froh sich entfalte, die schönen Stunden der Blüthe
Nicht zu frühe vergehn.

Und das Gedicht 'Das Wiedersehen' (Weim. Ausg. I, 287) drückt das schmerzliche Gefühl der Liebenden aus, die, nach längerer Abwesenheit vereint, sich von der Hand des Alters gestreift finden. Es war das Wiedersehen nach der Campagne. Auch im Vorspiel zu Faust erklingt der schmerzliche Ruf: Gieb meine Jugend mir zurück! und in der Hexenküche bedient sich Goethe seines Fabulierrechts und verjüngt Faust. So wird nun auch hier Epimetheus verjüngt, wie ihn Pandora berührt. Pandora ist in sinnlicher Gestalt die Erfüllung aller Sehnsucht, die Auflösung jedes Erdenrestes, das verwirklichte Schöne, Hohe, Heilige, aber

Mir erschien es in Jugend, in Frauen Gestalt.

Und so ist in Pandora alles eingegangen, was als Frauenschönheit den Dichter beseligt hat, und in dem verklärten Götterbilde unterscheiden wir doch noch erkennbare Züge aus der Wirklichkeit.

Dies göttliche Gehäge, nicht das Haar bezwangs,
Das übervolle, strotzend braune, krause Haar;
Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf.

Hören wir nun die römischen Elegien:

Diese Göttin sie heißet Gelegenheit, lernet sie kennen! ...
Einst erschien sie noch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

So wissen wir, wie Pandora zu dem Büschel kommt, der vom Scheitel sich aufwirft. Er stammt von einem mit Namen zu nennenden irdischen Mädchen. Für den geheimnisvoll erregenden Zauber, den schönes Frauenhaar auf den liebenden Mann ausübt, war Goethe sehr empfänglich. In Stella: 'Rinaldo wieder in den alten Fesseln', in den römischen Elegien: 'Find ich die Fülle der

Locken an meinem Busen'. 'Gewarnt' und 'Versunken' im Buch der Liebe des Diwan.

Noch andere Spuren von Goethes Liebesleben begegnen in Pandora. Wenn Epimetheus von der Schönheit sagt:

> Du willst ein Gebot thun, sie treibt dich hinauf,
> Giebst Reichthum und Weisheit und Alles in den Kauf —

so trifft das für ihn gar nicht einmal zu. Er hat gar nicht Reichtum und Weisheit und alles in den Kauf gegeben. Aber wir wissen wohl, wer das gethan hat. Die tief eingewurzelte Vorstellung erscheint dann mit denselben Worten in 'Polygnots Gemählde' (Werke 48, 109) und zuletzt im Faust:

> So neigen schon, so beugen schon
> Verstand und Reichthum und Gewalt
> Sich vor der einzigen Gestalt.

So ertönt in Epimetheus' Sehnsucht nach der entschwundenen Pandora die Klage des alternden Dichters um alles, was als Frauenschönheit ihn beseligt hat und nun entschwunden ist. Und hier gelangt denn auch wohl frisches Leid und noch gegenwärtiges Entbehren zu melodischem Ausdruck. Wir halten uns an Goethes eigene Worte: 'Herrn Pfund hab' ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit gesehn. ... Seine Braut (Minna Herzlieb) fing ich an als Kind von acht Jahren zu lieben, und in ihrem sechszehnten liebte ich sie mehr als billig' (An Zelter, 15. Jan. 1813). In ihrem sechzehnten Jahre, also 1805. Goethe verschweigt oft, verhüllt, deutet an, aber er sagt nichts Falsches. 'Ich liebte sie mehr als billig.' Daſs in diesen Worten Kampf und Entsagung nachzittert, fühlt jeder.

Nun ist noch ein Frauenname, der mit Pandora in Verbindung steht. Tagebuch vom 27. Juli 1807: 'Frau von Brösigke und Frau von Levetzow (Pandora).' An Christiane Vulpius, den 28. Juli 1807: 'Gestern begegneten mir ganz unerwartet Frau von Brösigke und ihre Tochter. ... Frau von Levetzow ist reizender und angenehmer als jemals. Ich bin eine Stunde mit ihr spazieren gegangen und konnte mich kaum von ihr losmachen, so artig war sie und so viel wuſste sie zu schwatzen und zu erzählen.' Wenn wir uns nun der Verse erinnern

> Und sie die Liebste, Holde, leichtgesprächiger
> Zutraulich mehr, geheimnifsvoll gefälliger

dann verstehen wir auch, was Frau von Levetzow mit Pandora zu thun hat. Ihr anmutiges, hold zutrauliches Wesen erinnerte den Dichter an das poetische Bild, das er mit sich herumtrug, und er merkte sich an, bei der Ausführung das Bild der jungen Frau vor Augen zu haben. So nennt er sie denn auch gleich darauf geradezu Pandora. Tagebuch vom 31. Juli: 'Flucht der Pandora' (anscheinend ihre Abreise). Und siebzehn Jahre später hat Goethe noch einmal alle Epimetheusseligkeit und alles Epimetheusleid zu empfinden, und zwar durch die Tochter dieser Frau von Levetzow, und wieder ertönt in seinen Klagen der Schicksalsname Pandora.

Sie prüften mich, sie gaben mir Pandoren,
So reich an Gaben, reicher an Gefahr.

Erschüttert steht man vor den Fügungen dieses wunderbaren Lebens.

Wie nun am Schlusse unseres Poetentraums das Unmögliche geschieht, aller Schmerz sich in Seligkeit, alle Sehnsucht in Erfüllung sich auflöst, wie Epimetheus verjüngt und erneut ein für Menschen untragbares Glück erlebt, da wird er mit Pandora emporgehoben. Es ist die konsequente, letzte Ausbildung der Glücksvision, die wir durch Goethes Dichtung verfolgt haben. In Lila und dem Triumph der Empfindsamkeit wird für Menschen ein menschliches Glück erreicht; nach Lösung aller Wirren leben sie beruhigt und beglückt weiter. Die Handlung von Amor und dem Märchen begiebt sich in einer erträumten Welt. Der Dichter malt für sich und die Seinen ein vollkommenes Glück, aber wir wissen, das Ganze ist ein Traum. Jetzt hält der Dichter auch das Traumbild eines auf dieser Erde für Epimetheus zu erreichenden Glücks nicht mehr fest; verjüngt und verklärt wird Epimetheus entrückt. Der Traum träumt sich nicht einmal mehr als wirklich. Diese letzte Phase der Glücksvision haben wir auch im Faust. Fausts Unsterbliches geht in den Himmel ein, und dort begiebt sich die Verjüngung und Verklärung.

Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft.

So kann man nun die Grundconception des Dramas wohl aufbauen. Der Dichter schaut die ihm immer gegenwärtigen Gestalten der Prometheussage in der Beleuchtung einer seit langem in seiner Dichtung herangewachsenen und ausgebildeten Glücksvision. Während der junge, titanisch stürmende Goethe in Prometheus sich wiederfand, schaut er sich jetzt in dem trüben, sinnenden, schmerzlichen Erinnerungen an die entschwundene Pandora hingegebenen Epimetheus. Dieser wird ihm zum Träger des Glückstraumes, zum Gefäfs, in das er sein Leid, seine Sehnsucht gieſst. Das Unmögliche, Ersehnte geschieht: Pandora erscheint und schwebt mit dem selig Verklärten und Verjüngten empor. Prometheus wird jetzt zum Gegenbild des Epimetheus: hart, klar, fest, irdisch, ein Feind alles Poeten- und Ideologenwesens. Unter dem Eindruck, den Goethe von Napoleon empfangen hat, erhält Prometheus Züge von diesem, und in seinen Kriegern malt sich die ungeheure europäische Invasion.

Nun ist der poetische Glückstraum in keiner Ausbildung, die ihm der Dichter gegeben hat, auf ihn selbst beschränkt geblieben, und die Welt muſs weiterbestehen, weiterbestehen im Sinne des Dichters, sie kann nicht dem harten Realisten Prometheus ausgeliefert werden. So nehmen denn an dem allgemeinen Glück Prometheus' Sohn und Epimetheus' Tochter teil. Sie, die Jungen, Frischen, Mutigen bleiben in Liebe vereint auf Erden zu neuem, schönerem Leben zurück. Prometheus' starrer Materialismus und grimmiger Thatenstolz ist in Phileros durch Jugend und Liebe zu feurigem Schwunge veredelt, Epimetheus' trübes Sinnen erscheint in Epimeleia gemildert zu Zartheit des Empfindens. Die einseitige Sinnesart der beiden Brüder, die jede Verständigung ausschloſs, gelangt in den beiden Jungen zum Ausgleich, zur Versöhnung.

Auf die Ausbildung der Gestalt des Phileros ist die Existenz des neunzehnjährigen August Goethe gewifs nicht ohne Einfluſs gewesen. In Pandora scheidet der alternde Dichter auf seine Weise von der Schönheit — die Zeit der Jungen ist gekommen. Zu der Prüfung der Liebenden durch Wasser und Feuer hat, wie v. Wilamowitz nicht ohne Grund fürchtet, Schikaneder einiges beigetragen. Der Todessprung des irrtümlich an der Treue der Geliebten Verzweifelnden vom Felsen ins Meer und seine Rettung durch des Lebens 'eignes, reines, unverwüstliches Bestreben'

findet sich ganz ähnlich im sechsten Gesange des Orlando furioso. Goethe beschäftigte sich 1807 aufserordentlich viel mit Ariost. Das mag also eine Reminiscenz — oder auch nur Zufall sein.

Phileros und Epimeleia stellen in ihrer Vereinigung die Blüte harmonischen Menschenwesens in sich dar.

So vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf.

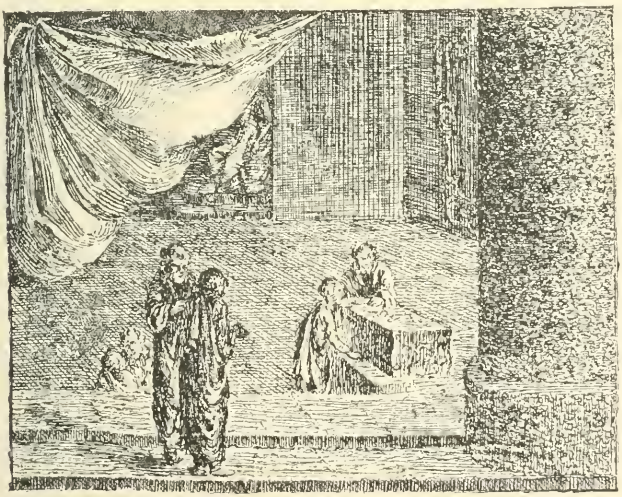
Und so werden sie zu Priestern des heiligen Tempels geweiht, den die Kypsele in ihrem Innern birgt. Was hat es nun mit der Kypsele auf sich?

Sie ist eine heilige Lade mit getriebenen Bildwerken, die sich vom Himmel niedersenkt. Nachdem der Streit um das Schicksal der Kypsele durch Pandoras Erscheinen gestillt ist und Pandora auf den 'würdigen Inhalt der Kypsele' hingewiesen hat, schlägt diese sich auf. 'Tempel. Sitzende Dämonen. Wissenschaft, Kunst, Vorhang'. Dieser Teil der Erfindung hat etwas Individuelles, nicht aus der poetischen Intention ohne weiteres Abzuleitendes. Prometheus, Epimetheus und Pandora waren Goethe seit langem aus Hesiod und Plato geläufig, die Kypsele ist bei Pausanias V, 17 beschrieben, die Anregung aber, als den Inhalt der Kypsele einen Tempel anzunehmen mit sitzenden, durch einen Vorhang verdeckten Dämonen der Kunst und Wissenschaft, erhielt Goethe von einem anonymen, künstlerisch ganz tief stehenden Kupferstecher.

Am 6. Juni 1801 entlieh er aus der Weimarer Bibliothek eine Schrift von Heyne: 'Über den Kasten des Cypselus, ein altes Kunstwerk zu Olympia mit erhobnen Figuren. Nach dem Pausanias. Göttingen 1770' und behielt sie bis zum 31. März 1802. Das also ist die unmittelbare Quelle, aus der ihm seine Kenntnis von der Kypsele — das Wort findet sich in Heynes Schrift S. 10 — zugeflossen ist. Dieses Schriftchen ist nun mit einem Kupferstich geziert, das Innere eines Tempels vorstellend. Im Hintergrunde das Allerheiligste, gröfstenteils verdeckt von einem Vorhange, der so weit zurückgeschlagen ist, dafs wir eine auf einem zweistufigen Throne sitzende Gestalt wahrnehmen können.

Das wäre denn also: 'Tempel, Vorhang, sitzende Dämonen'. Natürlich spielt Goethes Einbildungskraft frei mit dem gegebenen Material. Der unbekannte Kupferstecher wollte das Innere des

Tempels zu Olympia darstellen und hat im Vordergrunde die Kypsele angebracht; Goethes schaffende Imagination zeigt in dem Bildchen das Innere der Kypsele selbst. Übrigens sind es altvertraute Vorstellungen, die hier in Goethes Seele in Fluſs kommen. Schon im 'Märchen' in den Unterhaltungen der Ausgewanderten giebt es einen Tempel mit sitzenden Dämonen, worauf Richard M. Meyer in seiner Goethe-Biographie hingewiesen hat. Im Märchen steigt der in den Tiefen der Erde verborgene Tempel mit den sitzenden Dämonen ans Tageslicht, in Pandora senkt er sich vom Himmel nieder. In beiden Dich-



tungen weihen die Dämonen den Jüngling feierlich für seinen erhabenen Beruf ein, und man hat an den kurzen Weihesprüchen des Märchens einen Anhalt, sich vorzustellen, wie etwa in Pandora die Dämonen sich hätten vernehmen lassen. In beiden Dichtungen wird durch die aufgehende Sonne die Schluſsgruppe mit einem herrlichen Glanze überstrahlt. In diesen kleinen Einzelzügen bewährt sich die tief-innere Verwandtschaft der beiden Dichtungen.[1]

[1] Diese Verwandtschaft bewährt sich auch darin, daſs bei beiden Visionen dem Dichter die Apokalypse vorschwebt. Für Pandora ist das oben bei Erörterung der Moria gezeigt worden. Für das Märchen habe ich Goethe-Studien II, 40 darauf hingedeutet, aber damals nicht bemerkt,

Die Beobachtung, dafs dieser Kupferstich den Dichter anregte, auch in Pandora einen Tempel mit sitzenden Dämonen einzuführen und dieses Allerheiligste von einem Vorhange verdecken zu lassen, zeigt zugleich, dafs die Conception des Dramas von Pandoras Wiederkunft mindestens bis 1802 zurückreicht. Goethe hat das Schriftchen später nicht wieder aus der Bibliothek entliehen, und das Bild ist so unbedeutend, dafs es nicht etwa für sich, ohne Beziehung auf den Pandorastoff, in Goethes Erinnerung dauern und fünf Jahre später zur Verwendung gelangen konnte. Goethe hat also schon 1802 unseren Tempel mit dem Vorhang und den sitzenden Dämonen aus dem Kupferstich herausgelesen. Das setzt aber einige Hauptlinien des Stoffes als schon gegeben voraus.

Bei dem kleinen Einblick in die Werkstatt des Poeten bewährt sich wieder die Milde und Güte von Goethes Natur, der über ein völlig unbedeutendes Bildchen nicht vornehm hinwegschaut, sondern es freundlich mit belebendem Auge betrachtet. Gewifs konnte er von sich sagen:

So bei Pythagoras, bei den Besten
Safs ich unter zufriedenen Gästen.

dafs Goethe eine Anzahl von Einzelzügen der Offenbarung Johannis für das Märchen verwendet hat. Ich hole das hier nach. Johannes führt sieben geheimnisvolle Könige vor, unter denen der Wissende sieben römische Kaiser zu verstehen hat. Das war für Goethe die Anregung, in seiner Apokalypse drei geheimnisvolle Könige darzustellen, Vorfahren Karl Augusts, die den Jüngling feierlich weihen. Das Eintreten des allgemeinen Glücks wird im Märchen angekündigt durch dreimaliges Ertönen der Worte: Es ist an der Zeit In demselben bedeutsamen Sinne steht bei Johannes 16, 17 und 22, 10: Die Zeit ist nahe. Die Zauberbrücke des Märchens erscheint erst wie von Jaspis und Prasem, dann bei weiterem Herannahen der grofsen Verwandlung wie von Smaragd, Chrysopras und Chrysolith gebaut (Weim. Ausg. 18, 244). Das neue Jerusalem schildert Johannes 21. 19: Und die Gründe der Mauern und der Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelgesteine. Der erste Grund war ein Jaspis, der andere ein Saphir, der dritte ein Chalcedonier, der vierte ein Smaragd, der fünfte ein Sardonyx, der sechste ein Sardis, der siebente ein Chrysolith, der achte ein Beryll, der neunte ein Topasier, der zehnte ein Chrysopras, der elfte ein Hyacinth, der zwölfte ein Amethyst.

So hat es denn seinen guten Sinn, wenn Goethe am 21. März 1809 zu Riemer sagt, sein Märchen komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung St. Johannis.

Ihr Frohmahl hab ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Aber auch an dem dürftigen Tische der Niederen und Armen hat er gelegentlich nicht verschmäht, sich niederzulassen.

Weniger eingreifend als Heynes Schrift, aber doch auch merklich, hat auf Pandora die gleichzeitige Beschäftigung mit griechischen Philosophen, besonders Heraklit, gewirkt. Goethe studierte während der Dichtung an Pandora Buhles Geschichte der Philosophie (Tagebuch vom Ende September und Anfang Oktober 1807). Durch den Chorgesang der Schmiede zieht sich das Thema der älteren griechischen Philosophie von der Rangordnung der Elemente. Schmiede: 'Feuer ist obenan'. Buhle I, 316: 'So wie der Agrigentinische Weltweise dem Feuer eine Hauptrolle bei der Weltschöpfung gab, so erhob Heraklit aus Ephesus ... dasselbe zum Grundwesen, von welchem alle übrigen Dinge herstammten.' Im Schema der Fortsetzung ist für den Chor der Handelsleute das Motiv angemerkt: 'Eris golden', also die Bedeutung des Wettstreits für die Menschenkultur. Buhle berichtet I, 318 von der Bedeutung, die Heraklit der Eris für alles Geschehen zuweist.

Kunst und Wissenschaft also werden durch die Dämonen im Tempel dargestellt. Es ist der Begriff von Kunst und Wissenschaft, wie ihn Goethe hatte und sein Leben hindurch bethätigt hat: nicht die gesonderten Thätigkeiten, wie sie berufsmäfsig betrieben werden, sondern schauendes Erkennen und Darstellen alles Grofsen und Würdigen.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als dafs sich Gott-Natur ihm offenbare?

Dieser heilige Tempel ist verhüllt, in anderer Gestalt, als Kypsele zur Erde herniedergekommen, und um sie hat sich ein Streit entsponnen. Wir haben Absicht auch hierin zu suchen. 'Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon, wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt wurde.'

Von der hohen Offenbarung, die den Menschen hier wird, sagt Eos:

leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die lafst gewähren.

Wie leiten nun die Götter zu Kunst und Wissenschaft? Sie geben sie nicht plötzlich, unvermittelt, sondern beide entwickeln sich aus der Religion, die Kunst und Wissenschaft eingeschlossen, verhüllt und mit buntem Zierat überdeckt enthält. Von der Religion gilt dann, was hier von der Kypsele gesagt ist: 'Der Einzelne kann sie ablehnen, nicht die Menge'. Die Religion hat, wie hier die Kypsele, die Gabe, die Leidenschaften in Zu- und Abneigung zu entfesseln. Und in allem, was die Winzer, Schmiede, Handelsleute, Krieger mit der Kypsele vorhaben, malt sich das Verhältnis der gutmütig Irdischen, Rohen zur Religion. Ein jeder verknüpft sie wohlmeinend und beschränkt mit seinen Zwecken und seinem Treiben.

Wie das Geistige, Höchste zunächst in den Formen der Religion auf Erden erscheint, die in sich die Keime von Kunst und Wissenschaft birgt, dem Auge der Menge verdeckt durch reichen äufsern Schmuck blühender Fabelgestaltung, das wollte Goethe hier in bedeutendem Bilde zur Anschauung bringen. Verwandt ist damit der Spruch 690 (Loepers Ausgabe): 'Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinne, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst; deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt.' Und die hier in sinnlich-poetischer Form sich darstellende Anschauung, dafs Kunst und Wissenschaft auf einer höheren Stufe geistiger Entwicklung dasselbe Bedürfnis befriedigen wie auf einer primitiveren die Religion, erscheint auch in dem zahmen Xenion:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion.
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

So stellt die Dichtung in symbolischer Form die höchsten Angelegenheiten der Menschheit dar. 'Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen' (Spruch 273).

Diese höchsten Menschheitsgüter erschienen dem Dichter als der feste Anker in den Stürmen der Zeit. An Hirt, den 3. November 1806: 'Ihren ... Brief empfang' ich mitten unter den Kriegsunruhen. Was ist nicht seit dem 6. Oktober, von dem er

datirt ist, alles vorgegangen, und schon hat sich der Strom, der bei uns durchbrach, auch bis über Sie weggewälzt. Gerade in einem solchen Augenblicke ist es ein schöner Trost, wenn man aufs neue überzeugt wird, dafs nichts in der Welt beständiger ist, als frühe, auf Wissenschaft und Kunst und gründliche Thätigkeit gegründete Verhältnisse ... Was ächt ist, mufs sich eben in einem solchen Läuter-Feuer bewähren ...'

So stellt sich die Pandoradichtung dar als die Ergänzung zum Vorspiele von 1807, dem sie auch im Stile verwandt ist. Dort weist Goethe auf die Pflichten hin, die einem jeden in der schweren Zeit obliegen:

> Es lohnt sich
> Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
> Wohl befleifsigt übernommnes Tagwerks,
> Freudig das Begonnene vollendet. ...
> was die Städte
> Bauet, was die Staaten gründet:
> Bürgersinn, wozu Natur uns
> Eingepflanzt so Lust als Kräfte.

Diese Bürgertugend hat Goethe in den schlimmen Tagen selbst redlich geübt. Wir sehen ihn, wie er rettet, was zu retten ist. Gleich nach den ersten Schreckenstagen setzt er sich mit seinen Jenenser Freunden in Verbindung, damit der einzelne nicht im Gefühle hilfloser Isoliertheit verderbe, er schafft in seinem eigenen Hause klare, bürgerliche Verhältnisse und führt Christiane zum Altar, er sorgt bei den neuen Machthabern für das Weiterbestehen der Weimarischen und Jenaischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft. So übt er, was er im Vorspiel empfiehlt:

> Fromm erflehet Segen Euch von oben;
> Aber Hülfe schafft Euch thätig wirkend
> Selber.

Redliches Ausharren in aller Bedrängnis legt er im Vorspiel seinen Landsleuten ans Herz. Da spricht der erste Weimarische Bürger zu seinen Mitbürgern.

Dem gesamten Deutschland hat Goethe in der schlimmen Zeit Höheres zu sagen. v. Woltmann schreibt am 1. Oktober 1808 an Senator Smidt in Bremen: 'Hr. v. Goethe trägt sich mit der Idee, in dem bevorstehenden Winter einen Congrefs ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zu Stande zu bringen, damit

sie über Gegenstände der deutschen Kultur sich gemeinschaftlich berathen. Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöst und seine Art von einem fremden Sein gedrängt fühlet, ist es vorzüglich rathsam, die Bande der deutschen Kultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewährt sind, auf alle Weise fest zusammenzuziehen' (Goethe-Jahrb. 6, 116). Zur selben Zeit bedenkt und schematisiert er auf eine Anregung von Niethammer in München die Pläne zu einem historisch-religiösen Volksbuch und zu einem Volksliederbuch (Tag- und Jahreshefte 1807 am Schlufs; Goethe-Jahrb. 4, 359; Tagebuch vom 8. August 1808: Gedanken über ein allgemeines deutsches Volksbuch schematisiert. 9. August 1808: Über eine lyrische Sammlung für die Deutschen nachgedacht). Und er übersetzt Johannes Müllers Rede auf Friedrich den Grofsen, um sich öffentlich zu den darin niedergelegten Anschauungen zu bekennen, die Müller selbst durch sein weiteres Verhalten freilich nicht vertreten hat: 'Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken grofser Männer feiern, so geschieht es, um uns mit grofsen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läfst sich ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt.'

Sein letztes Wort aber über das, was die Zeit fordert, spricht er in Pandora. Er weist auf das geistig Ewige hin, von dem Religion, Kunst und Wissenschaft jede in ihrer Weise menschlich-irdische Abspiegelungen sind. Vor unseren Augen senken sich die hohen Gaben hernieder, die das Leben erst lebenswert machen, der Menschheitstag bricht an, von dem Lichtgotte geweiht, und wie die gewaltigen Chöre der heiligen Offenbarung verklungen sind, tritt *Elpore thraseia,* die freudige, zuversichtliche Hoffnung auf das Dauernde in allen vergänglichen Zeitwirren, hinter dem Vorhange hervor, der alle guten Dämonen der Menschheit birgt, und wendet sich mit hohen Worten des Trostes, der Mahnung und Verheifsung *ad spectatores.* Ihr lieblicher Refrain: 'Ja doch, ja' — jetzt dient er zur tröstlichen Antwort auf die bange Frage, ob denn diese Güter im Strudel der Zeiten auch dauern werden. So wird das in Prometheus

sich darstellende fremde Gewaltwesen geistig überwunden. In dem Epilog der *Elpore thraseia* hätte Goethe seine 'Reden an die deutsche Nation' gegeben, und Pandora geht dem edlen Werke Fichtes nicht nur zeitlich parallel. *Elpore thraseia* ist dieselbe Göttin, die Schiller in seinem eben beendeten Erdendasein zur Seite gestanden hatte:

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

'Pandora, ein Festspiel.' Es ist das Fest, von dem Eos sagt:

Ja des Tages hohe Feier,
Allgemeines Fest beginnt.

Manches Gute ward gemein den Stunden
Doch die gottgewählte, festlich werde diese!

Ein erhabenes Menschheitsfest wird hier begangen. Es ist ein Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen in griechisch-Goethescher Form. —

Den Schauplatz dieses 'offenbaren Geheimnisses' formt Goethe bewufst als ein künstlerisches Bild, so dafs er es dem Maler Kaaz als Gegenstand eines Gemäldes empfehlen kann. Die beiden in Prometheus und Epimetheus kontrastierten Welten malen sich in ihren Wohnstätten; auf der einen Seite dient alles dem Nutzen, dem nächsten Bedürfnis, auf der anderen zeigen sich ahnungsvoll die Anfänge künstlerischer Gestaltung des Wohnhauses, der Keim zum griechischen Tempel. Die Schilderung schliefst sich eng der in dem Aufsatze 'Baukunst' von 1788 an (Weim. Ausgabe 47, 60). Den Forderungen des Theaters zuliebe sind die beiden Wohnstätten dicht aneinander gerückt wie in Richard III. die Zelte der beiden Könige.

Die Handlung führt von der nächtlichen Dunkelheit bis zum Sonnenaufgang, und jeder Wechsel in der fortschreitenden Helligkeit dieser Stunden wird künstlerisch ausgenutzt. Im Anfange 'Nacht' und im Einklang damit Epimetheus nächtlich umher-

schleichend, schmerzlich brütend. Prometheus erscheint, eine Fackel in der Hand, und in den Höhlen der Schmiede entzünden sich die Schmiedefeuer. Dieses Bild der den Berg hinauf ungleichmäfsig verteilten Feuer wird durch ein noch schöneres abgelöst. Der Morgenstern geht auf, aber hiermit verbindet sich ein wunderbar graziöses Bild, wie eine pompejanische Wandfigur: Elpore, den Morgenstern auf dem Haupte, in luftigem Gewande, steigt hinter dem Hügel herauf. Weiter der Schein der Feuersbrunst am Himmel. Dann steigt Eos aus dem Meere heraus und übergiefst mit rosigem Scheine den geretteten Phileros und sein jugendfrisches Gefolge, und am Schlufs überflutet Helios den verklärten Epimetheus, der an Pandoras Hand entrückt wird, mit Sonnenglanz. Jede Stunde wird zu einem Gott, der gestaltet hervortritt — Elpore, Eos, Helios — und fördernd in die Handlung eingreift, und jeder von ihnen schmückt mit der seiner Stunde entprechenden Beleuchtung die Vorgänge der Scene. Und diese in aller sinnlichen Herrlichkeit stufenweise fortschreitende Erleuchtung begleitet bedeutungsvoll den Anbruch des geistigen Erdentages, die Grundlegung menschlicher Kultur, und in wundersamer Verschränkung malt sich darin auch noch das Aufstreben aus der trüben Gegenwart durch Hoffnungsdämmerung zum Licht!

Mit der Darstellung der Lichtbringer in menschlich-göttlichen Gestalten folgt Goethe der antiken Kunst. Auf einer von Panofka im Musée Blacas abgebildeten Vase sind die Sterne, Eos und Helios gestaltet beisammen zu schauen. Goethes Dichtung entspricht also griechischem Sinne und Anschauung, auch wenn er zu dieser Zusammenordnung durch kein bestimmtes einzelnes Kunstwerk angeregt sein sollte.

Wie für das Auge, so schmückt der Dichter sein Festspiel auch für das Ohr. Die Rede, mit hochgesteigerter Empfindung beladen, strömt in mannigfach wechselnden, kunstreichen Rhythmen dahin. An geeigneten Stellen entladet sie sich musikalisch und wird zum Gesang. Phileros strömt seine Liebesglut in dithyrambischen, an der Grenze des Gesanges schwebenden Anapästen aus. Der Rhythmus der taktmäfsig niederfallenden Schmiedehämmer gestaltet sich zum daktylischen 'Hämmerchortanz'. Bei den Steinsetzern auf der Strafse kann man das Behagen an dem musikalischen Elemente dieses Vorgangs beob-

achten. Goethe hat diese Schmiedemusik hier künstlerisch gestaltet wie später Richard Wagner im Rheingold. Die Hirten ziehen singend und auf der Schalmei blasend davon. Dann der gewaltige Kriegerchor mit Weimarischen und Jenaischen Plünderungsmotiven. In den jambischen Monometern malt sich der Rhythmus des Marschierens. Der für den zweiten Teil Faust geplante Chorgesang von Fausts Kriegern (Weim. Ausg. 15, 2, 238) sollte mit dem 'Kriegerschritt von Pandora' rivalisieren. Epimetheus' Preis der Schönheit schwebt auf den hochgesteigerten Stellen wieder an der Grenze des Gesanges, und das Ganze tönt in Menschheitschöre aus, wie sie Beethoven in der neunten Synfonie geschaffen hat.

Weiter ist die wunderbare Dichtung mit einer Fülle luftiger Dichtergebilde geschmückt. Nach der Sage hat Pandora den Menschen das Heer der Leiden gebracht. Das war für Goethes holde, wunscherfüllende Göttin nicht zu brauchen; Goethe bildet deshalb die Sage um. Seine Pandora bringt einem jeden, was er sich wünscht, und so bringt sie der Menge der irdisch Gesinnten die Phantasmen von Liebesglück, Reichtum und Macht. Aus Pandoras Gefäfs dringt ein leichter Dampf, wie sie das Göttersiegel löst, Sternblitze fahren einander folgend heraus und wandeln sich zu den Phantasmen, die als anschauliche Gestalten, von dem Poeten in Worten leicht umrissen, auf dem Dampfe schweben und, anmutig bewegt, mit dem Rauche hin und wieder gleiten. Die Menge hascht nach den Luftgeburten, die sich ihren irdisch ausgestreckten Händen entziehen und, steigend und sich senkend, die Gierigen stets täuschen wie die verwandten Scheingebilde der Poesie in der Mummenschanz des Faust.

Eine andere luftige Dichtung in der Dichtung: Epimetheus, die Seele erfüllt von dem Erinnerungsbilde Pandoras, besteigt sein Lager, und nun sehen wir, wie vor seinem Traumsinn sich verschlingende Bilder vorübergleiten, bis er entschläft. Er schaut noch Pandorens Kranz über sich wie ein Sternbild, während ihre Gestalt zerfliefst. Der Kranz zerfällt, die Blumen flattern und schweben über alle Fluren. Er will sie zusammenfügen zum Kranze, zum Straufse. Aber die Blumen haften nicht zusammen, lösen sich und leuchten ihm wieder in der Erde wurzelnd entgegen. Er pflückt sie wandelnd, sie schwinden ihm aus der Hand.

Rose, brech ich deine Schöne,
Lilie, du bist schon dahin.

So leuchtet durch den Traumschluſs wieder der Grund hindurch, auf dem sich das ganze Traumgebilde abspielt: Frauenschönheit und ihr Schicksal auf Erden. Es sind die Gaben der 'Flora-Cypris'. Epimetheus entschläft, und der Dichter gewinnt so Raum, Prometheus und seine Schmiede vorzuführen, den Hämmerchortanz, die Hirtengesänge. Dann träumen wir mit Epimetheus weiter. Jetzt erscheint sein Traum, der sich vorher nur in seinen Worten malte, gestaltet, auch uns sichtbar. Er sieht das Heer der nächtlichen Gestirne. Ein Stern glänzt vor allen, es ist der Morgenstern, und hinter ihm Pandorens holde Botin, der Traumgast aus einer besseren Welt. Und mit Epimetheus sehen wir selbst, wie Elpore, den Morgenstern auf dem Haupte, in luftigem Gewande, hinter dem Hügel heraufsteigt, anmutig herzuschwebt, dem Träumenden mit leichter Lippe die Stirn küſst, ihm das Ersehnte, Unmögliche und den Liebenden unter den Zuschauern Erfüllung ihres Wunsches verheifst. Es träumt sich gut mit Goethe.

Solche liebevoll ausgestalteten Dichtergebilde sind weiter der bakchische Zug, Pandoras Erscheinen und die Schlufsgruppe. —

Wir haben die Dichtung von Pandoras Wiederkunft zu verstehen gesucht, ohne das andere Drama Goethes heranzuziehen, in dem Prometheus, Epimetheus und Pandora erscheinen. Eine Vergleichung dieser drei Gestalten in beiden Dichtungen würde auch kein Resultat ergeben; die gleichnamigen Gestalten haben ungefähr nichts miteinander zu schaffen. Und doch stehen die beiden Dramen in einem Folgeverhältnis zueinander. Wir überschauen kurz das Jugenddrama.

Prometheus lehnt sich gegen die Götter des Olymps auf. Merkurs Vermittelung weist er trotzig ab, und ebenso das gutmütige Zureden seines Bruders Epimetheus, aber einem Olympbewohner neigt er sich innig und dankbar, der Göttin des geistigens Wirkens, Minerva. Er führt sie an den Bildnissen herum, die er geschaffen hat.

Sieh diese Stirn an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?

Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

Das ist recht seltsam. Wir sehen ja diese Menschen im zweiten Akt, wie sie sich tummeln, wie sie laufen, baden, Früchte brechen, sich streiten — wir sehen alles mögliche an ihnen, nur von den beiden Zügen, die hier angegeben sind, findet sich keine Spur. Tiefe Gedanken hat ihnen Goethe ebensowenig gegeben wie des Busens Macht, die sich der allanfallenden Gefahr umher entgegendrängt. Es sind grofse Kinder, die da in dem Thale ihr Wesen treiben. Und hier zeichnet Goethe einen Denker und einen gewaltigen Streiter! Und derselbe Widerspruch zwischen Pandoras Bildsäule, der gegenüber Prometheus namenlose Empfindungen ausströmt, zu deren Ausdruck die Sprache zu eng ist — 'Das all all — meine Pandora' — und der wirklichen Pandora des zweiten Aktes, die Prometheus mit gütiger, väterlicher Überlegenheit leitet. Einen solchen Mifsgriff dürfen wir Goethe nicht zutrauen und müssen also nach einer Lösung suchen.

Dichtung und Wahrheit, Buch 15: 'Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein produktives Talent. ... Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, dafs sie mir ganz eigen angehöre, ... so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte eine Welt bevölkerte.' Also Goethe in seiner Dichterwerkstatt unter dem Bilde des Prometheus unter seinen Menschenbildern. 'Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiele zum Trutze Gottes und der Menschen,' schreibt er im Juli 1773 an Kestner. Damit kann nur Prometheus gemeint sein. Und seine Geschöpfe nennt Goethe seine Kinder (Weimarer Briefausgabe II, 9; II, 94), gerade wie hier Prometheus. Von Shakespeare sagt er (Weim. Ausgabe 38, 337), dafs er 'als Schöpfer aus Thon Menschen macht, die seinem Bilde ähnlich sind'. Und nun müssen wir den Mut der Konsequenz haben und zu den Statuen in Prometheus-Goethes Werkstatt die Unterschriften setzen.

Sieh diese Stirn an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?

Faust.

Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

Götz.

Und du, Pandora,
Heiliges Gefäfs der Gaben alle,
Die ergötzlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labsal ergossen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenufs geschmeckt —
Das all all — Meine Pandora!

Gretchen, und mit ihrem Bilde heraufziehend die Erinnerung an die Sesenheimer Tage. Alles, was er dort an Himmelsglanz und Seelenruhgenufs geschmeckt hat, das wird er in dieses Gefäfs, in seine Pandora giefsen.

Wenn nun hier im ersten Akte die in D. u. W. bezeugte Selbstdarstellung des menschenbildenden Dichters vorwaltet, wie steht es dann mit den Göttern? Konsequenterweise müfsten wir dann in Zeus und den anderen Olympbewohnern die bisherigen Herrscher im Litteraturreiche sehen. Und in der That scheint an einigen Stellen ein solcher Hintergedanke durchzubrechen.

Was haben diese Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Dafs sie mich begaffen?

Wenn wir hier nur Prometheus hören, dann schlüge der Trotz hier ins Kindische um. Warum sollen sie denn nicht auf ihn niederschauen? Und wie seltsam wäre es, dafs er die Götter mit einem Mal 'diese Sterne' nennt! Aber es löst sich sofort, wenn wir hier das junge trotzige Genie hören, das sich den gefeierten Litteraturgröfsen gegenüberstellt. Diese beschauten ihn allerdings aufmerksam.

Sie wollen mit mir theilen, und ich meine,
Dafs ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen.

Mit diesen Sternen, den Klopstock, Lessing, Wieland, will er nicht teilen.

Was sind sie? Was ich?

Anwandlungen von Genie-Übermut hat Goethe wohl auch später noch, aber er bändigt sie.

Wieviel bist du von Andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden.

Zwischen dem ersten und zweiten Akt ist nun die Belebung der Bildsäulen erfolgt, und wir wohnen dem Treiben des jungen Menschengeschlechtes bei. So geht die Handlung ungebrochen fort, wenn wir sie ohne Rücksicht auf ihren Neben- und Hintersinn betrachten. Aber dieser verändert sich jetzt vollkommen. Goethe hat als Prometheus seinen schäumenden Übermut, seinen Genialitätstrotz in prachtvollem Überschwang ergossen; nun macht er Ernst mit der Darstellung des gewählten Stoffes, er hüllt sich fester in das 'Titanengewand, das er sich nach seinem Wuchse zugeschnitten hat', und wir haben nun wirklich Prometheus, den Menschenbildner. Jupiter ist nun Jupiter, und Merkur ist Merkur. Die erste Scene 'Auf dem Olympus'. Jupiter läfst geschehen, was er nicht ändern kann. Aber die Worte, die der Dichter ihm leiht, sind grofsartig. Goethe drückt seinen Jupiter nicht; er würde ja sonst seinen Prometheus dadurch mit herabdrücken. Und nun: 'Thal am Fufse des Olympus. ... Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Thal verbreitet u. s. w.' Prometheus trotzt hinauf. Fafst man das in ein einziges Anschauungsbild zusammen — den mifsvergnügten Donnerer mit den anderen Göttern auf dem Gipfel und unten im Thale Prometheus inmitten der sich tummelnden jungen Menschenkinder — so empfindet man mit Entzücken die grofsartige Naivität dieser Gestaltung des Schauplatzes und dieser Gruppierung.

Vor unseren Augen bauen sich nun die Grundlagen der Menschenkultur auf: Arbeit und Eigentum, Gedeihen und Streit. Es fehlt nur noch das mächtigste Element: die Liebe. Pandora kommt, bewegt und erschüttert. Sie hat gesehen, wie ihre Ge-

spielin von einem Jüngling geküfst wurde, und sie schildert nun den Hergang naiv und anschaulich. Der Anblick hat in ihr selbst ein unverstandenes Sehnen erregt.

Was ist das alles, was sie erschüttert
Und mich?

Da hätten wir also die Liebe in der Menschenwelt — oder vielmehr, wir haben sie noch nicht. Denn Pandora — nicht Mira, die wir gar nicht sehen — ist für uns das Mädchen, das Weib. Und sie ist jetzt durch den Anblick des unverstandenen Vorgangs erschüttert, im Innersten durchbebt und für die gröfste Erfahrung, die ein Mädchenherz zu machen hat, vorbereitet. Was hier geschieht, ist das Präludium zu dem, was der dritte Akt bringen wird. In ihm kommt nun, nachdem die Grundlagen der materiellen Kultur gelegt sind, die Liebe in diese junge Menschenwelt, und Pandora wird sie an sich erleben.

Nun hat Prometheus auf Pandoras Frage: 'Was ist das alles?' eine seltsame Antwort: 'Der Tod'. Und dieses düstere Reimwort, wie es im Faust heifst, kehrt nun mehrmals wieder, und immer, wenn wir ein ganz anderes Lösungswort erwarten.

Pandora. Wohl! wohl! Dies Herze sehnt sich oft
Ach nirgends hin und überall doch hin!

Es sehnt sich nach Liebe. Mit fast denselben Worten bereitet ja auch Satyros das Püpplein, das er knetet und zurichtet, auf die Liebe vor. Aber Prometheus bleibt eigensinnig bei seinem 'Das ist der Tod'. Und nun schildert er noch einmal, ganz mit den Satyrostönen, dieses Vergehen eines Mädchenherzens in schmerzlicher Seligkeit und schliefst wieder: 'dann stirbt der Mensch'.

Was will Prometheus mit seiner seltsamen Belehrung? Was Prometheus will, kann man sich ungefähr zurechtlegen: er will als Pädagoge ihr diesen Vorgang mit einem heiligen, ahnungsvollen Grauen umhüllen. Was aber Goethe will, das sehen wir nun deutlich: er will, dafs Pandora, wenn sie im dritten Akt die Liebe erlebt, dieses Ereignis für den Tod hält, und er war der Mann, aus dieser so kunstvoll und auch ein wenig künstlich vorbereiteten Scene alles Grandiose herauszuholen, was darin lag.

Die Phänomene der Liebe und des Todes in ihrer Wirkung auf die ersten Menschen sind ja für ein solches Urmenschheitsdrama ein beinahe gebotener Stoff, und Byron hat sie denn auch

im Kain zur Darstellung gebracht; Pandoras wundersamer Irrtum enthält nun noch ein Element höchster theatralischer Wirksamkeit, dem sich an eigenartigem Reiz nur der Irrtum des Schülers im Faust vergleichen läfst.

Diesem seltsamen 'Tode' folgt nun auch ein Wiederaufleben.

Pandora. Und nach dem Tod?
Prometheus. Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
Im stürmenden Genufs sich aufgelöst,
Dann sich erquickt in Wonneschlaf —
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Das ist nichts anderes als eine Schilderung des Liebesgenusses. Alle diese gespannten Empfindungen lösen sich in stürmenden Genufs auf, dann folgt Wonneschlaf, und der Mensch beginnt am Morgen sein Dasein wieder, um von neuem zu fürchten, zu hoffen und zu begehren. Also eine Liebesnacht, in Schlaf und Erquickung sich lösend. Prometheus bleibt dabei, unter dem Bilde des Sterbens und Wiederauflebens Pandora die Liebe darzustellen. Die grofse Scene des dritten Aktes, in der Pandora die Liebe für den Tod hält, ist aufs sorgfältigste vorbereitet.

So weit reichen die Fäden, die von dem zweiten Akt in den ungeschriebenen dritten sich hinüberziehen.

Wo nun das Prometheusdrama sein Ende erreicht, da setzt die Pandoradichtung ein. Arbeit und Eigentum, Streit und Liebe, alles, was im Prometheus vor unseren Augen sich aufgebaut hat, wird in Pandora schon vorausgesetzt. Aber dieser jungen Welt fehlt noch die Weihe des Höheren, Geistigen.

Grofs beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die lafst gewähren.

Auf den grofsen Beginn des Titanen im Prometheusdrama folgen nun hier die Gaben der versöhnten Götter: Kunst und Wissenschaft und Schönheit und Heiligung. Und damit ist der Kreis des Menschlichen geschlossen. —

Mit Pandora tritt in Goethes Dichtung ein neuer Stil auf. Er entsteht, indem unter dem Einflusse der Romantik der strenge Klassizismus mit der individuellen Freiheit einer modernen Dichterseele kompromittiert. Das Hellenentum bleibt die Grundlage für Stoff und Form. Aber der Stoff fügt sich dem Bedürfnis des

modernen Menschen, sein individuelles Leiden zu sagen. Das selbstwillige Herz dichtet sich die Wiederkunft Pandoras und sieht darin die Erfüllung seines Sehnens, die Lösung aller Zeitwirren, den Anbruch eines neuen Menschheitstages. Diese Abwendung von der trüben Gegenwart, das Schauen des Wünschenswerten in der Vergangenheit und noch schöner und vollkommener in einer ideellen Zukunft ist romantisch. Auch in der Form haben wir hier die Überwindung des sich willig beschränkenden Klassizismus, wie er in dem von der Italienischen Reise beherrschten Jahrzehnt in Goethes Dichtung erscheint. Damals gab es für den Dichter nur ein dramatisches Metrum, den fünffüfsigen Jambus. Iphigenie und Tasso werden darin umgeschmolzen und geläutert, Claudinen und Erwin wird dieses Metrum mehr wie ein fremdes Gewand umgethan, ja, der Monolog Wald und Höhle regt die bedenkliche Frage an, ob etwa auch Faust damals vor der Gefahr stand, winckelmannisiert zu werden. Von dem dramatischen Metrum der Renaissance schreitet der Dichter um die Wende des Jahrhunderts in den Bruchstücken des befreiten Prometheus und der Helena zu dem tragischen Trimeter der Hellenen und den Rhythmen der antiken Chorgesänge fort. Hier in der Pandora greift er tief in die Fülle der antiken Versmafse, aber sie erklingen zum Teil, Modernes und Antikes kühn verschränkend, mit Reimschlüssen. So entsteht ein Tönen von fast bedrängender Pracht. Auch in der Wortbildung drängen sich antikisierende Prachtgebilde und kühne individuelle Formen auf engstem Raum. Es ist der Stil seines letzten Vierteljahrhunderts, der grofsartige Stil. Er beginnt mit dem Vorspiel von 1807 und hat seine Höhepunkte in Pandora und dem zweiten Teile Faust und, indem statt der Antike die orientalische Dichtung in den Verschmelzungsprozefs eingeht, im Diwan. Es ist ein bildungsschwerer, mit der geistigen Arbeit dreier Jahrtausende gesättigter Stil, der sich mühelosem Genusse versagt, und dem auch die ungeheure unmittelbare Wirkung nicht gegeben ist, wie sie von der Dichtung Shakespeares und des jungen Goethe ausgeht. Goethes grofse Alterspoesie ist für solche, die es reizt,

des Paradieses Weiten
Mit Heroen aller Zeiten
Im Genusse zu durchschreiten.

Charlottenburg. Max Morris.

Zur englischen Wortbildungslehre.

Englische Neubildungen des Nominativs von den flektierten Formen aus.

Nachträge zu Archiv CIV, S. 25 ff.

Zur Einleitung S. 27: Ae. Nomina, deren Lautstand vermutlich durch Entwicklung von den flektierten Formen zu erklären ist, sind: ae. naca (gegenüber an. *nǫkkve*) vom Acc. **nak(w)un* (Kluge, Pauls Grundrifs[2] I S. 1019), ae. wêa (gegenüber ahd. as. *wêwo*) von **wâ(w)un* > obl. *wêan* (vgl. Sievers, Ags. G.[3], § 118, Anm. 1). Vgl. noch ae. lagu 'Gesetz' nom. sing. aus an. **lagu* nom. plur. > *lǫg*, und über ae. Feminina, welche von lateinischen Pluralformen abgeleitet sind, Pogatscher "Gr., Lateinische und Rom. Lehnworte" § 284 D.

§ 1 S. 30: Gegenüber ae. *myne, mine* m. 'kleiner Fisch, Elritze' erscheint me. menewe, menowe (stets mit *e* in der Tonsilbe belegt — kentisches *e* für *y* oder *m*-Einflufs oder Angleichung an das synonyme Lehnwort aus dem Französischen me. *menuse*?) ne. menow, jetzt minnow. Die me. *w*-Formen dieses Wortes sind wohl zweifellos ebenso zu beurteilen, wie me. *pilwe* etc. gegenüber *pyle* der ae. Überlieferung — sie weisen zurück auf uns nicht erhaltene flektierte Formen **mynwes* **mynwe* etc.; vgl. ahd. *muniwa* (Kluge-Lutz s. v. *minnow*).

§ 2a S. 31: Eine besonders merkwürdige, vielfältige Entwicklung zeigt ae. *hôh* (germ. Stamm **hauha*). Wir finden:

ae. *hôh* 'Ferse, Vorsprung, Vorgebirge' > me. *howh* etc. > ne. *hough* 'Hechse, Kniebug' mit vielen, dialektisch geschiedenen Aussprachen, worunter sich auch die nach § 5 zu erwartende Lautung (*hʊf*) befindet. Über die phonetische und begriffliche Entwicklung dieses Wortes vgl. NED. s. v. *hough*;

ae. fl. gen. **hôhes*, kontrahiert zu *hôs*, und von den kontrahierten Formen aus noch in ae. Zeit Neubildung eines nom. ohne *h* > ae. hô > me. hǫ Ferse > ne. ┼;

ae. fl. dat. **hôhe*, kontrahiert zu *hô*, aber nach Angabe des NED.

s. v. *hoe* auch *hôȝe*, eine Neubildung, deren Genesis uns vollkommen durchsichtig ist, wenn wir erwägen, dafs neben einem nom. wie *bôȝ*, zumeist *bôh*, flektierte *ȝ*-Formen *bôȝe*, *bôȝas* etc. standen: nach Mustern wie *bôh*, *bôȝe* bildeten die Sprechenden *hôh*, *hôȝe* > me. neuer Nominativ howe Vorsprung, Vorgebirge > ne. dialektisch und in Ortsnamen hoe [gespr. (*hō*^{u}), vgl. NED. s. v. *hoe*].

§ 2b S. 31: Eine Fortsetzung des ae. nom. *healh*, *halh* scheint vorzuliegen in mittelschottisch *halche*, *hawch*, jetzt schottisch *haugh* (gespr. *hāf*) und nordenglisch *halgh* in Ortsnamen wie *Greenhalgh* (vgl. NED. s. v. *haugh*).

§ 3 S. 34: Gegenüber ne. *tallow* 'Talg' steht dialektisch, schottisch *tauch* (vgl. NED. s. v. *haugh*), wohl eine Fortsetzung des nom. ae. **tealh* me. *talȝh*.

§ 4 S. 35: Gegenüber ne. *sallow* 'Salweide' steht schottisch *sauch*, *saugh* (vgl. NED. s. v. *haugh*), wohl eine Fortsetzung des ae. nom. *sealh*.

§ 5 S. 36: Für die me. (*ū*-)Aussprache von *inowe* vgl. auch noch Sarrazin's Zusammenstellung der Reimbindungen dieser Form mit echten alten (*ū*-)Wörtern (ESt. XXVI, 234 f.).

Ib. S. 38: Auch für ne. *sough* 'Windhauch' notieren die Orthoepisten eine doppelte Aussprache (*snf*) und (*sau*). Die me. Überlieferung bietet für den nom. nur Formen, die als unmittelbare Fortsetzung eines ae. nom. **swôȝ*, **swôh* erscheinen können > me. *swogh*, *swough* (*swŭχ*) > ne. *sough* (*snf*). In der Flexion, als dat. sg., erscheint me. *swowe* (= ae. **swôȝe*), gespr. (*swūə*), eine Form, die auch als Casus rectus verwendet worden zu sein scheint, und auf welche die ne. Lautung (sau) zurückweist.

§ 7 S. 40: Wer das Auftreten der stimmlosen labiodentalen Spirans in ne. *belief* mit dem NED. analogisch erklären will, wird sich auch noch auf die Paare: ne. *behoove, behove* : *behoof*; me. *relēve* : *relēf* ne. *relieve* : *relief* stützen können. Eine andere Beurteilung fordert der Wandel der Spirans, wenn wir gegenüber dem ae. Pflanzennamen *hôfe* me. *hōve* in einer Zusammensetzung die stimmlose Spirans finden: in ne. *ale-hoof* 'Erdepheu'. Hier liegt offenbar eine volksetymologische Angleichung an *hoof* 'Huf' vor, gerade auf dem Gebiete der Pflanzennamen hat sich die Phantasie des Volkes bekanntlich die kühnsten Metamorphosen gestattet. Auf dieselbe Weise, durch Volksetymologie, erklärt sich auch das Auftreten der ne. stimmlosen labiodentalen Spirans für den alten stimmhaften Laut in einem anderen

Pflanzennamen: ae. *wudu-rofe* > me. *woderove* > ne. *woodruff* 'Waldmeister', Angleichung des sinnlosen zweiten Gliedes an *ruff* 'Krause'.

Ib. S. 41: Weitere Beispiele für ne. (*z*) von den flektierten Formen aus sind:

ae. *ȝepos* n., fl. pl. *ȝeposu* > me. sg. pōse > ne. **pose** (*po"z*) 'Katarrh', veraltend;

ae. **bôs* (vgl. got. *bansts* 'Scheuer'), ae. nur in der Ableitung *bôsiȝ* belegt, aber im 15. Jahrh. erscheint die auf die flektierten Casus des Simplex zurückweisende Form bȯse > ne. im Norden **boose** (*būz*) 'Kuhstall'.

§ 8 S. 42: Bewahrung des *n* im nom. durch den Einfluſs der flektierten Formen erkennt Streitberg UG. § 180 S. 254 Anm. 1 auch in aisl. Formen wie *gaman*. Zur Erhaltung des Nasals in Pluralen wie *oxen* etc. vgl. noch Kluges Erklärungsversuch in Pauls Grundriſs I, § 119, S. 901 der ersten, S. 1064 der inzwischen veröffentlichten zweiten Auflage seiner 'Gesch. d. engl. Sprache'.

Ib. S. 43: Falls für ne. *oven* wirklich eine Grundform ae. **ôfen* anzusetzen ist (vgl. Grieb-Schröer s. v., Luick, Archiv CII, S. 83 Anm.), so könnte die ne. Form als eine der oben besprochenen Mischformen erklärt werden:

ae. **ôfen* > me. *ōve*
„ fl. **ôfnes* > me. neuer nom. ŏven } > ne. mit Fortsetzung

der Länge des nom. und mit Bewahrung des in der Flexion geschützten Nasals zuerst (*ūvən*), woraus sich mit der häufigen ne. Entwicklungskette (*ū* > *ŭ* > *ŏ*) die jetzt gültige Lautung (*ŏvn*) ergab.

§ 9 S. 45: Eine ähnliche Entwicklung, wie sie uns ne. *thunder* zeigt, vermutet Kluge für ne. *yond, yonder* zur Erklärung des Dentals gegenüber ne. *yon* 'jener': 'Das altenglische Pronomen *ȝeo̯n* .... entwickelt aus dem Dativ ae. *ȝeo̯nre* (erweitert zu **ȝondre*) ein neues Pronomen me. *ȝond* und sogar *ȝonder*' (l. c. § 122 S. 903[1], 1067[2]). Er geht somit für den Dental von den wenigen *nr*-Formen des uns aus dem Ae. leider nur sehr mangelhaft überlieferten Paradigmas des Pronomens *ȝeon* aus. Me. *yond* entspricht als Adverb und Präposition ae. *ȝeond*. Wenn wir nun erwägen, daſs das Adverb und die Präposition im Me. auch gar nicht selten ohne *d* erscheinen, in den Formen *ȝeon, ȝen, yon*, so liegt die Vermutung doch sehr nahe, daſs die im Me. für das Pronomen neben *yon* erscheinende Form *yond* ihren Dental demselben Vermischungsproceſs der beiden Wörter verdankt, welcher das Adverb und die Präposition ihres Dentals ver-

lustig gehen liefs. — Das im Ae. nicht belegte Wort *yonder*, das durch seine Gestalt an die mit dem Suffix *drē* gebildeten gotischen Ortsadverbia *jaindrē, hidrē, hwadrē* erinnert und an entsprechende niederdeutsche Bildungen wie *gender, ginder,* fungiert in den ältesten me. Belegen als Ortsadverb, es scheint in der That, wie Mätzner in seinem Wörterbuch sagt, erst später an die Stelle des demonstr. Fürworts 'jener' getreten zu sein. Es ist mir deshalb sehr zweifelhaft, ob zur Erklärung des me. ne. Lautstandes in *yond, yonder* von den isolierten *nr*-Formen der ursprünglichen Flexion des Fürwortes auszugehen ist.

Ib. S. 46 f.: Zur Stärkung der Annahme, dafs es sich bei me. *hǭrse* ne. *hoarse* nicht um eine *r*-Metathese, sondern um Einschiebung der Liquida zwischen Vokal und Zischlaut handelt, möchte ich noch auf einige analoge Erscheinungen hinweisen:

me. *aske* (? = ae. *âðexe*) > ne. *ask* 'Sumpfeidechse' — im 14. Jahrhundert aber tritt auch die Form *arske* auf;

afrz. *hastelet* > ne. *haslet* 'Geschlinge' — im 16. Jahrh. erscheint aber auch die Nebenform *harslet,* die jetzt noch hin und wieder verwendet wird. Das NED. bemerkt s. v.: *The spelling harslet appears to arise from the long ā* — me. *ārske* und *hǭrse* beweisen, dafs der *r*-Einschub nicht an die *a*-Länge gebunden war.

Frz. *pastenaque* > ne. *pasneppe* — im 16. Jahrh. aber auch *parsneppe,* worauf die jetzt gültige Form *parsnip* beruht. Wie unfest *r* zwischen Vokal und Zischlaut war, wird uns auch noch durch die Schwundfälle bewiesen, durch die Wörter, welche *r* in dieser Stellung vollkommen verloren haben:

afrz. *dars* > me. 15. Jahrh. *darse, darce,* aber auch *dace,* welche Form gesiegt hat > ne. *dace* 'Weifsfisch';

afrz. *forestier* > me. *forster,* aber auch *foster* 'Förster', eine Form, die sich bis ins 16. Jahrh. behauptet hat;

afrz. *garcer* > me. *garce* > ne. 16. Jahrh. *garsh, gash,* die jetzt gültige Form, deren *r*-Verlust allerdings auch durch Angleichung an die zahlreichen *ash*-Wörter, besonders an die begrifflich nahestehenden Verba *slash, hash* erklärt werden kann. Einige Fälle vom Fehlen der Liquida vor *s* in spätmittelengl. Hss. verzeichnet Behrens 'Französ. Lehnwörter' S. 196.

S. 49 ff.: Zu den Bemerkungen über Neubildungen, welche durch eine vokalische Qualitätsänderung veranlafst worden sind, verweise ich noch auf Archiv CII, S. 76 f., 84, wo Luick die me.

nördlichen Formen **wrēt** (ae. ne. *writ*), **shēp** (ae. *scip* ne. *ship*) auf die flektierten Casus ae. *writu, writes* etc., *scipu, scipes* etc. zurückführt mit Dehnung von *ĭ* > *ę̄* in offener Silbe, und auf Kaluzas Erklärung von späterem ae. **cneoht** in seiner "Hist. Grammatik d. engl. Sprache" I § 62 Anm. 8.

§ 1 S. 51: Kürzung ae. Längen in den synkopierten Flexionsformen und Entwicklung von diesen Casus aus zeigen aufserdem noch:

ae. *bîetel* (*î, ŷ*), *bêtel* > ne. *beetle* 'Hammer';
„ fl. *bêtles* > me. 13. Jahrh. **bĕttle**;
„ fl. *bîtles* > me. 14. Jahrh. **bytylle** > ne. **bittle**, weitverbreitetes Dialektwort;

ae. *hrŷđer* 'Rind', fl. pl. *hrŷđro, hrŷđra* > me. **rŭder** > ne. **rother** 'Rind', veraltet, vgl. aber den Ortsnamen *Rotherhithe* (*rǫđə-*);

ae. *rôđer* 'Ruder' ergab mit Entwicklung vom nom. aus früh-ne. (*rūđə*) (*rūdə*), jetzt *rudder* (*rʊdə*);

ae. fl. *rôđres* > me. neuer nom. ***rŏthre**, ***rŏther** > ne. **rother** (*rǫđə*), veraltete und dialektische Nebenform, vgl. die Zusammensetzung ne. *rother-nail* 'Ruderspieker';

ae. *têafor* 'Rötel' > me. **tę̄ver*
„ fl. *têafres* > me. ***tĕffre**, ***tiffre** } > ne. Mischform mit dem kurzen Vokal der Flexion und der stimmhaften Spirans des nom.: **tiver** (*tivə*). Die von Muret daneben verzeichnete Aussprache (*taivə*) ist wohl als eine *spelling-pronunciation* aufzufassen;

ae. *ûder*, fl. d. pl. *ûdrum* > me. neuer nom. **ŭddir** > ne. **udder** (**ʊdə**).

§ 2 S. 55 ff.: Einige weitere Beispiele für die Aufhebung me. Dehnungen unter dem Einflufs der flektierten Formen sind:

ae. *camel(l)* > me. *că̄mel(l)* > ne. 16. Jahrh. **cammel**, jetzt **camel** (*käməl*);

ae. *ceosel* 'Kiesel' > me. *chĕ̄sel* > ne. 16. Jahrh. *cheasell*, wo die Schreibung auf die me. Dehnung im nom. zu *ę̄* hinweist, und **chesel(l)**, die Fortsetzung der synkopierten Flexionsformen mit Vokalkürze, jetzt in Dialekten **chesil** und in Ortsnamen wie *Chesil Bank* (*tšę̄zíl*);

ae. *ceafor* 'Käfer' > me. *chāver*
von den synkopierten Formen aus > me. *chaffer* } > ne. Doppelformen:
1. **chafer** (*tšę̄ⁱfə*), eine Mischform mit der Länge des nom. und der stimmlosen Spirans der synkopierten Formen, 2. **chaffer** (*tšäfə*) mit der Kürze der synkopierten Casus;

ae. *cocer* 'Köcher' > me. *cŏ̄ker*, **cŏkre** > ne. **cocker(s)** (*kǫkəz*) 'eine

Art Gamaschen' veraltetes Wort, dialektisch *coygers* = *half-boots* (NED.).

Vor dem silbenbildenden labialen Nasal ist die Entwicklung vom nom. ausgegangen, mit Bewahrung der alten Länge, bei

ae. *bôsm* > me. *bōsemm* (Orrm) > ne. (*bŭzəm*) und jetzt mit erst ne. Kürzung (*bŭzəm*).

Bei den kurzsilbigen Wörtern hingegen ist die me. Fortsetzung des nom. mit regelrechter Dehnung verdrängt worden von der flektierten Form:

ae. *botm* > me. *bōtom,* aber häufiger **botme** > ne. **bottom**;

ae. *fæðm* > me. *fāthum, fādum,* aber auch **fedme, fedme, fadme** > ne. **faddom, fathom** (*fădəm*).

Erhalten hat sich die me. Dehnung in einem Worte, welches ae. zwei- und dreisilbig belegt ist:

ae. *besma, besema* 'Besen' > me. *bĕsme,* aber auch *bēsem,* wovon > ne. *besom* (*bĭzəm*), daneben Dialektformen mit Kürze: *bissom* etc.

§ 2 S. 59: Neuerdings hat Luick (Archiv CIII, S. 89 f.) im Südschottischen eine me. *bōdi* entsprechende Form nachgewiesen. — Zu den S. 59 besprochenen Wörtern, in welchen sich die Aufhebung der Dehnung nicht von dem Einflufs synkopierter Casus ableiten läfst, weil ihre Gestalt keine Synkope zuläfst, und welche somit für Luicks Erklärung von den dreisilbigen Flexionsformen aus sprechen, kommt noch

ae. *hacod,* pl. *hacodas* > ne. **haked** (*häkəd*), eine Hechtart (NED).

Das dem Substantiv *hacod* in der Gestalt ähnliche Adjektiv *nacod* hingegen hat sich von der unflektierten Form aus entwickelt, mit regelrechter Dehnung > me. *nāked* > ne. (*nēᵉkĭd*).

§ 3 S. 59 f.: Unter Morsbachs Erklärung der Bewahrung alter Länge vor der Konsonantengruppe *st* fällt auch noch:

ae. *bêost* 'Biestmilch' > ne. **beest**.

In einem Worte scheint sogar Dehnung alter Kürze im me. Silbenauslaut der zweisilbigen flektierten Formen vor *st* eingetreten zu sein. Das Wort zeigt bis ins Ne. eine zweifache Entwicklung:

ae. *ȝiest* > me. *yest* > ne. *yest* (*jest*) 'Hefe', veraltete Form;

ae. fl. *ȝiestes* > me. *ȝē-ste, ȝeest* > ne. **yeast** (*jīst*), die lebende Form des Wortes.

§ 4 S. 60 ff.: Ein noch ae. Beispiel für den Antritt von *-e* an konsonantisch auslautende Nomina bieten die mit dem Suffix *-nes(s) -nis(s)* abgeleiteten Abstrakta, welche nach Sievers Ags. Gr.[3], § 258, Anm. 1 noch in ae. Zeit in den anglischen Dialekten und vereinzelt

auch spätwestsächsisch Nebenformen auf *-nesse, -nisse, -nysse* im nom. sg. aufweisen, zweifellos unter dem Einflufs der flektierten Formen. Ich möchte, an diese Erscheinung anknüpfend, die Frage aufwerfen, ob nicht manche der im Altenglischen neben starken Bildungen auftauchenden schwachen Formen als Neubildungen von der Flexion des starken Wortes aus zu betrachten sind, wie z. B.:

ae. *hyrnetu* gen. *hyrnette* > neuer nom. hyrnette, gen. *hyrnettan,* ae. *ylfetu* gen. ylfette > nom. *ylfette* gen. *ylfettan* (vgl. Sievers l. c.); ae. *hlyp* gen. *hlype* > neuer nom. hlype gen. *hlypan* (vgl. Napier und Stevenson 'Anecdota Oxoniensia', Oxford 1895, S. 54 f.); ae. *elûs* gen. *elûse* > neuer nom. elûse gen. *elûsan* (vgl. Pogatscher 'Lat. Lehnworte' § 279 f.).

Ib. S. 61: Von einem ae. Neutrum dieser Gruppe giebt es heute noch zwei Formen, eine Fortsetzung des einsilbigen nom. sowohl als auch der zweisilbigen Flexionsformen mit me. Dehnung:

ae. *slæd* 'kleines Thal, Waldwiese' > ne. *slad* (*slăd*)

„ gen. *slædes* > me. neuer nom. slāde > ne. slade (*slē^{i}d*).

Das Wort ist in der Schriftsprache selten geworden, lebt aber in Dialekten und in Ortsnamen wie *Waterslade* (vgl. Bosworth-Toller s. v. *slæd*). Die vokalische Dehnung und die stimmhafte Spirans der flektierten Formen zeigt vielleicht auch mittelschott. *hove* 'Haus, Halle' (*Arthur's hove* NED.), wenn dieses jetzt ganz veraltete Wort auf das einsilbige Neutrum ae. *hof,* fl. *hofes, hofu* zurückzuführen ist. Zu den Masculinis mit me. Dehnung kommt noch ein Wort, bei dem sich die Doppelentwicklung ebenfalls bis in die lebende Sprache verfolgen läfst (vgl. Binz, Lgrph. '99 N. 5, col. 167):

ae. *cran* 'Kranich' > neuschott. *cran* (*krän*), früher 'Kranich', jetzt nach NED. in Südschottland die gewöhnliche Bezeichnung der Mauerschwalbe,

ae. fl. *cranes* > me. neuer zweisilbiger nom. mit Dehnung: crāne > ne. crane (*krē^{i}n*) 'Kranich'.

Dieselbe Art der Neubildung weist auch ein altes Lehnwort aus dem Französischen auf:

afrz. *bec* > me. 13. Jahr. *bec* > ne. noch im 18. Jahrh. *beck,*

„ pl. *bẹ̄kes* > neuer nom. bēke > ne. beak 'Schnabel'.

§ 5 S. 63 f.: Silbenverlust im nom. unter dem Einflufs der synkopierten Flexionsformen zeigt noch in spätae. Zeit:

ae. *hîred* m. 'Familie' gen. *hîr(e)des* > neuer nom. hîrd > me. hird (Orrm : hirrd), herd.

Ferner im Me. wie *bent*:

ae. *mynet* 'Münze' gen. *mynetes* > me. belegt *münet, menet* und neuer nom. **mint** > ne. **mint**.

Bemerkenswert ist die Übereinstimmung mit der Doppelentwicklung von ae. *hêafod* in

ae. *hefeld* > me. mit Konsonantensynkope und Kontraktion *hęld(e)* > ne. *heald* (*hīld*) Litze, Helfe (Weberei),

ae. **hefedl* (= germ. **habiþla*) dat. **hefedle* > me. neuer nom. von synk. Flexionsformen aus mit regressiver Assimilation (wie *hêafdes* > **hefd** > ***hedd**, **hed** pl. **heddes**, vgl. Cant. T. A 2180, ergab): ***heddle** > ne. **heddle**, auch **hiddle**, in der Bedeutung identisch mit *heald*.

S. 65: Im romanischen Wortschatz des Englischen beachte man noch einige Neubildungen des nom. sg. vom Plural aus:

frz. *assez* > ne. substantiviert pl. *the assets* 'Aktiva' > neuer sg.: **asset**;

frz. *bai* adj., pl. fem. *les baies* > ne. 16. Jahrh. substantiviert als sg. **bayse** (mit neuem Pl. **bayses**), jetzt **baize** 'Wollenzeug';

afrz. *eschec*, pl. *esches* > me. **ches** (mit neuem pl. **chesses**) > ne. **chess**;

afrz. *conil*, pl. *conils, coniz, conis* > me. pl. *conyes*, wovon neuer sg. > ne. **cony**, **coney**;

frz. *envoi* > ne. pl. *envois* > neuer sg. **invoice** 'Rechnung';

afrz. *coing* > me. *quoyne, quine* 'Quitte', *quins-tree* 'Quittenbaum' > ne. neuer sg.: **quince**, pl. **quinces**.

afrz. *estuve* > me. zumeist pl.: *stues, stewes* > ne. erscheint bei den Elisabethanern häufig der neue sg.: **a stews** 'Bordell'. Als sg. treten auch die Pluralformen : **amends**, **means** auf. —

Verzeichnis der Neubildungen.

	Seite		Seite		Seite		Seite
amends	286	chess	286	invoice	286	*shep*	283
asset	286	cocker	283	*lagu*	279	slade	285
baize	286	cony	286	means	286	sough (sau)	280
beak	285	crane	285	minnow	279	stews	286
beest	284	fathom	284	mint	286	*tiver	283
bittle	283	haked	284	*naca*	279	udder	283
boose	281	*ho*	279	*-nesse, nisse*	284	*wêa*	279
bottom	284	hoe	280	*oven	281	*wret*	283
camel	283	heddle	286	pose	281	yeast	284
*chafer	283	*hîrd*	285	quince	286	*ylfette*?	285
chaffer	283	*hlype*?	285	rother 'Rind'	283	yond, yonder?	281
chesil	283	*hyrnette*?	285	rother 'Ruder'	283		

Straßburg. E. Koeppel.

Aus Anlafs von Beowulf 2724 f.

Biowulf maþelode, he ofer benne spræc,
wunde wælbleate.

Soviel uns bekannt,[1] giebt es zwei hauptsächliche Erklärungsweisen dieser Stelle. Nach der älteren Auffassung wurde ofer benne im Sinne von 'über die Wunde', d. h. 'de vulnere' verstanden. So von J. Grimm, 'Deutsche Grammatik' IV (1837), S. 834; Leo (1839); Grein (im 'Sprachschatz' und in 'Dichtungen der Angelsachsen'); in den Ausgaben von Thorpe, Heyne, Heyne-Socin (1888), Heyne-Harrison-Sharp, Wyatt; in den englischen Übersetzungen von Garnett und Hall; in Kochs Grammatik II², § 428, Marchs angelsächsischer Grammatik, § 349; etc. Auch Sweet, der in seinem 'Student's Dictionary of Anglo-Saxon' in sehr verdienstlicher Weise die 'Formwörter' ziemlich eingehend behandelt, scheint an dieser Interpretation festzuhalten, wenngleich seine überaus prägnante Ausdrucksweise keinen absolut sicheren Schlufs zuläfst.

Die Unhaltbarkeit dieser Erklärung — auf die übrigens schon von anderer Seite (Corson, Smith) aufmerksam gemacht worden ist — ist leicht nachzuweisen. Erstens spricht ja Beowulf keineswegs über seine Wunde, sondern spielt im Verlauf seiner Rede nur nebenbei darauf an: *fcorhbennum seoc*, 2740. Zweitens ist die Verwendung von *ofer* in diesem Sinne nicht beglaubigt. Die regelrechten Prä-

[1] Wir bitten, die Unvollkommenheit der Hilfsmittel auf unserer noch jungen Universitätsbibliothek zu berücksichtigen.

positionen, welche dem Angelsachsen hierfür zu Gebote standen, sind *be* und *ymb(e)*, daneben *fram*. Es heifst z. B. Menolog. 160: *be him wealdend cwæd*; Beow. 2618: *no ymbe ða fæhðe spræc*; Beow. 530 ff.: *Hwæt, þu worn fela, wine min Unferð,* | *beore druncen ymb Brecan spræce,* | *sægdest from his siðe.* — Toller, im 'Anglo-Saxon Dictionary', führt allerdings neben unserer Stelle noch ein zweites Beispiel an für diese Bedeutung von *ofer* — 'denoting the subject of discourse', nämlich Gen. 17, 20: *ofer Ysmahel eac swilce ic gehirde þe*; doch ist dieser Gebrauch nicht durchaus gleicher Art und erklärt sich überdies aus der lateinischen Vorlage: *super Ismael quoque exaudivi te.* Die Stelle beweist demnach nichts. Dasselbe gilt von dem bei Grein aus Ps. 118, 162 angezogenen Beispiele und ähnlichen Fällen.

Eine gänzlich verschiedene Erklärung finden wir bei Rieger (Lesebuch), Earle (Prosa-Übersetzung), Heyne-Socin, 6. Aufl. (1898), sowie bei C. Alphonso Smith in seinem Handbuch 'An Old English Grammar and Exercise Book', new edition 1898. Danach heifst *ofer* 'trotz', 'in spite of'; und zum Beweise sind (von Smith) die Redensarten *ofer Drihtnes word, ofer ealde riht, ofer willan* angeführt worden. Demgegenüber ist zu bemerken, dafs *ofer* niemals schlechthin 'trotz', 'in spite of' bedeutet, sondern vielmehr, wie Toller es ausdrückt, 'the passing over moral bounds, in violation of, in opposition to, contrary to, against'. Die Präposition wird in diesem Falle stets mit einem Substantivum, wie 'Wille', 'Gebot', 'Gesetz', 'Eid' u. dgl. (willan, [metodes] est, dom, riht, æ, gebod, aðas, getreowða) verbunden. Ganz ähnlich in den verwandten germanischen Dialekten.

Die Idee, welche diesem Gebrauche zu Grunde liegt, ist stets die des Überschreitens ('transgressing') einer gesteckten Grenze, — wie denn *ofer* nicht selten das lateinische *ultra* oder *trans* wiedergiebt. Es kann hier auch zur Vergleichung auf die gangbare Etymologie des germanischen 'übel' hingewiesen werden.

Aufserdem, ist es irgendwie wahrscheinlich, dafs der Dichter es betont haben würde, dafs Beowulf trotz der Wunde sich noch zu einer Rede aufrafft? Dafs er vor seinem Hinscheiden noch ein Abschiedswort an seinen treuen Gefährten richtet, ist eigentlich selbst-

verständlich; und dafs er sogar noch zwei längere Reden hält, ist nicht im geringsten auffällig. Beispiele für die 'Rede des verwundeten Helden' liefsen sich in beträchtlicher Zahl aus der germanischen Heldendichtung und -sage sammeln. Wir erinnern nur an Sigfrit im Nibelungenlied (930 f.), an Irinc (ib. 2204 f.), an Wolfhart (ib. 2238 ff.), sowie an Byrhtnoð in der 'Schlacht bei Mældun' (173 ff.). — In Ekkehards 'Waltharius' scherzen die Helden sogar über ihre Wunden, die zwar nicht tödlich, aber nach gewöhnlichem Mafsstabe ernstlich genug sind.

Als eine Abart dieses zweiten Erklärungsversuches kann gewissermafsen Corsons Deutung angesehen werden. Derselbe giebt in *Modern Language Notes* III, Sp. 193 f. folgende Übersetzung: 'he beyond (of other things than) his wound, spake.' Dies ist jedenfalls sprachlich bedenklich; denn obschon *ofer* in aufserlokaler Verwendung öfter durch 'beyond' wiedergegeben werden kann, so bezeichnet es doch eben ein 'Hinausgehen über ein Mafs' (Grein) (z. B. *ofer min gemet,* Beow. 2879) oder einen höheren Grad (z. B. *anhydig ofer ealle men,* Dan. 605). Die sachliche Begründung, welche beigebracht wird, ist auch nichts weniger als einleuchtend. Beowulf, so heifst es, fühlt sein Ende herannahen: *wisse he gearwe, | þæt he dæghwila gedrogen hæfde, | eorðan wynne: ða wæs eall sceacen dogorgerimes, deað ungemete neah* (2725 ff.); drum redet er nicht etwa von seiner Wunde, sondern von wichtigeren Dingen, welche sein Heldenherz erfüllen (2729 ff.). Uns kommt dies gar zu künstlich vor und gar zu modern.

Hätten wir zwischen den mannigfachen übertragenen Bedeutungen von *ofer* zu wählen, so könnten wir ebensogut auf die von 'nach' (temporal) verfallen, die ja häufig genug belegt ist. Wir würden dann freilich Angabe eines Zeitpunktes oder Hindeutung auf ein Ereignis (oder einen Zustand) erwarten. Immerhin würde *ofer benne* wohl kaum kühner sein als etwa die Verbindung von *æfter* mit *maððumwelan*: *þæt ic ðy seft mæge | æfter maððumwelan min alætan | lif and leodscipe,* Beow. 2749 (d. h. 'nach Erlangung der Schätze'); oder mit *heaðoswate*: *þa þæt sweord ongan | æfter heaþoswate hildegicelum, | wigbil wanian,* Beow. 1605. Das bedeutende Überwiegen des nominalen über das verbale Element in der alten Dichtung ist hierbei zu berücksichtigen.

Eine andere und, wie uns dünkt, plausiblere Erklärung wird indessen durch die allernächst liegende, d. h. sinnliche Auffassung von *ofer* ('über', 'über — hin') vermittelt. Wenn wir vv. 480 f. lesen: *ful oft gebeotedon beore druncne | ofer ealowæge oretmecgas,* so ist das nach unserem Sprachgefühl allerdings etwa so viel als: 'sie prahlten beim Biergelage', aber für das altenglische Gedicht haben wir die ursprüngliche lokale Bedeutung zu betonen: die Prahlreden erschallen 'über dem Bierkruge', vielleicht 'über den Bierkrug hin' (leider läfst sich der Kasus nicht feststellen); englisch 'over (vielleicht ursprünglich 'across') the cup(s)'. Vgl. im Mittelhochdeutschen: *irn gesâzt nie über wirtes brôt* (Parz. 279, 21); im Altnordischen: *sitja yfir borðum, matborði, borð, etc.*[1] Paul, 'Deutsches Wörterbuch': 'über Tische', s. v. 'über'.

Ähnlich nun spricht Beowulf im ganz eigentlichsten Sinne 'über die Wunde hin'.

Als freie, aber doch noch sinngetreu zu nennende Übersetzung würden wir vorschlagen: 'wounded as he was', 'im Zustande der Verwundung'. (Jedenfalls dürfen wir aber dabei nicht von der Bedeutung 'in spite of' ausgehen.) Die folgenden Verse (2725 ff.) stehen mit dieser Erklärung aufs beste im Einklang. Nach der ganzen Situation erwarten wir eine Wendung, die sich dem Sinne nach zu *dô sprach der verchwunde* [Sigfrit], Nibel. 930; *dô sprach der tôtwunde* [Wolfhart], Nibel. 2238, stellt.

Zur besseren Würdigung dieses, unserer modernen Denkweise ziemlich befremdlichen Ausdrucks müssen wir uns die grofse Vorliebe für genaue lokale Bezeichnung in den älteren germanischen Sprachen vor Augen halten. (Vgl. Sievers' anregende Ausführungen in *Beitr.* XII, 188 ff.; auch Steitmann, 'Über Raumanschauung im Heliand', Leipzig 1894.) So ist das Verwendungsgebiet von ofer, wie auch von under, ein recht ausgedehntes.

Man beachte den Gebrauch von ofer bei Verben des Redens in den folgenden Beispielen — die zwar mit unserer Beowulf-Stelle nicht gleichartig sind, aber immerhin das Formelhafte derartiger

[1] Heliand 4562: *grotta sie tho obar them gomun.*

Verbindung veranschaulichen —: a) Gen. 2462 *spræc þa ofer ealle æðelinga gedriht*; Exod. 256 *wolde reordigean rices hyrde | ofer hereciste halgan stefne*; Dan. 758 *ac þæt oftor geewæð aldor ðeoda | soðum wordum ofer sin mægen*; Crist 508 *cleopedon of heahþu | wordum wrætlicum ofer wera mengu | beorhtan reorde*; Beow. 2899 *ac he soðlice sægde ofer ealle*; Elene 157 *ða þæs friggan ongan folces aldor, sigerof cyning ofer sid weorod*; etc. Vgl. Steitmann, S. 35. b) Jud. 160 *syððan hi gehyrdon, hu seo halige spræc | ofer heanne weall*; Andr. 602 *beorn ofer bolcan beald reordade* (cf. Heliand 2932 f.); etc. Es ist bemerkenswert, dafs in dem jungen Gedichte von Byrhtnoð dergleichen Redensarten äufserst selten sind, trotzdem sich reichlich Gelegenheit zu ihrer Anwendung bot.

Wir schliefsen einige andere interessante Fälle an. Andr. 1300 *sleað synnigne ofer seolfes muð.* — Beow. 1789 *nihthelm geswearc | deorc ofer dryhtgumum.* — Beow. 2258 *ge swylce seo herepad, sio æt hilde gebad | ofer borda gebræc bite irena* (wo *borda gebræc* 'die krachenden Schilde' so zu beurteilen ist wie *mid gryrum ecga,* 483); ib. 2977 ff. *let ... bradne mece ... brecan ofer bordweal*; ib. 3117 f.; Elene 238 *bord oft onfeng | ofer earhgeblond yða swengas.*

Auch *ofer bæc* (*bugan*), Byrhtnoð 276, klingt uns ungewohnt, ebenso wie das häufigere *under bæc* (Heliand: *under bak*).

Dafs *ofer eorðan* (...) mehrfach 'fast gleichbedeutend mit *on eorðan,* auf Erden' erscheint, ersieht man aus Grein, Sprachschatz II, 312.

Nicht minder beachtenswert sind die bekannten Umschreibungen für 'auf Erden': under *wolcnum, roderum, heofonum, swegle, heofones hwealf, etc.* (Heliand: *under theson himile,* cf. Sievers' Heliand, S. 406.)

Weitere charakteristische Beispiele von *under*: Elene 1192 *mearh under modegum* ('das Rofs unter dem Mutigen'); Jud. 203 *hæleð under helmum*; Beow. 2048 [*mece*] *þone þin fæder to gefeohte bær under heregriman*; Andr. 45 *eodon him þa togegnes garum gehyrsted hungre under linde*; Beow. 1162 *þa cwom Wealhþeo forð | gan under gyldnum beage.* — Beow. 1302 *heo under heolfre genam | cuþe folme* (die Hand ist mit Blut bedeckt).

Zum Schlufs sei eine bezeichnende Häufung von Ortsbestimmungen aus Beowulf angeführt (vv. 857 ff.):

monig oft gecwæd,
þætte sud ne nord be sæm tweonum
ofer eormengrund oþer nænig
under swegles begong selra nære
rondhæbbendra, rices wyrdra.

University of Minnesota. Fr. Klaeber.

P. S. Mehrere Wochen nach Absendung der obigen Zeilen — auf jeden Fall recht verspätet! — sind Cosijn's 'Aanteekeningen op den Béowulf' in unsere Hände gekommen. Auf Seite 37 dieser Schrift wird in einer knappen Anmerkung die Bedeutung: *post vulnus acceptum,* oder aber: *over de wond* sc. *gebukt,* d. i. *gewond als hij was* als wahrscheinlich hingestellt. F. K.

Kleine Mitteilungen zur mittelenglischen Lehrdichtung.

Von der Überzeugung ausgehend, dafs die englische Litteraturgeschichtsschreibung sich auf die Dauer einer intensiveren Beschäftigung mit der bis jetzt kaum übersehbaren, reichen Lehrdichtung der mittelenglischen Zeit wird entziehen können, habe ich seit Jahren, wo Gelegenheit und Mufse sich darboten, dahin gehörige Kleinigkeiten aus den Handschriften gesammelt. Da aber äufsere Umstände mich für lange Zeit von diesem Gebiete abziehen werden, habe ich geglaubt, die folgenden anspruchslosen Mitteilungen hier zusammenstellen zu sollen und so vielleicht dem künftigen Forscher auf diesem Gebiete ein paar Bausteine, wenn auch unbehauene, zu liefern.

I.

Ein echter Typus jener entsetzlich philiströsen, in platten, holperigen Versen vorgetragenen Alltagsmoral des politisch und social sich emporringenden Mittelstandes im England des 15. Jahrhunderts ist jene unter dem Namen eines Peter Idle of Kent[1] laufende Spruchsammlung, von der uns bis jetzt wenig mehr als der Titel und die acht Strophen, welche Furnivall, E. E. T. S. Extra Ser. VIII, S. 109 f. abgedruckt hat, bekannt ist.[2] Sie wurde

[1] So von einer Hand des 16. Jahrhunderts (Stowes?) auf dem oberen Rande von fol. 21^{r} in MS. Harl. 172 bezeichnet; im Digby MS. 181 lautet der Namen 'Peter Idywerte'.

[2] Vgl. Ritson, Bibliographia Poetica (Lond. 1802) S. 64; Furnivall, E. E. T. S. Extra Ser. VIII, S. XXIII; Brandl, Pauls Grundrifs Bd. II, S. 690. — Es sind im ganzen fast 1500 Verse.

bisher hauptsächlich deswegen genannt, weil sie neben Benedict Burghs Cato-Bearbeitung das umfangreichste Beispiel abgiebt für die Erscheinung, dafs sich der Alleinherrschaft der Chaucer-Strophe im 15. Jahrhundert selbst eine so wenig für ein anspruchsvolleres Formgerüst passende Dichtungsart wie die Spruchpoesie fügen mufste. Vielleicht indes darf sie etwas mehr Interesse beanspruchen, als ihr bisher zugewandt ist. Schon ihre Erhaltung in vier Handschriften, nämlich:

1) London, British Museum, Harleian 172, fol. 21^{r}—51^{v}
2) Oxford, Bodleian Library, Digby 181, fol. 10^{v}—30^{v}
3) Cambridge, University Library, Ee. IV. 37, fol. 1^{r}—109^{r}
4) Dublin, Trinity College, D. 2. 7[1]

weist darauf hin, dafs sie bei den Zeitgenossen nicht unbeachtet geblieben; und die kühl richtende Geschichte, so sehr sie sich gegen das unbegründete Lob wenden wird, welches Ritson und der alte *Catalogue of the Harleian Manuscripts* der vorliegenden Spruchsammlung spendeten, mufs wenigstens zugestehen, dafs sie noch nicht zu den ödesten Produkten des poetisch so dürren Jahrhunderts gehört. Einen weiteren Grund zur Beachtung dürfen wir aus der bisher übersehenen Thatsache ableiten, dafs das Werk uns einen neuen Beleg liefert für das Bekanntsein des Albertano da Brescia in England, jenes selben Autors, der auch vom grofsen Chaucer viel gelesen und benutzt worden ist, wie Köppel im Archiv Bd. LXXXVI, S. 29 ff. des näheren dargelegt hat. Peter Idles Lehren an seinen Sohn sind nämlich im wesentlichen aus zwei Schriften des Albertano geschöpft, dem *Liber consolationis et consilii* und dem *Tractatus de amore et dilectione dei*. Auf erstere weist schon der Titel der englischen Spruchsammlung, welcher in zwei Handschriften folgendermafsen lautet: *Explicit liber consolacionis et consilii* (so Harl. 172, fol. 51^{r} und Digby 181, fol. 30^{v}). Auf die andere Schrift

[1] Die Dubliner Handschrift war mir unzugänglich. Die anderen drei Handschriften werden im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Wie die unten mitgeteilten Varianten der zweiten Strophe lehren, gehören die Oxforder und die Cambridger Hs. zusammen; Harl. 172 scheint, wie bei Burghs Cato, einen überarbeiteten Text zu enthalten, aber auf eine gute Vorlage zurückzugehen.

deutete im Harl. MS. die lateinische Vorrede, welche fast wörtlich der des *Tractatus* entspricht, sowie die vielen hier und da die englischen Strophen unterbrechenden lateinischen Prosastellen, welche nichts weiter als Excerpte aus einem dem jeweilig besprochenen Thema entsprechenden Kapitel des Albertano sind. Die meisten dieser Auszüge scheinen aus dem *Tractatus de amore* zu stammen, andere aus dem *Liber consolationis*; im einzelnen ist ein Entscheid schwierig, da Albertano oft die gleichen Worte in beiden Werken wiederholt. Eine genauere Darlegung des Quellenverhältnisses mufs dem künftigen Herausgeber des Gedichtes vorbehalten bleiben. Zum Beweise des Obigen sei hier nur der Anfang des Gedichtes nach Harl. 172 mitgeteilt unter Gegenüberstellung des lateinischen Albertano-Textes nach dem Münchener Codex lat. 14230:

Harl. 172, fol. 21^{r}:

Initium mei tractatus sit in nomine mei domini Jesu Christi, a quo bona cuncta procedunt, et a quo est omne datum optimum et omne donum perfectum descendens a patre luminum. Quanto amore, quantaque dilectione mea paterna charitas tanta diligat filialem subiectionem, vix tibi possem ennarrare, lingua mea posset aliquatenus explicare. Volens igitur ego te filium meum bonis moribus conformare ac de amore dei et dileccione proximi ac aliarum rerum necnon de forma vite instruere.

Cod. lat. 14230, fol. 19^{r}a:

Initium mei tractatus sit in nomine domini, a quo omnia bona procedunt et a quo est omne datum optimum et omne donum perfectum descendens a patre luminum. Quanto amore quantaque dilectione mea paterna caritas tuam diligat filialem subiectionem, vix tibi possem narrare vel lingua mea possem aliquatenus explicare. Volens igitur ego Albertanus te filium meum Vincentium bonis moribus conformare ac de amore et dilectione dei et proximi et aliarum rerum et de fortuna vite instruere.

In the begynnyng of thys lytill werke
Late vs pray to god my penne soo to lede;
For trewli as *in* makynge I am a yonge clerke,
Whiche lernythe yett, Crystys crosse me spede.
Yett only nature dryuethe me to this dede
As I cane to teche the, my chylde;
For thou arte as yett yonge *and* somdell wylde.

[*F*]urste that thi kynge thou loue *and* drede,
Aboue alle thynge thou this obserue.

Helpe thou thy prynce in alle hys nede,
Thow thou therfore shuld perysshe *and* sterve.
A man, that any tyme from hys trouthe swerve,
To hym selfe *and* hys kynne he dothe grete shame.
Kepe the therfore from suche maner of blame.[1]

[*T*]hi fadir *and* thi modyr also thou shalt honour
As thou woldiste thi sone shuld doo to thee
And euery man aftur, ryche and poore.
Then shalt thou haue the loue of me
And in rewarde shal be gevyn to thee
The blessynge of thy fader *and* moder.
Good sone, loke thou deserve none other.

Unde sapiens dixit: Honora patrem tuum et gemitus matris ne obliuiscaris. Memento quum nisi per illos non fuisses, et retribue illis, quomodo et illi tibi. Etenim iustum est: Honora patrem tuum et matrem tuam, quod est mandatum primum in promissione. Unde tibi et longevus super terram. Et Cato dicit: Dilige vero erga caros pietate parentes; nec matrem offendas, dum vis bonus esse parenti.

Et alibi dicitur: Honora patrem tuum et gemitus matris tue ne obliuiscaris. Memento quum nisi per illos non fuisses et retribue illis, quomodo et illi tibi ..... Hoc enim iustum est: Honora parentem tuum et matrem tuam, quod est mandatum primum in promissione, ut bonum sit tibi et longeuus sis super terram. Et Cato dixit: Dilige non egra caros pietate parentes; nec matrem offendas, dum vis bonus esse parenti (Cod. lat. 14230, fol. 29ra).

II.

Die seit Ambrosius von der Kirche aufgestellten sieben Haupttugenden, die *prudentia, justitia, temperantia, fortitudo, fides, spes, charitas,* werden in sieben achtzeiligen Strophen gefeiert, die sich in einem alten undatierten Drucke des Britischen Museums (Sign. Tab. XI. b. 1) befinden, der nach dem *Catalogue of Early English Books to 1600, Vol. III, S. 1547* vermutlich in London um 1500 mittelst Holzplattendruckes hergestellt ist. Es

[1] Die Cambridger und Oxforder Handschrift weist folgende Sinnvarianten in dieser Strophe auf: 8 *that*] *god and* CO *thi*] *the* O — 9 *obserue*] *preserue* C — 10 *Fayle not þis for no maner nede* OC — 11 *therfore*] *for that* O — 12 *that* f. OC *swerre*] *to swerre* C — 13 *to* f. O *he* f. OC — 14 *þerfor kepe þi name fro* O, *therfor euer kepe the fro* C *of* f. OC — 15 *Thy fadir also and modir þou honure* OC (*also* vor *thy*).

ist dies ein einzelnes Blatt, das oben, unten und auf der rechten Seite arg beschädigt ist. Die Verse sind in zwei Kolumnen gedruckt in der Weise, dafs die vier ersten Zeilen jeder Strophe links, die übrigen rechts daneben stehen. Da die Beschädigungen des Blattes den Text stark angegriffen haben, sehe ich von einer Mitteilung des Ganzen[1] ab und lasse hier als Beispiel nur die Strophe der *Spes* folgen:

[*H*]ope.

[*Wh*]at man that doth nat vnto me enclyne,
[*To*] hel dongeon damned is perpetually
[*Ex*]tremely priuate of the grace diuyne.
[*Th*]erfore, man mortal, se thou thy mynde aply
Vnto me, hope, whych by any policye
Bringe man, that erst was damned by synne,
For to beholde our sauyour eternally.
Beholde what profite a man by me doth wynne.

III.

In Anlehnung an die sieben christlichen Tugenden finden wir sieben weltliche empfohlen in den unten stehenden Chaucer-Strophen, die mir aus folgenden Handschriften des 15. Jahrhunderts bekannt sind:

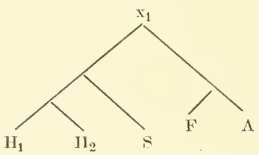
1) H_1 = Harleian 2251, fol. 160^r.
2) H_2 = Harleian 4733, fol. 124^r.
3) S = Ashmole 59, fol. 70^v.[2]
4) F = Cambridge, Un. Libr. Ff. I. 6, fol. 151^r.
5) A = Arundel 168, fol. 14^r.

Diese fünf Handschriften bieten sämtlich einen mehr oder weniger verderbten Text. Indes sind die Fehler nicht der Art, dafs sie die Aufstellung eines unanfechtbaren Stammbaumes der Handschriften ermöglichten. Beweiskräftig für das Abhängigkeitsverhältnis ist eigentlich nur Vers 27, der leider in S ganz fehlt: die Handschriften H_1 und H_2 haben hier den Fehler *promise* gemeinsam gegenüber der von A und F überlieferten Lesart *provinces,* die schon durch das parallel stehende *citee* als richtig

[1] Herrn Moritz Werner verdanke ich eine Abschrift der 7 Strophen.

[2] Eine Abschrift von S verdanke ich der stets hilfebereiten Liebenswürdigkeit von Fräulein Toulmin Smith.

erwiesen wird. Die hieraus zu folgernde Zusammengehörigkeit von H_1 und H_2 wird durch einen zweiten gemeinsamen Fehler in V. 12 bestätigt. Weitere Fehler teilen H_1 und H_2 mit S (s. V. 3. 20. 32. 39), ein Beweis, dafs diese drei Handschriften den beiden anderen gegenüber eine Gruppe bilden. Dafs auch A und F auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, wird durch ihre übereinstimmenden falschen Lesarten in V. 13 und 25 wahrscheinlich gemacht. Die fünf Handschriften liefsen sich also zu folgendem Schema anordnen, in dem wegen V. 24 (s. die Anmerkung dazu) x_1 noch nicht das Original darstellen dürfte:



Die Überlegenheit der Gruppe FA, die wir oben in V. 27 hervortreten sahen, zeigt sich auch durch die besseren Lesarten in V. 3. 20. 32. [38]. 39. [49], wenngleich wir nicht leugnen können, dafs in V. 13. 25. 28 die Lesungen von $S H_1 H_2$ vorzuziehen sind. Die von offenbaren Textverderbnissen freieste Handschrift ist A, welcher ich daher in zweifelhaften Fällen gefolgt bin, obgleich ich sie ihrer sehr flüchtigen, schlechten Orthographie wegen nicht als Grundlage des Textes nehmen mochte. Ich habe daher die Orthographie der vermutlich ältesten Handschrift, S, zu Grunde gelegt, trotzdem dafs gerade dieses Manuskript infolge der bekannten Shirleyschen Besserungssucht die meisten Sonderlesarten aufzuweisen hat (so V. 3. 6. 7. 8. 9. 10. 14. 19. 24. 47). Bei jeder, auch der geringsten Abweichung von S habe ich in dem unten folgenden kritischen Texte durch ein Sternchen auf den Variantenapparat verwiesen.

Das Alter der Handschriften sowie der bereits etwas gelockerte rhythmische Bau der Verse verlegen die Abfassung des Denkmales in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dafür, dafs ungedecktes End-*e* noch zu sprechen sei, fehlt es an einem beweisenden Beispiele; für die Infinitive *holdë* (V. 19) und *makë* (V. 39) sind vielleicht richtiger die Nebenformen *holden* und *maken* einzusetzen. Ob die Verse englisches Originalwerk sind

oder eine Übersetzung, wie der Titel in S anzudeuten scheint, vermag ich nicht anzugeben.

[Here nowe folowe þe doctryne of many gret clerkes approved, made in baladewyse and translated oute of diuers langages in to englisshe.]

Prudencia.

By sapience tempre þy courage.
Of hasty yre daunte þy passyouns.
*Differre vengeance *till þy wrath aswage.
Reverence þe goode *for þeire condiciouns.
Punisshe paciently þe *transgressiouns*.
Of men misruled *redressing þeire *errour,
Mercy *proferryng, or þou do *rigour.

Iusticia.

First in þy *mesure look þer be no lak.
Of þy *weight holde iustely þe ballance.
Be truwe in rekennyng; sette no *somme abak.
And in þy woorde late be no variaunce.
Of cheer be sadde, demure of governance.
Sette folke at *reste and apees al trouble.
Beware of flatereres and of *tunges double.

Temperancia.

Thinges past remembre and wele devyde;
Thinges present *considre and wele governe;
For thinges comyng prudently provyde.
Payse matiers, or þou deme or discern.
Lat right in causes holdë *þe lantern.
By-twene *frende and *foo stonde even *and egal.
And for no meedë be not parcyal.

Die Prosa-Überschrift nur in S; ebendort findet sich am Kopf von fol. 71r der Titel: Doctrynes of wisdame. Die Namen der Tugenden stehen in S und H_1 auf dem Rande, in A und H_2 über jeder einzelnen Strophe — 1 *tempe* A *courage* S, *corage* d. übr. — 3 *differe*] *suffre* S | *till* A, *tyl* F] *to* d. übr. | *wragh* H_2 *assuage* H_1 — 4 *gode* A, *good* H_1 *for*] *and* S, *sone* F | *þeire*] *there* A — 5 *ponyshe* A — 6 *mysreulid* H, *dissreuled* F *redressing*] *redresse* S | *þeire*] *per* A | *errours* S — 7 *proferryng*] *preserve* S *rigour*] *errours* S — 8 *mesures* S — 9 *wright* S — 10 *truwe* S, *true* A, *trewe* d. übr. *summe* H_1, *soine* S *abakke* H_1 — 11 *late*] *lete* A, *let* H_1 — 12 *chiere* H_1 *demure of*] *and demure* H_1, *and demure of* H_2 — 13 *rest* SF, *peas* H_1 *and* f. F | *appees* H_2, *appese* F, *pease* A, *rest* H_1 *al*] *all the* F, *of* A | *trobull* A — 14 *flatereres* S, *flaterers* d. übr. *tongis* H_2, *tunge* S *dobull* A — 15 *passed* AF H_1 — 16 *thyng* FH | *considr* S *gouene* H_2 — 17 *thyng* H_1 — 18 *peise* H_2, *peyse* H_1 *maters* A *deme*] *dome* H_2 *deceme* F — 19 *late* H_1, *lett* A *cause* H_1 *hold* A *þe*] *þee þe* S *lantarne* H_1 — 20 *betweene* H_1 A *frendes* S, *frendys* H_2, *friendis* H_1 *foon* S H_1 H_2 *stand* A H_1 *and*[2] f. S H_1 — 21 *nat* H_1

Discrescioun.

Discrecioun, moder *and *princesse
Of alle vertues, to governe hem and guye,
*Illumineþe with light of hye noblesse
Crownis of kynges, halt vp þeire regalye,
Conserveþe reames by prudent pollecye,
Causeþe provinces and euery grete citee*
To contynue in longe prosperite.

Raysoun.

Þis *emperyse, veray celestiall,
Moost *angelik of countenance and chere,
To rule man, *þat he be not bestiall,
*Yave him reson, *hir owen doughter deer,
*Princesse *of *prynces, moost souerein *and entier,
*To *bridle in man þe froward voluntee,
Þat he not erre by sensualitee.

Plesance *and Gode Wille.

Þis faire ladye, whiche cleped is *Plesaunce,
And eek good wille, hir owen doughter deere,
Besecheþe alle folke affter *suffisance
With al þeire *hertes to make *right gode chere
With suche desporte, as þey fynden here,
And þat hem list benignely advertyse:
Who þat is welcome, haþe all, þat may suffyse.

Überschr.: *discrecio* H$_1$ — 22 *modir* A, *modre* H$_2$ || *and princesse*] *of princes* S H$_1$ — 23 *hem* f. A || *gye* H$_2$ — 24 *and illumynethe* H$_1$ H$_2$ A F, *þat illumieþe* S || *hygh* H$_2$, *high* A F H$_1$ || *nobles* H$_1$ — 25 *of*] *and* A || *halt* F, *haldeþe* S, *holt* H$_1$, *hold* A, *and holdesth* (mit durchgestrichenem *s*) H$_2$ *þeire*] *þer* A, *the* F — 26 *realmes* H$_1$, *rermes* F, *royalmes* A — 27 f. S || *provinces*] *promisse* H$_1$ H$_2$ (Korr. am Rand *prouynces*) — 28 *longe* vor *in* A, vor *to* F — Überschr.: *Raysoun* S, *Resoun* H$_2$, *Reason* H$_1$ — 29 *emporyse* S, *empresse* F, *empriee* A, *emprise* H$_1$, *empryse* H$_2$ — 30 *aungelik* H$_1$, f. S || *chiere* H$_1$ — 31 *reule* H$_2$, *rewle* F || *þat* f. S F || *he* f. H$_1$ || *nat* H$_1$ — 32 *yaf* A, *yave* F, *and yave* H$_1$ H$_2$, *and þave* S || *reason* H$_1$ || *hir* A] *his* d. übr. || *owen* S, *oune* H$_2$, *owne* d. übr. — 33 *Pryncesse* F H$_2$, *Princes* H$_1$, *Princis* S, *Prynce* A || *of* f. S || *princes*[2] A, *prynecesse* S H$_1$, *prynicesses* F H$_2$ || *and* f. S || *entere* A — 34 *to*] *the* H$_1$ S F || *bridel* H$_1$ F, *bridell* S, *brydyll* A H$_2$ || *in*] *of in* H$_1$ || *fraward*e A || *voluntye* H$_2$ — 35 *nat* H$_1$ || *censualitye* H$_2$, *consualite* F — Überschr.: *and* f. S H$_1$ — 36 *cleped*] *called* F || *plaisaunce* S — 37 *hir*] *her* F || *owen* S, *owne* d. übr. — 38 *Beseches* H$_2$, *folke* F S, *folkes* d. übr. || *after* A, *after their* d. übr. || *sufficiaunce* H$_1$ — 39 *thair* F, *þer* A || *hertus* S, *herte* H$_1$ H$_2$ || *right* f. A F S || *chiere* H$_1$ — 40 *fynden* S H$_1$, *fynde* d. übr. — 41 *hem*] *theym* H$_2$ || *lyste* H$_2$, *luste* F *benygnyly* H$_2$, *benygnyely* H$_1$ F || *to aduertise* H$_2$ — 42 *suffice* A F H$_1$

Curtesye and Nurture.

Þis goode ladye, called curteisye,
And hir sustre, *which named is nurture,
By þeire office longinge to genterye,
Lowly *requere *to every creature,
Als fer *as might and power may endure,
With hole herte, body, wille and mynde
To be contente with suche as þey *may fynde.

Anmerkungen.

Zu V. 3. Ob *till* wirklich die richtige Lesart ist, mufs zweifelhaft bleiben, da auch *to* im 15. Jahrhundert in diesem Sinne gebraucht wird.

Zu V. 24. Wegen Unterdrückung des überlieferten *and* vor *illumineþe* vergleiche den ganz analogen Fall in V. 32, wo indes zwei Hss. das Richtige bieten.

Überschr.: *Norture* A H_1, *and* f. H_1 — 43 *eurteisye* S, *eurtesy* d. übr. — 44 *hir*] *her* F || *suster* A, *sustir* H_1, *sistre* H_2 || *whiee* H_2, f. S || *norture* A, *noreture* H_1, *nature* F — 45 *thayr* F, *þer* A || *jentrye* FH, *gentrye* A H_1 — 46 *requeren* S, *require* F H_1, *requyreth* A, *requiren* H_2 · *to*] *til* S, f. H_2 — 47 *als* S, *as* d. übr. || *ferre* H_1, *far* H_2 || *as*²] *and* S — 48 *hool* A — 49 *eontet* H_2 || *þey*] *ye* H_1 || *may* A] f. d. übr. — *Explicit* F

IV.

Der lateinische Hexameter *'Quatuor infatuant: honor, aetas, femina, vinum'* (Fairfax 16, fol. 196; Harl. 7578, fol. 20) scheint öfter im 15. Jahrhundert zu einer Chaucer-Strophe ausgesponnen zu sein. Zwei solcher Strophen, die jedenfalls auf Originale des 15. Jahrhunderts zurückgehen, sind uns in Stowes Chaucer-Druck vom Jahre 1561 aufbewahrt und von Skeat in seinen *Chaucerian and Other Pieces* S. 297 (*Three Sayings, A* und *B*) neugedruckt. Eine dritte ist mir aus dem Harleian MS. 4733, wo sie sich an obige Einschärfung der sieben Tugenden auf fol. 124ᵛ anschliefst. Sie lautet folgendermafsen:

Foure thyngys, that make a man to falle.[1]
Worship, women, wyne, and[2] vnweldy age
Make menn fonne for lak of thir resons:
Elde causith dulnesse and dotage;
Worship causeth chaunge of condicions;
Excesse of wyne blyndeth discrescions;

[1] *Falle* ist von anderer Hand durchgestrichen und *fonne* (wohl aus *Z.* 2) daneben geschrieben. [2] Wohl besser zu streichen.

And bokes, that poetys wrote and radde,
Seyn, that women most make men madde.[1]

Die Behandlung des End-*e*, welches, abgesehen von nichts beweisendem *makë* (Z. 7), nur in *Eldë* (Z. 3) noch zu sprechen ist, zusammengehalten mit der Zeit der Aufzeichnung, die in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts zu verlegen, weisen die Abfassung noch in den Anfang des 15. Jahrhunderts.

V.

Wenden wir uns von dem öden Wortschwall der Chaucer-Strophen des 15. Jahrhunderts früheren Zeiten zu, so läfst uns die schlichte Einfachheit und Knappheit des besser für Didaktik sich eignenden Reimpaares wie in frischer Feldluft aufatmen; zwar herzlich alltäglich, aber doch wenigstens gesund. Ein neues Beispiel hierfür bieten die in je einen Viertakter gebrachten 'Zehn Gebote', welche in sehr kleiner, zierlicher Hand bald nach 1300 in einen lateinischen Miscellankodex des Trinity College zu Cambridge (B. 1. 45, fol. 42[r]) am Schlusse einer englischen Homilie[2] eingetragen sind. Da sie sich mitten in lateinischer Umgebung befinden, scheinen sie, ebenso wie die zweite[2] englische Homilie auf fol. 24[v], bisher nicht beachtet zu sein. Die in der Handschrift als fünf Langzeilen geschriebenen Kurzverse lauten folgendermafsen:

Ne haue þou no god botin[3] on.
Idel oth ne suere þou non.
Halidai þane schalt tou iemen.
Fadir *and* mo*ð*ir þou salt quemen.

[1] Des Rhythmus wegen möchte ich umstellen: entweder *móst men mákë mádde* oder *makë móst men mádde*.

[2] Beide Homilien beabsichtige ich gelegentlich zu drucken. Ich will hier nur darauf hinweisen, dafs die erstere, auf fol. 41[v]—42[r], uns einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Volksliedes enthält. Als Predigttext schickt sie nämlich folgende Verse voraus:

Atte wrastlinge mi lemman i ches [Hs. *iches*]
And atte ston-kastíng i hím for-les,

die offenbar den Anfang eines Volksliedes bilden, wie aus dem weiteren Wortlaut der Homilie hervorgeht: *'mi leue frend, wilde wimmen* and *golme* [d. i. *gol men*] *i mí* [Hs. *ímí*] *contreie, wan he gon o þe* [Hs. *oþe*] *ring, among manie oþere songis, þat litil ben wort, þat tei singin, so sein þei þus: Atte wrastlinge mi lemman &c.'* Wegen des Reigensingens vgl. Gummere, Old English Ballads, Boston 1894, S. LXXIX.

[3] Lies *bot*, wie in Z. 6.

Ne reue þou no man his lif.
Ne haue þou bot tin owene wif.
Be neiþir þef ne þefis fere.
Ne fals witnesse þat tu ne bere.
Þi neiebores housis ierne þou nout,
Ne wif ne maidin ne his aut.

Sehr ähnlich der vorstehenden Version ist der Dekalog in lateinischen Hexametern, den Zupitza im Archiv LXXXV, S. 436 aus Rawl. C. 813, fol. 33^{r} (zweites Viertel des 16. Jahrhunderts) abgedruckt hat.

Zum Vergleich mag man noch folgende Versversionen des Dekalogs heranziehen:

a) in kreuzweis reimenden Viertakter:

1) Harl. 655, fol. 90 (ed. Zupitza, Arch. LXXXV, S. 44 ff.; vgl. ibid. S. 292) und Lambeth 1853 (ed. Furnivall, Hymns to the Virgin and Christ, S. 104 ff.);
2) Jesus College, Cambridge, Q. T. 3 (ed. Halliwell, Rel. Ant. I, 49 f.) und Ashmole 61, fol. 16^{v} (ed. Zupitza, Arch. LXXXV, S. 46 ff.);
3) Salisbury MS. (ed. Thompson, Engl. Stud. I, S. 9);

b) in Chaucer-Strophen:

4) eine umfangreiche Paraphrase mit Exempel-Geschichten in Laud 416, fol. 1^{r}—35^{r} (12 Strophen daraus in Rel. Ant. II, S. 27 ff.).

Natürlich sind die 'Zehn Gebote' sehr oft in versifizierte moraltheologische Trakte eingefügt, von denen ich hier absehe.

VI.

Dieselbe Cambridger Handschrift (B. 1. 45) bietet auf fol. 24^{r} weitere fünf Zeilen englischen Textes eingesprengt, merkwürdigerweise dieselben, welche auch in einer Handschrift der *Ancren Riwle,* Cotton MS. Cleopatra C. VI (aus dem 13. Jahrhundert), auf den unteren Rand von fol. 21^{v} gesetzt sind. Da sie ebenfalls didaktischen Inhalts sind, mögen sie hier mit den Varianten der Cottonischen Handschrift (ed. Wright in Rel. Ant. II, S. 14 f.) folgen:

Liþir[1] lok and tuínglíng[2],
Tiheng[3] and tikeli*nge*[4],
Opin brest *and* síngíng,
Þeise mid-outi*n* lesíng,
Arin toknes of horeling.[5]

Mi leue leuedi[6], ne be þi wímpil[7] neue*re* so þelu[8] ne so stroutinde[9], ne þi faire tail so long ne so trailende[10], þat tu ne schalt at eui*n*[11] [Hs. ateui*n*] al cuttid[12] bileui*n*[13] *and* tu[14] schalt to bedde go*n*[15] so nakid so[16] þu[17] were[18].

Varianten des Cotton MS.: 1 *Liþer* — 2 *tuinkling* — 3 *tihing* — 4 *tikeling* — 5 *horelinge* — In beiden Handschriften sind die Verse fortlaufend als Prosa geschrieben — 6 Diese Anrede fehlt C — 7 *wimpil* — 8 *Ielu* (*u* [?] verwischt) — 9 *stroutende* — 10 *trailende* — 11 *at euin* — 12 *kuttid* — 13 *bileuin* — 14 *tou* — 15 *gon* — 16 *as* — 17 *tou* — 18 Wright ergänzt dahinter *borin*, wohl unnötigerweise.

In der Cottonischen Handschrift stehen unten links dann noch folgende Zeilen, die zwar schon Rel. Ant. II, S. 15 abgedruckt sind, aber hier genau nach der Handschrift nochmals Platz finden mögen. Daſs sie eine Auswahl der im Mittelalter so beliebten *Duodecim abusiones* darstellen, hat schon Schick, Temple of Glas, S. CLX bemerkt.

King *con*seil-les,
Bissop lore-les,
Wu*m*ma*n* schameles,
Holdman lechir,
Iongma*n* *tr*ichur,
Of alle míne líue
Ne sau í worse fiue.

VII.

Am deutlichsten tritt der Unterschied des Mode-Metrums hervor, wenn dieselbe Vorlage im 14. und 15. Jahrhundert bearbeitet ist. Dies ist der Fall bei zwei Übertragungen einer französischen Spruchsammlung,[1] die selbst wieder Paraphrase einer lateinischen Vorlage ist und uns samt ihrer Quelle und einer ziemlich wörtlichen englischen Übersetzung im Vernon MS. fol. 307^{r}—309^{v} erhalten ist.

[1] Eine freie Übersetzung dieser Sammlung ins Holländische scheint, der ersten Strophe nach zu urteilen (gedruckt bei Priebsch, Die deutschen Handschriften in England, I, S. 176), das Bodleian MS. Canon. Misc. 278 auf fol. 104^{v}—110^{v} zu enthalten.

1) Die ältere englische Version, im Vernon MS. betitelt als *'Prouerbes of diuerse profetes and of poctes and of oupir seyntes'*, findet sich aufser in dieser Handschrift in wenig abweichender Textgestalt auch noch im Harleian MS. 4733, fol. 30^{r}—40^{r} (drittes Viertel des 15. Jahrhunderts), wo indes die lateinische und französische Vorlage fortgelassen ist. Sie enthält ungefähr 402 paarweis gereimte Viertakter, die zu Strophen von 4, vereinzelt auch 6 oder 8 Zeilen zusammengefafst sind. Jede Strophe trägt als Überschrift einen biblischen oder sonst in der mittelalterlichen Morallitteratur als Autorität geltenden Namen. Dafs diese Eigennamen in den verschiedenen Handschriften und Versionen nicht stets die gleichen sind, entspricht ganz der sorglosen Citier-Methode des Mittelalters, von der man sich am besten aus Sundbys Albertano-Editionen ein Bild machen kann.

Falls nicht arge Textentstellung vorliegt, mufs die freie Behandlung der Taktfüllung auffallen, welche das Denkmal metrisch an die Seite des Surtees-Psalters, Robert de Brunnes und Richard Hampoles (vgl. Schipper, Grundrifs der engl. Metrik S. 185) stellen würde.

Unter Fortlassung der französischen Einleitung lasse ich hier die sechs ersten Strophen dieser Version nach dem Vernon MS. mit den Sinnvarianten der Harl.-Hs. folgen:

Dauid.

Inicium sapiencie timor d*omi*ni.
Li sages dit en soun lyuere,
Ke comencement de bien viuere
Sour tote rien est de doter
Dampnedieu e honourer.
Þe wyse mon i*n* his bok haþ þis[1] seying,
Þat þe bigi*n*nyng of good liuyng
Ouer alle þing is God to drede
And him to worshupe w*ith* al vr spede.

Salomon.

In bonis sit cor tuu*m* i*n* diebus iuue*n*tutis tue.
Le auctor dit, ke vostre entente
Deuez mettre en ta iuuente

[1] Die Hs. H liest *hat thy*

De touzt pecches vous retrere
E bones heueres vser e fere.
Þis auctor seiþ verreyment,
Þat in þi ȝouþe þou schalt do þin entent
To wiþ-drawe þe fro sinnes euer mo
And goode werkes vse and do.

[*Salamon* [2]]

Audendo crescit *virtus*, tardando timor.
Ou plus targez de bien ouerer,
Plus serrez pourous de comencer:
Par comencement vertu acrest
E par targer retret est.
Þe lattor þou art of good worching
Þe more feruol [3] þou schalt be of biginnyng:
For þorw biginnyng *ver*tu encresceþ,
And þorw latschipe hit is *with*-drawe *and* ceseþ.

Isayas.

Sola vexacio dabit intellectum.
En trauaile mettez cors e quer
Pur la parole dieu oyer;
Kar par parole l'en quert sen,
E par sen se garde l'en.
In trauayle set bodi and herte i-fere
Godes word [4] ay wel to here;
For þorw word lernen wit [5] men,
And be wit men kepen hem þen.

Salamon.

Qui odit correpcione*m*, *in*sipie*n*s erit; melius
est eni*m* a sapie*n*te corripi q*uam* a stulto adulari.
Si vous hayez de estre reprys,
& se [6] *serrez iaumies ben apris;*
Meuz vaut tenson de veir disour
Ke deceyte de lousengour.
Ȝif you [7] hate to be repreyuet [8] auht
Schalt þou neue*r* be wel i-tauht;
Bettre is chidyng of a soþ-seyere
Þen deceyuyng of a losyngere [9].

[2] Die Überschrift nur in H — [3] *ferefull* H; wahrscheinlich ist das folgende *þou schalt* zu tilgen — [4] *werkes* H — [5] *with lernen* H — [6] Nach Suchier, dem ich eine Durchsicht des französischen Textes verdanke, *& se* vielleicht verlesen für *Ne* — [7] *thu* H — [8] *repreryd* H — [9] *lesyngere* H

Ieremias.

Confessori monstra delictum.
Si vous auez de ren meffet
E puis defendez vostre fest,
Pluis est dieu de ceo greue
Ke eynz ne fust de pecche.
Ȝif þou hast don aȝeyn God amis
And after defendest hit i-wis,
God is more greuet [10] of þ*at* defe*n*dyng
Þen of þe furste sinigyng [11].

Iacob.

N*on est* hic aliud *nisi* dom*us* dei *et* porta celi.
Souent hauntez les mosters
E la dieu priez volunters:
La porte de ciel oy nomer,
Par ou vous couent le cel entrer.
Ofte to churche loke þow sterte
And prei þer to god w*ith* al þin herte;
Þe gate of heuene I haue herd hit cald [12]
Be þe whuche i*n* to heuen entre þ*ou* schalt.

2) Die jüngere Übersetzung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist mir aus zwei Handschriften bekannt:

H = Harleian 2251, fol. 156^{v} — 167^{r},

S = Ashmole 59, fol. 84^{v} — 98^{r} (vor 1456 geschrieben).

Die Vierzeilen der französischen Vorlage sind hier in das Prokustes-Bett der siebenzeiligen Chaucer-Strophe gestreckt, wodurch das Ganze unglaublich verwässert klingt. Über den Verfasser der englischen Version erfahren wir aus der viertletzten Strophe, dafs er ebenso wie sein (französischer oder lateinischer) Gewährsmann *'John'* hiefs. Der Identifizierung dieses *'John'* mit dem emsig reimenden Mönche von Bury steht, soweit ich sehe, nichts im Wege, zumal beide Handschriften zahlreiche, unzweifelhaft Lydgatesche Stücke enthalten.

Anfang und Schlufs dieser Version folgt hier nach der Handschrift H mit den Sinnvarianten von S, das auch hier wieder Shirleys willkürliche Änderungen aufweist.

Es sei noch bemerkt, dafs die lateinischen Sprüche in H

[10] *greuyd* H — [11] *synggyng* H — [12] *clat* H

auf dem äufseren Rande stehen, während S nur die Personennamen enthält, und dafs S folgende Überschrift bietet: *Here folowen nowe þe seyinges of wysemen, of prophetes, of poetes, of philosophres, of hooly men, of gret and autorysed clerkes of þe olde testament and of þe newe.*

The tyme approched [1] of necessite
To reherse the marter*i*al sentence,
Whiche afore althynges iust equite [2]
In [3] the pr*i*nciple of al sapience
To drede god by mannes providence,
As seyn these sages in theyr bookis olde:
Hym to [4] drede and honure we sholde.

And other [5] rehersith, that this juvyn age [6]
With cordial hertis aspeccioun [7]
To parfitnesse shuld sette yongly [8] corage,
Theyr [9] wil, theyr thought, and theyr entencioun
Theyr cryminal vices withdraw echon, [10]
Theyr yowth in goodenesse theyr dayes contynue [11]
And the draughtis voyde [12] of wronges [13] fortune.

The more ye withdrawe to werke [14] werkis gode,
The soner shal [15] ye drede it to comence;
By a begynnyng vertu cresith [16] his broode
And [17] by taryeng hym self drawith [18] thence.
The vertu of Crist hath eu*er* his crescence.
In taryeng is oft full grete drede,
Where a begynnyng causith vertued [19].

— — — — — — — —

If i durst p*re*sume or take oon [20]
My name to reherce as [21] to youre highnesse
Myn auctor and I both bien named John [22]
Lyke as the frenge [23] sayde it expresse [24]
To pray for vs, that we come by processe [25]
Vnto the right wey of saluacioun
After this worldly p*er*egrinacioun

---

[1] *approcheþe* S — [2] *Whiche þat tofore al equite* S — [3] *Is* S — [4] *for to* S — [5] *A noþer* S — [6] *juventage* S — [7] *affeccioun* S — [8] *youþely* S — [9] *þere* S — [10] *everychoone* S — [11] *In goodnesse and youþe þeire dayes to contuyne* S — [12] *voyde* hinter *And* S — [13] *wronwyse* S — [14] *to werke*] *youre* S — [15] *shoule* S — [16] *crescit* S — [17] f. S — [18] *soo dr.* S — [19] *vertuhede* S — [20] *on hande* S — [21] f. S. — [22] *Johan* S — [23] *frenshe* S — [24] *in expr.* S — [25] *may come expresse* S

Thus don and writen the translacioun [26]
Effectuelly after my symplesse [27]
From [28] frensh to [29] inglyssh by estymacioun
As nygh as mynde cowde [30] make it degresse [31],
Curiously conveyeng the processe.
All be it [32] the frenssh in foure staves be,
The ynglissh sevyn kepith in [33] degree.

The frensh dites the latyn done [34] procede,
Lyke-wise the ynglissh theym [35] both [35] doth passe.
The matiers to fulfille forth must procede [36],
Suffre augmentacioun [37] to shewe hir face
By addiciouns to [38] make hir purchace [39].
For this metre wil non other applie [40]
But in staves seven ben [41] sette redilye.

And though appensis [42] shewe hir largesse
In this prouerbiall ditees sentence
By addiciouns [43] the matier encresse [44],
I trust as to mannys [45] intelligence
It nat defouled is [46] as [47] by violence,
Though lewde [48] vnkonnyng necligence
On me have [49] kythed, theyr huge mayster in existence [50].

[26] Am Rande *Verba auctoris* S — [27] *promesse* S — [28] *owte of* S — [29] *pus in to* S — [30] f. S — [31] *made his disgresse* S — [32] *Al paughe* S — [33] *in his* S — [34] *dope* S — [35] f. S — [36] *pus mot nede* — [37] *pabinentacioun for to* S — [38] *eke to* S — [39] *pace* S — [40] *wyse plye* S — [41] f. S — [42] *a preutyse* S — [43] *padd.* S — [44] *do ener.* S — [45] *as to m.*] *it weele pat to mans* S — [46] hinter *It* S — [47] f. S — [48] *symple* S — [49] *haþe* S — [50] *theyr* bis *exist.*] *hire vyolence* S.

Würzburg. Max Förster.

Corr. Bd. 106 s. 145.

Eine neue Quelle für Lewis' 'Monk'.

Wer sich mit den Quellenverhältnissen von Lewis' bekanntem Roman beschäftigt, dem hat der Verfasser die Arbeit einigermafsen erleichtert. In dem 'Advertisement', das dem 1. Bande des 'Monk' vorgedruckt ist, nennt er eine Reihe von Schriften, die ihm als Vorlagen gedient haben, und fügt hinzu: 'I have now made a full avowal of all the plagiarisms of which I am aware myself, but I doubt not, many more may be found of which I am unconscious.' Eine von diesen letzteren soll hier nachgewiesen werden. Lewis erwähnt a. a. O. die Geschichte von der blutenden Nonne als eine Sage, die in manchen Gegenden Deutschlands noch bekannt sei, und nennt speciell die Burg Lauenstein (an der Grenze von Franken und Thüringen) als den Ort, an den sie sich knüpft. In den von mir durchgesehenen Sammlungen thüringischer und fränkischer Sagen habe ich eine auch nur entfernt ähnliche nicht entdecken können. Als ich nun im vergangenen Sommer in der betreffenden Gegend Nachforschungen anstellte, hatte der gegenwärtige Besitzer der Burg, Herr Dr. Mefsner, die Güte, mich auf eine Erzählung bei Musäus aufmerksam zu machen. Bei näherer Untersuchung ergab es sich sogleich, dafs hier in der That die Quelle von Lewis vorliegt.* Die Geschichte steht unter dem Titel 'Die Entführung: eine Anekdote' in den 'Volksmärchen der Deutschen', 5. Teil (Gotha

* Es ist hier daran zu erinnern, dafs Lewis im Sommer 1792, also wenige Jahre nach dem Erscheinen der Volksmärchen, in Weimar (Musäus' Wohnort) sich aufgehalten hatte.

1787), S. 247—276. Ihr Inhalt ist in Kürze folgender: Im Schlofs Lauenstein wird einmal während des Dreifsigjährigen Krieges eine Abteilung Wallensteiner einquartiert. Einer der Offiziere, der schöne Fritz genannt, verliebt sich in die Tochter des Schlofsherrn und findet Gegenliebe. Da die Einwilligung der Mutter mit Rücksicht auf die unbekannte Abstammung des Freiers nicht zu erwarten ist (der Vater kommt neben ihr nicht in Betracht), so müssen die Liebenden zu einer List ihre Zuflucht nehmen. Sie wissen, dafs seit langer Zeit in dem Schlofs das Gespenst einer Nonne sich sehen läfst und zwar regelmäfsig jedes siebente Jahr am Allerseelentag. Da dieser Termin zufällig nahe gerückt ist, wird beschlossen, dafs das Mädchen die Rolle des Gespenstes spielen soll; so hofft sie ungehindert mit dem Geliebten entfliehen zu können. Als es zur Ausführung des Planes kommt, erscheint das Mädchen zu spät, an ihre Stelle ist das Gespenst getreten, das nun von dem Offizier entführt wird: die Pferde gehen durch, der Wagen schlägt um, der Offizier wird herausgeschleudert und verliert die Besinnung. Als er erwacht, ist seine Begleiterin, die Nonne, verschwunden; sie kehrt aber von nun an immer um Mitternacht wieder und peinigt ihn. Von ihr wird er erst durch einen Wachtmeister seines Regiments, der sich auf das Geisterbannen versteht, befreit. Dieser citiert das Gespenst in der Mittagsstunde und verbannt es in eine hohle Weide in einem einsamen Thale. Drei Jahre später kommt der inzwischen zum Obersten beförderte Offizier wieder nach Lauenstein, klärt das Mifsverständnis auf und gewinnt die Hand der Geliebten.

Diese Geschichte hat Lewis — natürlich mit einigen durch die Fabel seines Romans bedingten Änderungen — in allen wesentlichen Zügen sich angeeignet. Der Ort der Handlung ist das Schlofs Lindenberg irgendwo im Bayrischen, die Zeit ist ganz unbestimmt gelassen. Da Lewis die in Deutschland spielende Nebenhandlung mit der Haupthandlung in Spanien zu verknüpfen hat, mufs das Liebespaar spanischer Abkunft sein: ebenso die Baronin von Lindenberg, die Tante des Mädchens, welche die Stelle der Mutter vertritt. Ihr Gemahl wird wie bei Musäus als träge und unbedeutend geschildert. Die Abweisung des Bewerbers wird dadurch motiviert, dafs die Baronin infolge eines

Mifsverständnisses glaubt, sie selber sei der Gegenstand seiner Zuneigung. Die Entführungsscene verläuft bei Lewis genau wie in seiner Quelle; so sind z. B. die Verse, die der Liebhaber spricht, wörtlich übersetzt. Nur ist bei Lewis das Bestreben sichtbar, alles möglichst in grausiger Beleuchtung darzustellen, während bei Musäus bekanntlich das Ganze auf einen humoristisch-satirischen Ton gestimmt ist. Im englischen Roman mufs die Nonne mit einem Dolch bewaffnet erscheinen, ihr Gewand ist mit Blut befleckt. Im Moment, wo der Wagen umgeworfen wird, bedeckt sich der Himmel mit finsteren Wolken, die Blitze zucken und der Donner rollt. Die nächtliche Erscheinung der blutenden Nonne wird in grellen Farben gemalt. Die Befreiung von dem Plagegeist geschieht durch keinen geringeren als — den ewigen Juden, der hier als episodische Figur auftritt. Durch seine übernatürlichen Gaben durchschaut er den ganzen Zusammenhang und belehrt den jungen Spanier, dafs diese gespenstische Nonne aus seinem Geschlecht stammt. Sie hat sich von einem Vorfahren des Schlofsherrn nach Deutschland entführen lassen und mit ihm ein lasterhaftes Leben geführt; dann hat sie sich dem jüngeren Bruder in die Arme geworfen und ihm zuliebe den älteren umgebracht. Sie fällt dann selbst von der Hand des neuen Liebhabers, und ihre Gebeine modern in einer Höhle in der Nähe des Schlosses. Ehe sie nicht in der Familiengruft in Spanien beigesetzt ist, kann sie keine Ruhe finden. Ihr Nachkomme verpflichtet sich, dafür zu sorgen, und wird nun von der Heimsuchung durch das Gespenst befreit. Diese Details hat Lewis schwerlich frei erfunden, sondern irgend einem Roman entnommen, der noch nachzuweisen sein wird.

Berlin. Georg Herzfeld.

Le courtisan dans la littérature française

et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione.

II.

(Fortsetzung statt Schlufs.)

Monsieur de Balzac met la scène de son *Aristippe ou de la Cour* en mil six cent dix-huit (je suis l'édition de 1658) et dans ses discours il fait semblant de rapporter les conseils d'un gentilhomme de ce nom, français de naissance et originaire d'Allemagne, conseils qu'il aurait donnés au Landgrave de Hesse et que l'auteur se serait donné la peine de transcrire. Ce qui rattache l'œuvre de Balzac à ces notes du grand cardinal que je viens de citer, c'est que l'écrivain français assure que son livre mérita les éloges du grand Armand et qu'il fut reçu, avec beaucoup de reconnaissance, par la reine Christine de Suède, à laquelle il l'avait dédié. Il s'agit, en effet, d'un ouvrage de beaucoup de mérite, spirituel et souvent profond à la fois; mais plutôt que de la formation d'un courtisan, il y est question d'un ministre d'état, avec des allusions plus au moins transparentes au grand ministre qui l'avait honoré de son approbation. Le peu qui se rapporte directement au courtisan consiste surtout en un éloge de l'amitié, vertu qu'il considère comme indispensable à son personnage. C'est une opinion singulière de certains philosophes affirmatifs, que le sage n'a besoin de personne, et que tout ce qui est separé de luy ne luy sert de rien. Par là ils ostent l'amitié du nombre des choses necessaires et luy donnent rang simplement parmi celles qui sont agréables. Mais ce n'est pas là l'avis de notre auteur, qui, de même que le Castiglione, exalte l'importance de ces liaisons si nécessaires et si utiles à notre cœur. Balzac se moque, avec beaucoup de verve, de la *suffisance* de certains gentilshommes, doués seulement d'une

science d'emprunt et qui se croient très rusés, parce qu'ils cachent leurs moindres actions. Un docteur politique qui les a sifflez et qui leur a mis dans la teste cinq ou six mots de nostre Tacite pour les alleguer cent fois le jour, sur toutes choses leur a recommandé le *secret* et la *dissimulation*. Cette leçon faite, ils font mystere de tout; ils ne s'expliquent que par des clins d'œil et par des mouvements de teste. Au moins ils ne parlent plus qu'à l'oreille ..; quoyque peut-estre ils ne fussent pas nez meschans, ils ont crû qu'il falloit le devenir, et se sont desfaits de leur conscience pour travailler avec moins d'empeschement aux affaires de l'estat. Leur orgueil et leur vanité les rendent ridicules, et il cite contre eux l'opinion d'Alexandre Piccolomini, lors que je fus le voir, passant à Sienne, et que je le trouvais sur le lit verd, dont parle monsieur de Thou. Balzac combat aussi certains conseillers spéculatifs, vivant dans les nuages, sans aucune connaissance de la vie réelle. Ces messieurs se figurent que, partout, il y a du dessin et de la finesse ... rien ne leur passe devant les yeux dont ils ne cherchent les sens mistique ou l'allegorique. Le prince n'est que trop entouré de ces conseillers rusés, qui ne se préoccupent que de leur succès personnel, ou d'autres trop prudents et timides, doués d'une sagesse stérile, ne sachant jamais envisager les choses sous leur aspect pratique. Après avoir cité deux vers de la *Jérusalem*:

> Gran fabbro di calunnie, adorne in modi
> Novi, che sono accuse e paion lodi,

il peint le calomniateur, qui vous sourit, tandis qu'il médite votre ruine, et il ajoute, avec une allusion à un ministre du pontife que je ne saurais déterminer au juste: que c'est particulièrement au Païs de ces deux vers, où il se trouve de ces excellens trompeurs, et il me souvient d'un des principaux ministres de la premiere cour de la Crestienté, qui estoit passé maistre en cette belle science. De si loin qu'il voyoit un homme à qui il venoit de rendre un mauvais office, il luy crioit à haute voix: *L'ho servita, signor*. Et avec ces maximes de piperie, il a gouverné fort longtemps le monde; il est parvenu à une extrême vieillesse, en ne refusant ni n'accordant rien; en ne disant ni ouy ni non; en recevant les deux parties avec la mesme serenité de visage. Qu'il meure donc, quand il luy plaira, ce Romain si peu digne de la vieille Rome, si éloigné de la candeur et de la sincerité de l'ancien Fabrice; on pourra mettre sur son tombeau, avec verité, qu'il a menti soixante et dix ans et que la comédie qu'il a jouée a duré toute sa vie. Il combat ouvertement ce qu'il appelle la vertu brutale ou la probité

passionnée, qui, au commencement il semble que ce soit vigueur et ce n'est que dureté; on la prendrait pour force et ce n'est que violence, et il expose ses maximes sur la vertu de la Cour, non sans beaucoup de scepticisme. Le monde a perdu son innocence, il y a longtemps. Nous sommes dans la corruption des siecles, et dans la caducité de la nature. Tout est foible, tout est malade, dans les assemblées des hommes. Si vous voulez donc gouverner heureusement, si vous voulez travailler au bien de l'Estat avec succez, accommodez vous au defaut et à l'imperfection de votre matiere. Desfaites vous de cette vertu incommode, dont vostre siecle n'est pas capable. Supportez ce que vous ne sçauriez reformer. Dissimulez les fautes qui ne peuvent estre corrigées. Ne touchez point à des maux qui descouvriront l'impuissance des remedes.... À la bonne heure, contentez, s'il se peut, l'honneur et la dignité de la couronne. Mais ne perdez pas la couronne, pour en vouloir conserver l'honneur et la dignité. Ne vous attachez pas de telle sorte à cet *Honneste*, sauvage, rigoureux et philosophique, que vous ne le quittiez si la necessité l'exige de vous, pour un autre *Honneste* plus humain, plus doux et plus populaire. Souvenez vous que la Raison est beaucoup moins pressée dans la Politique que dans la Morale; qu'elle a son estendue plus large et plus libre sans comparaison, quand il s'agit de rendre les peuples heureux, que quand il ne s'agit que de rendre gens de bien les Particuliers. Il y a (et ici l'imitation du Machiavel paraît évidente) des maximes qui ne sont pas justes de leur nature, mais que leur usage justifie. Il y a des remedes sales; ce sont pourtant des remedes; dans ces salutaires compositions il entre du sang humain, il entre de l'ordure et d'autres vilaines choses; mais la santé est encore plus belle que toutes ces choses ne sont vilaines ... Messieurs les Catons, ne soyez pas trop honnestes, ni trop justes ... En ce mauvais monde où nous vivons, quand on nous fait justice, imaginons nous qu'on nous fait grace. Malgré ces belles théories, où il y a quelque chose qui nous fait penser au *Misanthrope*, j'allais dire à *Figaro*, il recommande le plus grand respect pour le dehors de la vertu et l'apparence du bien, et puisque ce qu'il a dit se rapporte plutôt au bien de l'état qu'à celui du courtisan, il peut combattre ensuite, sans crainte de tomber dans une contradiction trop frappante, les mauvais courtisans, dont parle aussi le Castiglione (IV, 6), s'insinuant dans l'âme du Prince, dans le but de le corrompre pour en faire leur profit. Il n'est pas croyable de combien de charmes ils se servent, sans employer ceux de la Magie, dont le peuple ne laisse pas de les accuser. Bon Dieu! combien sont-ils ingénieux à inventer de nouveaux plaisirs à une âme saoule, et desgoustée!

Avec quelles pointes et quels aiguillons sçavent-ils resveiller la convoitise endormie, languissante et qui n'en peut plus! Pour cela ils ne manquent pas d'appetits extravagans, d'objets estrangers et de viandes inconnues. Ils en iroient plustost chercher jusqu'au bout du monde, jusqu'au delà des bornes de la nature.

Avec le sieur Faret,[1] celui que Boileau devait tourner en ridicule, nous nous éloignons beaucoup du style élégant et des pensées brillantes de Balzac. Nous retombons en pleine imitation. *L'Honneste homme ou l'art de plaire à la Cour* (Paris, 1630), composé par le courtisan du cardinal Richelieu, qui l'honora d'une certaine estime, est précédé d'une lettre dédicatoire à monseigneur frère unique du Roy et d'une autre à monsieur Puylorens, favori de monseigneur, le maître et le favori, comme on voit, car en adroit courtisan il ménage l'un et l'autre. Ces lettres donnent occasion à l'auteur de faire des déclarations très humbles sur son profond

[1] Vers la même époque (1631 Troyes) F. C. Marois composa son Triomphe de la vraye Noblesse, qu'il dédia à madame Anne de Gondy. Je me passe de l'examen de cet ouvrage, qui ne se rapporte pas à notre sujet, mais où l'influence des traités italiens touchant la noblesse est d'ailleurs très sensible. L'A. s'y propose d'étudier cette question en elle-même, y compris la renovation ou restauration de Noblesse apres le Deluge, aussi bien que les armoiries, l'origine de différentes familles, la noblesse et roture prouvée par plusieurs authoritez, savoir la Bible et les auteurs de la Grèce et de Rome, et les vertus et les études dont un gentilhomme ne saurait se passer.

Il en est de même des Instructions pour un jeune seigneur du chevalier de la Chétardie (Lyon, 1701) suivies de l'Instruction pour une jeune princesse, où il y a toutefois des considérations générales touchant l'art de la conversation, les bons mots ou plaisanteries, dont on fixe les caractères et les bornes, la culture de l'esprit nécessaire à un gentilhomme et les vertus qui nous distinguent à la Cour. Je rappelle les chapitres du premier livre, où l'Auteur déclare qu'une personne de qualité ne saurait faire fortune, qu'en vivant auprès de son roi, qu'à la cour il faut modérer son dépit et son impatience, que la vie d'un courtisan doit estre une continuelle étude de souplesse d'esprit ... et que pour réussir il faut une extrême application. Je rappelle aussi que La Chétardie conseille à son gentilhomme de cultiver la protection des ministres, dont l'importance ne pouvait échapper à une époque où le souvenir de Richelieu et de Mazarin était vif et présent, et qu'il ajoute de garder toujours une certaine infériorité vis-à-vis de son prince. Enfin il lui recommande une prudente libéralité et de ne jamais mettre le party des Dames contre soy. Ce sont là des choses qu'à l'époque où le chevalier de la Chétardie composait son livre, on avait répétées maintes et maintes fois soit en Italie soit en France.

attachement aux Princes, car, à son avis, tout le monde doit courber la tête devant ces personnes, en qui Dieu semble avoir imprimé certains caractères de sa gloire et de sa puissance et, ajoute-t-il avec un souvenir païen, comme les sacrifices à la divinité passaient jadis entre les mains des prêtres, ainsi ce que l'on offre aux rois doit être présenté par les personnes qui ont le bonheur de les approcher et de jouir de leur protection.

Le livre de Nicolas Faret n'est, au fond, qu'une imitation de celui du Castiglione, et en certains points on peut assurer qu'il n'en est qu'une paraphrase. Le courtisan de Louis XIII commence par nous faire une sorte de tableau de la Cour et par déclarer que si ce n'est l'ambition qui compose entierement les cours des Princes, on peut dire du moins que c'est elle qui les enfle, jusqu'à cette démesurée grandeur, qui fait bien souvent haïr aux souverains leur propre gloire, car les grands de la Cour ne sont, à tout prendre, que des astres qui reçoivent leur lumière du soleil, c'est-à-dire du Roi. On voit que le nom de Roi-Soleil a une origine assez ancienne. L'envie, l'avarice et l'ambition agitent cette mer orageuse, où souvent les bons font naufrage, et c'est pour cela que l'auteur se propose de donner des conseils, qui seront pour le jeune homme voulant se dédier au service du roi ce que la boussole est pour les gens de mer. Il expliquera partant les qualités les plus necessaires soit de l'esprit, soit du corps, que doit posseder celui qui se veut rendre agréable dans la Cour, sans prétendre pour cela vaincre cette fortune, qui joue pour lui, aussi bien que pour le Castiglione, un rôle on ne pourrait plus important. Les preceptes ne servent que de guide et n'executent rien d'eux-mêmes. La première qualité qu'il demande à son courtisan, de même que le Castiglione, est celle de la noblesse de naissance, car il me semble très necessaire que celui qui veut entrer dans ce grand commerce du monde soit nay gentilhomme et d'une maison qui ait quelque bonne marque, mais il ajoute aussitôt, en suivant de près son modèle, que cela n'exclut point quelques exceptions. Celui qui est noble reçoit de sa naissance une certaine grâce naturelle, que les gens du commun sont bien loin de posséder; son âme est plus ouverte au bien, car il se coule avec le sang certaines semences de bien et de mal, cet occulto seme, dont parle l'auteur italien (Corteg. I, 14). Il y a des gens qui ont le bonheur, continue Faret, de naître doués de toutes

les meilleures qualités physiques et morales, et ce sont ceux dont parle le bon Comte, qui, per favor delle stelle o di natura, nascono accompagnati da tante grazie, che par che non siano nati, ma che un qualche dio con le proprie mani formati gli abbia; et la distinction que Faret établit entre ceux-ci et les malheureux et ceux qui tiennent une sorte de milieu, est tirée elle aussi, presqu'à la lettre, du *Cortegiano* (ibid.). La profession du Courtisan doit être, bien entendu, celle des armes, il n'y en a point de plus honeste, ny de plus essentielle, puisque la plus part des autres choses qui lui sont requises, ne sont estimées necessaires qu'en tant qu'elles servent d'ornement à celle-cy, et en plagiant son modèle, il ajoute que son gentilhomme doit surtout viser à estre creu homme de conduitte et homme de bien, car ce mot signifie toute chose; que sa valeur doit être constante, parce que sa renommée est pareille à celle d'une femme, qu'une seule tâche peut obscurcir e come nelle donne la onestà una volta macchiata mai più non ritorna al primo stato, così la fama d'un gentilomo che porti l'arme, se una volta in un minimo punto si denigra per codardia o altro rimprocchio, sempre resta vituperosa al mondo e piena d'ignominia (Cort. I, 17). Ce courage ne doit pas donner la passion pour les duels, puisque c'est l'un des plus insuportables abus qui se soient coulez dans nostre siècle, de s'estre figuré, comme on a fait, que la pure et héroïque valeur consiste seulement à se battre. Le gentilhomme est aussi fort ridicule, lorsqu'il se donne des airs de fanfaron faisant mille grimaces et mille contenances farouches et ridicules pour espouvanter tout le monde et ne parlant que d'armes et de bataille. Tout cela est, comme nous avons eu l'occasion de le constater tout à l'heure, tiré du *Cortegiano,* ainsi que les remarques se rapportant aux chevaliers qui parlent d'armes aux dames et qui ont l'air de dédaigner la conversation, la danse, la musique et les autres exercices agréables et courtois. Le courtisan français a, chose étrange, le même corps que celui du Castiglione, un bon corps, de belle taille, plustost mediocre que trop grand, plustost gresle que trop gros, de membres bien formez, forts, souples, desnouez et faciles à s'accomoder à toutes sortes d'exercices de guerre et de plaisir, et il doit connaître tous les exercices se rapportant à l'art de guerre, estre bien à cheval, voltiger, rompre en lice, courre la bague, et tous les combats de barriere, de jouste et de tournois, y compris l'usage de toute sorte d'armes. Et le Castiglione: Vegnendo adunque alla qualità della persona, dico bastar ch'ella non sia estrema in piccolezza nè

in grandezza ... benchè, avendo da peccare nell'una delle due estremità, men male è l'esser un poco diminuto ... E perciò voglio che egli sia di bona disposizione e de' membri ben formato, e mostri forza e leggerezza e disciolturа, e sappia di tutti gli esercizii di persona che ad om di guerra s'appartengono; e di questi penso il primo dover essere maneggiar ben ogni sorte d'arme a piedi ed a cavallo, e conoscere i vantaggi che in esse sono, ... (I, 20). Faret, toujours avec un accord admirable avec le Castiglione, dont je fais grâce au lecteur de citer tous les passages, veut encore s'il se peut (et cette concession est elle aussi du Castiglione), qu'il sache jouer du luth et de la guitarre ... qu'il entende la chasse, et qu'il soit adroit à la danse, à la paulme, à la lutte, à sauter, à nager, à tirer juste, parce que ce sont là des qualités qui rendent un homme accomply. Comme le Castiglione, il permet à son Courtisan de connaître les jeux de hazard qui ont cours parmy les grands, sans devenir pour cela vicieux et surtout sans se fâcher si la fortune lui est contraire, puisque les princes seulement, et cette considération est bien à lui, peuvent jouer et perdre beaucoup, ne pouvant leur condition ... estre (jamais) miserable. Quant à la grazia, l'auteur reconnaît avec le Castiglione (I, 22 passim) (que cependant il n'a garde de citer et qu'il n'a pas même l'air de connaître), qu'elle consiste en une certaine qualité qui en tous ses exercices et jusques à ses moindres actions doit reluire comme un petit rayon de divinité; et cette grâce est surtout naturelle, mais peut être aidée par l'étude de bons modèles, de sorte qu'on se transforme en ceux qui excellent dans cette vertu, ce qui n'est que ce trasformarsi nel maestro, dont parle l'auteur italien (I, 26). Mais la règle très importante, la regula universalissima, est pour tous les deux de fuir l'affectation et d'user partout d'une certaine negligence qui cache l'artifice et tesmoigne que l'on ne fait rien que comme sans y penser et sans aucune sorte de peine e dimostri ciò che si fa e dice, venir fatto senza fatica e quasi senza pensarvi (Cortig. ibid.). Mais il ne faut pas que cette bonne qualité soit outrée au point de tomber dans le défaut d'une exagération ridicule, et à ce propos il critique les femmes qui ont l'habitude de s'ajancer les cheveux ... de s'arracher les sourcils, ce qui est traduit du *Cortegiano,* là où, à propos d'affectation, on parle des gentilshommes qui pelansi le ciglia et la fronte (I, 89). Pour ce qui est des qualités de l'esprit, elles sont toujours excellentes, lorsqu'elles ont pour guide la vertu ... Certes il est bien vray que la vertu mesme a des attraits plus doux et plus puissants, lorsqu'elle

se rencontre en une personne de bonne mine et de qualité, qu'en une autre malfaite et de basse condition. Mais aussi faut-il avouer que quand ce seroit le plus illustre et le plus beau prince du monde, s'il se trouvoit qu'il fust vicieux et de mauvaises mœurs, la grandeur de sa naissance ne serviroit qu'à le faire davantage hayr de toute la terre. ... La vertu est au dessus de tous les outrages de la fortune, et le comble de son excellence est qu'elle donne de l'admiration au vice mesme, et imprime du respect jusques dans l'âme des meschants. Il n'y a pas trop de nouveauté même en cela, mais il faut toutefois avouer que c'est assez bien dit. C'est dommage qu'il oublie, en conseillant ensuite la sincérité à son gentilhomme, qu'il y a aussi une sincérité littéraire non moins louable que celle de la cour et qui consiste à ne non emprunter les plumes du paon. En effet, il passe tout de suite à parler de la doctrine de son courtisan, et sans le nommer il fait évidemment allusion à l'œuvre du Castiglione lorsqu'il ajoute: A parler avec verité, la doctrine est un grand ornement, et d'un prix inestimable à quiconque en sait bien user. Cependant, je ne sais par quel malheur, il semble que nostre noblesse ne puisse jamais se descharger du blasme, que luy donnent les nations estrangeres depuis tant de siècles, de mespriser une chose si rare et si convenable à sa profession. Il est certain que le nombre n'est pas petit dans la Cour de ces esprits malfaits qui, par un sentiment de stupidité brutale, ne peuvent se figurer qu'un gentilhomme puisse estre sçavant et soldat tout ensemble. Outre cet accord avec le Castiglione dans les rapports entre les qualités militaires et les connaissances littéraires et artistiques, l'écrivain français partage l'avis de son prédécesseur sur les bornes de ces connaissances, car il ne prétend point que son courtisan devienne une sorte d'encyclopédie. Loin de là, il estime que sans qu'il soit necessaire de s'aller embroüiller dans toutes les querelles de la Philosophie, qui consommeroient peut estre inutilement l'âge entier d'un homme, qui profiteroit mieux d'estudier dans le grand livre du monde que dans Aristote, c'est assez qu'il ait une médiocre teinture des plus agréables questions qui s'agitent quelquefois dans les bonnes compagnies. Je l'ayme mieux passablement imbu de plusieurs sciences, que solidement profond en une seule; puis qu'il est vrai que nostre vie est trop courte pour parvenir à la perfection des moindres de toutes celles que l'on nous propose, et que qui ne peut parler que d'une chose, est obligé de se taire bien souvent. Ici Faret laisse de côté, pour un moment, le *Cortegiano*, pour déterminer, d'après les principes d'une sorte de pédagogie bien développée d'ailleurs en Italie, quelles sont les matières que

son gentilhomme doit apprendre, ce que le Castiglione, qui prend son courtisan à un certain âge, où l'on suppose déjà une culture générale assez soignée, a cru fort à propos de négliger entièrement. L'élève de Faret doit donc tout d'abord étudier les mathématiques, fort nécessaires à sa profession, qui est en partie celle d'un homme de guerre; mais il ne prétend pas pour cela qu'il pénètre dans les secrets de la géométrie; il suffit qu'il comprenne les plans militaires et les fortifications. Des mathématiques notre auteur passe à l'œconomie qui s'apprend — et que les économistes de nos jours le lui pardonnent — plutôt par l'usage que par la lecture et si la Cour fournit tous les jours mille exemples de profusion, elle n'en fournit pas moins de bon mesnage. La Politique et la Morale sont ses vrayes sciences et l'histoire, qui de tout temps a esté nommée l'estude des Roys, n'est gueres moins necessaire à ceux qui les suivent. Enfin, pour que ses préceptes ne laissent rien à désirer sous aucun rapport, il se croit en devoir d'indiquer, comme les pédagogistes italiens du XVIe siècle, les noms des historiens célèbres de l'antiquité, depuis Hérodote jusqu'à Jules César, l'auteur par excellence d'un gentilhomme-guerrier.

A quoi bon l'étude, ajoute-t-il ensuite, sans l'esprit nécessaire pour comprendre ce qu'on lit? Tout se réduit, pour l'homme qui a peu d'intelligence, à un simple exercice de mémoire, sans aucune utilité pratique, et cette intelligence ne saurait être donnée que par la nature. S'approchant de nouveau du Castiglione, Faret parle ensuite de l'utilité pour un courtisan, de bien écrire, soit en prose, soit en vers, bien qu'il déclare que ce dernier exercice (est) plus agréable que necessaire. L'étude des lettres doit être suivie de celle de la peinture et de la musique; le courtisan saura donc jouer de quelques instruments avec grâce et il n'oubliera point la connaissance des langues. S'il trouve les mortes trop difficiles et les vivantes en trop grand nombre, que pour le moins il entende et parle l'italienne et l'espagnolle, langues bien connues même aux Infidelles. On voit que l'accord avec le Castiglione est toujours constant. Mais à un certain point Faret s'en éloigne de nouveau, tout d'abord pour parler des vertus chrétiennes et pour combattre les athées, ensuite pour peindre les inquiétudes de la Cour, et ici le livre de messer Pellegro de' Grimaldi, lui sert quelque peu de guide. La vie de la cour est exposée à toute sorte de

dangers. Chacun voit que la corruption y est presque generale, et l'on doit y renoncer à la liberté, parce que la liberté du courtisan offense le Prince. Mais ceux qui vivent à la cour, loin de se plaindre de la perte de leur liberté, soupirent, lorsque les Grands se passent de leurs services, de sorte que ceux-là s'estiment les plus malheureux, de qui on espargne les sueurs, et dont on ne trouble point le repos. Le vieux courtisan de Richelieu n'oublie pas de faire souvent allusion à son expérience personnelle, et il y a quelque chose de bien vif dans la représentation qu'il nous fait de la vie de l'ambitieux, toujours en proie à de poignants soupçons, concevant des projets au-dessus de ses forces, sans trouver jamais un moment de tranquillité. Son esprit se ronge et s'afflige soy-mesme de mille soucis, qui le devorent, et c'est peut-être en songeant à lui-même qu'il ajoute: Tout en un temps, il faut penser aux moyens de conserver ce que nous possedons, d'acquerir ce qui nous manque, de rendre vains les efforts de ceux qui nous contrarient, de surmonter la haine et l'envie, de reculer ceux qui vont devant nous, d'arrester ceux qui nous suivent, et le salut d'un chacun ne consiste pas tant, ce semble, à se garder soy mesme, qu'à ruiner les autres. Malgré tout cela, l'auteur déclare, peut-être en réfléchissant à ce qu'il y avait été si longtemps, que le sage peut vivre à la cour sans en estre souillé. Les règles des rapports entre le prince et le courtisan et des devoirs du prince vis-à-vis de ses sujets sont tirées du Cortegiano et surtout du IVe livre. Le courtisan ne doit avoir d'autre but que celui de bien servir son souverain, et celui-ci doit être digne, en tout et partout, de l'amour de ses sujets. Nulle relation ne saurait s'établir entre le prince et ses gentilshommes, qui n'ait pour fondement la vertu, car plus l'homme est en haut et plus il est tenu à la vie noblement active, de même que les astres, ajoute-t-il, lesquels, se trouvant près du ciel, sont dans un mouvement continuel, tandis que la terre (et que Galilée aille se cacher) demeure immobile et presque sans aucune action.

Que le gentilhomme prenne garde surtout à ses débuts à la cour! Les premiers pas sont ceux que tout le monde observe et critique; il faut qu'il tâche de gagner, de prime abord, la sympathie des puissants et des dames et d'avoir un ami qui lui serve de guide au travers des intrigues et des cabales. La nécessité d'un bon début avait été prêchée aussi par le Castiglione (II, 35). Ici l'auteur français ouvre une sorte de parenthèse pour nous

parler de l'amitié et de l'importance de ces liaisons, sous le rapport moral et pratique. Pour être digne de l'amour d'autrui, il faut savoir aimer: L'extrême franchise, la juste complaisance, la solide fidelité, la veritable confiance, la facilité à obliger et la crainte de desplaire en sont des marques assez evidentes: mais le mouvement du cœur en est le vray juge.

La vie humaine est divisée par l'auteur en actions et en paroles et à propos des premières, il revient à l'importance pour un courtisan, de se montrer valeureux en toute rencontre, et dans ce but, lorsqu'il se trouve dans un combat quelconque, il doit chercher de s'isoler de sorte que tous les yeux se tournent sur lui et surtout ceux de son prince, car il ne suffit pas d'avoir seulement du mérite, mais il faut aussi que tout le monde le sache, ce qui n'est, à tout prendre, que la traduction du morceau suivant du Castiglione: Ritrovandosi il Cortegiano nella scaramuzza o fatto d'arme o battaglia di terra, o in altre cose tali, dee discretamente procurar d'appartarsi dalla moltitudine, e quelle cose segnalate ed ardite che ha da fare, farle con minor compagnia che pò, ed al cospetto di tutti i più nobili ed estimati omini che siano nell'esercito, e massimamente alla presenzia e, se possibil è, inanzi agli occhi proprii del suo re o di quel signore a cui serve; perchè invero è ben conveniente valersi delle cose ben fatte (II, 8). Faret tire aussi de l'écrivain italien certaines règles générales de modestie, qui serviront à vaincre l'envie, les conseils sur la bonté de l'âme, sur la prudence, sur la veridicité, opposée à la flatterie, en ajoutant des considérations sur la libéralité, qu'il pouvait bien lire dans l'œuvre de Sabba da Castiglione, ou en d'autres traités pareils. Il faut que la libéralité ait pour guide la prudence, de manière qu'il y ait une sorte d'équilibre entre ce que l'on donne et ce que l'on possède. Que notre libéralité soit réservée aux gens de bien seuls, et qu'elle soit faite, selon les personnes, avec délicatesse et avec grâce. Une rose en hiver peut être agréable à une reine bien plus qu'un bijou, tandis qu'une bibliothèque donnée à un ignorant en froisserait l'amour-propre. Quant aux discours, le courtisan doit avoir pour but de gagner la confiance de son maître, non pas en le flattant, mais en lui disant toujours la vérité, sachant se taire au besoin et se montrant, en toute chose, discret et sans curiosité. (Cfr. Cortegiano IV, 5 sqq.) Il ne doit point affecter une familiarité ridicule avec son Prince, pour se donner de l'impor-

tance aux yeux du peuple, et il ne doit pas non plus se montrer mélancolique ou de mauvaise humeur, conseils que le Castiglione donne aussi à son élève, comme nous l'avons déjà indiqué ailleurs. Mais Faret quitte brusquement l'aimable comte, pour suivre de nouveau messer Pelegro de' Grimaldi, lorsqu'il s'agit de démontrer que le gentilhomme adroit doit éviter de laisser paraître sa supériorité sur son Seigneur,[1] même dans les jeux de moindre importance et lorsqu'il est question de lui donner des conseils. Ici l'imitation est presque littérale. Lorsque le prince vous demande votre avis-évitez toute réponse tranchante et gardez, vous bien de vous charger de la responsabilité du conseil. Tâchez plutôt de faire de sorte que le Prince soit amené à suivre le chemin que vous lui tracez comme d'après sa conviction personnelle, ainsi toute responsabilité retombera sur lui. Toujours d'après Grimaldi, et en partie aussi d'après le Castiglione, Faret ne veut pas que son courtisan se charge de recommandations pour son seigneur, et cela pour les raisons que nous venons d'indiquer, et messer Grimaldi lui suggère aussi la prudence qu'il doit avoir dans le rôle qu'il peut jouer dans les amours de son maître et dans ses secrets plaisirs, lorsqu'il a l'honneur d'y estre appellé. Un souvenir personnel, c'est-à-dire le malheur de son nom, rimant avec cabaret, lui suggère une digression sur la manière d'éviter les mauvais bruits et de se concilier, d'emblée, les sympathies et la bonne opinion du public, et une considération que nous avons déjà lue dans les pages du grand Armand, reparaît ici, à peu près, sans modifications sensibles. Les grands à la verité veulent bien que l'on rende ce que l'on doit à leur condition; mais ils ne craignent rien tant que la rencontre de ces fascheux qui sont tousiours en embuscade pour leur tirer quelque mauvais compliment, et il est partant convenable de les visiter avec une certaine retenue. Le Castiglione avait déjà recommandé de s'éloigner des gens du peuple et des vicieux, et Faret ajoute qu'un habile homme ne doit jamais se mesler dans la canaille, ny establir de commerce avec des personnes descriées. Après ces conseils d'un caractère général, il passe à donner des règles sur la *conversation,* sur les *railleries* et sur les *dames de Cour,*

[1] Voyez là-dessus les Politiche considerazioni sopra una lettera d'Antonio Perez, où l'auteur développe la sentence du Saint Esprit: Coram Rege noli videri sapiens.

et ici encore nous nous trouvons en pays de connaissance. Je glisse rapidement sur les points caractéristiques. Il faut, surtout dans la conversation, moderer ses passions et celles sur tout qui s'eschauffent le plus ordinairement ... comme la colère, l'émulation, l'intempérance au discours, la vanité à tascher de paroistre par dessus les autres, aussi bien que l'entêtement, l'esprit de contradiction, l'impatience etc. Enfin ce qui importe le plus, c'est d'obliger les autres, de les écouter avec déférence et d'adapter les sujets de la conversation au caractère et aux passions des personnes avec lesquelles nous nous trouvons. Aussi louera-t-il, avec les gens de guerre, les hauts exploits et la sagesse avec les gens timides, et lorsqu'il se trouvera avec un amoureux, et l'observation me paraît appartenir entièrement à notre Faret, il fera les éloges de sa maîtresse, en cachant ses défauts ou en les transformant en beautés par l'art de sa parole. Si elle a le teint noir, il dira qu'elle est brune, et que telle estoit la plus grande partie des beautés que l'antiquité a admirées; si elle a les cheveux roux, il approuvera le goust des Italiens; si elle est maigre, il louera sa taille élancée; si elle est grasse, il en exaltera l'embonpoint. Il faut, remarque-t-il, que notre visage soit toujours en harmonie avec ce que nous disons, de même que le geste, car il n'y a rien de plus désagréable que cette sorte de contradiction entre nos paroles et notre physionomie. Dans la conversation, on ne doit pas prétendre jouer toujours le premier rôle et il faut aussi savoir garder le silence. Notre langue nous joue souvent de fort mauvais tours et, à ce propos, l'auteur nous peint l'ennui que causent les bavards, qui vous content toutes leurs affaires et celles des autres, répétant mille fois le même récit ou la même plaisanterie. A ce caractère du bavard, l'auteur oppose ensuite le portrait de l'homme bien élevé, qui sait causer de toute chose à propos, sans indiscrétion, sans orgueil et sans médisance, et l'examen des éléments, composant la conversation, l'amène naturellement à parler à son tour de ce qui forme le sujet de plusieurs chapitres très intéressants du *Cortegiano*, c'est à dire des facéties ou railleries. La raillerie est une espece de discours un peu plus libre que l'ordinaire, et qui a quelque chose de picquant meslé parmy, dont l'usage est commun entre les plus galants, et n'est pas mesme aujourd'huy banny d'entre les plus intimes amis. La raillerie donc est permise, car une conversation continuellement sérieuse ne saurait amuser

tout le monde. La plus part des esprits cherchent plustost ce qui les divertit, avec quelque sorte de joye, que ce qui les occupe serieusement; et comme naturellement ce qui provocque à rire plaist, ils se rebutent aisément des compagnies qui n'ont qu'un entretien toujours égal, pour suivre celles où ils treuvent de ces amusements. C'est ce que le Castiglione avait déjà dit en d'autres termes. La jeunesse de la Cour aime surtout ce genre de plaisanteries, et même les personnes sérieuses s'amusent quelquefois à s'entrepiccoter de petites railleries, qui ne sont jamais si douces au commencement qu'à la fin elles ne laissent quelque pointe d'aigreur dans l'âme. La raillerie doit donc se renfermer dans certaines bornes, car autrement elle pourrait offenser et nous faire des ennemis; les bons mots au contraire sont plus aimables et par conséquent moins dangereux. Et ici Faret suit à la lettre le Castiglione, en recommandant d'éviter les grimaces et gestes ridicules; car la moindre action où il y a quelque air de bouffonnerie est indigne du personnage qu'il (le courtisan) doit jouer, et il observera de n'attaquer jamais de ses brocards les miserables ou les meschans, pour la raison que l'auteur italien avait déjà indiquée et que nous connaissons déjà. Però conveniente cosa è beffare e ridersi dei vizii collocati in persone nè misere tanto che movano compassione, nè tanto scelerate che paia che meritino esser condannate a pena capitale, nè tanto grandi che un loro piccol sdegno possa far gran danno (Cort. II, 46).

Et Faret ajoute qu'il ne faut pas se moquer de ces défauts dont quelqu'un de la société est entiché, ou railler les amis des dames présentes. Ce qui suit est tiré aussi du *Cortegiano;* je cite la recommandation de ne jamais dire des choses obscènes en présence des dames, et la définition de l'excellence des bons mots, qui consiste principalement à estre courts, aigus, clairs, proferez avec grace, et si à propos qu'ils ne sentent pas l'odeur de l'estude, ny qu'on les ait aportez de la maison, et l'écrivain français promet qu'un jour il développera à fond ce sujet, ayant l'air de ne connaître aucun ouvrage là-dessus.

Faret passe ensuite à considérer la différence des âges, des mœurs et des conditions de la fortune, qui se treuvent parmy un si grand nombre d'hommes, en la conversation desquels les diverses rencontres nous jettent, et suivant en partie le Castiglione et plus encore le Guazzo, il enseigne de quelle manière la conversation varie selon les éléments dont se compose la société, et ce qui est convénable à dire parmi des gentilshommes, des gens riches etc. L'honneste homme

doit pouvoir vivre et causer avec tout le monde suivant la règle d'Epictete, qui conseille de ceder sans resistance aux opinions et aux volontez des grands, de consentir autant qu'il se peut à celles de nos égaux, et de persuader avec douceur ceux qui sont au dessous de nous. Quant à la conversation des femmes on peut dire que, de même qu'elle est la plus douce et la plus agréable, elle est aussi la plus difficile et la plus delicate de toutes les autres. Il suffit, pour s'en former une idée, de fréquenter le Louvre, où la Reine entourée de ses dames nous donne une idée de la majesté et des splendeurs de l'Olympe. Tout à l'entour de ce divin cercle, dans lequel on peut dire que se trouve le vrai centre de toutes les perfections de l'esprit et du corps, on voit les autres Dames, comme de moindres clartez, reluire en une sphere inférieure, et la description que le Castiglione fait des grâces des dames de la cour d'Urbin pâlit devant les amplifications rhétoriques de Faret, qui nous représente la reine et les filles d'honneur en un ciel à part... (comme une) troupe de jeunes nymphes. Qui veut vivre au milieu de toutes ces divinités, doit se rendre agréable, par sa beauté, par son esprit et aussi par les soins extérieurs de sa personne.

Que son habit soit plutôt propre que paré, convenable à son âge et conforme à la mode qui court. Que l'on se garde — et nous connaissons bien cette recommandation — de s'habiller en femme et d'en imiter les minauderies, car les dames se moquent des hommes qui paraissent changer de sexe, et leur préfèrent les guerriers revenant de la guerre, sales et couverts de sueur et de poussière. Le ton de la voix ne doit être ni trop doux ni trop âpre, et la grâce de la personne doit consister en cette juste proportion de tout le corps dont le comte italien avait déjà parlé. Et ici, avec une digression que l'écrivain italien s'était aussi permise, Faret, en resumant le troisième livre du *Cortegiano,* fait l'éloge de la femme, en démontrant qu'elle n'est point inférieure en dignité à l'homme et qu'elle sait donner, autant que lui, des preuves de toute vertu. La conversation des dames ennoblit la cour, car elles ne sauraient endurer ny les blasphemateurs, ny les opiniastres, ny les resveurs, ny les suffisans, et il blâme, on ne pourrait plus énergiquement, ces courtisans qui médisent des dames qu'ils n'ont pu séduire.

Dans la conclusion de son ouvrage, l'auteur avoue qu'il est bien loin de pouvoir servir de modèle à son lecteur; il n'aime

pas même la Cour, dont il connaît, à la suite d'une longue expérience, les nombreux dangers, et il ajoute une sorte de déclaration, qui ne manque pas de prix, mais qui est bien loin d'être complète, une sorte de défense, faite à l'avance, contre ceux qui pourraient l'accuser de plagiat: J'y ai meslé (dans l'ouvrage) mes opinions avec celles des anciens et des modernes et taché de m'arrester aux plus saines et aux plus conformes à la raison. S'il falloit maintenant desmesler ce que j'ay pris d'eux, pour en faire la restitution, j'avoue que je l'ay tellement engagé et confondu dans le mien propre, que je ne le pourrois plus reconnoistre pour l'en séparer. Je crois, moi aussi, qu'il serait bien difficile de reconnoistre et desmesler ce sien propre, qui doit certainement se borner à fort peu de chose.

Pierre Bardin, auteur du Grand Chambellan de France, publia à Paris, en 1632, son *Lycée,* où en plusieurs promenades il est traité des connaissances, des actions et des plaisirs d'un honneste homme, et où il parle aussi de la Cour et des Courtisans, sans sortir toutefois de cet ordre d'idées qui est propre aux auteurs que nous venons d'analyser. Je résume rapidement. Les armes ne doivent pas faire oublier au gentilhomme l'étude des lettres et des sciences (1re partie, 4), et la libéralité doit être large et convenable (II, 1, 9). Pour les courtisans de nos jours le plus de leur science consiste à se bien déguiser, leur liberalité n'est qu'une apparence de vertu et n'a rien de son essence. C'est une monstre qu'ils font de leur vanité ... et au lieu de penser à l'indigence d'autruy, c'est à leur convoitise de gloire qu'ils servent. Il faut que l'honneste homme vive et s'habille à la mode du pays où il se trouve et conformément à son rang et à son âge. Lorsqu'on parle, il faut bien mesurer ce que l'on dit et l'accompagner d'un geste convenable. Notre visage doit être aussi en harmonie avec ce que nos paroles expriment. Les courtisans qui ne rapportent leurs actions qu'au bien de leur reputation, ont quelque raison de s'estudier particulierement à se rendre d'aimable rencontre, et d'un abord attrayant: car un homme qui ne leur parlera paradventure qu'une fois en sa vie, s'en ira satisfait d'eux, et en publiera ce qu'il n'en diroit jamais, s'il avoit veu le fond de leur âme. On voit que Bardin n'est pas enthousiaste des gens de cour. Il passe ensuite à donner d'autres règles pour la conversation, n'oubliant pas la raillerie, qui est un grand agencement pour les compagnies, le choix des paroles, le vice de l'affectation et la remarque que le meilleur artifice, pour se rendre maistre de l'esprit des autres, est de prester un peu à leurs defauts.

Il faut gauchir plustost que resister à leurs atteintes, pour n'augmenter pas leur mauvaise humeur, voire mesme feindre de ne s'en adviser pas; et si (le gentilhomme) ne peut s'empescher de monstrer quelque émotion d'esprit ... qu'il s'efforce au moins d'en bannir la rudesse, l'aigreur et la violence. Il faut encore que, dans ces entretiens aimables, il y ait cette douceur et cette facilité de mœurs qui a tout autant d'attraits, comme elle a de mouvements et que les jeunes gens trouvent de la gaieté, les femmes de la modestie, les hommes de la civilité, les vieillards du respect, car la courtoisie est particulierement requise aux cours des princes. Que l'on laisse donc de côté la flatterie, qui est haïssable aux honnêtes gens, et que l'on pense à sa condition et à celle des personnes dont la compagnie est composée; car encore qu'on parlast à ses inférieurs, on se doit souvenir que les paroles arrogantes et les morgues fieres et austeres n'estonnent pas plus les âmes basses, qu'elles ne nous rendent ridicules et méprisables. On voit qu'il n'y a pas ici une grande originalité de conceptions, mais on voit aussi que l'école à laquelle appartient Pierre Bardin est dans son ensemble celle des gens de bien, ce qui n'est nullement à négliger.

Dans un certain nombre d'ouvrages où l'on n'étudie pas directement la vie de la cour, mais qui ne sont pas sans avoir quelque rapport avec celle-ci, on répète, à peu près, les mêmes préceptes. Aussi le sieur de Grenaille, écuyer, dans son *Honneste Garçon*, dédié à monseigneur le Dauphin et publié en 1642 (Paris), donne-t-il beaucoup d'importance à la noblesse de la famille de son héros, aux exercices physiques, tels que la course, la lutte, la chasse, le maniement des chevaux et des armes, qui ne doivent pas cependant faire oublier les lettres, les sciences, la musique, la danse, ni l'étude du latin, du grec et des langues vivantes. Que l'on apprenne surtout l'italien. Les italiens d'aujourd'huy, remarque-t-il, ne font pas tant de bruit par les armes que leurs predecesseurs; mais ils ne font pas moins de merveilles par la plume et par la langue. Ailleurs il ajoute que la politique ne regne pas moins dans l'Italie que l'amour et que les Italiens semblent nez pour commander, quoy qu'ils soient esclaves pour la pluspart, et il est certain que tous les grands hommes d'Estat viennent de leur pays, ou qu'ils en tirent des maximes. L'ombre de Mazarin pouvait être satisfaite.

Dans le *Testament ou conseils fidèles d'un bon père à ses enfants* (5me éd. 1651, Paris), Pierre Fortin, sieur de la Hoguette, parle souvent de la cour avec une certaine souplesse de moralité,

qui laisse quelquefois à désirer sous plusieurs rapports. Il combat, il est vrai, les vices ausquels les hommes de la Cour sont le plus sujets, qui sont la vanité, la mocquerie, la dissimulation, l'ambition et le luxe, mais il se croit obligé de donner advis que l'honneur a ses scrupules comme la devotion les siens, et qu'il est assez difficile de se conduire dans le raffinement de l'un et de l'autre, sans qu'il s'y mesle quelque superstition. C'est pourquoy mon opinion est que la trame et la tissure de vostre honneur doit estre un peu grossiere, ou en d'autres termes que, si la superstition d'honneur est excusable, ce doit estre aux actions de guerre simplement, et il prie ses enfants de ne pas se laisser abuser par le vain spectre de je ne sçay quelle fausse generosité, car le sage doit être libre au dedans mais quant au dehors, il faut que son exterieur entre en la communauté des formes receues. Les autres conseils, nous les connaissons assez. Le gentilhomme doit vivre à la cour et gagner la faveur de son prince, il doit s'accommoder au temps et estre souple, exceller dans les exercices physiques, dans la longue et la courte paulme, le mail et le ballon. Il n'approuve pas trop les sedentaires echets, dez et cartes, mais il donne, en revanche, beaucoup d'importance à la conversation, le plus commun et le plus honneste divertissement de la vie. Quant aux rapports du courtisan avec les grands et les favoris des princes, Richelieu et d'autres nous ont déjà appris, à peu près, les mêmes choses. Vis-à-vis de ceux-ci, que ta discretion, dit le sieur de la Hoguette, se tienne dans une juste distance; si tu les approches de trop près ou trop souvent, tu leur charges la veüe et tu les importunes, la presse que tu leur fais, te recule plus qu'elle ne t'avance. Ne les regarde pas aussi de trop loin, ny trop rarement, de peur que tu ne te trouves hors de mine, et que ton indifference ne te nuise ... Garde-toy sur tout de cette impertinente vanité de ne reverer point le favory, elle n'est ny utile, ny seure, ny honneste.

Torino. Pietro Toldo.

(Schluſs folgt.)

Die altfranzösische Liederhandschrift

der Bodleiana in Oxford, Douce 308.

(5. Fortsetzung. Schlufs.)

Sottes chansons.

1. R. 537.

I. Chans de singe ne poire mal pellee . ne me font pas a chanteir reuenir . mais ma dame qui est trop mal buee . me fait chanteir dadangier lou martir . sor piez ne me puis tenir . cant elle uers moi coloie . dont ait mes cuers si grant ioie . ca poc tient ie ne moci por lamour de li. fol. 251 a.

II. Moult est plaixans bien samble forcenee . souant me fait presant dun teil sopir . ke bien uarroit une reupe et demee . ki au chainges la uandroit por loixir . et deus li uoille merir . toz les biens kelle manvoie . car se ie mualz estoie . ce diroie iu ensi . dame grant merci.

III. Dame donor blanche con poix chafee . a uos loeir ne doi ie pas mantir . la faice aueis brune noire et ridee . camain uos uoit lou soir deuroit morir . ceu me fait resouenir . de uos forment meffe-roie . se a uos seruir failloie . car uos maueis en richi . destre bien chaiti.

IV. Vint ans .v. mois auant ke fuxies nee . uostre biauteit se uint an moi flaitir . si aprement ian ai la pance an flee . nes ansoniant ne me puet souenir . de uous si fort uos desir . ke se les fie ures auoie . dame ie les uos donroie . uolantiers de cuer ioli . fol. 251 b. nest ce dons dami.

V. Encor uos don dame hallegoutee . de mes iualz nes uoil plus retenir . boutons mal keus et prunelle xadee . tot ceu en boins a uostre eus por tueir . can uos uoi uer moi uenir . a poc ke deu ne renoie . car plus uolantiers uairoie . uenir .i. louf deuer mi . amors en graci.

2. R. 717.

I. Amors graci de son ioli presant . camer me fait malgrei ke iu en aie . une dame ke nait en goule dant . cest bien raisons ke

por samor messaie . de faire . un chant ke soit mal gracious . nuns ne la uoit ne soit de li iallous . moult est plaisans toz iors la goule bee . con buer fut neis can puet auoir danree.

II. Lais can puis ie sali seruir me rant . car sa biauteit me fait souant wanaie . et celle rit bien samble fuer dou sant . ie proi adeu ke ia nuns samor naie . se il nest dont ou borgnes ou tignous . ou ke il soit plus poulus ke .I. lous . ne doit pas estre teil dame garsonee . ke plus laimment plus ait malle iornee.

fol. 251 c. III. Deli amer nuns ior ne man repant . tant la desir iai deus ne dont ie laie . moult ait bel non cest ma dame hersant . mon cuer li don dou tout an sa manaie . cain ie la proi durement suis pitous . et elle dit iain moult millor de uous . nostre bergier cait lateste plumee . ke lautre soir mestordit ma buee.

IV. Cest sans mantir de rire nai talant . can ie la uoi ke elle ensi mabaie . trop mi deplait can uoi son maltalant . tel duel en ai ian dexire ma braie . de li ameir suis formant perisous . iai droit por ceu ke ie nan soie cous . je croi plus ait de .C. ans ne fut nee . cadroit la uoit bien samble forcenee.

V. Dame mercit ie uos ain si forment . por uos ne sant poinne dolor ne plaie . uostre amor mait si bruleit ardamment . xadeit an ai lou poil de ma flasaie . damer si hat suis ie trop outraious . camain uos uoit lou soir an ait latous . car trop aueis la faice ridolee . mestier auries cades fuxies ferdee.

3. R. 1342.

I. Bien doit chanter qui est si fort chargies . de bone amor con ie suis sans raisons . iain la feme souleis uies houziaus uies . et elle moi san suix anteil frixon . ca poc nan pert lou cuer de mon
fol. 251 d. talon can ie la uoi ie ne puix estre lies . borgne est des eus et blanche con cherbon.

II. Cant ie la uoi damors suix herecies . et can puix ie il nest si saiges hons . cil lesgardoit des lou chief iuscau pies . capoinnes puist auoir confession . tant est plaixans au regardeir cest mon . nuns ne la uoit ki nan soit correcies . douce est an chair poc point plus ke chardon.

III. Ali me suis doneis liges en fies . ie lain forment et de bone saixon . ie uorroie estre outremeir en fergies . et de samor ne me fust .I. bouton . dame mercit uostre gent fason . me destrent si se iestoie noieis . ne deroie de uos ce tous biens non.

IV. Ce iestoie dausi pouxant renon . con ia dis fut li cortois a dangies . ke par armes ocist .I. pawillon . ne seroie dignes bien lou saichies . dameir dame dont nuns nait . iai raixon . cant elle rit onkes lous enraigies . ne fut si lais aueoir ce dist on.

V. Dame can ie suis de uous rechaigniez . il mest auis se me soient poison . chascuns me dist ke ie suis bien logiez . ce ie euxe

tot lou cens sallemon . ce meust bien amors doneit biau don . de uos ameir suix ci decoraigies ke ie ne sai raleir au ma maxon. fol. 252 a.

4. R. 1630.

I. Chanteir mestuet iusca ior dou iuise . en toz les leus ke ie porrai troueir . car ma dame lou me mist en deuise . premierement . cant elle me fist amer . de ioli cuer sans fauseir . ma douce dame esmeree . en cui biauteit est doublee . en tant de plois ke nuns hons . de uiseir ne lou saroit tant seust pres deuiser.

II. Bien ait esteit .XXXII. ans iuiue . mais pour mamour ce fist crestieneir . si en mersi amors cant couoitise li uint de li de sa loi bestorner . car on ne poroit parleir . elmont de si belle nee ne nuns a une a leuee . naroit pooir tant seust barbeteir . de sa biauteit dire sans mesconter.

III. Ie croi kil nait dame duskes en frisse . ke saiche mues amant doreloter . kelle seit moi car cant mart et atisse . li iolis malz qui me fait regiber . lors li comance a conter . ma chaitiue destinee . dont iete ius sa fuzee . cil la me fait par amors releueir ne doit on ceu don . de ioie apeller.

IV. Se ma pansee ai et mentente mise . en ma dame sauerouze loer . on ne la doit pas tenir a faintise . ne mi laissier por ceu a coroner . car son me douoit tueir . san dirai ie ma testee de sa fol. 252 b. bouchete fresee . baixier asseis sentir et langueter . se deuroit on de ioie deskirer.

V. Dame uaillans uermeille con serisse . saige en dormant sans mauais uent geter . noire ens on vis brune sus la chemise . uos ne daignies les traison porter . cant eurs me vuelt doner la desirouse iornee . questes de moi regardee . uos grans biauteis me uient si esclistrer . ke por force mestuet esternuer.

VI. Ceste chanson presanter uoil me halet lescardee . qui mon cuer de mescoree fist de partir par force et de seurer . lues ke premiers la lai a beuter.

5. R. 1202.

I. Quant ioi crier rabardie . nouelette en yver tens . dont uuelt amors por mamie . ke ie faice nouiaus chans . or en ai fais ne sai cans . dont se tient a mal paie . si proi bone amor kaie . me faice a teil chant furnir . kelle en puist dou sens issir . siert bien ma poinne enploiee.

II. Tant est ma dame enuoisiee . cades uuelt crupir as chans . por ceu lo ie iai dreciee . couerte de draipiaus blans . et doneit li ai nues wans et bele cote partie . si si lai faite si iolie . kil nest nuns fol. 252 c. hons sans mantir . qui puist son gent cors ueir . qui nan uoille auoir de mie.

III. Moult li fist grant uilonie . nait mie encore .II. ans . li haicarde par enuie . car deuant .III. paissans . li dist kelle estoit

puans . et auoc au sorilliee . or soit quil nan mantist mie . par dit elle .I. boin taisir . car por uoir dire a soffrir . ait on sa uient a la fie.

IV. Ain mi laisete pourie . de uos uangier fuixe au grans . mais uos en fustes uengiee dont se fut damaiges grans . car la dame fut uaillans . cant ot la borce ueudie . kelle nen est pas fuie . ains laissait celui uenir . qui au baitre et au ferir . li randit sa cortoisie.

V. He dame de sans farcie . saige et tres bien auenans . a bource cant est emplie . de veudier estes saichans . dame san suix moult ioians . car ma goule en est emplie . si en merci ribaudie.

6. R. 555.

I. Quant uoi uendre char de porc sour samee . aus bais estaus au debout des maissiaus . de bone amour ai si la pance enflee . causi iolis suis com arbelestiaus . dont uoil trouer chansons motes
fol. 252 d. fabliaus . mais dou faire ne me sai tant pener . ke de chanson puisse .I. soul mot trouer . bien ait amor par cui suis ci isniaus.

II. Iain et desir de cuer et de coree . une dame qui ait non ysabiaus . ke tant par est saige et bien espansee . ke cant regart son cors qui moult est biaus . si grant ioie ai ke mi chiet li seruians . et dou delit ke iai dou regarder . me fourdout ci quil me couient pasmer . et toelier ausis com uns porcians.

III. Et cant iu ai celle ioie passee . acheter uois moi et li .II. chapiaus . lues ke reving come dame senee . me fait ueir .I. de ces blans trumiaus . dont me comance a hiricier li pias . dou grant desir kai desor li monter . ci quil mestuet per force ausi trambler . con fait .I. fours cant il est fais nouias.

IV. Trante .II. ans lai bien de cuer amee . neu ruis mentir uigne li quaremiaus . et de uos .II. fut faite la samblee . en .I. merchiet ke siet au coste miaus . nonkes ne sou tant faire de cembiaus . ne moi pener deliement chanter . que me uosist sans plus laissier taster . con fait . il fait par de soz ces draipiaus.

V. Dame saichans plus coie ke poupee . si uoirement que uer
fol. 253 a. uous sus loiaulz . et com mes cuers uuelt uilainne pansee . uer uos gent cors uoillies uos uos chauiaus . en mon despit coper de malz coutiaus . car cant me doi les uos cors reposeir . il me font ci mon uisaige graiteir . cacunes gens dient ke suis musiaus.

VI. Dame saichans plus douce cuns aigniaus . si chier aueis nuit et ior et filer . ke se uoleis ma chanson escouter . ie uos donrai .I. parti de fusiaus.

7. R. 1113.

I. Quant ioi la quaile chausiee . entre .II. fosseis chanteir et ciex qui tient par maistree lou fait deuant lui tumer . a dont uoil . un chant trouer . damors et de sa poissance . dont iai si plainne la pance . ke iai mes uantres uan serait alaissiez . sansois ne suix des .II. fesces sainnies.

II. Por ceu uos proi douce amie ke uos me uoilliez prester . uos douce boiste une foie . por mes fesces uantouser . et ie uos uanrai fieuer . de mi belle douce franche . ke se ie mur mescheance . uos eskerrai car de uos suix aidies . si largement ke mal greis en aies.

III. De uos uient dame prisie . ceu ke ie puix recourer . de bien si tres grant partie . comme deuroit cousiner . cant onkes osai ameir . dame de si grant uaillance . ke de ueoir uos samblance . est fol. 253 b. cuers damant damer toz desuoiez . por la biauteit dont uos cors est torchies.

IV. Se iai misse mestudie . toute en ma dame loer . on ne lou doit a sotie tenir camans barbeteir . ne poroit ne deuiser . de sa dame lonorance . et iu qui ai remanbrance . de la belle dont ie suix couoities . fait ke li biens ke iendi est pechies.

V. Dame ki ai a moitie . mon cuer dounei sans roster . flors estes de cortoisie . et de cens adroit border . cant me fait abeuter . bone amors uos contenance . uos dous regars tant mauance . ke cant il mest dou cuers de uos lancies . en tout lou ior ne puis estre haitiez.

8. R. 1284.

I. Quant en yver uoi ces ribaus lancier . contre lou uant qui lou uant qui lour bat as couteis . adont me uoil en chantant en uoisier . por la belle suer qui suis a souteis . qui iain et serf ansois ke fuisse neis . sai malgrei mi . en li seruant a quis . tant de tous biens ke ian sui fins chaitis.

II. Moult me doi bien en tous poins trauillier . damors seruir car ian suis recoureis . ce de tous biens ca paupres porchaicier . fol. 253 c. mestuet mon pain tant suis en amoreis.

Ee dame a droit et cant me secourreis . dun soul regart des eus de uos bel uis . ke nest de moi ne dautrui con iois.

III. Oi aueis dire dun sauignier . ken tout lou mont nest hons entanlenteis . ke il lou uoit de femes a touchier . dame et uos cors est a cou compaireis . car il nest hons tant sor feme eschaufeis . ke cil uos uoit kil ne soit refroidies et fa fame ne port faide tous dis.

IV. Ie me doi bien por baler rebraicier . cant mes cuers est de teile dame en boureis . ke ualt et seit et fait tant aprixier . con de ribaut .xi. poins en .iii. deis . lais ke ferai cant ie nen suis ameis . certes ne sai an grant dolor mait mis . loiaus amours ke ces cors soit honis.

V. Dame qui iain si bien ca souhaidier . ie uos requier .i. don se uous uoleis . cest ke uoillies lou mien cors chalengier . car ie sai bien par bataille laireis . car de moi est li iors si desireis . ke de uous soie dame engrei recoillis . ke de paour ie ra bie pres uis. fol. 253 d.

9. R. 642.

I. Amours me fait chanter a poc dargent . se poise moi coment ke on me croie . et enteil point me prant elle souant . kester lin nai

ne nule autre menoie . et nekedent se lou credo trouoie . ie fineroie a des cortoisement . et cant meschies en tauerne me prant . kil me couient sor mon gage finer . on men deuroit bien croire sans iurer . se saiche amors ke teile fin manuoie.

II. Iain et desir certes ne sai coment . demixele eolent de la uesnoie . et elle mi si angoissement . ke ie pri deu ke iamais ne me uoie . se pri amors queilz ke chaitis ke soie . ke lai me laist seruir si iustement . cai sauorer puisse prochiennement . dou dous ioel dont la belle a rouser . set la terre mais ke soit par ruseir car riens del mien noient ni meteroie.

III. Et si mait bien la tousete en couant . ke suns soulers de uaiche li donoie . ke de son cors feroie mon talent . mais bone amors por li si me maistroie . ke sa genous par deuant li estoie . pour mon desdut prandre secreement

[*Hier fehlen zwei Blätter in der Handschrift, welche den Schluſs von Nr. 9, Nr. 10—13 und den weitaus gröſsten Teil von Nr. 14 enthielten.*]

[14] R. 1224 [*Fragment*].

fol. 254 a. [*Letzte Strophe*] toisie . car me uoilleis abourer . de uos uent por mues chanter. Engreban au tort talon . en uoi ma chanson iolie . lautre iambe ait si brisiee . il uuelt ma dame estuper . si ke iai oi conteir.

10 [15]. R. 1261.

I. Quant uoi ploreir lou froumaige on chazier . et la laitue on vin aigre espanir . de bone amor seruir ai desirier . si ke ie nai en yuer ke uestir . si proi celi ke si me fait uestir . kelle me doint mes dolor alegier . si ke ie naie auockes ke chausier.

II. Car ie ne puis montans pis emploier . can mi chausier por ma dame seruir . car moult me dout ke point ne meust chier . se mon piet uoit de cordowan nercir . mais plus me crien camors per son plaixir . ne me destraigne ankenuit au couchier . ci ke ie naie au matin ke maingier.

III. Et sen si est ke ne men uoille aidier . loiaulz amors cui ie serf per loisir . ie broierai .I. chief dal on mortier . sen maingerai car ie nai grant desir . si ke can celle por cui ie nos tusir . me sen-
fol. 254 b. tirait si doucement flairier . me puist tenir a large uiuendier.

IV. Moult se deuroit ma dame esleaixier . cele pooit auoke mi gesir . mais bone amor men fait si esloignier . cau moustier nos ni aleir ne uenir . sen ai teil duel cant ni puis auenir . can la tauerne ancor por asaier . son puet sa soif par bien boiure estainchier.

V. Car ma dame cui iain a remier . ait bien iureit se dex la puist garir . de la dolor qui me fait ranvoisier . se ie ne boi si fort ke sostenir . ne me puisse ke me ferait morir . dont me doi bien pener et trauillier . de tant la per ke chiece en .I. selier.

VI. Chansons uait tan leis ma dame crupir . di li caim miex tauerne ke mostier si puisse iou a uocke li couchier.

11 [16]. R. 406.

I. Quant uoi paroir la par selle on uert bleif . ke li messiers porte a son col sa baiche . de bone amor seruir ai uolentei . si durement ke toz les deus manache . dont uoil seruir tot mon uiuant celi qui de partir . fait les mauais de li si con la glaice . fait lou seloil cant lou font et afaice. fol. 254 c.

II. Madame uoil seruir en loiaultei . por ceu kelle ait blanche et tanre la naige . nest nule riens qui tant me uigne en grei . car les chauous ait plus blans ke fowaice . cant la remir de ioie fait mon fait mon cuer si esbaudir . cains nan ot tant guiller . fiere braice . cant il conquist wale graipe a la chaice.

III. Plus ait lou uis uermeil et colorei . ke nest li dos dune qui te creuaice . souente fois lai awan remirei . en .I. solier . par mei une creuaice . adont sospir . cant ie ne puis ataindre ne uenir . a son gent cors qui me destraint et laice . si fort cai poc tous mes chauous nesraie.

IV. Tant est plainne de cens et de bontei . celle cui iain quil nest nuns ki la haice . si mait el cuer par fondement naurei . iamais niert iors ke ni peire la traice . se consentir . ne uuelt amors ke la melaist sentir . celi que si mait pris a la reuaice . ie me ferrai el costei dune haiche.

V. Velle plainne de cens et de biautei . cant ie remir uos saueroucе faice . ne puis tenir . mes mains coies cant ien ai souenir . si me de grait dex dont camors lou saiche . ke lou uantre ai pintelei fol. 254 d. come agaice.

VI. Tout sans mentir . saichent amant ke nuns ne puet ioir . de bone amor cil nestraint et enbraice . tot nut a nut ceu kil aimme en ces braice.

12 [17]. R. 174.

I. El tans ke hernus repaire . deuant la maxon . ke pellerins saint a kaire . sont plus en saison . adonkes chanson . a mon pooir uanrai faire . en lonor la debonaire . qui iain sans raison.

II. Celle qui lou cuer mesclaire est de teil faison . nel poroient contrefaire poignour ne masson . et ier me dist on . ou ie fis ma barbe faire . ke li belle blonde uaire . ait tanre mousson.

III. Dont serait ceu bone paire . de nous sans parson . car ie sai les uaiche traire . cant boillis sont li matons dame de renon . de ci ioli essamplaire . con de uos uelu uiaire . ai furni cest nouel son.

13 [18]. R. 1656.

I. Ens ou nouel ke chascuns se baloce . con uait uandant . les uis antor lon fu . estrainge amor de dens son cuer sa soche . se poise

moi car onkes mais nifut . or mait moult bien mostree sa uertu . amer me fait noble dame cortoise . saige uaillans dont li miens cuers
fol. 255 a. san uoise . or proi amors ke si la serue engrei . kelle man puist hair tot son aiei.

II. Certes iai bien grailieit contre boce . cant iai mon cuer a teil dame rendu . qui me souhaide a chaudeir la chaboce . et on meust traineit ou pandut . et si mait iai trois fies deffandut . can sa maison ie ne uigne ne uoise . lais cest por ceu ke iawan dune boisse . li bati tant son senestre coustei . cains puis ne uolt maingier fors pain tostei.

III. Ancor ai pis cest de ceu ke ie cloche . dont ma dame mait souent irascu . car tot ades elle lou me reproche . cant nos gisons en sanble nut a nut . mais ie li di belle uesci ton dru . lors macole dont durement me poise . ensi li uns en uers lautre sa coise . si coiement demenons nos secreis . ke nos uoisin en sont tuit esbarei.

IV. A releuer moult pres demi saproiche . et cant iesant son uaillant cors uelu . blanc et soeif escaillant come roze . dont me samblant per lou dous roi iesum . con mait lou dos dun grant chardon batu . ensus de li metrais plus dune toisse . elle saut sus adont comance noise . la sont chauous esraigiez et tirei . tant kil nest nuns
fol. 255 b. qui nan preist pitei.

V. Dame gentilz se nuns de uos sacointe . ie mocirai a .II. mains dun festu . teneis uos bien car cant dame bescoce . elle ait tantost son boin amin perdut . souigne uos ke dun tortel wacru . maingies au for et giere sor la mosse . la uos donai plains sauseron denpoise . dont uos auez uos bel uis colorei . ke plus est uers ke porelz en estei.

14 [19]. R. 564.

I. Ce fut tot droit lou ior de lai chandoile . ke menestrei sounent lor estrumens . mainte chaitiue a teil ior sa pareille . daleir baler en ces acesmemens . une en choisi en .v. c. que moult estoit delitouse . mais clope estoit et boitouse . et ceu me fist son gent cors couoitier . kelle ne seit fors plorer et tensier.

II. Ielain et serf dont aucun se meruoille . mais on cude ke soie hors dou sens . car ma dame nait ke la destre oreille . lautre perdit ens on marchiet a lens . et si recordent les gens . de la tres douce amerouse . kel monde nait si uisouce . de tot embler et de bources soier . et por ceu lain ie bee a gaaingnier.
fol. 255 c. III. Car uns | hons suis qui par ces boules ueille . si per sowent trestous mes wernemens . si nai mestier de dame qui soumeille . et ceste seit embler et serchier rens . tost gaaigne mon despens . a in mi douce si en tousse . se sont li gent enviouse . qui me vuellent de uous descompaignier . mais seniert iai tant caiez .I. denier.

IV. Se nos uecis con tres bien saparaille . cant aleir doit embler dame hersens . son molekin sor son chief en torteille . kil nest nuns

hons ne picars ne flamens . ke les raiaist mie as dens . car ma dame dolerouse . est par tout soupesenouse . por ceu lestraint . con nel puist araieir . con vairoit ceu kil faut de sous luilier.

V. Par la dame con requiert a la trelle . ie la uorrai espouser an ualens . sanfant an ai en une uies corbeille . serait porteis a saint iehans leans.

E dex con ciert biaus presens . de la tres douce carousse . celle ne fust ci roignouse . il nest dedus fors deli ambraisier . et ne fait bien teil dame a couoitier.

15 [20]. R. 1209.

I. Amors et la signorie me font amer marion . iai lai amee ma uie . miex lain dun pie de mouton . ne ke fie ne ke deule . cant [fol. 255 d.] lesgairt vidier en treule . ie lain si desloialment . ke ne puis tenir mon uent.

II. Ie doie bien auoir amie . ie lai quise de saison . maint lotel de fromegie ait mis en mon abandon . por amplir ma gloute goule . non pas de waing de kenoille . ains se merueille on forment . ou elle an ait pris largent.

III. On dit ce ne fai ie mie . car donei li ai biaus don . li rois de lai ribaudie . robers douces ait a non . an son meis est souent soule . lai est si cointe et si uole . caluix se met enpresent . por muex atraire la gent.

IV. Par lai passai lautre fie . a tot harens en mon gron . et ie la ui si iolie . baissier me fist lou menton . chapel auoit de fenoille miex amaisse estre en .i. roille . por li regarder souant . ke ceu com motaist .i. dent.

V. Pleust deu lou fil marie . ke fist chaus et sauelon . ke iesposaixe ma mie . samedi sor moulason . car samor on cors me coule . plus grosse dun fais destoule . plus desir teil paiement . questre rois de boniuent.

16 [21]. R. 1851.

I. Se ie chant con gentil home . il fut bien raison de coi . [fol. 256 a.] car il fut bien en la some . plus de .ii. mil ou tornoi . qui fut uous de mes linaige . por cel ie chant de coraige . et uairai lamer . se ie uing de loutremer . un porcel a grant mamel . di ie bien sire danel.

II. Lai .i. bel porcel demoinne . bien lame tres ans parfoi . nai de li ke uaille .i. poume cant samor li pri dist oi . bouf bel freire il fut loutraige . se ie don me pucelaige se uous uoil iueir . et mes com faire baeir . come goule de porcel . si me bouse de lamel.

III. Mais par saint piere de rome . uos deues pas boussier moy . iai .i. freire cait non tome . ke fut escuer au roi . qui porteir loisel plumaige . por prandre mailart riuaige . nos ne despenser . en si gentil leu monteir . nos boin dan a vuil trauel . male meschance uos musel.

IV. Amors ains qui me asoume . va noier dome lotroi . de seruir mon dam qui tome . de pais ou .II. ou .III. chascun ior par uaselaige . car sans boussei seruiraige . de qui sans fauser . uoil ma uostre amor doner . toi boin dam car ie fu bel et sai boin cheual moruel.

fol. 256 b. V. Se ie boin dam tenome . iai | boin droit par saint aloi . car uous fus par saint gerome . toi can tien . mais cai a toi . porcel qui de uous fiz saige . uos traue tout me quilage . cant uos me garder . por uous me quel sopirer . car nul singe crouperel . ne fut ains si bel porcel.

VI. A roi inglis qui fut saige . qui francis mander . fait por son sele trauer . por bouter bourilunel . en voi mon chant par reuel.

17 [22]. R. 1311.

I. Deuant a ost con doit ces bleif soier . ke ces faukeurs uoi uenir per tropiaus . de mesxouner uoi pluxors estillier . et a quater et xaloignes et aus . et pain porter alor colz an sachas . dont uoil amer ma dame sans boisier . et si ne sai au queil leu comancier.

II. Mais iai trouei de dens mon callendier . camer la doi par deuers lestrumiaus . raison i ai bien lou poeis cudier . car cele part iou ke ie dous ioiaus . cant man souient . plus suis fiers cun cochias . qui ces poules uoit grater on fumier . tant de ioie ai ie puis en poignier.

III. Dame loialz tant faites a prisier . ke on uos doit amer

fol. 256 c. duskes biaus . cil est ensi ke pour | uous en uoisier . me faice amors cest por uos noirs chauias . se uostre amor puis auoir por noiant . tant en ferai a notriue crokier . bien demi an an areis ke mescheant.

Schlufsbemerkung.

Der Wert der Oxforder altfranzösischen Liederhandschrift für die mittelalterliche Lyrik Frankreichs ist ein so unbestrittener, dafs sich eine genaue und vollständige Drucklegung derselben von selbst rechtfertigen wird. Die im Jan./Febr. 1894 auf der Bodleiana genommene Abschrift wäre aber schwerlich von mir bisher veröffentlicht worden, wenn nicht E. Stengel in Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. Bd. XVIII, S. 85—114 schon den die *balletes* enthaltenden Teil derselben, wovon ich ihm die Abschrift zur Einsicht überlassen, in einem Umfange verwertet hätte, wie ich es seiner Zeit auch nicht entfernt anzunehmen geneigt sein durfte. So ist es auch von seiten Stengels viel gewagt, sowohl von einer Einwilligung meinerseits zu einer so weitgehenden Benutzung zu sprechen, wie auch diese gar noch als eine freundliche zu bezeichnen. Das Endergebnis seiner Studie

ist nur verallgemeinert, ohne wesentlich Neues hinzuzufügen, von F. Noack, Der Strophenausgang in seinem Verhältnis zum Refrain und Strophengrundstock in der refrainhaltigen afr. Lyrik, 1899 (A. u. Ab. Nr. XCVIII), worin aber zu den Stücken der Oxforder Hs. ähnliches Material aus Pariser Hss. beigebracht ist. Auch wenn eine solche indirekte zweiseitige Bestätigung nicht vorläge, dafs die Veröffentlichung des lyrischen Teiles von Codex Douce 308, welche mit dem vorstehenden Stücke abschliefsen soll, eine willkommene war, durfte das erhofft werden nach dem, was Villemarqué Arch. des Miss. scient. V 99—116, Brakelmann Herr. Arch. XLII S. 19—51, Raynaud Bibl. d. Chans. frçs. I 10—54, E. Schwan Afr. Liederhss. S. 134—205, 251 u. 253, 273—274, namentlich aber Paul Meyer in ausführlicher Besprechung im Arch. d. miss. scient. 2e serie V 154—162, 216—244 darüber geäufsert haben. Die Pflicht des Herausgebers, welcher vor allem eine getreue Textwiedergabe erstrebt, kann es in diesem Schlufsworte daher nur sein, Inkonsequenzen und Inkorrektheiten in der Hs. selbst, sowie etwaige Versehen und Irrtümer derer, denen es um den Inhalt nicht in gleichem Sinne zu thun war, zu kennzeichnen.

Der Schreiber des lyrischen Teiles der Hs. zunächst ist doch nicht ganz so nachlässig, wie er anderseitig hingestellt wird. Betreffs der Buchstabenverbindungen kann ich ihn heute zwar nur noch auf dem Faksimile von fol. 206, vgl. Bd. XCIX dieser Zeitschrift zwischen S. 88 u. 89, kontrolieren, wo er, mit Ausnahme von zwei Fällen, nämlich Sp. a Z. 10 v. o. und Sp. b Z. 22 v. o., *d, b, c* direkt an *o* oder *e* anschliefst, welche Inkonsequenz sich auf jeder Seite der Hs. finden dürfte, mufs ihn aber gegen den Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XVIII S. 86 erhobenen Vorwurf der Nachlässigkeit der Schreibung für *Balletes* 183 I 3 u. 7 in Schutz nehmen, denn hier schrieb er in *mette, amesse* st. frz. *matte, amasse* ehrlich seinen östlichen (lothringischen) Dialekt, wie das so manche andere Kollegen von ihm auch thaten; vgl. Lyoner Ysopet ed. W. Foerster S. XXVII unter Nr. 15, 16 (auch S. XXX Nr. 25), Lothringer Psalter ed. Apfelstedt S. XIII Nr. 15, XVIII Nr. 25. Siehe auch das Glossar zu Priorat de Besançon, Ordre de Cheval. ed. Ul. Robert, S. A. T. Fr., unter *bès, lès, met, pès, teche* u. ö., sodann *baignessent* ebd. v. 961, *lavessent, aisessent* v. 962, *otessent* 966, *aüsessent* 1255, *laisessent* 4266, *esratessent* (= *arrestassent*) 9268 u. ö., für jedesmaliges *-assent* der Flexionsendung. Es setzte also der Schreiber statt des viel häufigeren, den sehr offenen Laut des *a* bezeichnenden *ai* das diesem wiederum lautlich sehr nahestehende *e* (phon. = ę), was vortonig wohl beinahe ebenso häufig ist wie für den Hauptton der umgekehrte Fall (z. B. *matre* st. *metre*), welcher für die östlichen Dialekte, bis in die heutige Zeit hinein, geradezu als Regel gelten kann. Seine auch nicht mit eiserner Konsequenz angewandten Abkürzungen für *con, par, per, por* und Doppelkonsonanzen wurden aufgelöst und nicht besonders vermerkt, wenn, wie z. B. fol. 199b Str. II *per* und fol. 202d Str. V *par* sich ausgeschrieben finden. Auch wurde fol. 174b Str. III und 171d Str. I das mit *iesuerist* wiedergegebene

handschriftliche *ilſuerist* nicht näher bezeichnet, ferner im Druck kein Unterschied gemacht zwischen den Formen des *r* und *s* der Hs., welche an einer Stelle, nämlich fol. 177 c, flüchtiger geschrieben zu sein scheint und fol. 168 b Z. 3 v. o., nebst dem entsprechenden fol. 169 Z. 1 v. o., eine sehr merkliche Rasur aufweist.

Im einzelnen habe ich für die verschiedenen Abteilungen noch folgende kleine Bemerkungen zu machen.

Das *abecelaire des grans chäns* verzeichnet nur 87 Lieder, während die Hs. selbst noch 5 Stücke, Nr. 88—92, mehr enthält, von welchen jedoch Nr. 88 mit Nr. 76 identisch ist.

Im *abecelaire des sottes chansons* sind 22 Stücke angegeben, wogegen die Hs. selbst, infolge Fehlens zweier Blätter zwischen fol. 253 und 254, nur 16 vollständig hat, nämlich Nr. 1—8, 15—22, und von Nr. 9 nur zwei Strophen und sechs Verse, von Nr. 14, dem einzigen nicht unicum dieser Abteilung — es steht noch O (Pb_5) 33 —, nur zweidrittel Wort, zwei Verse und das fünf Verse lange *envoy* sich vorfinden, während Nr. 10—13 ganz verloren sind, was Raynaud Bibl. des chans. jedoch nirgends hervorhebt.

Von den *grans chans* steht Nr. 2, als eine Ballete, zu Unrecht in der Hs. an dieser Stelle. Nr. 7 umfafst Nr. 7 und 8 auf S. 40/41 von Bd. I bei Raynaud l. c. (die Nummern 1631 und 1617 des zweiten Bandes), welcher sich durch einen Fehler des Schreibers täuschen liefs, wodurch in der Hs. zu viel Platz gelassen war für eine kleine farbige Initiale und der Illuminator nun diese grofse Lücke gleichfalls durch eine grofse Initiale ausfüllte. Infolge der Zusammengehörigkeit der beiden Nummern, wozu man auch den Text der Berner Liederhs. H. A. XLII 303 vergleiche, giebt dann der Druck in Bd. XCVII und XCVIII d. Z. auch nur 92 und nicht 93 Stücke. Nur je eine Strophe einer *chanson* geben Nr. 83—87. Bei Nr. 86, Adan le Bossus *Certes il nest mais nuns qui aint* (Rayn. Verz. Nr. 149), ist zu bemerken, dafs auch Nr. 148 die zwei Anfangsverse — bis auf die Worte *deveroit-soloit* — gleichlautend hat, dann aber [Nr. 149: *Chascuns amans orendroit faint*, Nr. 148: *Et de tant me ting pour ataint*] abweicht. Vgl. die Ausgabe von Coussemaker S. 22 [= Nr. 149] u. S. 25. Blofse Bruchstücke von *Grans chans* sind mit je einer Strophe Nr. 83—87, mit je zwei Strophen Nr. 21, 36, 45, 46, 47, 64, mit je drei Strophen Nr. 5, 10, 19, 20, 24, 25, 26, 38, 44, 49, 50, 55, 56, 61, 63, 89—92, mit je vier Strophen Nr. 6, 11, 12, 14, 17, 28, 33, 37, 40, 54, 73.

Die *Estampies* sind bekanntermafsen alle unica. In Nr. 15 derselben sollte, da nur ein Reim vorhanden, keine Strophenabteilung sein; sie geschah entweder aus Bequemlichkeit oder infolge Irrtums des Illuminators. So erklärt sich auch die verschiedenartige Berechtigung der Strophenabteilung in Nr. 18, woselbst in den letzten fünf Zeilen der Strophen der Reim ein anderer ist, aufserdem der übrige Strophenteil an Verszahl nicht ganz gleich ist, was dem Schreiber zur Last fällt.

Bei den *Jens partis* giebt schon das *abecelaire* nicht die in unserem

Abdruck mit Nr. 27 bis, 29 bis, 31 bis bezeichneten Stücke, welche auch bei Raynaud a. a. O. I 45 fehlen, im Verzeichnisse Bd. II zwar unter Nr. 365, 294, 878 angeführt sind, weil noch in anderen Hss. sich findend, jedoch nicht mit Hinzufügung der Stellen in der Oxf. Liederhs. Ebendort hinter Nr. 1071 ist ein Stück 1074 bis einzufügen, welches zwar als Nr. 34 der *Jeus partis* unserer Hs. die gleiche Anfangszeile wie Nr. 1 der Abteilung, *Conciliies moi rollant ie nous an pri,* hat, darauf aber die Zeile *il nest nuns hons qui aimme loialment* folgt, während Nr. 1 mit *dui chevalier me uont damor priant* fortfährt. Vor Nr. 21, 30 und 31 hat die Hs. Goldinitialen, auf dem Blatte, wo Nr. 21 steht, ist fol. 195a unten ein starker, geflickter Rifs im Pergamente, 195b weist eine breite Miniatur auf, bestehend aus Blumen und neun Figuren, wovon zwei auf einer Leiter, eine liegend, die übrigen sieben stehend, fol. 195c hat eine kleinere Miniatur mit zwei Figuren. Unter Nr. 22 sind achtzehn, unter Nr. 23 zwölf Fragen vereinigt, bestehend aus kleineren Bruchstücken, welche meist Prosa sind, aber doch hier und da die Versform durchblicken lassen, mit hinzugefügten knappen Antworten. Dieser Zustand der Stücke spricht wohl auch gegen die Auffassung, dafs es sich in dieser Hs. um ein Musterbuch für einen Puy handelt. Nicht als besonderes Stück kenntlich gemacht ist in der Hs. Nr. 31 bis durch ein nur als kleine Initiale sich darstellendes Schreiberversehen. Blofse Bruchstücke sind Nr. 36 mit nur zwei Strophen, Nr. 31 bis und 33 mit drei Strophen, Nr. 29 und 29 bis mit nur vier Strophen.

Anfängliche Bedenken gegen den Wiederabdruck der *Pastoreles,* welche ja schon sämtlich von Bartsch herausgegeben sind, wurden zerstreut durch die Beobachtung, dafs der betreffende Band in letzter Zeit recht selten geworden, und dann, dafs Bartsch auch da, wo er den Text nur nach der Oxforder Hs. giebt, keineswegs zuverlässig ist, wie er z. B. in Nr. 29 unseres Abdruckes (Rom. u. Past. II Nr. 36 v. 11—12) *Englebert de haichecort ait parrot huchiet* ganz willkürlich in *Haickecort* und *par tot* geändert und mit dieser letzten Änderung den Text völlig entstellt hat. Von den Stücken selbst ist Nr. 6 eine reine *ballete,* nicht *'en forme de pastourelle'*, wie Raynaud unter Nr. 1564 will, welche Bezeichnung sich viel eher auf Stück 1, 15 und 25 anwenden läfst. Nr. 8 *En yver an lay jallee* ist eine *chanson* trotz Raynauds Versicherung, Bibl. II Nr. 516, dafs es eine *Pastorelle* sei. Nr. 9 dürfte den *Estampies* zuzuzählen sein, Nr. 10, 13 und 31 sind gleichfalls reine *balletes,* die erstere auch weit eher dem Inhalte nach. Nr. 20 und 28 sind *chanson*-Bruchstücke, jenes (drei Strophen) wohl eine *chanson avec des refrains.* Nr. 27 ist aber schwerlich, wie Raynaud II Nr. 79 will, als *ballete* zu betrachten, Nr. 29 eine *pastorelle en forme de ballete,* was aber bei den Stücken 41, 44, 47, 52, 54, 57 — von Raynaud als solche bezeichnet — keineswegs sicher ist.

Noch kürzer kann ich über die Abteilung der *balletes* hinweggehen, da ja Stengel a. a. O. bereits für nötig befunden, diese Arbeit vorwegzunehmen. In dem weiter unten befindlichen Verzeichnis habe ich die-

selben nicht immer nach dem Reime der Anfangszeile der ersten Strophe eingeordnet, sondern, wo der Refrain dem Stücke voransteht, nach dessen erstem Reim, und zwar deshalb, weil ich, um die Übersicht nicht unnötig zu erschweren, den Anschlufs an Raynaud möglichst zu wahren gesucht habe (vgl. z. B. Nr. 27), welchen ich doch hin und wieder habe verbessern müssen. So habe ich dem unter V Nr. 131, im Supplément bei Raynaud a. a. O. Bd. II als Nr. 190 bis bezeichneten, mit dem Zusatze *rime en aire* versehenen Stücke *Dame il nest dolors en terre ne en meir* infolge des Reimausganges *er* die Stelle 871 bis angewiesen, ebenso V 18 *La biautei ma dame*, wofür Raynaud *l. b. mamie* gesetzt — was zwar der Reim entschuldigt — statt Nr. 1103 vielmehr als Nr. 203 bis geben zu müssen geglaubt. Wie in Nr. 7 Str. III der Sinn verworren sein soll, was Stengel a. a. O. S. 96 behauptet, bekenne ich, nicht recht zu verstehen; die Übersetzung ist doch wohl: 'Zarte Liebe, treu und geschäftig, mein Herz recht zu ergötzen, nun gebe Gott, dafs diejenige sich eile, mich zu fesseln, um ihr in Treuen zu dienen, für welche ich dies Lied gedichtet habe'. Auch besteht die ganze Verderbnis des Refrains in Nr. 38 in der Auslassung des *u* (*face* = *fauce*, *fausse*), welches Nr. 109 (vgl. die Variante) bietet, wie auch die Besserung von *renoie* zu *reni* geradezu sich von selbst ergiebt.

Den Inhalt von C, U und J, sowie deren Verhältnis zueinander hat Schwan Afrz. Liederhss. auf S. 198—199 schief dargestellt. Vielmehr ist der Sachverhalt so, dafs von den in J befindlichen *grans chans*, welche nicht unica von J und nur in den anderen Hss., eben ausgeschlossen von C und U, sich befinden: In CU allein acht (Nr. 3, 7, 16, 19, 22, 23, 27, 44 unserer Ausgabe), in CJU fünf (Nr. 9, 14, 26, 30, 40 uns. Ausg.), in CJ und anderen Hss. ohne U sechs (Nr. 1, 20, 24, 34, 36, 39), in CUJ und den übrigen Hss. zwölf (Nr. 6, 11, 13, 15, 17, 18, 21, 29, 31, 32, 35, 41), in UJ und den anderen Hss. ohne C sechs (Nr. 12, 28, 33, 46, 47, 50), in UJ allein keines. Von den Pastorellen haben CJ allein neun (Nr. 15, 16, 18, 20, 22, 37, 38, 39, 40), UJ allein zwei (Nr. 3, 21), J und andere Hss. zwei (Nr. 11, 49). Sonst sind keine gemeinsamen Stücke dieser Gattung weder in CUJ, noch in den anderen Hss., sondern die übrigen 13 Stücke sind sämtlich unica. Von den *Jeus partis* haben gemeinsam CJ allein fünf (Nr. 24, 27, 28, 29, 31), CUJ eines (Nr. 31 bis), CJ mit anderen Hss. ohne U zwei (Nr. 25, 27 bis), J und andere Hss. drei (Nr. 23, 29 bis, 30), die 27 übrigen (Nr. 1—22, 32—36) sind unica, andere Berührungspunkte fehlen also.

Gegen Schwans Auffassung der Bestimmung von J, d. h. unserer Hs., als 'Beispielsammlung der verschiedenen poetischen Gattungen (wie auch a und bedingt C), aus welchen vermutlich die Dichter und insbesondere die der *Puis* die Dichtkunst studierten' (Afrz. Liederhs. S. 274), spricht zunächst der Grund, dafs die Lieder ohne Namen der Verfasser, von denen doch wohl wenigstens die hervorragendsten genannt wären, gegeben sind, dafs ferner für eine Mustersammlung, wie schon oben bemerkt, Bruch-

stücke kaum geduldet worden wären, vor allen Dingen spricht dagegen das Fehlen von Noten, welches für die verhältnismäfsig späte Zeit, aus der die Hs. stammt, um so auffälliger sein mufs, als den Dichtern der Puis Inhalt und Strophenform der Lieder gar nicht mehr vorbildlich sein konnte, wohl aber die Form der musikalischen Komposition, welche sie noch sehr viel zu verfeinern und auszubilden im stande waren, was auch im Laufe des 14., namentlich des 15. Jahrhunderts geschehen ist. Weit eher ist möglich, dafs unsere Hs. aus vorhandenen Liederbüchern von Puis und sonst noch gelegentlich aufgelesenen Stücken von einem Kenner, etwa einem fachkundigen Kleriker, für einen lediglich sich am Inhalt erfreuenden Liebhaber zusammengestellt und zur erleichternden Übersicht wie auch zur Vermeidung von Irrtümern seitens dessen nach Abteilungen geordnet und mit einigermafsen annehmbaren indices (abecelaires) versehen wurde.

Zu der äufseren Form der Wiedergabe der Hs., bei welcher die ältere Foliozählung beibehalten ist, habe ich noch hinzuzufügen, dafs die vierte Fortsetzung Bd. XCIX S. 339 ff. dieser Zeitschrift, wie nun ersichtlich, nicht zugleich Schlufs des Abdruckes ist, was seiner Zeit nicht rechtzeitig abgeändert wurde. Mit der Einführung der Strophenzählung statt der Verszählung dürfte die Übersichtlichkeit einigermafsen gewonnen haben, und sie wird hoffentlich noch mehr erleichtert durch das Inhaltsverzeichnis am Schlusse, das nicht nach der Aufeinanderfolge der Stücke wie in der Hs., sondern auf Wunsch des einen Herausgebers dieser Zeitschrift nach alphabetischer Folge der Reime der Anfangszeile angefertigt worden ist. Dafs die Herr. Arch. Bd. LXXXVIII S. 304 ausgesprochene Hoffnung betr. die Herausgabe der altfranzösischen Lieder aus Cod. Helmsted. Nr. 1099 — nicht, wie irrtümlich angegeben, Aug — der Wolfenbütteler Bibliothek unverwirklicht geblieben, ist insofern als erfreulich zu bezeichnen, als jetzt die gleich einem Nibelungenhorte gehütete Hs. aus dem Versteck hat hervorgezogen werden können und nunmehr im Anschlufs an eine Bamberger Hs. ähnlichen Inhalts von durchaus sachkundigen Händen einer Bearbeitung unterzogen wird. Aus diesem Grunde ist auch davon Abstand genommen worden, die Cod. Douce 308 fol. 256c—262a (eigentlich 263a, da 258 doppelt bezeichnet ist) stehenden Motetten hier mit zu veröffentlichen, welche zudem ganz brauchbar schon bei Raynaud Recueil de Motets Bd. I (Varianten) und Bd. II S. 1—38 zu finden sind.

Endlich darf der Herausgeber den Dank nicht vergessen, welchen er dem Bibliothekar der Bodleianischen Bibliothek Herrn Nicholson für die erwiesene Gastfreundschaft und die mannigfach gewährte Nachsicht schuldet, die Benutzer des Abdruckes aber werden sich gewifs mit ihm vereinigen, um dem Herrn Verleger dieser Zeitschrift dafür zu danken, dafs er zur Anfertigung des vortrefflich gelungenen Faksimiles in Bd. XCIX S. 88/89 die technischen Mittel seiner Anstalt bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Verzeichnis der Lieder nach alphabetischer Folge der Reime der Anfangszeile.

	I. Grans chans.	Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
ai	Li dous tens qui san reuait . . .	56	98	64	9
	Amors longement seruit ai . . .	5	97	290	55
	Dun dous baixier menoselai . . .	87	98	79	776
	Poinne damours et li malz que jantrais	54	98	63	106
aine (oine)	Damour me plain qui ausi me demoinne	61	98	66	133
aint	Certes il nest mais nuns qui aint .	86	98	78	149
	Puis ke ie suis an amors ki tout vaint	81	98	77	154
aire	Je ne me puis plus tenir de chant faire	80	98	76	163
	Yvers an uait li iolis tens repaire .	58	98	64	181
	Sopris damors fins cuers ne se peut taire	22	97	297	189
ais	Or androit plus eonkes maix . . .	66	98	69	197
	Amans fins et uerais . debonaireteit et paix	3	97	289	198
ance	Je nai autre retenance	45	98	59	248
	Li biens qui font ciaus auoir sostenance	79	98	76	252
ans	Uns dous espoirs amerous et plaixans	78	98	75	274
	Glorioure virge plaisans	43	97	308	276
ant	Je ne voi mais nelui qui ju ne chant	34	97	304	315
	Demonstreir uoil en chantant . .	38	97	305	325
	Nobles atours et maniere plaixant .	89	98	79	352
é (ei)	De bone amors vient science et bonteit	35	97	304	407
	Contre lon dous tens destei . . .	2	97	289	446
	Sens et honour et loiaulteit . . .	92	98	80	465
ece	Quant bone amour an son seruir madresse	74	98	73	483
ee	Flors de biauteit de bontei affinee .	90	98	79	486
	Li dous termine mai gree	12	97	293	490
	Au repairier an lai douce contree .	62	98	67	500
	Quant lai saixon deziree	33	97	303	505
	Joie damors ke iai tant deziree . .	52	98	62	506
	Joie an biantei hautime amor nomee	72	98	72	535
ent	De bien ameir grant ioie atent . .	29	97	301	643
	Par son dous comandement . . .	40	97	307	649
	Folz est qui a essiant	20	97	297	665
er (eir)	Mout parsolt bien mon auentaige ameir	25	97	299	758
	Nuns hons ne doit de bone amor chanteir	82	98	77	780
	Per grant franchixe me couient chanteir	17	97	296	782
i	An mon chant lo et graici . . .	68	98	70	1044
	Onkes damor ne ioi	69	98	70	1045
	Se par force de mercit	6	97	290	1059
	Cilz qui proient et dezirent mercit .	53	98	62	1061
	Por ioie chant et por mercit . . .	30	97	301	1063
	Se iai lons tens amors servit . .	9	97	292	1082

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
ie	Biaus maintiens et cortoisie . . .	4	97	290	1114
	Sans et bonteis nalour et cortoisie .	59	98	65	1120
	Loiaul dezir et pancee iolie . . .	15	97	294	1172
	Li iolis malz ke ie sent ne doit mies	46	98	59	1186
	A grant dolour me fait useir ma uie	67	98	69	1234
iegne (aigne)	Por faucctei dame ki de nos vaigne	85	98	78	1241
ient	Or uoi ie bien quil souient . . .	49	98	61	1247
ier	Se par mon chant me poioie aligier	24	97	299	1252
	Deus dont me vint ke iozai comencier	26	97	299	1270
	Nuns ne ce doit meruillier . . .	73	98	72	1288
iere	Quant ie voi boix et riuiere . . .	70	98	71	1333
ir	Sans oquison on me welt departir .	84	98	78	1396
	Li roissignors qui pas ne scit mentir	83	98	78	1427
	Chanteir me fait ceu dont ie crien morir	32	97	303	1429
	Vinre tout tens et chaseun ior morir	39	97	306	1431
	Nuns hons ne doit lou bien damor santir	16	97	295	1456
	Puez ke li malz camors me fait sentir	36	97	305	1457
	Au chantant plain et sopir . . .	57	98	64	1464
is	Cilz qui dient damors suis alentis .	55	98	63	1512
	Mout ai esteit longuement esbaihis .	31	97	302	1536
	Chans doixillons ne bocaige foillis .	27	97	300	1548
	Gloriouse dame gentis	75	98	73	1549
	Bone amour mait an son seruixe mis	28	97	300	1569
	Lautrier anint an cel atre pais . .	13	97	293	1574
	Amerous destrois et pencis . . .	8	97	291	1589
	Mar ui amors ke si mait pris . .	91	98	79	1592
	Jai de chanteir ne me fut talent pris	37	97	305	1605
ise (ice)	Force damors mi destraint et iustice	7	97	291	1631
ist	De lame iesuerist	77	98	74	1643
oi	Puez ke ie suis de lamerouze loi .	21	97	297	1661
oie	Dame et amors et espoirs dauoir ioie	51	98	61	1726
	La dousour dou tens qui ranverdoie	11	97	292	1754
	Coment caloingniez soie	19	97	297	1763
	Por lou tens qui nerdoie	41	97	307	1768
	Dous est li malz qui la gent met au uoie	48	98	60	1771
oir	Dame iatant an boin espoir . . .	14	97	294	1797
	Moult est amors de haut pooir . .	42	97	307	1809
	Tres fine amor par son cortois voloir	76	98	74	1826
on	Jai fait mains vers de chanson . .	17	98	60	1857
	Por ceu ce ie suis an prison . . .	71	98	71	1879
ont	Or uoi ie bien quil nest rienz au ceest mont	23	97	298	1917
ors	Dame uos estes li confors	10	97	292	1927
ose (oze)	Quant nature ait celle saixon descloze	60	98	66	1940
our (or)	Quant li tens pert sa chalor . . .	18	97	296	1969
ors (ours)	On demande mout sonent kest amors	63	98	67	2024
u	Por ceu ke iai lou uoloir retenu .	65	98	68	2059
ure	Meire donce creature	44	98	59	2091
	Chant ne me vient de verdure . .	50	98	61	2117
us	Jain per coustume et par us . . .	1	97	288	2124
	Por coi se plaint damour nuns . .	64	98	68	2128

	II. Estampies.	Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
age (aige)	Dame bone et saige	6	98	345	38
ant	Al antrant (dou tans)	16	98	350	281
	De bien ameir chant	10	98	347	300
	Onkes talent de faire chant . . .	2	98	344	302
é (ei)	Jai longuement estei	4	98	344	456
	Amors et nature et iolietei . . .	8	98	346	463
	De bone uolentei	5	98	345	178
ent (ant)	Je chans souent	17	98	351	725
	Doucement souant	12	98	348	731
er (eir)	Sopris et an pris dameir	3	98	344	761
es (eis)	Jai soffert mes grieteis	15	98	350	932
i	Amors cui iai tant serui	7	98	346	1083
ie	Can feme ce fie	13	98	349	1155
	En dame iolie	1	98	343	1169
	Volenteit iolie	19	98	352	1173
oie	En ioie seroie	14	98	349	1762
our	Fine amour cui iaour	18	98	352	1968
	Amors qui tient euers an ualour .	9	98	347	2016
ure	Quant uoi la uerdure	11	98	348	2120
	III. Jeus partis.				
ai	Rollant vne dame trouai	32	98	378	107
ande	Respondeis a ma demande . . .	23	98	370	258
ans, ant	Thiebaus de bair li rois des allemans	16	98	364	259
	A ti Rolant ie demant	18	98	366	330
	Amins ki est li muez uaillans . .	27 bis	98	374	365
é (ei)	Dous dames sont rollant ki ont ameit	17	98	365	400
ée	Biaus gillebert dites ci uous agree .	26	98	372	491
	Par deu rolant une dame est amee	4	98	355	497
ent	Morgue li fee ait fait comandement	36	98	381	650
	Sire une dame ait ameit longement	8	98	358	706
	Par deu rolant iai ameit longement	15	98	363	707
és (eis)	Jehans de bair uos qui aueis . .	3	98	355	917
	Dous iehans de bair respondeis . .	13	98	362	941
	Douce dame respondez	14	98	362	944
	Garset par droit me respondeis . .	25	98	372	948
i	Douce dame uos aueis prins marit .	33	98	379	1054
	Rolans car respondeis a mi . . .	5	98	356	1068
	Concillies moi rolan ie uous au pri dui chiuaillier meuont damor priant.	1	98	353	1074
	Concillies moi rolan ie nous au pri il est vns hons qui aimme loiaulment	34	98	379	1074 (bis)
	Amors ie uos requier et pri . . .	28	98	375	1075
	Concillies moi ie uos pri	9	98	359	1078
ie	Concillies moi aubertin ie uos prie .	20	98	367	1201
ier	Biaus thierit ie uos uoil prier . .	24	98	371	1296
	Rolan de rains ie uos requier . .	7	98	357	1307
	Douce dame uolantiers	10	98	360	1338
ies	Rollans amins au fort me consillies	19	98	366	1343
ir	Cardons de uous lou uoil oir . . .	31	98	377	1437
	Jain par amors de fin cuer sans partir	6	98	357	1442
ire	Jaike de billi biaus sire	11	98	360	1504

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
is	Jaikes de billi amis	2	98	354	1513
	Par deu rollant uns miens tres grans amins	35	98	380	1517
oi	Biaus rois thiebaus sire consillies moi	30	98	376	1666
oie	Sire li queilz ait plus grant ioie .	22	98	368	1737
	Perrins amins moult uolentiers saroie	21	98	368	1759
or(s)	Bouchart ie uos pairt damors . .	29	98	375	1949
(our)	Lorete suer par amor	12	98	361	1962
	Amins bertrans dite moi lou millor	27	98	373	2000

IV. Pastorelles.

ai	Heu main matin jueir alai . . .	50	99	97	57
	De saint quaitin an cambrai . . .	38	99	93	61
	Lautrier de ioste cambrai	37	99	92	62
	De joli cuer chanterai	20	99	85	66
	Lautre ior me chiuachai . . . . toz pensis et an esmai.	33	99	90	70
	Lautre ior me chiuachai . . . . lez lombre dun olliuier.	29	99	89	71
	Lautre ior moi chiuachai . . . . deleiz un bouxon trouai.	5	99	78	72
	Entre arais et dewai	15	99	83	75
	En mi deus urais deus sire dex ke ferai	27	99	88	79
	Per vn tres biaus ior de mai . .	49	99	97	86
ant	Lautrier alloie juant	53	99	99	346
aus (als)	Au cuer les ai les iolis malz. . .	13	99	82	386
e (ei)	Jai trouei mon cuer plus en amorei	9	99	80	431
	A definement desteit	14	99	82	436
ee	En yver an lai jallee	8	99	79	516
el	An mai a dous tens nouel . . .	18	99	84	576
elle	Pastorelle . . . . . vi seant les vn bouxon.	3	99	78	605
ent	Pancis amerouzement	25	99	88	639
et	Pute poinne chiuachoit a matinet .	52	99	98	961
	Lautrier par vn matinet . . . . jueir man alloie.	44	99	95	963
ette	Cant io chanteir laluette	39	99	93	968
i	Entre moi et mon amin	43	99	95	1029
	Chascuns chantet de cuer iolit . .	28	99	89	1047
	An un florit uergier iolit	16	99	83	1052
ie	E bergiers si grant anvie	56	99	100	1139
	Jain simplete anuoixie	31	99	89	1146
ier	Je chiuachoie lautrier . . . . . mon palle froit lambleure.	34	99	91	1254
	Dehors conpignes lautrier	30	99	89	1256
	Lautrier en mai por moi esbanoier	55	99	99	1275
ies	Quant ces mouxons sont faillies . .	11	99	81	1350
in	Pencis lautrier alloie mon chamin .	51	99	98	1360
	A lai folie a don martin	35	99	91	1363
	Chevauchai mon chief anclin . . .	40	99	93	1364
	Je me leuai ier matin . . . . . de langres chiuachoie a bair.	57	99	100	1369

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
in	Lautrier un lundi matin	10	99	80	1370
	Je me leuai ier main matin . . . vn pou deuant soloil luxant.	23	99	86	1371
	Lautre ior par un matin . . . . juweir man allai.	36	99	92	1372
	Lautre iour par un matin . . . . maloie desdure.	4	99	78	1373
	Lautre iour par un matin . . . . sous une espinette.	2	99	77	1374
is	Por coi me bait mes maris . . .	6	99	79	1564
ive	Lest tout la jus con dist sor loliue	42	99	94	1653
oi	Tous sous sus mon pallefroi . . .	48	99	97	1673
oie	Ambanoiant lautre ior man aloie .	26	99	88	1682
	Dares a flandres alloie	41	99	94	1683
	Trop volentiers ameroie	46	99	96	1686
	Lautrier chiuachoie . . . . . leis vn boix ki verdoie.	45	99	95	1694
	Lautre iour ie chiuachoie . . . . pancis si con suis souant.	54	99	98	1696
	Lautre iour ie chiuachoie . . . . sor mon palefroit amblant.	1	99	77	1697
	An Haichicourt lautre iour chiuachoie	47	99	96	1701
	Lautrier mi chiuachoie . . . . . pencis con suis souent.	7	99	79	1703
	Lautre iour me chiuachoie . . . sous sans compaignie.	17	99	83	1707
	Lautre iour me departoie	12	99	81	1713
	Lautre iour mon chamin erroie . .	19	99	84	1717
on	Pastorelle vi seant leis un bouxon . aigniaus gardoit si tenoit.	24	99	87	1854
	Jer matinet deleis un uert boxon .	22	99	85	1855
or	De mes a fristor lautre iour . . .	32	99	90	1991
ne	Lai fille dan huwe	21	99	85	2066

V. Balettes.

a (ait)	Lai saigette blondette mait . . .	88	99	363	1
age (aige)	Un dous regairs sans folaige . . .	176	99	384	27
	Amors man uoie a mesaige . . .	71	99	358	30
ai	Li tres dous panceirs ke iai . . .	90	99	363	50
	Bone uolenteit ke iai	155	99	379	51
	Les malz damors santi ai	49 (u. 92)	99	352	54
	Dieus iai amai et ain ancor et amerai	27	99	346	59
	Trop mi destraint amorettes ke ferai	111	99	368	78
	Em mi deus urais dex que ferai .	83	99	361	80
	Merci dame on ie morrai	128	99	372	97
	Jain par amors et si ne sai . . .	80	99	361	102
	De tout mon cuer bone amour seruirai	30	99	346	105
	Onques iour ne me nantai . . .	169	99	382	108
aille	Jai esteit clers moult longement san faille	45	99	351	122
aire	Onques mais de chanson faire . .	156	99	379	161
	Chansonete mestuet faire	149	99	377	165

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
ais	Je ne chantai onkes mais	52	99	353	195
	Plus amerous conkes mais . . .	141	99	375	196
ame	Puez ne mi uolt oir ma dame . .	78	99	360	203 bis [203 a]
	La biautei ma dame	48	99	352	
ance	Aucuns dameir ce bobance . . .	174	99	384	208
	Alegiez moi ma greuance	180	99	385	228
	Biaulteiz et sans et vaillance. . .	19 (u. 119)	99	343	254
ans	An uoixiez suis et chantans . . .	137	99	374	266
	Duez confonde mesdixans	121	99	370	271
	Dame cortoise et biens saichans. .	55	99	354	278
ant	Por ceu chant.	118	99	369	301
	A la belle me comant	1	99	339	326
	Aucune gent uont dixant	21	99	344	337
	De urai euer humeliant	157	99	379	345
	Douce dame cui iaim tant . . .	20	99	344	356
	Dame donor qui ualeis tant . . .	77	99	360	362
	Amors ne se donne mais elle se uant	18	99	343	366
	Amors mont fait mon niuant. . .	5	99	340	370
as	Jolie ne suix ie pas.	75	99	359	379
aus (als)	Amors de uos malz	26	99	345	387
aut	Puez ke nature passe et verdure faut	183	99	386	394
é (ei)	Jai main iour de euer amei . . .	143	99	376	399
	Saige blondette nos biantei . . .	102	99	367	404
	Jai lontans estei	8	99	341	457
	Dame si uos uient an grei . . .	23	99	345	461
	Par fate de leaultei	33 (u. 105)	99	347	464
	Se fortune mait mostreit	186	99	387	466
ée	Je fu de bone houre nee	82	99	361	532
ele (elle)	Chanter mestuet por la plus belle .	74	99	359	589
ence	Quant li nouviaus tans sagence . .	123	99	370	621
ent (ant)	Aurai aligement	12	99	342	637
	Amors mont si doucement. . . .	139	99	375	658
	Pres dun boix et lons de gent . .	173	99	383	680
	Onques an ameir loialment . . .	125	99	371	702
	Se iaim et sers loialment	145	99	376	705
	Je me suix moult longement . . .	65	99	356	710
	Sis qui contre mal bien rent . . .	142	99	376	718
	Je nen puis mais se ie ne chans sonent	110	99	367	726
	Je suis an esmai ma dame souent .	148	99	377	730
	Je chant dun amerous talant. . .	146	99	377	735
ente (ante)	Pour nul meschief que ie sante . .	165	99	381	753
er (eir)	Trop mi demoinne li malz damer .	93	99	364	763
	Amors cui ie voil servir et amer .	31	99	347	764
	Despuez ke ie so ameir	177	99	384	766
	Amors maprant a chanter. . . .	43	99	350	776
	Talant mait pris de chanter . . .	184	99	386	792
	Fine amour me semont de chanteir	160	99	380	797
	Constumier suix de chanteir . . .	40	99	349	799
	Bone amour me fait chanter (et demeneir ioie)	14	99	342	813
	Amors qui tout puet doneir . . .	126	99	371	848
	Tant ai mal ni puis dureir . . .	166	99	381	850
	Amors me fait espireir	15	99	342	852

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
er (eir)	Tant ai serui sans fauceir . . .	167	99	382	854
	Certes nuns ne ce doit fieir . . .	158	99	379	855
	Osteis ma kenoille ie ne pux fileir .	132	99	373	856
	Medixant por moi greuer	67	99	357	860
	Dame il nest dolors en terre ne en meir	131	99	372	[871a]
	Je ne sai coment nomeir	159	99	380	875
	Dame cui ie noz nomeir	86	99	362	877
	Je noz a mamie parleir	103	99	367	fehlt bei R.
	Saligement ne puis troueir . . .	168	99	382	897
	Bien me puis nanter	35	99	348	901
es (eis)	Por deu car ne mobliеis	58	99	354	937
et	Lautrier par vn matinet (per vn petit vxelet).	138	99	374	964
ete (ette)	E bone amourette	87	99	362	970
	Duez iain par amorette	89	99	363	971
	Bargeronnette	113	99	368	974
	Cleire brunete	25	99	345	975
	Jancomans ma chansonette . . .	101	99	366	976
	Or la truix trop durete (voir) . .	36 (u. 112)	99	348	977
	Deduxans suis et ioliette	91	99	363	983
	Jantrai en lai ruwelette	171	99	383	984
etes (ettes)	A dous tens ke violettes	133	99	373	990
euil (uel)	Se ie chans moins ke ne suel . .	22	99	344	1000
eus (ues)	Dues dues dues dues dues . . .	100	99	366	1013
i (it)	Tres dous amis ie lou uos di . .	32 (u. 104)	99	347	1038
	Jai par mainte fois failli	47	99	351	1040
	Je chans en espoir ioli.	28	99	346	1048
	Cilz qui me tient por iolit . . .	122	99	370	1051
	Tres douce dame merci	70	99	357	1056
	On dit ke trop suis ione se poize mi	120	99	369	1069
	E et por ceu doi ie auoir et mins an obli	127	99	371	1070
	Douce mergot ie uos pri	154	99	378	1077
	Chascuns chante de thierit . . .	51	99	352	1084
ie (ies)	An espoir dauoir aie	134 (136bis)	99	373	1099
	Je me duel amie.	85	99	362	1101
	Silz a cui ie suis amie	98	99	365	1105
	Amors an la cui bailie	162	99	380	1107
	Aucuns sont qui ont an vie . . .	164	99	381	1140
	Jain dame anvoixie	117	99	369	1145
	Jain simplete an voixie	24	99	345	1146
	Li hons fait folie	39 (u. 108)	99	349	1160
	Si iain sans pancer folie	61	99	355	1161
	Bone amor folie	72	99	358	1165
	E dame iolie (mon cuer sans fauceir)	29	99	346	1168
	La vie menrai iolie	59	99	354	1170
	De grant uolantei iolie	46	99	351	1174
	Ne mi bateis mies	16	99	343	1184
	Amors me semont et prie (dameir celle a cui sotrie).	17	99	343	1197
	Amours par sa signorie	42 (u. 64)	99	350	1210
	Pues ke li malz dameir est uie . .	37	99	348	1221
	Or nest il teil vie	9	99	341	1238

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
ier	Amors mait fait adrecier	10	99	341	1249
iere	Biauteis bonteis douce chiere . . .	153	99	378	1326
ile	Il ait teil an ceste vile	130	99	372	1358
	Quant ie ving an ceste vile . . .	79	99	360	1359
in	Je me leuai ier main par vn matin	97	99	365	1376
ir	Cant remir la belle a cui ie no gehir	41 (u. 135)	99	349	1119
	Amors me font languir	150	99	378	1423
	Dame gardeis uous de mantir . .	76	99	359	1426
	Dame cui nuel obeir	53	99	353	1435
	Je me doi bien resioir	187	99	387	1446
is (ix)	Trop mi destraint lamor biautrix . .	107	99	367	1524
	Hailais com est en dormis . . .	56	99	354	1527
	Li tres dous pencers iantis . . .	69	99	357	1550
	En melancolie ai pris	60	99	355	1593
	Amors a cui ie me rant pris. . .	66	99	356	1602
	Gratiouzement suis pris.	188	99	388	1604
	Se mesdixans mont repris	57	99	354	1611
ise	On dit qaan amor franchise . . .	44	99	350	1625
ive	Dame saige et antandive	7	99	340	1652
oi	He lais ie chante et bien noi . .	175	99	384	1676
	Puez ke bone amor ait en soi . .	161	99	380	1944
oie	Dame bien me doueroie	62	99	355	1714
	Dues en vn praielet estoie . . .	13	99	342	1719
	Lai blondette saigette que iain me tient an ioie	129	99	372	1734
	An espoir dauoir lai ioie	144	99	376	1738
	Dame a cui motroie.	54	99	353	1746
	Belle et bone mi proie	172	99	383	1750
	Dame boin gre uos sauroie . . .	115	99	368	1761
	Dame donour mait an uoie . . .	116	99	368	1770
	Amors me met en voie	3	99	339	1772
	Amors qui mait en la voie . . .	11	99	341	1773
oins	Por ceu mait point ci poins . . .	181	99	385	1781
oint	Trop mi destrent li malz dont point	34 (u. 106)	99	348	1782
oir	Onkes mais ne so deuoir	163	99	381	1796
	Amors qui tant ait pooir	4	99	340	1805
	Onkes ne so eamors enst pooir . .	179	99	385	1808
	Uos qui ameis ie uos fais a sauoir	96	99	364	1814
	Douce dame a vostre uoloir . . .	84	99	362	1828
ois	Or est raisons et si lacorde drois .	147	99	377	1832
on	Onkes mais no oquixon	151	99	378	1873
	Se ie me plain iai bien raison . .	185	99	387	1882
onc	Haute pencee me done	6	99	340	1905
ons	Honis soit li iones hons	114	99	368	1907
	Dame ie uos aimme plus ke nuns hons	81	99	361	1908
ont	Dont sont qui sont	124	99	371	1926
ort	An mon chanteir me reconfort . .	2	99	339	1935
our	An uer fauce amor	38 (u. 109)	99	349	1955
	Honis soie ie lou iour	178	99	384	1996
	An dame plaisans donor	63	99	356	2001
ours	Je morrai des malz damours . . .	152	99	378	2021
	Boin fait ameir par amors . . .	94	99	364	2028
ous	Mesdixant can tient a uos. . . .	99	99	366	2048

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
ous	Et ie sohait frex fromaige et si uolz	182	99	385	2051
ue	Trop me repent mais tairt mi suis parsue	136	99	374	2069
ure	Amours ait bone auenture	95	99	364	2087
	De mai droite norriture	140	99	375	2110

VI. Sottes chansons.

aire	El tans ke hernus repaire	12 [17][1]	104	337	174
e (ei)	Quant uoi paroir la parselle on uert bleif	11 [16]	104	337	406
ee	Chans de singe ne poire mal pellee	1	104	331	535
	Quant uoi uendre char de porc sour samee	6	104	334	555
cle (oile)	Ce fu tot droit lou ior de lai chandoile	14 [19]	104	338	564
ent (ant)	Amours me fait chanter a poc dargent (*unvollständig*)	9	104	335	642
	Amors graci de son ioli presant . .	2	104	331	717
ie (iee)	Quant ioi la quaile chausice . . .	7	104	334	1113
	Quant ioi crier rabardie	5	104	333	1202
	Amors et la signorie	15 [20]	104	339	1209
	[Onkes mais iour de mai vie] (*nur der Schluſs vorhanden*) . . .	[14]	104	336	1224
ier	Quant uoi ploreir lou froumaige on chazier	10 [15]	104	336	1261
	Quant en yver uoi ces ribaus lancier	8	104	335	1284
	Deuant a ost con doit ces bleif soier	17 [22]	104	340	1311
ies	Bien doit chanter qui est si fort chargies	3	104	332	1342
ise	Chanteir mestuet iusca ior dou iuise	4	104	333	1630
oche (oce)	Ens ou nouel ke chaseuns se baloce	13 [18]	104	337	1656
ome	Se ie chant con gentil home . . .	16 [21]	104	339	1851

[1] Die in [] gesetzten Nummern geben die Zählung Raynauds, Bibl. I S. 54, wo auf die verlorenen Stücke keine Rücksicht genommen ist.

Druckfehler.

Bd. XCVIII S. 74 Anm. in den Varianten aus Nr. 88 Str. II lies *loial, peussent,* Str. III lies *paiage, honor.*

Bd. XCVIII S. 346 Nr. 8 lies R. 463 statt R. 464.

Bd. XCIX S. 91 Nr. 34 lies *Je* statt *E.*

Bd. XCIX S. 368 Nr. 114 lies R. 1907 statt R. 907.

Göttingen. Georg Steffens.

Kleine Mitteilungen.

Zur Altweibermühle (Bd. CII S. 241 ff.).

Die Altweibermühle (*Maitli-Rölli* oder *-Röllete, Altwiber-Relle, Wiber-Rellet*) war und ist in verschiedenen Gegenden der Schweiz ein beliebter Fastnachtsscherz; so noch heutzutage in den Kantonen Schwyz und Thurgau. In einem schwyzerischen Gedicht 'Ds Schwyzerjohr' (Schwyzerdütsch Heft 36 S. 87) wird dieses Fastnachtsschauspiel als ganz bekannt vorausgesetzt:

An Umzug goht, a der Fassnachtflorz,
Was Bei hät, goht a Wyberrellet.

In Brunnen soll 1864 ein Fastnachtsspiel, die 'Maitli-Rölli', aufgeführt worden sein, und in Buochs (Kanton Unterwalden) war das Abhalten einer 'Maitli-Rellete' bis in die fünfziger Jahre ein notwendiger Bestandteil der Fastnachtslustbarkeiten.

Zur Pelzmühle vergleiche man das Schweizerische Idiotikon (Bd. IV Sp. 190), das die betreffende Redensart aus dem Kanton Schaffhausen und aus der Sutermeisterschen Sprichwörtersammlung (S. 10) nachweist.

Zürich. E. Hoffmann-Krayer.

Der 'böse Geist' in der Domscene.

Charles Bundy Wilson hat in einem Artikel der Modern Language Notes (Jan. 1900, Vol. XV S. 12 f.) sich gegen die Auslegung gewandt, die F. Paulsen in der Deutschen Rundschau (August 1899, S. 206 f.) von dem 'bösen Geist' in der Domscene des 'Faust' giebt. Schon vor Paulsen haben (wie Wilson anführt) Marggraff, Köstlin, schliefslich auch v. Loeper, die alte Auffassung, der 'böse Geist' sei einfach Gretchens Schuldbewufstsein, aufgegeben und mit starker Betonung des Adjektivs ihn als einen wirklich schlimmen, verderblichen Geist erklärt. Paulsen ist dann noch weiter gegangen und hat ihn geradezu mit dem Teufel gleich-

gesetzt: 'Als böser Geist, in der Scene im Dom, steigert Mephistopheles durch seine Einflüsterungen Gretchens Gewissensangst.'

Demgegenüber kehrt Wilson zu der alten Meinung zurück und meint, dafs der böse Geist einfach Gretchens schuldiges Gewissen bedeute, gehe mit Bestimmtheit schon aus den Versen 3794 bis 3797 hervor:

> Weh! weh!
> Wär' ich der Gedanken los,
> Die mir herüber und hinüber gehen
> Wider mich!

Ich halte das für völlig zutreffend, glaube aber der alten Auslegung auch gerade aus dem Epitheton, das zu ihrer Erschütterung geführt hat, neue Stützen gewinnen zu können.

Die Vorstellung von einem 'Dämonium', von einem 'Genius', der in der Seele des Menschen wohnt und in entscheidenden Augenblicken mit ihm spricht, ist der ganzen Genie-Periode eine Lieblingsidee, wie Rudolf Hildebrand in dem berühmten Artikel 'Genie' des Deutschen Wörterbuchs (IV 1 S. 3396 f.) mit einer reichen Fülle von Belegen nachgewiesen hat. Diese Vorstellung, der auch der junge Goethe huldigt, wird aber nicht in ihrer Einfachheit festgehalten. Gerade in der Zeit von Sturm und Drang ist man sich ja der inneren Widersprüche nur zu lebhaft bewufst; dafs zwei Seelen, ach! in einer Brust wohnen, empfinden diese genialen oder genialischen Naturen unaufhörlich. Daher wird das 'Dämonium', wird der 'Genius' vervielfacht. Zuweilen ganz allgemein: 'Dafs meine Geister bis zu Lotten reichen, hoff ich' (15. Sept. 1773 Goethe an Kestner; Br. 2, 103). Aber viel häufiger naturgemäfs mit der Einteilung in Gut und Böse; so freilich, dafs 'der Genius' schlechtweg meist als gut gilt, der 'böse Genius' aber besonders als solcher bezeichnet werden mufs (vgl. Hildebrand a. a. O. Sp. 3400 γ).

Beide aber, der gute wie der böse Geist, werden lediglich als Ausdruck innerer Stimmung aufgefafst. So oft in den Briefen der Wertherzeit: 'Versetzte uns nämlich ein guter Geist zuerst nach Wetzlar in den Cronprinzen zwischen gesprächige Tischgesellschaft, die der leidige Teufel auf die noch leidigere Philosophey zu diskuriren brachte, und mich in seine Schlingen verwickelte ...' (Januar 1773; Br. 2, 53). Man sieht den Unterschied: der gute Geist versetzt Goethe unter seine Bekannten, gerade wie es sonst ein Traumbild thut (an Käthchen Schönkopf 12. Dezbr. 1769; Br. 1, 218 f.); handelt es sich aber um Einwirkung auf mehrere Personen, so mufs der objektive 'leidige Teufel' statt des subjektiven 'Geistes' dran. Oder: 'Predige denen Herren ihr guter Geist fleifsig über Pred. Sal. C. 7 V. 17' (5. Febr. 1773; Br. 2, 62); also: jedem Herrn sein eigenes Dämonium. Diese Geister sind also nicht Engel und Teufel, wie die beiden Ratgeber von Bürgers Wildem Jäger; sondern sie sind Verkörperungen innerer Stimmen. Goethe schreibt ja ausdrücklich an

Herder: 'Und dann weifs ich doch nicht, ob ich von der Seite mit Äsopen und Lafontaine verwandt bin, wo sie nach Hamann mit dem Genius des Sokrates sympathisiren' (Ende 1781, Br. 2, 11).

Sind nun der gute wie der böse Geist nur innere Stimmen — was denn ist der böse Geist?

Er könnte immer noch ein Teufel sein, der neben dem Schutzgeist in der Seele wohnte. Aber das widerspräche der felsenfesten Überzeugung jener Zeit von der angeborenen Güte des Menschen — jenem Fundamentaldogma, das noch den gereiften Goethe zu Kant in schroffsten Gegensatz brachte. Der böse Geist in der Brust des Menschen ist also nie etwas anderes als ein erzürnter Geist — als das böse Gewissen. Es ist *'conscia mens,* leider nicht *recti,* die mit uns herum geht' (an Salzmann, Juni 1771; Br. 1, 281).

Ich wiederhole: das gilt nur von jenem 'bösen Geist', der dem 'guten Geist' als Gegenbild gegenübersteht. Natürlich giebt es für die Mythologie der Stürmer und Dränger auch 'objektive' böse wie gute Geister. 'Segnen alle gute Geister eure Reise' (Mai? 1773; Br. 2, 87) — das sind ganz allgemein die guten Genien (vgl. Hildebrand a. a. O.). Aber selbst der von der Seele losgelöste, draufsen thätige 'böse Geist' ist selten an sich verrucht, schlimm, verderblich: selbst er ist meist nur Rächer. 'Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde, und der himmlische Genius der rächenden Geister säuselte um mich herum' (an Herder a. a. O.; Br. 2, 12). Nur ganz selten stehen Gut und Böse ganz allgemein einander gegenüber, wie etwa in einem Brief an Frau von La Roche: 'Das Gute und das Böse rauscht an den Ohren vorbei, die nicht hören' (Juni 1774; Br. 2, 164). Sonst ist das Böse eben verschuldete Strafe der Götter; 'sie rächen sonst die Thränen des Mädchens, das dich liebt' (Laune des Verliebten J. G. 1, 143).

Der böse Genius also (vgl. über diesen Ausdruck Hildebrand a. a. O. Sp. 3400 γ) ist fast immer der erzürnte. Besonders deutlich illustriert dies eine Vergleichung zweier berühmter Stellen. Es heifst im Faust (V. 1830 f.):

> Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculirt,
> Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
> Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Und ganz entsprechend schreibt Goethe an F. H. Jacobi: 'An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes pppp. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphisick gestraft und dir einen Pfal ins Fleisch gesezt, mich dagegen mit der Phisick gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde ...' (5. Mai 1786; Br. 7, 212). Also: der böse Geist, der Jacobi im Kreis der dürren Spekulation herumführt, ist ihm zur Strafe gesandt — zur Strafe für undankbares Begehren.

Liegt es also schon durchaus in Goethes Wortgebrauch, den bösen Geist als erzürnten, nicht als schlimmen, als strafenden, rächenden, nicht als verderblichen anzusehen, so kommt für die Domscene noch die Analogie einer Bibelstelle in Betracht, die v. Biedermann (Goethe-Forschungen III S. 37; vgl. Wilson a. a. O. S. 15) angezogen, aber meines Erachtens unrichtig benutzt hat. Nachdem im 1. Buch Samuels berichtet ist, dafs König Saul sich an Gott versündigt habe, heifst es im 16. Cap. V. 14: 'Ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig'. Hierauf V. 15: 'Da sprachen die Knechte Sauls zu ihm: 'Siehe, ein böser Geist von Gott machet dich sehr unruhig'. Diese Stelle mag wohl auf die Domscene eingewirkt haben; gerade Citate von Saul und David braucht Goethe jederzeit besonders gern. Das Epigramm 'Ach, ich war auch in diesem Falle!' von 1775 bezieht sich gar auf einen Vers in unmittelbarster Nachbarschaft der angeführten, auf 1. Sam. 16, 11. Somit glaube ich gern an eine Beziehung auf diesen bösen Geist — aber auch er ist eben ein strafender, rächender, kein verderblicher; auch er ist nur die Verkörperung (wenn man sich bei einem Geist so ausdrücken darf!) des bösen Gewissens.

Der böse Geist ist also nicht, wie Mephistopheles, ein schlimmer Geist, sondern er ist ein Geist, der 'bös' ist. 'Zornig, zürnend' ist ja vielleicht die älteste Bedeutung des Wortes (D. Wb. 2, 250, 5; doch vgl. Kluge Etymol. Wb. S. 50). Goethe braucht es gern so; so im Urfaust:

> Allein gewifs ich war recht bös auf mich
> Dafs ich auf euch nicht böser werden konnte (V. 1025).

Ebenso in der 'Laune des Verliebten':

> Denn, wenn du böse thust, so kann sie nichts erfreun (JG. 1, 143).

Der böse Geist, um es zusammenzufassen, kann nach Goethes (und seiner Genossen) Sprachgebrauch in der Zeit, da die Domscene entstand, nichts anderes sein als eine Stimme ihres Innern, die erzürnt und strafend Gretchen ihre Schuld ins Gedächtnis ruft. Schlimme Geister aber, oder gar Mephistopheles selbst, haben mit dieser erschütternden Offenbarung der reuigen Seele nichts zu schaffen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Heiligen Englands

betitelte ich (Hann. 1889) eine Abhandlung über die kentische Königsgenealogie und die Reliquienstätten. W. de G. Birch[1] druckt, ohne meine Arbeit oder mehr als geringe Teile ihres ferneren Stoffes zu kennen, dasselbe Stück aus Hs. S[tow].[2] Die Hs. Harley 464,

[1] Liber vitae: register and martyrology of Newminster and Hyde abbey Winchester. Lond. 1892 (Hamp. record soc. 5) p. 83; vgl. LVIII.

[2] Ich verglich § 1—4; keine andere Lesung.

die er anführt, ist laut Katalog nur moderne Kopie der anderen von mir benutzten Hs. C[orpus, Cambridge]. Er behauptet, ohne einen Schatten von Grund, die Schrift stamme 'of Beda's work or inspiration', und die Lokalisierung der Heiligengräber an Flüssen deute 'to some lingering idea connected with water worship which existed before the Christian period in Britain'. Ich wies nach, daſs Teil I dem 9./10. Jahrhundert und Saint Austin's entstammt; dagegen Teil II, dessen Verschiedenheit Birch nicht bemerkt, entstand c. 993—1013 in Wessex. Läge eine Spur von Quellenkult vor, so hieſse doch wohl einer der Flüsse nach den Heiligen. Mit Unrecht denkt Birch II 3 statt an Dunkeld[1] an Down in Irland, wo er den Tayfluſs sucht. *Wihtburht,* wofür aber die andere Hs. *Wihtburh,* der Übersetzer *Wihtburga* hat, identifiziert er ohne weiteres mit dem Frisenapostel *Wihtberht.* Der hl. Higebold war kein Bischof, und *Lindisse* heiſst Lindsey, nicht 'Lindisfarne'; aus *Oncel* (Ancholme) macht Birch *on Cel,* am 'Flusse von Cholsey (Berks.)'! Ealhmund ist nicht Ælfreds Urgroſsvater, sondern ein northumbrischer Prinz. Unter *Æþelbyrht* und *Æþelred* zu Bedford bezw. Leominster versteht Birch das kentische Brüderpaar, das aber II 25 beisammen steht. *Justus martyr* ist nicht der Bischof von Rochester, *Iohann se wisa* nicht identisch mit 'Scotus [Erigena]'. — Zu lernen ist aus Birch nur, daſs der bretonische Heilige *Iwig* den Namen 'Ivy-church near Wilton' hinterlieſs. F. Liebermann.

Liber vitae of Newminster,

Winchester, ediert von W. de G. Birch,[2] enthält auſser der für Namenforschung hochwichtigen Reihe derer, für die das Kloster betete, eine Anzahl angelsächsischer Stücke; die Hs., im British Museum Stowe 960, ist geschrieben c. 1004—30. So p. 81: *Her onginð ymbe þyses middangeardes ylde, hwæt wæs fram Adame oð Noé* (3676) *wintra,* endend: *syxte yld fram Cristes acennednesse* (1031) *wintra.*

P. 94: *'Ine cinge*[3] *rixode XXXVII wintra'* bis *þa feng Æþelred to rice, his broðor,* 7 *he rixode XXXVIII geara,* dann von späterer Hand *þa feng Cnut cinge to rice.* Die Regierungsdauer der Könige ist zum Teil bis auf den Tag berechnet.

P. 159: *Þys is se halidóm, þe his gelogod innan þam haligan scrine, þe man nemnað Iohannis et Pauli*: ein lateinisches Reliquienverzeichnis, dann aber zwei englische Reliquienlisten.

P. 165: *Her onginð Damasus smeagung wið Hieronime þone bocere, hwilcon timan on Sunnandagan oðde on oðran dagan man mæssian mote ...*

P. 96: *Ic Eadwine munuk, cilda mæstere an Niwanmynstre, grete þe wel, Ælfsige biscop*: Gebetseinung zwischen Dom und New-

[1] So auch Reeves, *Life of s. Columba,* Hist. of Scotl. VI, LXXXIII.
[2] Vgl. vor. Seite. [3] Lies *cinge.*

minster; des ersteren Parallel-Urkunde druckte Thorpe *Diplom.* 321. Andere Urkunden: p. 155 = Birch *Cart. Saxon.* 1338; p. 74 König Ælfreds Testament (Birch 553) in der besten erhaltenen Form; Übersetzung und Sacherklärung p. 201, LIV.

In den Anhängen druckt Birch an Urkunden angelsächsischer Sprache: p. 207. 226 Cart. Sax. 596. 748 aus Hs. des Winchester college [ob neu kollationiert?], viele aber nur aus bekannten Drucken, namentlich *Liber de Hyda* ed. Edwards. — Ferner aus den um 1050 für Newminster gefertigten Codices Titus D 26 f.: p. 251 *Ælee sunnandæg bebeod þe ðære þrynnesse naman ...*; p. 260 *Wid* [lies *wiđ*] *þa blegene* = Cockayne *Leechdoms* I 380 [aber auch Transa. R. soc. liter., 2 ser. XI (1878) 484]. — P. 277 *Dis is full ger: twelf monþas fulle* 7 *endlufan dagas* 7 *six tida ...* — P. 279 *Seo sunne getacnað urne hælend Crist ...* — Dann [die von Skeat und Bradley (*Athenaeum*, April May 1897 p. 543. 682) erörterte Reihe] *A. He gangeđ* 7 *biþ his siđfæt gesund.* — Endlich steht p. XXII das oft gedruckte Gedicht *Ic eom halgungboc* aus Claudius A III. F. Liebermann.

Englisch bei der Nottaufe c. 1223.

Richard Poor, Bischof von Sarum, verordnet in seinen Synodal-Statuten *De baptismo ... Hec autem est forma: 'Ego baptizo te in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti'. Et in Romano uel Anglico* [andere Hss. bei Wilkins *Concilia M. Brit.* I 572: *Gallico,* was aber unter *Romano* schon gemeint] *sub eadem forma doceat sacerdos frequenter laicos debere baptizare pueros in necessitate.* Aus *Charters and doc. of Salisbury* ed. Jones and Macray (Rolls ser.) 1891 p. 138.
F. Liebermann.

Mittelenglische Bischofsegen

sind wahrscheinlich selten; wenigstens lauten die Pontifikalbücher noch im Menschenalter vor der Reformation zumeist lateinisch. Eine Ausnahme bildet das des Bischofs Johann Russell von Lincoln, 1480—94, Hs. British Museum Lansdowne 388, woraus Henderson *The consecratyon of virgins* und 'die Einsegnung einer Äbtissin' druckt (Liber pontif. Eborac., Surtees soc. 61, 1875, p. 235—49).
Berlin. F. Liebermann.

'Mistery plays in a chapel in the 14. century'

weist W. H. Stevenson (*Engl. hist. rev.* 1899, 393) nach zu Hedon, im östl. Yorksh. nahe Hull, laut J. R. Boyle *The early hist. of ... Hedon* (1895) 140. F. Liebermann.

Zur me. Handschriftenkunde: Hampole und Lydgate.

Ch. Kohler verzeichnet im *Catalogue des mss. de la bibl. Sainte-Geneviève, Paris,* II (Par. 1896):

n. 3390: f. 1 *Ane maner of men schulde kepe — — joye God us brynge. Amen* [über die 10 Gebote];

f. 24 *It is sothe, that bileve is ground of alle other virtues — — he myȝte wel come to hevene. So God graunte. Amen* [über Glaube Liebe Hoffnung];

f. 37 v. *Als a gret clerk schewith in his book — — to oure Ladi and to al the cumpany of hevene. Amen.*

f. 57 v. *Here biggynneth a drawing of contemplacion maad bi Richard hermite of Hampole. Iniche synful man and woman — — in hevene withouten endyng. Amen. Expl. Ric. Hampole.* Die Hs., vom 14./15. Jahrh., gehörte Aberdeen, dann Jacob VI (I).

The Tixall library; catal. of ... mss. late the property of FATC Constable, ... originally [of] Sir W. Aston, ... sold by Sotheby, Wilkinson & Hodge 6. Nov. 1899, verzeichnet

n. 268 *Exposicio super Dominica per Ric. heremitam. 'We take als bileve yt epistelis of apostelis er gospelis of c'ste; for he spac yem alle in yaim'.* Endet ... *'houre ī whilke yai sal be deed'*;

n. 408 *Lydgate, Destruction of Thebes; s. XIV* (!) *'The tyme in soth whanne Caunterbery tales, complete and tolde, at many sondry stage' ... Geffrey Chaucer of Bryteyn chief poete ... Lydgate monke of Bury, nye fyfty yere of age, come to this town to do my pilgrimage'.* F. Liebermann.

Liber custumarum von Northampton,

um 1460 im Midland-Englisch geschrieben, ist nach W. H. Stevenson (*Engl. hist. rev.* 1899 July 592) im früheren Teil aus Anglo-Französisch des beginnenden 14. Jahrhunderts übersetzt und in *The records of the borough of Northampton* 1898 mangelhaft gedruckt. Derselbe Herausgeber Chr. A. Markham edierte *The Liber custumarum, the book of the ancient usages and customez of the town of Northampton* — 1448 (Northa. 1895, 4) separat und in *Northamptons. notes and queries* 1890—4: in beiden jedoch nur ein Drittel des Ganzen, das zum Teil auch latein und französisch lautet; nach Gross *Bibliogr. of Brit. munic. hist.* 2459. F. Liebermann.

Die ags. Fieberbeschwörung (Archiv CIV, 123),

die Schenkl, Bibl. patr. Britann. III, 2, S. 67 (1898) erwähnt, ist nach Schenkls eigener Abschrift bereits von mir gedruckt, Archiv LXXXIV, 323 f. A. Napier.

Ermengard Vicegräfin von Narbonne,

die Gönnerin der Troubadours,[1] begünstigte, laut der Orkney-Saga,[2] um 1152 den norwegischen Dichter Rognwald Jarl der Orkneys.

[1] Diez-Bartsch *Leben der Troub.* 79.

[2] Ed. Vigfusson *Icelandic sagas* (1887) I c. 91. 93, translated by Dasent (1894) III p. 164. Französische Übersetzung bei Riant *Expéditions des Scandinaves en Terre Sainte* 251.

Dieser segelte nämlich auf seiner Kreuzfahrt über England *til Vallands* und kam zur 'Seeburg' *Narbon*. Dort war der Graf ohne männliche Nachkommen gestorben. Die Saga nennt ihn *Germanus* oder in Variante *Geibiörn*: die verschiedene Lesung entstand vielleicht aus der Unsicherheit des Norwegers, der einen ihm fremden Namen hörte, aber doch den Vokal, *m* und *r* behielt. Gemeint ist Vizgraf Aimericus II. Seine junge Erbtochter *Ermingerðr*, so erzählt die Saga richtig weiter, verwaltete das Erbe männlich, mit höfischer Gastfreiheit und dem Wunsche, durch Dichter berühmt zu werden. Ganz glaublich klingt, dafs sie den Jarl zum Feste lud, losen Haares, ein Goldband um die Stirn, in die Banketthalle kam, von Mädchen einen Tanz aufführen liefs und dem Jarl einschenkte. *Jarl tók hönd hennar ... ok setti*[1] *hana í kné sér*. Diese Kniesetzung bedeutet im nordischen Rechte Verlobung oder Adoption, hier wohl nur das Gelöbnis väterlichen Schutzes. Der Jarl samt beiden Hofskalden besang Ermengards Schönheit,[2] besonders ihr Haar wie Goldseide[3]: beides vielleicht nur poetische Floskel. Er soll Wiederkunft bei der Heimkehr vom Jordan versprochen haben: thatsächlich reiste er aber späterhin über Rom nach Hause. Und gewifs ist es nur eine Erfindung der ruhmredigen Saga, dafs er von den *staðar-menn* gedrängt worden sei, sich dort anzusiedeln: sie würden ihm Ermengard vermählen. Kinder- und gattenlos war letztere wirklich; vielleicht deshalb und wegen jener Haartracht, die den Norwegern 'nach Art der Jungfrauen' erschien, hielten sie sie für ein Mädchen; thatsächlich war sie schon zweimal verwitwet. Nur durch eine Verwirrung des Itinerars läfst es sich erklären, dafs die Saga nach diesem Vorfall in Südfrankreich fortfährt: *þeir fóru þar til er þeir kómu vestr á Galizuland*. Daraufhin zwischen Frankreich und Galizien suchend, meint Dasent, dem sich Vigfusson[4] entgegen früherer richtiger Ahnung anschliefst, Bilbao[5] am Nervion stecke hinter *Narbon*, obwohl sie doch beide in der Hakonsage 294, wo norwegische Mittelmeerfahrer die Stadt 1257 wieder berühren, *Narbon* richtig als Narbonne erklären. Sie erwähnen übrigens nicht, dafs Riant nach Suhm die Geschichte auf Elisabeth zu Amiens, wozu allerdings weder Namen noch Lage stimmt, gedeutet und Dozys[6] richtige Erklärung ausdrücklich abgelehnt hatte. F. Liebermann.

[1] Nicht 'elle s'assied à ses côtés'.
[2] Peire Rogier singt *sa beutatz resplan tan fort*.
[3] Die Metren scheinen den Grundstock zur Prosaerzählung zu bilden.
[4] p. XXXVIII. [5] Stände dann p. 168 *Völsku*: 'French lady'?
[6] *Recherches sur ... l'Espagne* (1860) II 348.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgeg. von J. W. Nagl und Jakob Zeidler. Mit ca. 200 Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt- und Faksimile-Beilagen. Wien, Carl Fromme, 1899. XIX, 836 S. Geh. M. 17.

Die Herausgeber erörtern (S. XIII f.) die Frage, ob eine besondere Litteraturgeschichte der Deutsch-Österreicher berechtigt sei, mit einem wunderlichen Gemisch von Umständlichkeit und Energie. Mir scheint es doch einfach, sie zu beantworten. Da niemand bestreiten wird, dafs ein deutsch-österreichischer Volksstamm von ausgeprägter Eigenart existiert, hat auch eine litterarische Biographie dieser Kollektivpersönlichkeit unzweifelhaft Berechtigung. Wünschenswert ist dann nur, dafs auf die fortdauernden oder sich umgestaltenden Eigenheiten jener Volksindividualität fortgehend Rücksicht genommen wird. Offenbar war das auch die Absicht der Herausgeber. Sie setzen (S. XV) mit einem Versuch ein, jene Eigenart zu charakterisieren. Tief geht er nun eben nicht, und, wie sich das in dem ersten Teil des Werkes leider nur zu oft wiederholt — die Art, wie die Auffassung verteidigt wird, ist sehr geeignet, sie zu kompromittieren. Man giebt gern zu, dafs der 'gesunde Sinn' die Österreicher — wie übrigens die meisten Stämme von fester alter Tradition — charakterisiert; aber man sieht kopfschüttelnd in nächster Nähe dieses Satzes — Ulrich von Liechtenstein genannt! Man räumt gern ein, dafs die einheimische Art bei den österreichischen Dichtern stärker als in manchen anderen Landschaften auch bei hochgebildeten Poeten merkbar ist; aber man kann unmöglich als Beleg dafür den Satz durchgehen lassen: 'in Bezug auf die Naivetät des Schaffens war Franz Grillparzer ebensowohl ein Volksdichter als Ferdinand Raimund.' Bei so advokatorischem Gebrauch verlieren die Bezeichnungen alle Kraft; wer ist denn kein 'Volksdichter', wenn Grillparzer einer ist? Schliefslich wird auch Hugo von Hofmannsthal so heifsen sollen!

Machen diese Worte unter der Hausthür etwa den Eindruck einer von einem wohlmeinenden Redner unklar hervorgestammelten Begrüfsung, so wird es mit dem ersten Abschnitt und zumal mit der Darstellung der deutschen Kolonisation in Österreich-Ungarn noch nicht viel besser. Wir können es nur loben, dafs die Genesis des Volksstammes skizziert werden soll, dem wir dann durch sein litterarisches Leben folgen sollen; aber leider macht diese hastige Urgeschichte den Eindruck, als habe ein auf diesem Gebiet wenig bewanderter Mann sich über Hals und Kopf in die schwierigsten Probleme gestürzt. Sobald der Redaktor auf Dialektforschung zu sprechen kommt (S. 53), merkt man einen Kenner, auch wo man widersprechen mufs; denn z. B. die beginnende dritte Lautverschiebung werden wohl doch trotz Nagls Ablehnung (S. 49 Anm. 2) recht viele 'einem Braune glauben'. Aber hier schon befremdet, wie oft der Verfasser fremde Ansichten nur aus dritter Hand kennt; Braunes Althochdeutsche Grammatik braucht man doch eigentlich nicht 'nach Jellinek' zu citieren! Geht es nun aber an die Heldensage (S. 61 f.) so spürt man nur zu deutlich den Nichtkenner — nicht blofs weil er seltsamerweise als Autorität von hier ab fast immer nur — Goedeke anführt! (Einmal wird allerdings — S. 107 Anm. 1 — Sepps 'Religion der alten Deutschen' in gleicher Weise angezogen!) Dafs der Merseburger Zauberspruch (S. 59) abgebildet wird, weil entsprechende Formeln auch in Österreich vorkommen (S. 58), ist methodisch schon anfechtbar; aber was soll man zu den völlig haltlosen Vermutungen über die 'etzelfreundlichen' Sänger (S. 69), zu der konfusen Ausbeutung der Eigennamen (S. 71 f.; 'in den Acta Tirolensia beziehen sich ... wohl auch die sechs Frauennennungen Azola somit von selbst, mag man linguistisch was immer für eine Deutung oder Ableitung vorziehen, praktisch auf den Hunnenkönig Etzel, bayerisch Atzel', S. 74 Anm.!, ferner S. 121 u. ö.) und der gewaltsamen Verwertung ihrer Statistik (S. 95) sagen! Das stärkste Stück von dunklem Dilettantismus bietet Nagl zum besten, wenn er von waschenden Weibern Sagen auf Stabreim stetig durchstöbert (S. 109). Da 'Wasser', 'Weib' und 'waschen' nicht umhin können, zu reimen, ist nur noch einmal ein altes Epitheton wie 'weifs' zu 'Wäsche' nötig, und die Allitteration ist da — zumal wenn man auch in 'schwaderte' das W fettdruckt! Zwischen allitterierenden Formeln und fest bewahrtem Stabreimvers weifs der Verfasser so wenig zu scheiden wie etwa (S. 105) zur Kudrunsage zwischen verwandten und nur entfernt anklingenden Sagenstoffen. Ebenso verwirrt sind (S. 115) die Bemerkungen über die Nibelungenstrophe. Freilich verirren sich auch beachtenswerte Gedanken etwa zur Musik der altdeutschen Epen (S. 111) oder zu der Scheidung von Homonymen durch 'schön' und 'wild' (S. 122 Anm. 2) in dies unbehagliche Gewirr rascher Einfälle und unsicherer Angaben. Statt der langen Nacherzählungen (S. 75 f.) wäre auch eine knappe Übersicht der wichtigsten Figuren und Votive mit charakteristischen Proben für den Laien wie für den Fachmann ersprieflicher gewesen.

Mit der alten geistlichen Dichtung (S. 140 f.) hebt das Buch sich

etwas, wenn auch Kelle etwas zu unbedingt zum Führer genommen wird. Absonderliche Sätze begegnen zwar auch hier noch. Bedurften die alten Völker wirklich der biblischen Schöpfungsgeschichte, um sich für die Tierwelt zu interessieren (vgl. S. 153)? Ferner befremdet es, dafs etwa Willirams charakteristische Gestalt (S. 156) ganz dürftig, der Peier aber (S. 194) plötzlich recht ausführlich besprochen wird.

Auch beim Minnesang stehen wir noch nicht auf festem Boden. Statt Goedeke gegen Burdach auszuspielen (S. 233), hätte der Redaktor sich wohl selbst eine Anschauung von dem poeta laureatus verschaffen mögen, der jedenfalls reichlich so viel 'aus dem Schatze des bodenständigen Volkstums' geschöpft hat als etwa der Österreicher Reinmar. Dafs Nagl Domangs mit Recht allgemein abgelehnten Einfall vom Klôsenaere (S. 242, 4) 'eine psychologisch feine Bemerkung' nennt, erregt nicht blofs durch den Ausdruck Erstaunen. Unklar sind die Worte über die höfische Dorfpoesie (S. 255), was nicht befremdet, wenn man die Naivetät sieht, mit der die unechtesten Neidharte (S. 256) als echt genommen werden. Daneben dann wieder die falsche Hyperkritik der allegorischen Deutung von 'Reuenthal' (S. 258)! Tanhäusers gelehrte Spielereien sind 'voll bodenständiger Ironie und Humoristik' (S. 262; 'bodenständig' ist überhaupt das dritte Wort). Die unhistorischen späten Bilder wie das König Wenzels (S. 255) scheinen die Unzuverlässigkeit dieser ganzen auf abgeleiteten Quellen phrasenhafte Gebäude aufrichtenden Darstellung illustrieren zu wollen.

Der etwas breite, aber inhaltsreiche Abschnitt über dramatische Poesie (S. 332 f.) führt zu Zeidlers Reich (S. 386 f.) über, und hier treten wir aus den Nebeln in helle klare Luft. Wir haben auch noch manches auszusetzen: Konrad von Megenberg ist (S. 396) zu kurz, Aeneas Sylvius (S. 416 f.) für den Zweck dieses Buches viel zu breit behandelt; die 'wichtige, staatsrechtliche Seite' der Poetenkrönung (S. 402) vermag ich nicht zu erkennen; die Abbildungen sind auch hier (z. B. S. 437) oft seltsam ausgewählt. Aber wie vortrefflich und anschaulich wird über Bibliotheken (S. 491), Singschule (Iglau S. 516), Kalender und Praktiken (S. 557), über die höfischen 'Wirtschaften' (S. 697) und vieles andere gehandelt! Wie treten kaum bekannte Namen wie Joh. Martin (S. 507), G. Scherer (S. 608), Kath. Reg. von Greffenberg (S. 802. 809) ans Licht! Überall verteilt der Verfasser selbständig; nur die übereifrige Verteidigung Abrahams a Sancta Clara (S. 636) und die schroffe Verurteilung der Sonnenfelsschen Bestrebungen (S. 816) scheint von der Tendenz, das Altösterreichertum überall ins Recht zu setzen, übermäfsig beeinflufst. Guarinoni wird (S. 614) zu Albrecht von Haller und dem Alpenkultus, Lindemayr (S. 761) zu Gottscheds Sprachreform in Beziehung gebracht; Hohberg (S. 792) und sein Werk werden nach allen Richtungen durchleuchtet. Dieser Teil verdient es wohl, durch Tilgners geistreiche Statue des Salzburger Hanswurstes (S. 739) illustriert zu werden!

Das umfangreiche Werk führt erst bis zu Maria Theresia. Ein Supplementband soll die deutsch-österreichische Litteratur im letzten Jahrhundert schildern; Bilder und Faksimiles sind dazu schon ausgegeben. Dieser

dritte Teil wird für das allgemeine Interesse wohl doch der Hauptteil werden. Hoffentlich steht er auch inhaltlich dem zweiten näher als dem ersten. Denn es wäre schade, wenn die vielfältige Mitarbeiterschaft, die lebhafte Vaterlandsliebe, die hübsche Ausstattung und vor allem der lehrreiche Hauptabschnitt unter den Übereilungen und Unklarheiten des Anfangs zu leiden hätten. Einstweilen können wir leider beim Anblick des starken Bandes uns des Eindrucks nicht erwehren, dafs der Kolofs auf thönernen Füfsen steht.

Berlin. Richard M. Meyer.

Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter von Richard Heinzel. A. u. d. T.: Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. IV. Hamburg und Leipzig 1898.

Das vorliegende Buch von 350 bedruckten Seiten, das beim blofsen Durchblättern eine Fülle von Belegstellen, Citaten, Ziffern und verhältnismäfsig wenig verbindenden Text aufweist, also sofort den Eindruck eines sehr gelehrten Buches hervorruft, zerfällt, abgesehen von einer Einleitung von 14 Seiten, in zwei Abschnitte, von denen der eine 'die ersten Eindrücke', der andere 'die zweiten Eindrücke' überschrieben ist. Jener zählt 150, dieser 176 Seiten. Jeder hat vier Kapitel, von denen je die beiden ersten erheblich umfänglicher sind als die beiden letzten, mit den Überschriften: I. Qualität; II. Quantität; III. Einteilung, Ordnung; IV. Ästhetische Wirkungen. Innerhalb der zweiten Kapitel wiederholen sich die Überschriften: A. Quantum? B. Quoties? C. Quot? Ebenso lassen sich andere Dispositionsmomente sofort als wiederkehrend erkennen: es ist innerhalb der einzelnen Kapitel von Zuständen und Vorgängen (sichtbaren, hörbaren) — im einzelnen, im Zusammenhang, von Ort und Personen (Schauspielern, Publikum; Personen ersten, zweiten, dritten Ranges; Männern, Frauen, Kindern), Tieren, Sachen etc. die Rede. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis bestätigt den Eindruck, dafs wir es mit einem scharfgegliederten, mit strenger Systematik gebauten Buche zu thun haben.

An Scherers Forderung einer empirischen Poetik knüpft Heinzel an und sucht ihr für ein wichtiges Gebiet Genüge zu verschaffen. Er selbst betont, dafs Scherer schon vor Jahren einen Kanon für die Beschreibung von Kunstwerken verlangt habe (S. 9 Anm.).

Heinzels Verfahren enthüllt sich alsbald als einfach und fruchtbar. Versetzen wir uns, sagt er, einen Augenblick unter das Publikum, das einer dramatischen Aufführung beiwohnt, lassen wir das aufgeführte Stück nebst seiner gesamten Umrahmung auf uns wirken und suchen wir, was wir sehen, hören, empfinden, zu analysieren, so werden wir zunächst zwei Arten von Eindrücken unterscheiden können: die äufseren, rein sinnlichen bilden das Material für die zweiten, die geistig-sinnlichen, die sich unter Mitwirkung der Reflexion ergeben. 'Beim ersten Eindruck ist angenommen, dafs das Publikum noch nicht zum Bewufstsein über die wahr-

genommenen Gesichts- und Gehörseindrücke gekommen sei, als ob es die im Stücke gebrauchte Sprache des Monologs, Dialogs, der Chöre nicht verstünde, wenn auch die Schälle der Sprachlaute und ihrer Gruppen, der Metren der Musik an sein Ohr schlagen, ihre Tonstärke, -höhe, -farbe, ihre Dauer und Wiederholung aufgefafst wird.' 'Im zweiten Abschnitt handelt es sich um jenen geistigen Prozefs im Publikum, der das volle Verständnis des Dargestellten und den entsprechenden ästhetischen Genufs zur Folge hat. Es erkennt den Sinn der Reden und Gegenreden, ihren Gedanken- und Gefühlsinhalt, ihre Formen, auch die quantitativen und ihre Ordnung, so dafs dieselben Kategorien quid? quoties? quot? quo ordine? auch hier begegnen ...'

Nach dieser Methode wird ein gewaltiger Beobachtungsstoff sorgfältig systematisiert.

Das Buch hat seine formale und materiale Bedeutung. Das streng sachliche Verfahren Heinzels wird nicht verfehlen, namentlich auf die jüngere Gelehrtengeneration einen starken Eindruck zu machen. Einem fahrigen Dilettantismus gegenüber, der sich in der Litteraturgeschichte von jeher mit Vorliebe getummelt hat, ist ein solches Beispiel streng methodischer Analyse von gröfstem Wert. Es wird die Überzeugung verbreiten helfen, dafs die Litteraturgeschichte nicht mit vorgefafsten Meinungen beginnt und mit subjektiven Werturteilen endet, sondern auf liebevoller Beobachtung und Beschreibung von Thatsachen gegründet ist. Jeder aber, der an sich selbst oder im akademischen Unterricht die Erfahrung gemacht hat, wie schwer sich auch Litteraturwerken gegenüber die Kunst zu sehen und zu hören lernt, wird für eine solche, sagen wir immerhin scholastische, Anweisung dankbar sein. Dafs sie mehr in ihren Äufserlichkeiten nachgeahmt als ihrem heuristischen Werte nach genutzt werden wird, ist eine Gefahr, die sich nicht vermeiden läfst. Da Heinzel überdies von den äufserlichen Eigenschaften zu den innerlichen führt, so werden auch die Schüler nicht fehlen, die bei jenen stehen bleiben und im Vollgefühl des Besitzes der allein seligmachenden Methode uns mit ganz gleichgültigen Formeln und Ziffern überschütten. Einen Ansatz zur Verfeinerung in der Beschreibung speciell des Dramas, der an das vorliegende Buch anknüpft, hat übrigens R. M. Werner in den Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, Festgabe für R. Heinzel, Weimar 1898, S. 7, gemacht.

Zweitens aber haben wir hier zugleich ein Nachschlagebuch erhalten, das jeder, der sich aus irgend einem Grunde mit dem Drama des Mittelalters beschäftigt, gern und dankbar benutzen wird. Wie in allen Heinzelschen Arbeiten, so ist auch in der vorliegenden eine ungeheure Fülle von Material mit staunenswertem Fleifse zusammengetragen und geordnet. Wer sich über die Anlage des Ganzen den Überblick verschafft hat, braucht künftig nur einen der Heinzelschen Schubkästen aufzuziehen, um die Belege für irgend eine interessante Einzelheit beisammen zu finden.

Ich kann indessen nicht verschweigen, dafs mit den beiden eben geschilderten grofsen Vorzügen des Werkes das aufs engste zusammenhängt,

was ich lebhaft als Mängel empfinde. Heinzel giebt mir in seiner 'Beschreibung' einerseits zu viel, andererseits zu wenig, um mich recht zu befriedigen und mit einem reinen und wohlthuenden Eindruck zu entlassen.

Wir sahen, dafs er sich auf den Standpunkt eines mittelalterlichen Publikums stellt. Zu dieser einen Fiktion aber gesellt sich, wie nun nachträglich doch auch hervorgehoben werden mufs, die zweite, der zufolge der Verfasser nicht nur ein einzelnes Drama, sondern die ganze uns überkommene Masse sozusagen zu gleicher Zeit vor sich abspielen läfst. Während jenes nicht nur erlaubt, sondern — soweit es eben möglich — auch notwendig ist, erscheint mir dieses durchaus nicht unbedenklich. Nur das Individuum kann man wirklich nach einem streng induktiven Verfahren direkt beschreiben, die Gattung nur indirekt, indem man aus den sie bildenden Individuen einen typischen Fall herausgreift und das übrige Material zur Vergleichung und Ergänzung heranzieht. Kam es Heinzel in erster Linie auf die Methode an, so mufste er auch in diesem Punkte streng sein. Wie weit ist der Abstand zwischen dem Tegernseer Ludus de Antichristo und dem Alsfelder Passionsspiel? Behandelt man so verschiedenartige Erscheinungen in demselben Rahmen, wie kann das Bild klar und scharf werden? Freilich wird der Mangel des Verfahrens nicht überall gleich fühlbar sein; aber gerade da, wo es auf feinere Beobachtung ankommt, mufs sich die Auseinandersetzung notgedrungen zerfasern. Fragt man mich z. B., was ein Kenner wie Heinzel über die ästhetischen Wirkungen des mittelalterlichen Dramas zu sagen hat, so weifs ich wirklich auf Grund der Erörterungen im Schlufskapitel des zweiten Abschnitts, das immerhin eine Reihe feiner und lehrreicher Bemerkungen enthält, nicht viel besseres zu sagen als: sie sind eben sehr verschiedenartige. Eine Einsicht, die billiger zu haben war.

Es kommt aber ein Moment hinzu, was Heinzel im vorliegenden Fall in eine noch ungünstigere Lage bringt.

Scherer verlangt mit Recht in den Worten seiner Litteraturgeschichte, die er selbst als das Programm seiner Poetik bezeichnet hat, von einer vollständigen Beschreibung, dafs sie den Blick auch auf die Ursachen und Wirkungen gerichtet halte (Litteraturgeschichte S. 770, vgl. Poetik S. 64). Das einzelne Litteraturwerk soll also im Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung betrachtet werden. Nun hat der Forscher zunächst gewifs das Recht, seine Aufgabe zu beschränken. Es fragt sich aber, ob das, was dem einzelnen Werke gegenüber erlaubt und vielleicht nützlich ist, es auch in gleicher Weise gegenüber einer Reihe von Dichtungen ist, die durch einen Kausalnexus miteinander verbunden sind, so dafs man angefangen hat, sie nach Stammbäumen zu ordnen. Dieses möchte ich bestreiten. Ist denn 'das mittelalterliche Drama' etwas anderes als die einzelnen mittelalterlichen Dramen in ihrer geschichtlichen Verbindung? Ich verstehe nicht, wem es nützen soll, von dieser zu abstrahieren, etwas Lebendiges, im Flusse Befindliches als tot zu behandeln und einer blofsen Fiktion zuliebe zu zerstücken. Dazu zwingt aber Heinzel,

der selbstverständlich Historiker genug ist, um die geschichtliche Entwickelung nicht völlig zu ignorieren, seine ganze Betrachtungsart.

So hebt er z. B. an: 'Das erste, was dem Publikum in die Augen fiel, war der zum Spiel bestimmte Ort,' um so im ersten Abschnitt im Kapitel 'I. Qualität, A. Zustände' die Bühne, will sagen die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten nach bestimmten, durch die geschichtliche Tradition zu erklärenden Principien eingerichteten Bühnen, als ein *quale* zu besprechen, sub 'II. Quantität, A. Quantum?' eine Auseinandersetzung über die 'Gröfse der Bühne', sub B 'Quoties?' eine über 'wiederholte Benutzung desselben Bühnenortes', sub C 'Quot?' eine weitere über die 'Anzahl der Bühnenorte' auf dieser fiktiven Bühne folgen zu lassen: dazwischen ist von den Schauspielern, dem Publikum, der Länge der Stücke und anderem die Rede. Heifst das nicht unter Verschmähung des natürlichen Systems, das sich für die Beschreibung geschichtlicher Dinge bietet, mit Gewalt ein künstliches einführen, welches Zusammengehöriges, d. h. das was als ein sich geschichtlich entwickelndes Individuum betrachtet werden darf — im vorliegenden Fall die Bühne —, derartig zersplittert, dafs man sich alsbald genötigt fühlt, zur Gewinnung eines wirklichen Bildes, die Teile aus der Heinzelschen Umrahmung herauszureifsen und sie anders zusammenzusetzen. So berechtigt die Heinzelsche Methode also für ein einzelnes Werk ist, so willkürlich erscheint sie mir gegenüber einer geschichtlichen Gesamtheit.

Mag nun aber auch das hier gemachte Experiment als ein Ganzes — meinem Urteil nach — mifsglückt sein: vielleicht ist es gerade dadurch nur um so lehrreicher, dafs es auch die Grenzen der Methode in überraschender Deutlichkeit erkennen läfst. Und so dürfen wir Heinzel immerhin dankbar sein, dafs er es gemacht hat.

In die Fülle der hier gesammelten und beobachteten Einzelheiten unterzutauchen ist unmöglich. Nur um den Leser dieser Anzeige gleichsam noch einen Schritt weiter in das Buch hineinzuführen, mögen hier ein paar Notizen Platz finden, die ich mir bei der Lektüre gemacht habe, lediglich zu den ersten Seiten des Buches.

S. 17. Gerüste in der Kirche sind jetzt fürs fünfzehnte Jahrhundert in Tirol bezeugt, vgl. Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol S. XLI. XCV. XCIX. An der Bühne für Bozen, wo Spielen in der Kirche mindestens sehr wahrscheinlich ist, arbeiteten z. B. 1476 drei Zimmerleute zwei Tage lang.

S. 19. Plätze für das Publikum. Auch bei den im Freien aufgeführten Dramen scheint es doch meist eine Frontseite der Bühne gegeben zu haben, der gegenüber sich also die besten Plätze befanden. Das Bühnenbild wird anfangs im Freien gewifs dasselbe gewesen sein wie in der Kirche und sich nur allmählich unter den neuen Bedingungen verändert haben. Berücksichtigt man die Situationsskizze des Alsfelder Passionsspieles, so lagen die besten Plätze offenbar auf der Seite des Gartens von Gethsemane, gegenüber Thron und Kreuz. Dafs vor dem Thron, etwa an Stelle des später zu errichtenden Kreuzes, im Anfang Christus seinen

Platz hatte, wie Froning mir sehr einleuchtend vermutet, scheint Heinzel S. 178 freilich zu bezweifeln. Hinter dem erhöhten Thron, im Rücken Gottvaters und der Engel, die einen erhöhten Platz hatten, und wahrscheinlich auch Christi wird man nicht allzuviel gesehen haben; aber auch von den Seiten mufste die Aussicht, so durchsichtig man sich die Häuser von Herodes, Pilatus u. s. w. auch denken mag, mindestens durch die Massen der hier postierten Schauspieler behindert sein, während die Bäume des Gartens schwerlich so dicht standen, dafs sie störten. Eher dürfte das *dolium*, falls es sich genau in der Achse der Bühne befand, hinderlich gewesen sein. Bei dem Donaueschinger Plan (Mone 2, 156, Froning S. 276) ist es nicht anders. Hier ist aber der Garten auf die von den angenommenen Hauptplätzen aus rechte Seite gerückt (der Ölberg liegt im vordersten rechten Eckchen); links ist die Hölle angebracht, über deren Situation man beim Alsf. Pass. nicht klar wird, so dafs man zwischen diesen beiden Bühnenständen und weiter den Häusern des Pilatus, Kaiphas, Ananias rechts, des Herodes und dem Haus für das Abendmahl links durch verschiedene 'Thore' auf die Kreuzesstätte und als Hintergrund den gewifs erhöhten Himmel schaute. Wenn es Don. Pass. 3665 heifst: 'Nu legend sy den Salvator in das grab und beschliessent das. — Und in dissem schleicht der Salvator vfs dem Grab vnd becleidet sich anders vnd leit sich den wider har in', so war das nur praktikabel, wenn kein Publikum hinter das im Hintergrunde der Bühne liegende Grab sehen konnte, das einen zweiten Ausgang hatte oder nur als Versatzstück zu denken ist.

S. 24. Über die Bordesholmer Marienklage (S. 4 lies Z. f. d. A. XIII statt XVII) finden sich hier und anderwärts Angaben, die auf einem Mifsverständnis zu beruhen scheinen. Die von Heinzel nicht angezogene Bühnenanweisung 'et quum cantavit Quoniam tribulatio proxima est statim deponit crucem, et quum faciunt planctum dominus Jesus debet habere crucifixum ante se' verstehe ich so, dafs der Geistliche, der den Jesus repräsentierte, mit einem Kreuz in der Hand auftrat, das er bei Beginn des deutschen Textes niederlegte; nach Beendigung des epischen Berichtes, den Johannes spricht (V. 1—129), etwa bei den Worten

> Ghat sytten, gy leven kinder, an dessen guden daghe
> horet der reynen junefrowen Marien weynent unde klaghe,

wurde dann statt dessen ein grofses Kruzifix aufgerichtet, hinter dem nun der Schauspieler verborgen blieb. Nichts anderes will wohl der folgende Satz sagen: 'et quandocunque facit actum tunc crucem deponit et intrudit (pflanzt auf) crucifixum'. Wenn dann bei Beginn der Reden Jesu noch einmal wiederholt wird: 'dicit .. habens crucifixum ante se,' so wird deutlich beabsichtigt, einzuschärfen, dafs der Betreffende 'vor dem Volke verborgen' an Stelle der Figur am Kreuz zu sprechen hat. Es gilt also, was Heinzel selbst (S. 106) in Bezug auf die Wolfenbütteler Marienklage bemerkt: 'Der 117. 135. 141. 156 sprechende Christus mufs hinter der Scene gespielt haben, da er nach 211. 366 durch ein Kruzifix vertreten war, das Maria in den Arm nimmt und begräbt.' Auf solche Weise um-

ging man die realistische Kreuzigungsscene. Unrichtig ist daher die Bemerkung S. 180: 'In der Bordesholmer Marienklage ist der Ort nicht Golgatha unter dem Kreuz Christi; denn Christus steht mit dem Kreuz in der Hand neben Maria oder tritt vor, um seinen Akt zu spielen ... Es ist ein Oratorium in Konzertsaal' (vgl. auch S. 135).

S. 25. *leibgewand* sind jetzt auch für 1495 in Bozen bezeugt, Wackernell S. XLIV. Heinzel hat Wackernells schöne Arbeit nicht mehr berücksichtigen können, aber in den Nachträgen darauf verwiesen.

Jena. Victor Michels.

Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Rubensohn. Mit einer Zinkographie. (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen. Herausgegeben von August Sauer. Heft 2—5.) Weimar, Emil Felber, 1897. CCLXXVI, 210 S. 8. Ladenpreis M. 10, Subskriptionspreis M. 8,80.

Von dem Einflufs, den die griechische Anthologie auf die lateinisch dichtenden Humanisten ausgeübt hat, gab schon Andreas Rivinus einen Begriff, als er die Übersetzer und Nachahmer in seinem 1651 in Gotha erschienenen Florilegium Graecolatinum aneinander reihte. Mit der Zusammenstellung deutscher Nachbildungen hat erst jetzt Rubensohn den Anfang gemacht. Die Ausbeute ist nicht gering. Wolfgang Hunger, Jeremias Held, Georg Rudolf Weckherlin, Martin Opitz, David Schirmer, Johann Georg Schoch, Konrad Rittershausen, Johann Zinkgref, Johann Leonhard Weidner, Christoph Köler, Daniel Czepko, Andreas Tscherning, Andreas Gryphius, Andreas Rivinus und ein unbekannter Dichter stellen mehr oder minder grofse Kontingente, die 71 Seiten füllen. Schon diese unvollständige Sammlung giebt ein wenn auch nur skizzenhaftes Bild, wie weit die Beschäftigung mit den griechischen Dichtungen der litterarischen Entwickelung der einzelnen wie der Gesamtheit zu gute gekommen ist.

Nicht alle Genannten sind mit dem Bewufstsein ans Werk gegangen, griechische Schöpfungen vor sich zu haben. Durch lateinische Vermittelung sind sie Hunger und Held bekannt geworden, die — der eine 1542, der andere 1566 — des berühmten Mailänder Juristen Andrea Alciato Emblemata übersetzten. Alciato hatte auf Wunsch Ambrosio Viscontis eine Reihe von Gedichten zusammengestellt, die Malern, Goldschmieden, Metallgiefsern und anderen Kunsthandwerkern als Verzierungen ihrer Arbeiten, auch für Wappen und Abzeichen, wie sie an Helmen und Hüten angebracht oder als Buchdruckermarken geführt wurden, willkommen sein konnten. Daher der Name Emblemata, eingelegte, eingesetzte Arbeiten, der aber mit Rücksicht auf die ausgewählten Dichtungen noch eine andere Bedeutung erhalten sollte, eben die, die wir heute mit dem Worte Embleme verbinden: Sinnbilder, sinnbildliche Poesie. Denn Epigramme, die einen tieferen Sinn, besonders Regeln der Moral enthielten, bevorzugte Alciato.

1534 kam sein Buch bei dem Pariser Christian Wechel heraus und erlebte bis 1545 dreizehn verschiedene Auflagen. Wolfgang Hunger, der seit 1535 als Student und Hofmeister in Bourges lebte und vielleicht noch Gelegenheit hatte, Alciatos Vorlesungen zu besuchen, lernte dort nicht nur das lateinische Original des Italieners, sondern auch die inzwischen in demselben Verlage erschienene französische Übersetzung von Jean le Fèvre kennen. Mit seiner Übertragung in die eigene Sprache wurde er, soviel wir wissen, der erste, der Gedichte der griechischen Anthologie nebst Äsopischen Fabeln in deutsches Gewand zu kleiden versuchte. Von le Fèvre hat Hunger nicht nur die achtzeilige, aus Oktosyllaben bestehende Strophe und die Reimstellung a b a b b c b c übernommen, sondern auch den die natürliche Betonung beachtenden Rhythmus, der ihn in schroffen Gegensatz zu der bei seinen Volksgenossen üblichen, die sprachliche und rhythmische Form der Versausgänge vergewaltigenden metrischen Technik brachte. Dafs die miteinander wechselnden Verse jambischen und gemischten Taktes einen sehr regellosen Eindruck machen, will wenig besagen gegenüber dem Fortschritt, den die Einführung eines immerhin kunstvollen Strophenbaues an Stelle der paarweis gereimten, endlos einander folgenden Verse und die abwechselungsvolle Ausgestaltung der einzelnen Achtsilber an Stelle der eintönigen jambischen und dazu noch oft sprachwidrig zu betonenden, volkstümlichen achtsilbigen Zeilen bedeutet. Auch als Stilist sagte sich Hunger von der Volkspoesie los; die sorgfältig überlegten, logisch fortschreitenden, kunstvoll an- und ineinander gefügten Sätze verraten den prägnanten Juristen. Nur die Vorliebe für das Didaktische teilt er mit seiner Zeit; aus den griechischen Epigrammen sind bei ihm durch Hinzufügung moralischer Lehren bisweilen förmliche Fabeln geworden. Geringeren Wert hat die zweite Verdeutschung der Emblemata, die der Nördlinger Jeremias Held besorgte, und die 1566 in Frankfurt am Main erschien. Freilich hat dieser Arzt einen guten lateinischen Text durch Kollationierung der verschiedenen Ausgaben der Gedichte zu gewinnen versucht, auch die Planudeische Anthologie eingesehen, aber statt der reinen Reime, der wohllautenden rhythmischen Versgliederung, der sauberen Sprache und der glatten Perioden Hungers kehrt bei Held jene Roheit der Reimbildung, jene barbarische Gleichgültigkeit gegen die einfachsten Regeln der Rhythmik, jene Vergewaltigung der Sprache wieder, die sein Verdienst um die Dichtkunst fast auf null herabdrückt. Nur als Dolmetscher verdient er Lob, und auf eine sinn- und wortgetreue Übersetzung kam es ihm auch mehr an als auf eine blofs stoffliche Aneignung. Die Anthologie selbst und zwar aus einem jener bequemen Florilegia Graecolatina, die mit den griechischen Texten lateinische Übersetzungen von über hundert bekannten Humanisten verbanden, und die von Henricus Stephanus 1554 entdeckten Anakreonteen hat Weckherlin seinen Dichtungen zu Grunde gelegt, die von dem Görlitzer Rektor Elias Cüchler besorgte Ausgabe der griechischen Anthologie Martin Opitz, der dann die oben angeführten Männer und noch manchen anderen wie z. B. Logau zur Bearbeitung griechischer Epigramme und anderer kleinerer

Dichtungen anregte. Nicht von den Stücken der Anthologie gingen sie aus, welche die griechische Welt am schönsten und treuesten abspiegeln und uns Moderne am sympathischsten berühren, sondern sie hielten sich entweder wie die Schlesier Opitz und Logau an die epideiktischen und satirischen Epigramme der griechisch-römischen Dichter des ersten und zweiten Jahrhunderts, die dem Verständnis und Bedürfnis der Zeit am nächsten lagen, oder wie die Sachsen Schirmer und Schoch an die byzantinische Erotik. Letztere beide blieben der älteren und bequemeren Übersetzungsweise treu, wie wir sie bei Hunger und Held, bei Weckherlin und den meisten übrigen antreffen. Opitz dagegen legte den Grund zu jener den Deutschen eigentümlichen Übersetzungskunst, die freilich erst anderthalb Jahrhunderte später Meisterwerke hervorbrachte, indem er auch für sie philologische Akribie zum Gesetz machte.

Den Ingolstädter Professor Wolfgang Hunger hat Rubensohn so gut wie neu entdeckt. In der Einleitung giebt er eine ausführliche Schilderung seines Lebens und seiner Schriften. 1511 in Wasserburg oder nahebei im Dörfchen Kolbing am Inn geboren, hat dieses Prachtexemplar bajuvarischer Grobheit, das sich um das Gebelfer der Ignoranten nicht mehr kümmerte als um der Frösche widriges *βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ*, es nur auf 44 Jahre gebracht. In München vorgebildet, ging er nach zweijährigem Aufenthalt in Ingolstadt 1532 nach Freiburg, um den berühmten Juristen Ulrich Zasius zu hören, der bekanntlich das Vorgehen Luthers gegen die kirchlichen Mifsstände freudig begrüfste, an der katholischen Lehre selbst freilich nicht zu rütteln wagte. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich, speciell in Bourges, erhielt Hunger 1540 einen Ruf von der juristischen Fakultät der Universität Ingolstadt, der er bis 1548 angehörte. Die folgenden drei Jahre Beisitzer am Reichskammergericht in Speier bekleidete er von 1551 bis zu seinem Tode (26. Juli 1555) das Kanzleramt des Hochstifts Freising. Ein ebenso feuriger Patriot wie sein Landsmann Aventin, hat er neben anderen Quellen auch dessen bayerische Chronik für seine Adnotationes zu den Caesares des Cuspinian benutzt und darin einen aufserordentlichen Freimut gegen die Kirche und den Klerus zur Schau getragen. Im Gefühl deutscher Würde freut er sich der kraftvollen Zurückweisung, die päpstliche Anmafsung von seiten Friedrich Barbarossas erfahren, wettert er gegen die römischen Quasihistoriker, die edle deutsche Kaiser verunglimpfen, empört er sich über die barbarische Grausamkeit Johanns XXII., der wie ein Gladiator gewütet, wie ein räuberischer Wolf die Schafe, statt sie zu hüten, verschlungen habe; Caligula und Domitian hätten sich durch ungeheure Frevel nicht besser im Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten vermocht wie diese den Kaisern und der Christenheit feindlichen Päpste. Und auch als er in dem 'Liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate' des Charles de Bouelles die Behauptung las, Wörter wie 'Stube' oder 'Burg' seien von den Griechen erbettelt, wallte sein deutsches Blut auf, und er zahlte dem Franzosen solche Schnitzer in der 'Linguae Germanicae Vindicatio contra exoticas quasdam, quae complurium vocum et dictionum

mere Germanicarum Etymologias ex sua petere sunt conati' gründlich heim. Dafs er, der römische Jurist, bei dieser Arbeit auch die germanischen Volksrechte fleifsig benutzte, mufs ihm besonders hoch angerechnet werden. Und doch hat er sich bei aller Wärme vaterländischer Gesinnung gegen die Schäden in seinem Volke nicht verschlossen und sich nicht gescheut, den Finger in die Wunde zu legen. Mit Erasmischer Schärfe und Huttenscher Kühnheit zieht er gegen den Adel zu Felde, der Geld zu Wucherzinsen in grofsem Umfang verleiht und dabei den redlichen Kaufmann verachtet oder gar plündert. 'Was soll man dazu sagen, dafs sich Deutsche nicht schämen, gegen ihren Kaiser, gegen das Reich, gegen Eltern und Vaterland im Dienste der Feinde ihre ruchlosen Waffen zu führen? Und was ferner zu der Trunksucht, die an allen Fürstenhöfen, beim ganzen Adel so allgemein herrscht, dafs niemand am Hofe leben kann, niemand für edelgeboren gilt, der nüchtern sein will?' Wahrlich, das ist die Sprache eines echten Deutschen, offen und voll tiefer Empfindung, eines Mannes, der es wohl verdiente, durch eine eingehende Biographie auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Möge Rubensohns Buch, ein Muster sorgfältigen Gelehrtenfleifses, in dieser Richtung ebenso anregend wirken wie in Bezug auf weitere Erforschung des Einflusses der klassischen Dichtung. Einen guten Grund hat der Verfasser gelegt.

Berlin. Paul Haake.

Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm von Karl Hayo von Stockmayer. (Litterarhistorische Forschungen, herausgeg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg X.) Weimar, Felber, 1898. IX, 125 S. M. 3.

Die Arbeit hat das Verdienst, Klärung in die Frage gebracht zu haben, wie weit Lessings Minna von Barnhelm auf die zahlreichen Soldatenstücke im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts eingewirkt habe. Das Ergebnis ist in der Hauptsache ein negatives. Zwar weist der Verfasser in einer Anzahl von Stücken direkte Nachbildungen von Motiven und ganzen Scenen nach, aber diese sind nur ganz äufserlicher, zum Teil fast karikierender Art. Nicht besser steht es mit der Nachkommenschaft der von Lessing geprägten Charaktertypen. Abgedankte, gekränkte, in einen Widerstreit der Pflichten geratende Offiziere, biedere, durch ihre Gesinnung geadelte und dadurch zu Vertrauten gewordene Untergebene, resolute, das Recht des Herzens ohne Rücksicht auf die Etikette fordernde Damen und daneben der Franziskatypus finden sich massenhaft, aber sie tragen eben nur das äufsere Gewand der Lessingschen Gestalten, haben aber nichts von ihrem Gehalt und nähern sich wieder dem schablonenmäfsigen Bestande der alten Lustspiele, dem Lessing erst Leben verlieh. Als Errungenschaft bleibt nur der Blick für die Gegenwart, für das gewaltige Stoffgebiet, das Friedrich der Grofse und seine Thaten der dra-

matischen Produktion lieferte. Zweifellos hat Minna von Barnhelm dies Gebiet erschlossen, aber, um mit dem Verfasser zu sprechen, 'es hat sich keine Familie von Nachahmungen gebildet, die unverkennbar auf das Muster zurückwiesen, wie die Dramen aus dem historischen Stoffgebiet des Götz von Berlichingen oder dem bürgerlichen der Miſs Sarah Sampson'. Allgemeine Anknüpfungen an den Ideengehalt der Minna finden sich zuerst bei Joh. Chr. Brandes, Stephanie dem jüngeren und Joh. Jak. Engel. Jeder von diesen hat seine von Lessing befruchteten Ideen in ein besonderes Milieu gestellt und darin Selbständiges geschaffen. Der erste greift in das bürgerliche Leben und läſst im 'Graf von Holsbach' den verabschiedeten Offizier seine totgeglaubte Gattin wiederfinden, der zweite bringt rein militärische Motive, zum Teil mit sehr oberflächlichen Parallelen zur Minna auf die Bühne ('Die abgedankten Offiziere,' 'Die Werber' u. a.), der dritte stellt im 'Dankbaren Sohn' den Bauernsohn dar, der, in Friedrichs Heer zu Rang und Ruhm gekommen, den bäuerlichen Eltern seine Liebe und Dankbarkeit bewahrt hat und sich eben damit Friedrichs Gnade sichert. Alle drei haben ihre Nachahmer in vielen Variationen gefunden; an Stephanie aber knüpft das Soldatenstück im engeren Sinne an, dem der Verfasser den zweiten Abschnitt seiner Untersuchung widmet. Unter den mannigfachen Motiven desselben ist eines der beliebtesten der Konflikt zwischen der militärischen Disziplin und dem allgemein menschlichen Empfinden: der Vater muſs den Sohn als Deserteur erschieſsen lassen u. dergl. Der Lessingsche Grundton, militärische Pflicht und Ehre, Edelmut und Groſsmut ist überall, wenn auch übertrieben, sentimental und wenig psychologisch vertieft, festgehalten. Der dritte Abschnitt ist jenen 'unmittelbaren Beziehungen des zeitgenössischen Dramas zu Lessings Minna von Barnhelm' gewidmet, die oben im Eingang angedeutet waren, Nachbildungen von Scenen und sonstigen direkten Entlehnungen, wenn auch in ganz anderen Verbindungen als bei Lessing.

Der Verfasser hat sein Thema ausdrücklich auf das Soldatenstück in seiner Beziehung zu Lessing beschränkt und den sonst auftretenden Motiven keine selbständige Beachtung geschenkt. Soweit man aber die Stücke aus seinen Erörterungen kennen lernt, scheinen doch die sittlichen und geistigen Interessen der Zeit in bemerkenswerter Weise in ihnen zum Ausdruck gekommen zu sein. Ihre nahe Beziehung zu Iffland ist nicht zu verkennen. Nach dieser Seite hin das Thema zu erweitern, wäre vielleicht ganz fruchtbar gewesen. Aber auch so hat sich der Verfasser Dank verdient.

Die Untersuchung wird von eingehenden Anmerkungen, die hinten angehängt sind (S. 86—100), begleitet. Sie enthalten ergänzende litterarische Nachweise und Erläuterungen. Wertvoll endlich ist ein bibliographisches Verzeichnis sämtlicher Soldatenstücke der Zeit, die direkte oder indirekte Beziehung zu Lessing haben. Es sind 260 Nummern, darunter neun, die bei Goedeke fehlen, und einige, die Berichtigungen von Angaben bei Goedeke enthalten. G. Boetticher.

Rudolf Huch. Über Goethe. Leipzig und Berlin, Georg Heinr. Meyer, Ende 1899 (00). 170 S. M. 1.

Eine Anzahl mifsvergnügter Aufsätze, vorzugsweise zur Litteratur der 'Moderne', werden hier ohne zureichenden Grund unter das Zeichen Goethes gestellt. Es wird nicht etwa die Kunst- und Weltanschauung des Meisters der unserer Zeit entgegengetragen, sondern einseitig herausgegriffene Sätze oder Belege sollen dazu dienen, den Verfasser als durch Goethe legitimiert erscheinen zu lassen. Kann man ihm auch ein vielfach gesundes Urteil zugestehen, so zeigt sich doch nirgends solcher Ernst des Verstehenwollens, solche Lust des Lernens und Vertiefens, solche Vornehmheit der Darstellung, dafs man Herrn Huch irgend als Testamentsexekutor Goethes anzusehen verpflichtet wäre.

Berlin. Richard M. Meyer.

Kurt Jahn, Immermanns Merlin (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. Heft III). Berlin, Mayer u. Müller, 1899. 128 S. 8.

Der Verfasser, ein Schüler Erich Schmidts, giebt zunächst einen Überblick über die Merlinsage, sodann über Immermanns innere Entwickelung bis zur Abfassung seines Dramas; im dritten Teil geht er auf dieses selbst ein, schildert seine Entstehung und erklärt es aus dem Wesen des Stoffes und des Dichters. Immermann hatte die Merlinsage aus der 1830 erschienenen 'Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter' des Hegelianers Rosenkranz kennen gelernt; er las darauf den französischen Prosaroman Roberts de Boron in der Schlegelschen Übersetzung und die einzige altdeutsche Fassung der Sage in J. F. Hofstätters Übertragung aus Füetrers 'Buch der Abenteuer'. Der Sohn des Teufels, der sich Gott zuwendet, fesselte den gereiften Mann, der nach einer Periode des Unglaubens zu der Religiosität seiner Jugend, allerdings einer mit dem Zweifel in stetem Kampf liegenden Religiosität zurückgekehrt war. Zu dem Plane der Dramatisierung aber kam es erst, als seine kirchenhistorischen auf die litterarhistorischen Studien befruchtend einwirkten. Durch Neanders 'Allgemeine Geschichte der christlichen Religion' wurde er mit dem Gnosticismus bekannt. 'Die eigentümliche Theorie einer gnostischen Sekte, nach der die Dämonen alle Keime göttlichen Wesens, die in ihnen waren, verbanden zur Erzeugung des Menschen, um so das in ihnen zu Gott zurückstrebende Licht auf ewig an die Materie zu fesseln, dafs ihnen das aber mifslungen, da nun der neugeschaffene Mensch selbst zu Gott emporstrebte, mag den Anknüpfungspunkt gegeben, eine Erinnerung an Merlin hervorgerufen haben. In dem Augenblick, als sich diese Gedankenkreise mit denen des alten Merlinromans in Immermann berührten, als ihm aufging, dafs es dem Teufel als dem 'Affen Gottes' naheliegen mufste, durch einen anderen wahrhaften Menschen und dabei doch wahrhaften Geist die

Menschheit von Christus zu sich hinüberzuziehen, als ihm einfiel, dafs dem Merlin des Romans im Anfang diese Rolle als Antichrist schon zugedacht war, erst in diesem Augenblick ist sein 'Merlin' concipiert. Das Drama ist also nicht lediglich eine Dramatisierung des Romans, sondern es ist eine Zusammenarbeitung der gnostischen Ideen mit einem gegebenen Stoffe.' Vom März 1831 bis in den Januar 1832 mit einer langen, den Sommer und Winter hindurch währenden Pause hat Immermann an seinem dramatischen Gedicht gearbeitet. Es ist mehr ein Bekenntnis als ein Kunstwerk. 'Merlin sollte,' nach Immermanns eigener Aussage, 'die Tragödie des Widerspruchs werden.' 'Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichsten Wahnwitz.' Mit Recht hat daher Jahn die Fragen nach der Technik, der Form, der litterarischen Abhängigkeit hinter der Deutung des Ganzen und des einzelnen zurücktreten lassen. Er analysiert es unter steter Berücksichtigung der Überlieferung, der zwiespältigen Natur des Dichters und seiner Stellung zu den führenden Männern seiner Zeit, vor allem zu Goethe. Merlin ist ohne den Faust undenkbar, aber ein Faust ist er nicht. Weshalb — das hat Jahn in seiner vorzüglichen, den Durchschnitt der Dissertationen weit überragenden Studie gut nachgewiesen. Sein Urteil über Immermann ist auch das unsere: 'Er war schliefslich doch ein Sohn des rationalistischen Jahrhunderts, dessen Gefühlsdürre in religiösen Dingen er zu überwinden suchte, aber nicht völlig überwand.'

Berlin. Paul Haake.

Johannes Coym, Gellerts Lustspiele. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des deutschen Lustspiels (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgeg. von Alois Brandl und Erich Schmidt. Heft II). Berlin, Mayer u. Müller, 1899. 91 S. 8.

Die aus Erich Schmidts Seminar hervorgegangene fleifsige Untersuchung deckt sich in ihren Ergebnissen zum guten Teil mit einer kurz zuvor erschienenen Dissertation von Wold. Haynel (Gellerts Lustspiele. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Emden und Borkum, W. Haynel, 1896). Coym bespricht die Gellertschen Lustspiele in vier Abschnitten nach ihrem Zweck, ihrem Aufbau, ihrem Inhalt und ihrer Sprache. Nach dem Vorbild der Franzosen, vor allem Nivelles de la Chaussée, des Schöpfers der 'Comédie sérieuse', will Gellert zugleich erheitern und rühren, strafen und belehren, vor Lastern warnen und zur Tugend antreiben; er ist Satiriker und Didaktiker in einer Person unter wechselnder Präponderanz der beiden Elemente: jenes mehr im Anfang, dieses mehr zum Schlufs seiner dramatischen Laufbahn. Der lehrhafte Zweck und das Gesetz der drei Einheiten tragen die Schuld an der inneren Öde der Handlung, der Leblosigkeit der darin auftretenden Personen. Beiden fehlt die Entwickelung. Das wird im einzelnen an den vier Lustspielen 'Die Betschwester,' 'Das Los in der Lotterie,' 'Die zärt-

lichen Schwestern' und 'Die kranke Frau' nachgewiesen. Der Dichter exponiert schwerfällig, konzentriert nicht straff genug und verliert sich auf Seitenpfaden. Manchen hübschen Zug hat er dem Leben abgelauscht, aber über den Versuch einer subtileren Charakteristik ist er nicht hinausgekommen. In seiner Sprache strebt er nach Natürlichkeit, bleibt aber oft umständlich und breit. So hat er wohl den jungen Lessing fesseln und anregen, aber nicht mit dem gereiften Manne wetteifern können. Gellerts Lustspiele haben nur als Schilderungen des sächsischen Kleinbürgertums um die Mitte des 18. Jahrhunderts dauernden Wert; als kulturhistorische Quelle stehen sie neben den Werken Lessings; wir könnten uns kein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben in dem galanten Kleinparis machen, wenn uns Gellerts zänkische Ehepaare, schmachtende Liebhaber, lebenslustige Mädchen, sie alle mit ihrem Hang zur Schöngeisterei echte Kinder ihrer Zeit, fehlten.

Berlin. Paul Haake.

Montague Jacobs, Gerstenbergs Ugolino, ein Vorläufer des Geniedramas. Mit einem Anhang: Gerstenbergs Fragment 'Der Waldjüngling' aus der Handschrift veröffentlicht (Eberings Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, germ. Abt. Nr. 7). Berlin, E. Ebering, 1898. 145 S. 8.

Ein Schüler Erich Schmidts, der bereits im Jahre 1878 Gerstenberg den Vater der Genietragödie genannt hat, sucht hier die enge Verwandtschaft des Ugolino mit den dramatischen Dichtungen des Sturmes und Dranges aufzuzeigen. Er giebt eine Geschichte des Stoffes und eine Erklärung des Gerstenbergschen Dramas; in ersterer eine Übersicht über frühere Übersetzungen der Urquelle in Dantes 'Divina commedia' und über ältere Ugolinodichtungen. Im zweiten Teil untersucht er Gerstenbergs Quellen, die Textgeschichte seines Werkes, sein Verhältnis zu Shakespeare und zum Sturm und Drang, den Inhalt, die Motive und den Stil, die Aufführung und die Aufnahme des Dramas. Er analysiert es gut als das Produkt nicht eines frei schaffenden Dichters, sondern eines bewufst nachahmenden Künstlers, der aus Shakespeares Werken bestimmte Principien abstrahiert und auf ihnen ein zu der bisherigen Überlieferung in gewissem Gegensatz stehendes Drama aufbaut. Nach Schülerart übertrumpft der Deutsche den britischen Meister: ihm ist die Leidenschaft nicht die Triebfeder der Handlung, sondern Selbstzweck, Objekt der Analyse, als deren Aufgabe gilt: 'sie in ihren feinsten Nuancen zu entwickeln und ihre verborgenste Mechanik aufzudecken.' Eine andere Übertreibung ist die völlige Negation der sittlichen Wirkung; nach Gerstenberg soll der Dichter nur sich selbst ausleben, nicht aber im Zuschauer Mitleid erregen; Wahrheit geht ihm über Schönheit. Nach englischem Vorbilde endlich setzt er für das Typische das Persönliche ein; es fiel ihm auf, dafs in den Werken des Briten 'jedes Stufenalter des menschlichen Lebens etwas Besonderes in der Art sich auszudrücken habe'; in

der Zeichnung des Mannes Gherardesca, des Jünglings Francesco, des Kindes Gaddo ist deutlich die Absicht erkennbar, jedes Lebensalter in Denken und Sprechen nach Möglichkeit zu differenzieren. Indem er so die 'zwangfreye Natur' über die sogenannte 'schöne Natur' stellte, gab er die Parole für das Geniedrama aus. Doch zog er die letzten Konsequenzen noch nicht. Er führte wohl eine Umwälzung im inneren Wesen, im Stil des Dramas herbei, aber keine Revolution der Technik. Diese blieb den Stürmern und Drängern vorbehalten; der Ugolino steht noch ganz unter dem Banne des Gesetzes der drei Einheiten.

Im Anhang druckt Jacobs das Fragment 'Der Waldjüngling' ab, das sich in Gerstenbergs Nachlafs auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindet. Erhalten ist nur die Schilderung der Flucht dieses 'Zöglings wilder Tiere' aus der Einsamkeit des Waldes; wie sich seine Schicksale weiterhin gestalten sollten, erfahren wir aus einer Notiz: 'Er sehnt sich nach seinem vorigen Zustande: aber die Menschlichkeit siegt bald in ihm, nachdem er diesen vorigen Zustand unter veränderten Empfindungen noch einmal genieſst.' Es ist das den entarteten Kulturmenschen gegenübergestellte Naturkind Rousseaus, das uns hier wieder begegnet, von Gerstenberg wohl lediglich des psychologischen Interesses wegen, das es weckt, auserwählt. Wie weit der Waldjüngling ein Träger Rousseauscher Gedanken geworden wäre, läfst sich nicht sagen. Vielleicht sollte das Werk nur die Liebe zum nordischen Altertum wecken; es ist das dramatische Seitenstück zu dem Skaldengedicht des Verfassers.

Berlin. Paul Haake.

R. Petsch, Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels. (A. u. d. T. Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. IV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1899. VIII, 152 S. 8. M. 3,60.

Da die Volkskunde ein Gebiet ist, auf dem sich vor der Hand noch oft genug der Dilettantismus in seinen schlimmsten Eigenheiten breit macht, ist es allemal mit Freuden zu begrüfsen, wenn sich aus der Masse des Mittelmäfsigen und Schlechten ein ernstes, gründliches, im besten Sinne wissenschaftliches Buch emporhebt. Glücklicherweise sind solche Ereignisse in neuester Zeit nicht mehr gar so selten wie früher, und an die Reihe der etwas ältereren gediegenen Leistungen schliefst sich das obengenannte Büchlein würdig an. Ein gutes und sehr erfreuliches Zeichen für die immer mehr zunehmende Schätzung unserer Wissenschaft ist es auch, dafs diese rein volkskundliche Arbeit als Promotionsschrift bei der Universität Würzburg verwendet werden konnte. — Petsch legt in diesem Buche seine erste gröfsere Arbeit vor, aber in einer ganzen Reihe von kleineren Aufsätzen und Recensionen hat er schon des öfteren Proben seines ausgebreiteten Wissens und seines Sammelfleifses auf diesem Gebiete gegeben.

Die 'Neuen Beiträge' wollen nichts sein 'als eine anspruchslose stilistische Beschreibung des Volksrätsels', wie der Verfasser bescheiden im Vorworte sagt; damit ist der Charakter des Buches bestimmt. Es verzichtet, aus triftigen Gründen, auf die Behandlung der metrischen und historischen Fragen und berücksichtigt lediglich den Stil; aber seine beschränkte Aufgabe löst es gründlich und wohl erschöpfend, indem es nach der von R. Heinzel zur Geltung gebrachten beschreibenden Methode verfährt und in der Hauptsache, aber natürlich nicht ausschliefslich, Wossidlos mecklenburgische Rätselsammlung zu Grunde legt. Nach einer sorgfältigen begrifflichen Scheidung der beiden Hauptgruppen der 'unwirklichen' (auch uneigentlichen) Rätsel und der 'wirklichen' (eigentlichen) giebt Petsch zunächst eine knappe Übersicht über Art und Inhalt des 'Strafsburger Rätselbuches' und des 'Neu-vermehrten Rath-Büchleins', um alsdann zu seinem ersten Hauptteil, der stilistischen Beschreibung der unwirklichen Volksrätsel (S. 13—44) überzugehen. Er gruppiert sie in Weisheitsproben, die sich nicht an den Verstand, sondern an erlerntes Wissen wenden, wie es z. B. die eddischen Rätsellieder, biblische Rätsel oder ernst gemeinte, schwierige Rechenaufgaben thun, in Halslösungsrätsel (auch Verbrecherrätsel genannt), deren Lösung eigentlich unmöglich ist, da der Frager absichtlich unklare, nur für ihn sinnvolle Ausdrücke und Wendungen gebraucht — Simsons berühmtes Rätsel 'Speise ging von dem Fresser, Süfsigkeit von dem Starken' ist der Typus hierfür — und endlich in die Scherzfragen. Diese sind am häufigsten; ihr Wesen besteht darin, die Gedanken des Hörers durch ihren Wortlaut irre zu führen und auf ein von der richtigen Lösung möglichst weit abliegendes Gebiet zu lenken. Petsch ordnet sie nach den verschiedenen Arten dieser Ablenkung, die auf Gründen der Grammatik, der Logik oder der Betonung beruhen kann; zu der letztgenannten Abteilung gehören auch die beliebten scherzhaften, nur scheinbar schwierigen Rechenaufgaben und die Zweideutigkeitsrätsel.

Mit S. 45 beginnt dann die Behandlung der wirklichen Volksrätsel (bis S. 139). Auf Grund sorgfältiger Beobachtungen des Stils kommt Petsch zu dem Ergebnis, dafs ein vollständiges, normales wirkliches Rätsel aus folgenden Teilen bestehen müsse: 1) dem einführenden Rahmenelement, 2) dem benennenden Kernelement, 3) dem beschreibenden Kernelement, 4) dem hemmenden Element, 5) dem abschliefsenden Rahmenelement; doch kommt diese Normalform nur sehr selten vor, da meist ein Rahmenstück, oder beide, oder das hemmende Element fehlt. Das einführende Rahmenelement enthält in der Regel eine Aufforderung zum Raten, einen Ortsnamen oder sonstige Ortsbezeichnung oder eine sogenannte Klangzeile; die wichtigsten Formen der abschliefsenden Rahmenstücke geben ebenfalls eine Aufforderung zum Lösen, einen Hinweis auf die Schwierigkeit oder ein Versprechen. Auf die Beschreibung der benennenden Elemente, die bedeutungslos oder bedeutungsvoll sein können, folgt weiter die Behandlung der beschreibenden Elemente, deren überaus reiche Mannigfaltigkeit der Verfasser in folgende fünf Gruppen, wie

es uns scheint, durchaus mit Erfolg, einzuordnen sucht. I. Ein Gegenstand (Vorgang u. s. w.) wird als Ganzes durch einen beschreibenden Zug, II. durch mehrere beschreibende Züge bestimmt; III. ein Gegenstand wird in seinen Teilen (Entwickelungsstufen, seinem Inhalt oder dergleichen) beschrieben; IV. mehrere gleichartige Gegenstände werden gemeinsam benannt und beschrieben; V. mehrere Gegenstände sind zu erraten.

Als Anhang bietet das Buch noch zwei dankenswerte Beigaben; die erste (S. 140 ff.) ist ein vollständiger Abdruck des seltenen 'Rockenbüchleins', das Petsch schon in Nr. 1 des vierten Jahrganges der 'Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde' (1898) beschrieben hatte. Die zweite (S. 149 ff.) enthält einige sehr beherzigenswerte Winke für die Herausgabe von Volksrätseln, besonders über die Anordnung und Einteilung.

Endlich bemerke ich noch, dafs der Verfasser kürzlich in der 'Neuen Philologischen Rundschau' (1899 Nr. 8 u. 9) einen Nachtrag zu seinem Buche gegeben hat, in dem er eingehend die schottischen Volksrätsel, zunächst die unwirklichen, behandelt, ohne indes, abgesehen von einigen Beispielen, hier noch Neues beizubringen.

Breslau. H. Jantzen.

Zur Litteratur der Volksmärchen und Sagen.[1]

Ein zusammenraffender Bericht über die wichtigsten Ausgaben und Untersuchungen auf dem Gebiete des Märchens der germanischen Völker geht billig von der bedeutsamen Sammelausgabe aus, zu der Johannes

---

[1] 1) R. Köhler, Kleinere Schriften. I. Kl. Schr. zur Märchenforschung, herausgegeben von Joh. Bolte. Weimar, Felber, 1898. XII, 608 S. 8. M. 14. — 2) P. Arfert, Das Motiv von der unterschobenen Braut in der internationalen Erzählungslitteratur, mit einem Anhang: Uber den Ursprung und die Entwickelung der Berthasage. Rostocker Diss. 1897. 76 S. — 3) C. Cohn, Zur litterarischen Geschichte des Einhorns (Progr. der 11. Realschule zu Berlin, 1896—1897). — 4) W. Splettstöfser, Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Berlin, Mayer u. Müller, 1899. 96 S. 8. — 5) P. Schwieger, Der Zauberer Virgil. Berlin, Mittler u. Sohn, 1897. 76 S. 8. — 6) B. Golz, Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. VI, 199 S. — 7) J. Claafsen, Die Poesie im Lichte der christlichen Wahrheit. Gütersloh, K. Bertelsmann. 82 S. 8. — 8) Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 3. Band. Reclams Universalbibliothek Nr. 3446—3450. 440 S. 8. — 8a) Tausend und eine Nacht, übersetzt von Max Henning. Ebenda, Nr. 3559 f. 3616 f. 3661 f. 3692 f. 3721 f. 3769 f. 3785 f. 3829 f. 3846 f. 3863 f. 3889 f. 3902 f. 3926 f. 3943 f. 3969 f. 3975 f. 3995 f. Dazu wird noch eine Reihe von Nachtragsbänden treten. — 9) O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. VIII, 163 S. 8. — 10) A. Seidel, Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, Band 7). Weimar, Felber, 1898. XIV, 396 S. 8. — 11) C. Velten, Märchen und Erzählungen der Suaheli. Stuttgart und Berlin, W. Spemann. VIII, 264 S. 8. — 12) H. Pedersen, Zur albanesischen Volkskunde. Kopenhagen, S. Michaelsen, 1898. 125 S. 8. — 13) C. Jurkschat, Litauische Märchen und Erzählungen. Aus dem Volke gesammelt und in ver-

Bolte die kleineren Schriften des gröfsten Märchenkenners aller Zeiten, Reinhold Köhlers, zusammengefafst hat. Köhler war, wie Erich Schmidt in seinem schönen Nachruf auf diesen reinen, liebenswerten Menschen mit dem weltumspannenden Wissen und der selbstlosen Hilfsbereitschaft hervorgehoben hat, 'der Mann der Anmerkung'. Wir haben von ihm, der dazu wohl am berufensten gewesen wäre, keine eingehende Arbeit über das Märchen, etwa im Gegensatz zur Sage, erhalten, er hat die Bächlein, die aus dem freundlichen Halbdunkel des Märchenwaldes hinüberfliefsen in die sonnbeglänzten Auen des Volksliedes, nicht verfolgt. Theoretische Erörterungen über Stil und Anschauungsweise des Volksmärchens im Gegensatze zum Kunstmärchen hat er nicht gegeben. Aber er hatte ein sehr feines Gefühl für das wahrhafte Volkstümliche, und sein milder, aber mit heiligem Ernst ausgesprochener Tadel über manchen Lokalforscher, der unsere, in ihrer Art unerreichbar schönen Volksmärchen noch aufputzen zu müssen glaubte, hat gewifs seine Wirkung nicht verfehlt. Und manche vergleichende Bemerkung über gewisse, wiederkehrende Zeit- und Mafsangaben, beliebte Vergleiche und feststehende Formeln haben auch die Stilkunde der Volksdichtung gefördert und manchem das Auge geschärft. Seine wichtigste Aufgabe aber war die Bearbeitung der Stoffgeschichte. Alle die kleinen und grofsen Recensionen, Aufsätze und Anmerkungen zu den Sammlungen anderer, die dieser Band zusammenfafst — was liefern sie für ein ungeheures Material für die Entwickelung und Verquickung, Abschleifung und Angleichung der einzelnen Stoffelemente, die er mit unermüdlicher Sorgfalt durch die ganze Weltlitteratur hin verfolgte; auch nach dem Drucke ruhte der treue Beobachter nicht; 'stets mit dem Bleistift in der Hand,' wie ihn die Schwestern den vielen Besuchern des Köhlerschen Hauses in Weimar so gern schildern, trug er die neugewonnenen Fassungen nach, so dafs noch manch wertvoller Beitrag, dessen Vermehrung der kundige Herausgeber sich angelegen sein liefs, in unserem Bande in eckigen Klammern den ursprünglichen Nach-

schiedenen Dialekten, besonders in der Galbraster Mundart mitgeteilt. I. Teil: 62 Märchen und Erzählungen im Galbraster Dialekt. Herausgegeben von der litauisch-litterarischen Gesellschaft zu Tilsit 1898. Heidelberg, K. Winter, 1898. 144 S. 8. — 14) Færöske Folkesagn og Æventyr udgivne for Samfund til Udgivelse af Gammel Nordisk Litteratur ved Jakob Jakobsen. 1. Hæfte. Kobenhavn, S. L. Mollers Bogtrykkeri, 1898. 160 S. 8. — 15) L. Kellner, English Fairy Tales, für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig, G. Freytag, 1899. VIII, 136 S. 8. — A. und L. Kellner, Englische Märchen. Für die deutsche Jugend bearbeitet. Mit Illustr. von Batton. Wien, Gesellschaft für graphische Industrie. VI, 285 S. — 16) F. v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Münchener Habilitationsschrift. Berlin, Georg Reimer, 1899. 83 S. 8. 17) Badisches Sagenbuch. 1. Band. Freiburg i. Br., J. Waibel. XXI. 336 S. 8. — 18) R. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter aus dem Allgäu. 10.—15. Lieferung. Kempten, Kösel. 384 S. 8. — 19) O. Schell, Bergische Sagen. Elberfeld, Bädeker, 1897. XXXIV, 608 S. — 20) F. Asmus und O. Knoop, Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Köslin. Kolberg, Post, 1898. 100 S. 8. — 21) L. Bechstein, Thüringer Sagenbuch. 3. Aufl., herausgeg. von M. Berbig. Dresden, C. A. Koch, 1898. 314. S. 8.

weisen hinzugefügt ist. Köhler führte auch nicht blofse Büchertitel an, womit doch nur demjenigen Leser geholfen ist, dem eine grofse Bibliothek zur Verfügung steht: er gab die wichtigen Abweichungspunkte, die Verschen und Formeln, die das Märchen schmücken, treulich an und scheute sich auch nicht, den Inhalt schlicht und einfach wiederzuerzählen, wobei er aber mit einer geradezu staunenswerten Geschicklichkeit das für den Forscher Bedeutende herauszuheben wufste.

In einem öffentlichen Vortrage hat er auch mit Meisterschaft ein Volksmärchen vom 'treuen Johannes' auf die mutmafsliche Urform zurückzuführen versucht und zugleich seine Stellung zu den modernen Theorien über Ursprung und Verbreitung der Märchen fest bezeichnet.[1] Den mythologischen Kram, mit dem die Märchenforschung früherer Zeit arbeitete, hat Köhler frühzeitig über Bord geworfen und sich auch Benfeys bestechenden Forschungen gegenüber soviel selbständiges Urteil gewahrt, dafs er nicht zu den blinden Verfechtern des indischen Ursprungs unserer Erzählungen hielt. Bolte hat uns zu diesem Schatzhause Köhlerscher Gelehrsamkeit einen Schlüssel in die Hand gegeben in einem reichhaltigen Register, das aber, um dies einzigartige Buch ganz zu erschöpfen, noch umfänglicher hätte ausfallen sollen. Auch hätte im Inneren des Textes öfter auf andere Stellen gleichen Inhaltes verwiesen werden dürfen, da doch nicht jeder Leser sofort weifs, unter welchem Stichwort Bolte die Bemerkungen ins Register eingeordnet hat. Einzelne Artikel fehlen, wie 'Aladdin' (S. 440. Die Seitenzahl ist auch unter 'Tausend und eine Nacht' nicht angeführt). Wir wollen aber die Hingabe und Selbstverleugnung des Herausgebers ja nicht verkennen und danken ihm aufrichtig für seine kostbare Gabe. Lange Jahre wird die Forschung zu thun haben, bis sie dieses Riesenmaterial verarbeitet haben wird.

An stoffgeschichtlichen Untersuchungen fehlt es ja nicht, wie die fleifsige, mit Unterstützung Boltes entstandene Dissertation von Arfert oder die gründlichen Studien Cohns über die Einhornsagen beweisen. Überhaupt steckt in unseren Programmabhandlungen viel wertvolles Material, wie z. B. Patzigs Ausführungen über die Herzmäre und über die Siegfriedsage (Programme des Friedrichsgymnasiums zu Berlin) beweisen. Sie haben sich entweder nur an die Volkslitteratur gehalten oder doch Volks- und Kunstdichtung reinlich geschieden. Das kann man leider Splettstöfsers Arbeit nicht nachrühmen, die oft genug Unzusammengehöriges vermengt und das Volkstümliche nicht genügend hervorhebt. Von einer

[1] 'Über die europäischen Volksmärchen.' Abgedruckt in den 'Aufsätzen über Märchen und Volkslieder', herausgeg. von J. Bolte und E. Schmidt, Berlin 1894, S. 13 ff. Zu den von Bolte gegebenen Nachweisen zum 'treuen Johannes' füge man noch B. Schmidt, Griechische Märchen u. s. w. Nr. 3, S. 68 ff. und Knoop, Sagen etc. aus d. östl. Hinterpommern S. 206. Die Litteratur über den Blutaberglauben ist durch ein etwas konfuses Schriftchen von G. A. Paetsch ('Menschenblut in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung.' Konitz 1897. 58 S. 8.) bereichert worden. Soeben erscheint auch Stracks unübertreffliche Arbeit: Das Blut u. s. w., in 5., vermehrter Auflage.

wirklichen Entwickelung des Stoffes, von einem Abwägen der verschiedenen zeitlichen und nationalen Einflüsse, die hier und da wirksam waren und das Motiv vom 'heimkehrenden Gatten' (es sind übrigens mehrere, inhaltlich verwandte Motive, die aber nicht einer gemeinsamen Wurzel entsprossen sein müssen) bald so, bald so ausgestalten liefsen — von alledem ist wenig zu finden.

Mehr den Sagen als den Märchen im engeren Sinne kommen einige Untersuchungen zu gute, die der Forscher auf dem Gebiete der Volksbücher mit besonderer Freude begrüfsen wird. Auf Grund tüchtiger Kenntnis der spätlateinischen Litteratur sucht Schwieger die Entstehung des verhältnismäfsig jungen Sagenkreises vom Zauberer Virgil aus der Verehrung des Dichters im Mittelalter zu erklären. Freilich wird durch seine Arbeit niemand des Studiums eines so trefflichen Werkes wie Comparettis 'Virgilio nel medio aevo' enthoben. Der Genovefastoff ist mehrfach behandelt worden, doch stehen die künstlerischen Bearbeitungen der alten Legende, deren ältester, lateinischer Fassung Brüll nachgegangen ist, im Vordergrunde des Interesses. So kommt denn die volkstümliche Litteratur bei Golz weit weniger zur Geltung als in Seufferts immer noch unentbehrlicher Habilitationsschrift (Würzburg 1877), während Ranftl in einer tief eindringenden Studie über Tiecks Genovefa (Grazer Studien, Heft 6) viel zum Verständnis des alten Volksbuches beiträgt. Die Nibelungen- und Gralsage betrachtet Claafsen 'im Lichte der christlichen Wahrheit'. Wesentlich Neues bringt er nicht, und alte Weisheit trägt er oft genug verworren vor.

Damit genug des Stoffgeschichtlichen. Wir sehen in dieser Art von Untersuchungen durchaus nicht die einzige Aufgabe der Märchenforschung. Auf stilistisch-formalem Gebiete ist für das Märchen bisher sehr wenig geschehen, und manche kulturhistorische Frage ist noch ungelöst. Auch die ethischen Anschauungen, wie sie das einzelne Volk in seine Märchen hineinlegt, wären der Untersuchung wert. Nicht aber sind wir gemeint, dafs irgend ein Mensch in seiner Schwäche an das geheiligte Gut seines Volkes rühren durfte, um es zu 'versittlichen'. Die Grimmsche Märchensammlung darf und mufs unseren Kindern in ihrer Ganzheit ungeschmälert zugemutet werden; sie gehört so, wie sie ist, auch in die Schule und nicht in der elenden Gizyckischen Verwässerung. Richard Köhler in Koburg hat vortreffliche Winke für die schulmäfsige Behandlung des Märchens gegeben (Pädagog. Zeitschrift 'Neue Bahnen' Bd. X, S. 156 ff. und S. 210 ff.).

Wenn wir nun zu den Sammlungen übergehen, so möchte ich zunächst darauf hinweisen, dafs sich die Reclamsche Verlagsbuchhandlung um die Märchenforschung hochverdient gemacht hat, indem sie uns erst mit einem Neudruck des dritten Bandes der Grimmschen Sammlung und dann mit einer ganz ausgezeichneten, vollständigen und nur an den bedenklichsten Stellen etwas freier behandelten Übersetzung von 'Tausend und eine Nacht' beschenkte. Ein ähnliches Unternehmen, die 'Jüdische Universalbibliothek', vermittelt uns die Sammlung 'Sippurim', die in den

bisher erschienenen Heftchen viel wertvolles Material gebracht hat. Unter den allgemeinen, örtlich nicht beschränkten Sammlungen ragt die Arbeit Dähnhardts, des verdienten Sammlers an der Thomasschule in Leipzig, hervor. Aus einer grofsen Anzahl älterer Veröffentlichungen deutscher Märchen und Übersetzungen auswärtiger Stücke bietet er eine reiche Auswahl. Es sind zum Teil eher Sagen als Märchen, besonders ätiologische, die uns darüber belehren, warum der Bär einen Stumpfschwanz hat oder wofür der Mann im Monde büfsen mufs. Der Inhalt ist etwas bunt durcheinander geworfen, und ein Register wird in einer neuen Ausgabe hoffentlich auch hinzutreten. Ergänzungen könnten wir freilich zu jeder Seite geben, und namentlich die ältere Litteratur ist reich an hergehörigen Anekdoten. So erklärt das Strafsburger Rätselbüchlein, 'warumb die Priester die frawen vnd die wolff die schaff vnd die dornhecken die kleyder an sich ziehen.' Ein Schäfer soll nämlich bei seinem Tode dem Priester seine Frau, dem Wolf seine Schafe und den Dornen seine Kleider vermacht haben. Die Frau aber wollte ihre Ehre wahren, ging also nicht zum Pfarrer und behielt Kleider und Schafe auch. Darum schleicht noch heute jeder der Betrogenen um sein Erbteil herum (Butsch, Strafsburger Rätselbuch, Strafsburg 1876, S. 28—29).

Von Sammlungen aufsereuropäischer Märchen, die uns wichtiges Vergleichsmaterial liefern, sei zunächst das Buch von A. Seidel erwähnt, das zwar wenig eigene Aufzeichnungen aus dem asiatischen Volksmunde bringt, aber aus einer grofsen Anzahl gedruckter Publikationen schöpft, die im Anhange leider nicht immer ganz genau verzeichnet werden. Schon früher hat derselbe Verfasser eine Sammlung 'Geschichten und Lieder der Afrikaner' veröffentlicht (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund, 1896), die freilich mit Litteraturangaben noch weit spärlicher ausgestattet war, aber doch eine Fülle wertvollen Materials, wie es sonst oft genug in der Zeitschriftenlitteratur unbeachtet vergraben bleibt, zugänglich machte. Ganz ohne Nachweise hat K. Velten eine Übersetzung seiner im 18. Bande der Lehrbücher des Berliner Seminars für orientalische Sprachen erschienenen 'Märchen und Erzählungen der Suaheli' ausgehen lassen und uns dadurch namentlich die neuarabische Erzählungslitteratur näher gebracht, die in ihren Motiven soviel Berührungen mit der europäischen Volksdichtung zeigt. Auch Holger Pedersen hat seinen überaus wertvollen Veröffentlichungen albanesischer Texte in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften nunmehr eine Übersetzung folgen lassen, leider ohne jede vergleichende Bemerkung. Nicht einmal die im Originaltext gegebenen Hinweise auf früher erschienene, albanesische Sammlungen sind wiederholt.

Von Publikationen aufsergermanischer Volksdichtungen seien noch die 'Litauischen Märchen und Erzählungen' erwähnt, die Pfarrer Jurkschat mit einer wörtlichen Übersetzung, nicht aber mit litterarischen Nachweisen ausgestattet hat. Sie vermehren das von Schleicher, Leskien und Brugmann dargebotene Material in dankenswerter Weise.

Was Skandinavien betrifft, so liegt uns zunächst das erste Heft

einer bedeutenden Sammlung vor, die Jakob Jakobsen für die Kopenhagener Gesellschaft 'til udgivelse af gammel nordisk litteratur' unter dem Titel 'Færoske Folkesagn og æventyr' bearbeitet. Das erste Heft bringt vorwiegend Sagen, 54 an der Zahl. Wir werden, wenn die Ausgabe weiter vorgeschritten ist, ausführlichen Bericht darüber erstatten und möchten vorläufig nur die von derselben Gesellschaft herausgegebene, ungemein reichhaltige und trefflich bearbeitete 'Færosk Anthologi', mit umfänglichem Glossar von V. U. Hammershaimb, in Erinnerung bringen (Kopenhagen 1891), wo eine Fülle von Volksliedern, Sprichwörtern (220 an der Zahl), Rätseln (50), Sagen (34) und Bilder aus dem Volksleben geboten werden. Von populären Sammlungen will ich die für Kinder berechneten, aber aus dem Volksmunde geschöpften 'Nordischen Sagen, Märchen und Erzählungen' von Staacke (Berlin, M. C. Neve) erwähnen, die zum gröfsten Teil von Berg- und Wassergeistern handeln, aber auch eines unserer Volksmärchen, 'Die drei Spinnerinnen' (Grimm Nr. 14), in origineller Fassung und volkstümlichem Vortrage bringen.

Auch englische Märchen sind der deutschen Jugend von Kellner dargeboten worden, mit recht wertvollen, stilistischen Erklärungen, meist aus den trefflichen Sammlungen von Jacobs geschöpft. Die Einleitung hebt manchen besonderen Zug der englischen Volksprosa, wie die Anknüpfung an historische Personen und Örtlichkeiten hervor, die wir ja auch bei nordischen Märchen oft genug finden. Auch für eine Übersetzung englischer Volksmärchen hat Kellner Sorge getragen.

Aus Deutschland liegen weit weniger Märchen-, als Sagensammlungen vor. Es scheint fast, als sei das Interesse der Forscher für die ersteren erlahmt, seitdem man den 'wilden Mythologen' das Handwerk gelegt hat. Glücklicherweise wagt es heut niemand mehr so leicht, unsere Märchengestalten auf die eddischen Göttergestalten zurückzuführen. Den umgekehrten Weg schlägt v. d. Leyens Habilitationsschrift ein. In einer ganzen Reihe kleiner Einzelabhandlungen stellt er die märchenhaften Züge der Edda zusammen und giebt dazu Parallelen aus der Volkslitteratur, über deren Reichhaltigkeit hier nicht gerechtet sei. Über die Zeit und die Wege des Eindringens der einzelnen Motive stellt der Verfasser zwar Fragen auf, aber auf eine wirkliche, ernste Durchsprechung verzichtet er; seine Fragen bleiben so gut wie ungelöst. Die Heimat unserer Märchen sucht er immer noch in Indien — den Beweis aber verspart er sich auf ein andermal. Wir geben bis dahin zu bedenken, dafs es zweierlei ist, ob unsere wirklichen Märchen als Volksgut in Indien allein entstanden sind, oder ob man das auf weiterem Gebiet erwachsene dort zuerst zu Garben zusammenfafste und die alten Volksmärchen kunstmäfsig verwertete. Immerhin beschreitet die Märchenforschung jetzt neue Bahnen, und auch im Sammeln ist wohl kein dauernder, sondern nur ein augenblicklicher Stillstand eingetreten; die staunenswerten Erfolge der Märchensucher bei den slavischen und orientalischen Völkern, die trefflichen Sammlungen, die Prof. Stumme aus Tunis und Marokko zusammengebracht und erst jüngst wieder um eine schöne, auch für die europäische

Märchenforschung höchst aufschlufsreiche Gabe vermehrt hat,[1] werden auch unsere Arbeiter hoffentlich anstacheln, sich fleifsig umzusehen. Der unermüdliche Wossidlo teilte uns mit, dafs er in Mecklenburg eine weitaus gröfsere Anzahl von Märchen gefunden habe als Bartsch, und anderwärts würde der rechte Erfolg auch nicht fehlen, wenn nur der rechte Mann käme.

Wie soll man Volksmärchen aufzeichnen? Dafs die ironisierend-überlegene Art eines Musäus und das bewufste Schlimmbessern der Romantiker, wie es auch Bechstein nicht fremd war, heute nicht mehr in Betracht kommen, versteht sich von selbst. Aber auch die Art der Brüder Grimm möchten wir niemandem empfehlen. Dies bewufste, langsame, unablässige Feilen und Abschleifen, Zusammenschweifsen und Motivieren giebt uns zwar kleine, vollendete Kunstwerke, die ja auch, wie es eben bei den Brüdern Grimm nicht anders möglich war, aber auch nur ihnen möglich war, durchaus in volkstümlichem Geiste und in volkstümlicher Sprache gehalten, aber doch nicht das Volksmärchen sind, wie es in der Spinnstube oder unter der Dorflinde erzählt wird. Der Forscher mufs heutzutage sein ganzes Ich beiseite lassen, seine ästhetischen und moralischen Anschauungen, und mit sklavischer Genauigkeit alles aufzeichnen, was er hört und genau so, wie er es hört. Damit ist schon die Forderung ausgesprochen, dafs das Stück im Dialekt aufgezeichnet werden mufs; wo ein blofses Fragment erzählt wird, soll es der Aufzeichner nicht ergänzen; wo der Erzähler Individuelles, Persönliches einflicht, soll der Sammler es nicht verwischen, weil die Wissenschaft solche Elemente wohl zu schätzen und zu nutzen weifs, aber auch nicht aufbauschen, damit man den Grad der Pietät, mit dem das Volk an seinen heiligsten Schätzen hängt, ermessen könne. Buchstäbliche Treue, die bis in die Aussprache hinein den Vortrag des Volkes, d. h. des jedesmaligen Erzählers wiedergiebt, ist unerläfslich; ebenso, dafs man dasselbe Stück von mehreren Personen zu hören suche, aber nicht nach Art der Brüder Grimm eine Fassung als die 'vorzüglichste' herausgreife und aus den anderen willkürlich ergänze (denn alle, auch mit vollster Überlegung, nach 'Gutdünken' vorgenommene Änderung ist willkürlich), sondern der Wissenschaft das ganze Material vorlege. Die vollkommenste Leistung in der schriftlichen Fixierung von Volksmärchen scheint bisher Dr. Friedrich Pfaff in Freiburg i. B. erreicht zu haben, und es traf sich gut, dafs die erste Probe seiner Musterarbeit (seitdem in der 'Alemannia' fortgeführt) dem Altmeister der deutschen Volkskunde, Karl Weinhold, zum Jubeltage in einer Festschrift überreicht werden durfte. Freilich geht auch bei der sorgfältigsten schriftlichen Aufzeichnung noch genug verloren; so der Tonfall, die je nach dem Inhalt des Erzählten wechselnde Klangfarbe u. s. f. Einen Schritt weiter kommen wir ja mit dem Phonographen, den man

[1] Stumme, H., Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis in Nordafrika. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1899. X, 317 S. Demnächst erscheinen im gleichen Verlage Stummes 'Märchen der Berbern von Tamayratt in Südtunisien'.

jetzt in den Dienst der Volkskunde und Mundartenforschung gestellt hat. Wir können uns über die hier in Würzburg gemachten Erfahrungen mit dem Ausdruck der Befriedigung aussprechen. Die Zöglinge des Lehrerseminars, die uns alljährlich von ihren Ferienreisen eine Fülle volkstümlichen Materials herbeischaffen, noch mehr aber die 'Wiesenbauschüler', junge Burschen, die nur auf wenige Monate vom Lande hereinkommen und ihren unverfälschten Dialekt mitbringen, haben dem 'Verein für bayerische Volkskunde und Mundartenforschung' grofse Dienste geleistet. Einfache Sätze oder Wortreihen (besonders die Zahlen 1—20 eignen sich vorzüglich), aus dem Munde von siebzig oder achtzig jungen Leuten, die den verschiedensten Gegenden Frankens entstammen, auf eine Walze gebracht, geben ein überraschendes Material für die Abgrenzung der Unterabteilungen einer Mundart. Jeder mufs seinen Namen und seine Heimat mit in den Apparat hineinsprechen, so dafs man ein 'redendes Archiv' für Volkskunde gewinnt. So wird auch bei Volksliedern, Kinderreimen und Vierzeilern Text, Weise und Rhythmus zugleich festgehalten, und das Stück kann beliebig oft wiederholt werden, was bekanntlich 'draufsen' in der Praxis seine Schwierigkeiten hat. Freilich, eines darf man nie vergessen: das Landkind, das vor den geheimnisvollen Apparat tritt, wird stets befangen sein, und wenn beim Liede noch Melodie und Reim den Text binden, so wird doch die Prosalitteratur, insbesondere das Märchen, aus dem Phonographen nie ganz so erklingen wie im Kreise trauter Gesichter. Gehen doch schon die Gebärden der Erzählenden verloren. Hier könnte nun, mit Vorsicht angewandt, die Photographie eintreten. Immer aber soll auch der Sammler, der die neuen Errungenschaften der Technik in den Dienst der Volkskunde stellt, nie versäumen, im lebendigen Verkehr mit dem Volke sich von seiner Sprech- und Denkweise zu überzeugen — das ist das beste Korrektiv für die phonographischen Aufnahmen.

Bei diesen Anforderungen, die wir an die Genauigkeit der Aufzeichnung stellen, kann man wohl abnehmen, was wir von den Sammlern halten, die unsere alten Sagen — denn sie werden noch ärger gemifshandelt als die Märchen — erst in ein 'poetisches' Gewand kleiden zu müssen glauben, um sie geniefsbar zu machen. Unter dem ödesten Reimgeklapper geht der Stil, die edle, einfache, reine Form unserer Volksprosa verloren. Dem Herrn Sammler kommt es eben nur auf den Inhalt an — die Form liefert er gratis, vielleicht nach Tisch zur Erholung, pro Stunde einen halben Bogen. Auf diese Art haben uns Bahlmann und seine Herren Vorgänger die münsterländischen Sagen verwidert. Anders ist es, wenn die Leistungen wirklicher Dichter der schlichten und rechten Wiedergabe der Sage hinzugefügt werden, wie z. B. Gustav Schwabs Gedichte in dem schönen 'Badischen Sagenbuche' eine würdige Stelle gefunden haben. Von der neuen, trefflich illustrierten Ausgabe dieser reichhaltigen Sammlung liegt der erste Band vor, der die Sagen des Bodensees, des oberen Rheinthales und der Waldstädte zusammenfafst. Der Entstehung jeder Erzählung gehen die reichlich bemessenen Bemerkungen nach, sagenumsponnene Burgen und Kirchlein erscheinen im Bilde,

ihre Inschriften und Wahrzeichen werden beschrieben, die Quellen, mündliche und litterarische, genau bezeichnet und die Übersicht einstweilen durch ein knappes Register erleichtert, während der Schlufsband eine vollständigere Ausschöpfung des Inhaltes bringen wird. Auch auf die Benutzung und Umgestaltung badischer Sagen in der Kunstlitteratur — insbesondere bei Scheffel — wird öfters hingewiesen und so das Buch auch für den Unterricht nutzbar gemacht. Leider hat dieser Gesichtspunkt aber den Herausgeber, Josef Bader, zu einem methodischen Fehler verleitet. 'Damit das Werk auch der reiferen Jugend ein wahres Bildungsmittel sein kann, wird, wo es irgend ohne Beeinträchtigung der Eigentümlichkeit des Stoffes geht, Anstöfsiges streng vermieden.' Das geschieht sicher zum Schaden der Wissenschaft, der es eben nicht blofs auf den Stoff, sondern auch auf die Form ankommt, und die den Ton und die Stimmung des volkstümlichen Vortrages streng gewahrt sehen will.

Das hat eine andere Sammlung, die einem Baden benachbarten Gebiete gewidmet ist, glücklich vermieden: Reisers Allgäusagen, ein in jeder Hinsicht geradezu klassisches Buch. Der erste Band, die eigentlichen Sagen umfassend, liegt, prächtig ausgestattet, fertig vor, vielleicht die vollendetste Sagensammlung seit Erscheinen des Musterwerkes der Brüder Grimm. Illustrationen, die ja bei Lokalbräuchen und -sagen ein wichtiges Veranschaulichungsmittel sind, beleben den Text, der mit allen wünschenswerten Quellenangaben ausgestattet, trefflich geordnet und echt volksmäfsig vorgetragen ist. Der zweite Band, der die Sitten und Gebräuche behandelt und auch Sprichwörter bringen soll, ist soweit gediehen, dafs der 'Festkalender', die Beschreibung der an jedem Tage im Jahre geltenden Meinungen und Gewohnheiten, sowie der reichhaltige Abschnitt: 'Kinder- und Volksfeste' fertig vorliegt. Daran schliefst sich die Behandlung der volkstümlichen Auffassung von Geburt, Hochzeit und Tod und die Bräuche bei verschiedenen Anlässen, wie Spinnstuben- und Erntebräuche u. dergl.

Während Reiser durchweg aus dem Munde des Volkes schöpft, hat Schell, ein Schüler von Dr. Fr. Kraufs in Wien, auch die ältere Litteratur, vielleicht in zu ausgedehntem Mafse, herangezogen. Wir glauben kaum, dafs alle die hier aus Cäsarius von Heisterbach angeführten Sagen lebendes Volksgut sind oder auch nur durchweg gewesen sind. Berggeister- und Gespenstersagen überwiegen in dieser, nach Flufsthälern angeordneten Sammlung. Leider ist jeder Abschnitt in sich numeriert, so dafs das Citieren möglichst erschwert ist. Soweit die Anmerkungen Parallelen anführen, sind sie willkommen (nachzutragen wären so vortreffliche Sammlungen wie die von Zingerle aus Tirol und von Göfsler aus Mansfeld, Eisleben 1880, mit seither acht Nachträgen!); auch die historischen und kulturhistorischen Erläuterungen sind dankenswert; seine mythologische Weisheit hätte Schell aber für sich behalten sollen. Auch diese Sammlung ist mit fünf schönen Bildern geziert.

Das Büchlein von Asmus und Knoop, dem trefflichen Herausgeber Pommerscher und Posenscher Sagen, ist eine dankenswerte Bereicherung

unseres Materials. Es schöpft aus älteren Sammlungen und aus dem Volksmunde und erzählt schlicht und treu. Wieviel Sagen sich auch hier an die Person des 'Alten Fritzen' anschliefsen, ist erstaunlich. Auch das alte Rätselmotiv vom 'Kaiser und Abt' kehrt wieder (S. 9). Die Fragen sind: 1) Wie schwer der Mond ist? ($^1/_4$ = 1 Pfund), 2) wieviel Sterne am Himmel stehen? (soviel wie Tintenkleckse auf dem Blatt Papier, das der Antwortende zeigt), 3) wie tief das Meer sei? (einen Steinwurf); dazu kommt dann das Gedankenerraten. Der Ratende ist ein Schäfer, der Ratlose ein Pfarrer. Der König zwingt sie, miteinander zu tauschen, bis er nach einem Jahre die Unzuträglichkeit solchen Wechsels einsieht und jedem die Rückkehr zu seiner früheren Beschäftigung erlaubt. Es sei noch darauf hingewiesen, dafs auch das von Knoop redigierte 'Rogasener Familienblatt' Sagen bringt. Zu diesen neuen Sammlungen tritt als alter und trotz aller ihm anhaftenden Mängel lieber Bekannter Bechsteins Thüringer Sagenbuch, worauf wir wenigstens hinweisen wollen.

Die Sage ist im ganzen nationaler als das weltbürgerliche Märchen; vielleicht wird sie gerade darum in unserer loyalen Zeit so sehr bevorzugt. Zwei Aufgaben stellen wir heute den deutschen Sagenforschern: Zunächst bringe man aus Ober- und Mitteldeutschland je eine grofse Sagensammlung im Dialekt zum Abdruck. Für Niederdeutschland wird das ohnehin sehr bald Wossidlo besorgen, dem wir auch die besten Fragebogen über dies Gebiet verdanken. Dann aber stelle man ein grofses, wenigstens zwölf der gröfsten deutschen Sammlungen ausschöpfendes Motivlexikon zusammen, wofür auf beschränktem Gebiete J. v. Zingerle ein Vorbild hinterlassen hat. Mit dem blofsen Parallelennotieren ist es nicht gethan. Wir wollen nicht Notizenkram, sondern lebendige Erkenntnis von Inhalt und Form, Wesen und Werden unserer Märchen und Sagen.

Würzburg. Robert Petsch.

Sprichwörter und alte Volks- und Kinderlieder in Kölnischer Mundart. Köln, K. A. Stauff, 1899. 65 S. 12. M. 0,50.

Das hübsch ausgestattete Heftchen bringt Volksdichtung und mundartliche Kunstdichtung. Das eigentliche Volkslied kommt recht schlecht weg; es hätte sich in Köln sicherlich mehr derartiges finden lassen. Dagegen wird für das Sprichwort und Kinderlied verhältnismäfsig reiches Material geboten. Bei den Sprichwörtern fällt ein froher, lebenslustiger Zug auf; von dem pessimistischen Element, das sonst unsere 'Weisheit auf der Gasse' durchdringt, ist hier wenig zu spüren. Auch ständische Satire tritt wenig hervor. Um so gröfser ist der Gegensatz zwischen Stadt und Land, der sich in den Spottreden auf die Bauern scharf zu erkennen giebt. Der Bauer erscheint als roh, faul und verschlagen. Selbst das alte Wort: 'Recht währet lang, denn man braucht es selten' (s. meine Beitr. z. Kenntn. d. Volksrätsels S. 11) ist hier mit einer Spitze gegen

die Landbevölkerung versehen, bezw. dem Bauern als Lebensanschauung in den Mund gelegt worden: 'Ihrlichkeit hält am längste — säht der Boer — weil se am winigste gebruch wehd.' Die Kinderreime geben sehr interessante Beispiele für die vernichtende Wirkung eines der Urfassung fremden Dialektes, leider auch für den zersetzenden Einfluſs des Kindergartens. Nicht wenige Nummern zeigen kirchliche Beeinflussung. Einige Rätsel sind eingestreut, ohne als solche bezeichnet oder auch nur erkannt zu sein, wie denn das Heftchen überhaupt nicht mit besonderer Sorgfalt bearbeitet ist und bei einer zweiten Auflage gründlicher Umarbeitung dringend bedarf.

Würzburg. Robert Petsch.

Leyen, Friedrich von der. Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Berlin, G. Reimer, 1899. 84 S. 8. M. 2.

Nachdem schon Jakob und Wilhelm Grimm, Uhland, Mannhardt, Simrock, Bugge, Olrik u. a. auf die märchenhaften Elemente der Eddalieder wiederholt hingewiesen haben, unterzieht sich v. d. Leyen in seiner Münchener Habilitationsschrift der dankbaren Aufgabe, diese märchenhaften Bestandteile zusammenfassend auszuheben. Leider fehlt der sonst verdienstvollen Arbeit ein Register oder eine Übersicht der auf diese Weise aus der Heldensage herausgeschälten Märchenmotive. Zu den (bescheidenen) Parallelensammlungen v. d. Leyens Nachträge mit erreichbarer Vollständigkeit verzeichnen zu wollen, hätte wenig Wert, da es dem Verfasser weniger darauf ankam, die Verbreitung der einzelnen Märchenstoffe aufzuzeigen, als bloſs das Vorhandensein märchenhafter Elemente in der Edda festzustellen und zu belegen. Die bekanntesten, die v. d. Leyen anführt, sind etwa: 'Braut des Hundes' (S. 8, 80); 'Briefvertauschung', der Brief, der den Tod des Überbringers fordert, wird diesem im Schlafe gegen einen anderen, der ihm Glück bringt, eingetauscht (S. 19); 'Fesselung mit Seidenfäden — unzerreiſsbar' (S. 29 u. Nachträge); 'Gras wachsen hören' (S. 7); 'Hochzeit der Sobeide', der Mann schickt seine Frau am Hochzeitsabend zu ihrem Geliebten, unterwegs begegnen ihr drei Räuber, die sie schonen, als sie von dem Edelmut des Gatten hören (S. 75, vgl. auch Leyen, Münchener Allgem. Ztg. Beilage 1899, Nr. 187, S. 6); 'Hochzeitskerze (S. 8 f.); 'Mensch mit den wunderbaren Eigenschaften' (S. 7) u. a. Eingehender behandelt sind: 'Baumursprung der Völker' (S. 12), vgl. dazu etwa noch Wackernagel, Zs. f. d. A. VI, 15—20; Fränkel, Zs. f. d. Unterr. XIII, 132; — 'Königstochter, die nicht lachen konnte' (S. 37), dazu noch Carstens Zs. d. Ver. f. Volkskunde III, 456—459; R. Köhler, Germania XIV, 269 f., Zs. f. rom. Phil. II, 617 f., Kl. Schriften I, 93 f.; Bolte, Wetzel, Reisen der Söhne Giaffers 207. 211, Montanus Schwankbücher 569; — 'Nachahmung mit verkehrtem Erfolge' (S. 59); so wäre vielleicht dies in der internationalen Märchenlitteratur ungemein häufige Motiv zu benennen, vgl. Grimm, K. H. M. Nr. 13. 24. 61. 87 u. ö.; Cosquin, Contes de la Lorraine Nr. 10. 20. 41. 49 und aus der Fülle der Parallelen nur: Jarnik, Veckenstedts Zs. f. Volks-

kunde II, 264 f.; Singer, Zs. d. Ver. f. Volkskunde II, 300; Hartman ebd. V, 60; Stiefel V, 209; Klemm VII, 156; Felkin, Zs. f. vgl. Lg. I, 442—444; Wlislocki II, 449—451; Bolte, Schumans Nachtb. 389, Frey, Gartengesellschaft 278; — zu den 'Scharfsinnsproben' im Anhange wäre nachzutragen Fränkel, Zs. f. vgl. Lg. IV, 360; Sartori ebd. IV, 42; Krauſs ebd. IV, 216; Bolte VIII, 352; Rua Veckenstedts Zs. f. Volksk. II, 250; — zum 'Mann im Brunnen' (S. 17) Zart, Zs. f. deutschen Unterr. XIII, 107—119; Weizsäcker ebd. XIII, 736—740.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht und namentlich zum Selbststudium für Kaufleute. Von E. Funk. Sechste verbesserte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1898. 285 S. 8.

Der Umstand, daſs dieses, namentlich für Kaufleute bestimmte Buch bereits sechs Auflagen erlebt hat, spricht für seine Beliebtheit und Brauchbarkeit. Es ist auch ohne Zweifel völlig ausreichend, um die moderne schwedische Schrift- und Geschäftssprache kennen zu lernen; es muſs aber doch als ein entschiedener Mangel bezeichnet werden, daſs der Verfasser die davon sehr stark — weit mehr als in anderen Ländern — abweichende Umgangssprache fast völlig auſser acht läſst. Über so wichtige Thatsachen z. B., wie die ausschlieſsliche Verwendung der Singularformen des Verbs auch für den Plural, welche die gesprochene Sprache längst durchgeführt hat, giebt nur eine Bemerkung auf S. 122 Auskunft, wo es zudem 'stets' statt 'oft' heiſsen muſs. Die auf zwei Seiten zusammengedrängte Aussprachelehre ist durchaus ungenügend; sie sagt nichts von der verschiedenen Geltung des *c*, vom Verstummen des *d* und *g* vor *j*, des *h* vor *j* und *v*, von der Aussprache des *g* als *ng* vor *n* u. a. Die Vokale sind besonders dürftig behandelt, denn daſs *a* in *mark* und *mat* zwei ganz verschiedene Laute bezeichnet, *e* in *sett*, *svensk*, *hare* gar drei und vieles andere wird verschwiegen. Manches ist geradezu falsch, z. B. die behauptete Gleichheit des *g* in *gata* und *säng*, die Aussprache des *k* vor Palatalvokalen als *tsch* — es ist viel eher = nhd. *tch* in *Entchen* —, die Gleichstellung des *u* in *sjunga* mit nhd. *u*. Über den Gravisaccent, z. B. in *sjunga*, der doch fürs Schwedische so bezeichnend ist, wird kein Wort verloren; daſs er auch aus praktischen Gründen nicht vernachlässigt werden darf, ergiebt sich aus so naheliegenden Beispielen wie *ànden* 'der Geist' und *ánden* 'die Wildente', die sich nur durch die Betonung unterscheiden lassen. Weibliche Titel haben nicht durchaus den Ton auf der vorletzten Silbe, wie S. 2 unten gelehrt wird, denn es heiſst doch z. B. *sòmmerska* neben *madám* etc.! — Für eine neue Auflage möchte ich dem Herrn Verfasser die Berücksichtigung von Poestions Lehrbuch (2. Aufl.) und Brates Svensk spräklära, Stockholm 1898, empfehlen. Wie Funks Grammatik jetzt ist, kann ein Schüler ohne mündliche Unterwei-

sung unmöglich daraus einen Einblick in die lautlichen Eigentümlichkeiten der Sprache erlangen.

Der Schreibung ist mit Recht die neue Orthographie der Akademie zu Grunde gelegt; Herr Funk scheint jedoch von dieser ehrwürdigen Körperschaft keine ganz klare Vorstellung zu haben, wenn er S. IV von der Schreibweise spricht, 'wie sie auf (!) der Akademie in St. gelehrt wird.'

Ich habe das Buch im übrigen nur durchblättert und zeichne hier kurz auf, was mir dabei an Fehlern und Versehen aufgestofsen ist. S. 6 und 8 f.: Genusregeln, soweit sie den Unterschied zwischen Mask. und Fem. betreffen, sind für die neuere schwedische Sprache ziemlich überflüssig, da fast nur noch gewisse Dialekte, Redner und Dichter leblose Gegenstände und Abstrakta als *han* oder *hon* bezeichnen. Nur bei lebenden Wesen wird das Geschlecht noch regelmäfsig durch Pronominalformen unterschieden, sonst braucht man *den*, *dess* für das *en*-Genus, vgl. Brate S. 100 f. Ausnahmen giebt es hiervon blofs vereinzelte, die Anwendung des unbestimmten *den* nimmt offenbar immer mehr zu. — S. 12 wären auch die Plurale auf *-r*, wie *kor*, zu erwähnen gewesen. Mit welchem Recht sind sie S. 15 als Ausnahmen aufgeführt? — S. 17 letzte Zeile lies *blifvit*. — S. 31: wie können Adverbien und Präpositionen durch Steigerung in Adjektive verwandelt werden?! — S. 58, Z. 3 v. u. l. *annat*. — S. 62 vorletzte Zeile l. *i dag åtta dagar*. — S. 95: das Prät. von *gråta* hat auch *ä*, wie die beiden anderen Verben!

Zu den Lesestücken, bei deren Durchsicht ich einige Stichproben im Wörterverzeichnis gemacht habe, bemerke ich folgendes: S. 147: *taggen* fehlt im Glossar. — S. 148, Z. 4: *komma att* ist ebenda nicht erklärt. — Ib. in der Mitte: *hvarhelst* fehlt desgl. — S. 152, Z. 8 lies *sorgsna*, das ins Glossar aufzunehmen ist. — S. 157: *komminister* ist nicht 'Geistlicher' schlechthin! — Ib. *lektor* ist 'Oberlehrer'; *skräddarläru* fehlt im Glossar. — S. 168 steht *pell*, während das Glossar *päll* bietet. — Ib. sind *pertbloss*, *-klyfning* und *spjelarne* (besser mit *ä*) unerklärt geblieben. — S. 169, Z. 2 l. *årligen*. — S. 170, letzte Strophe l. *hjältedikt*. — S. 174, Z. 4 setze Fragezeichen statt Punkt. — S. 176, Z. 10 l. *skogssjöns*. — S. 177, 1. Strophe l. *Ej reses*, 3. Strophe: *Hon födes*. — S. 211 l. '*stadna* (1), stehen bleiben'.

Gotenburg — Kiel. F. Holthausen.

Frederick Morgan Padelford, Old English Musical Terms (Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft IV). Bonn, Hanstein, 1899. XII, 112 S.

Angeregt von Cook behandelt Padelford einen Teil des ags. Kulturlebens, der für den Litterarhistoriker grofse Bedeutung hat. Sievers hat vor kurzem wieder betont, wie die Ausdrücke für Singen und Sagen im Altgerm. und speciell im Ae. durcheinandergehen, und folgert mit daraus, dafs wir uns die erhaltenen Alliterationsdichtungen nicht mit gleichmäfsigem Takt und fester Melodie, sondern mit einem freieren Sprechvortrag

recitiert zu denken haben (Metr. § 5, 3—5). Eine reiche Sammlung von Zeugnissen wird nun von Padelford für diese Dinge beigebracht; einige mehr glaube ich nachtragen zu können; aus dem Ganzen sind wenigstens einige Ergebnisse für den Stand der ae. Lyrik zu erhoffen.

Padelford giebt als ersten Teil, was er über die Geschichte der weltlichen und der geistlichen Musik bei den Ags. und über ihre Instrumente gefunden hat. Die Andeutungen der ae. Dichter selbst stellt er voran und unterscheidet danach u. a. *'two classes of minstrels: the scops who dwelt in the halls of princes, and the gleemen who wandered'* (S. 3). Freilich mufs er selbst sofort beifügen, dafs auch ein *scop* wie Widsith manchmal gewandert sei. Der Unterschied war gewifs nur ein relativer; vgl. *scop* Beow. 1066 = *glêoman* 1160. Auch legen die Glossen eine andere Unterscheidung nahe, indem sie *scop* mit *poeta* übersetzen, *glîman* aber mit *mimus, scurra, jocista, pantomimus*. Erst ein verächtliches Kompositum, wie *caluscop*, wird dem *glîman* gleichgesetzt: Canons of Edgar LVIII, Laws of the North. priests XLI. — Für den Unterschied von weltlicher und geistlicher Sangesweise ist das Statut XII von Erzbischof Cuthberts Synode 747 nachzutragen, wo geboten wird: *Ut presbyteri saecularium poetarum modo in ecclesia non garriant, ne tragico sono sacrorum verborum compositionem ac distinctionem corrumpant vel confundant, sed simplicem sanctamque melodiam secundum morem ecclesiae sectentur.* Der weltliche Sänger hatte also auch eine Melodie, aber eine niedrigere, als sie der Priestersänger haben sollte, während ein bombastisches Singen nach dem andern Extrem abirren würde. — Gegen das Eindringen *ludicrarum artium, hoc est, poetarum, citharistarum, musicorum, scurrarum* in die Klöster eifert Statut XX derselben Synode; vgl. 'Councils and ecclesiastical documents' ed. Haddan and Stubbs III, 1871, S. 369. Desgleichen wird in den 'Ecclesiastical institutes' eines späteren Homileten (Hs. 11. Jahrh.) den Messepriestern eingeschärft, sie sollen, wenn sie vor der Messe singen wollen, dies wenigstens nicht öffentlich, sondern privatim thun, damit nicht ein Teil der Leute vom Besuch der Messe abgehalten werde; denn es sei ohnehin schon schlimm, dafs sich viele Leute sofort nach der Messe *from èrne mergenne ofer ealne dæg on druncennysse 7 on wiste hiora wombe þêowiad, nas Gode* (Thorpe, Ancient laws and institutes, 1840, Fol., S. 488). Mit diesen Vorschriften sind offenbar Gesellschaftslieder gemeint, die einen hervorragenden Teil der weltlichen Lyrik gebildet haben müssen. Zu den Belegen, die Padelford S. 12 dafür beibringt, kann ich (dank Prof. Liebermann!) noch einen aus Wulfstans Homilies S. 46 fügen, wo den Zuhörern unter der Überschrift 'Be oferfylle' gesagt wird: *Hearpe and þipe and mistlîc glîggamen drêman èow on bêorsele, and gê godes cræfta nân ding nê gymad.* Kein Wunder, dafs *drêam* in den Glossen geradezu als Übersetzung für *musica, harmonia, concentus, melodia* gebraucht wird. Diese lateinischen Glossenworte (besonders *concentus*) machen es sogar wahrscheinlich, dafs gelegentlich die ganze Gesellschaft zusammen sang. Dafs *chorus* nicht mit *drêam* wiedergegeben wird, spricht nicht dagegen; denn *chorus* war offenbar ein Begriff der geistlichen, nicht der welt-

lichen Musik. — Für eine zweite Gattung weltlicher Gesänge, die Totenlieder, hat Padelford das Material sehr schön gesammelt, auch nicht vergessen zu betonen, dafs die hiefür gebrauchten ae. Ausdrücke durchaus nicht wie Notbehelfe oder Wortübertragungen aussehen, sondern wie altheimische termini technici; z. B. *lîelêod*. — Für eine dritte Gattung, das Hochzeitslied, in ebenso idiomatischer Weise *gyflêod, brŷdsang* genannt, ist aber noch eine Schilderung zu erwähnen, die in den 'Gestis Herewardi Saxonis' Kap. 6 steht, geschrieben von einem Mönch, der noch Gefolgsleute dieses Gegners von Wilhelm dem Eroberer kannte (Hs. 12. Jahrh. ed. Michel, Chroniques Anglo-Normandes, 1836, II. Bd. S. 19—20). Die Scene ist zwar nach Irland verlegt, und einige Nebenumstände werden als specifisch irische bezeichnet; im ganzen ist aber die geschilderte Sitte für den aus der Gegend von Ely stammenden Hereward offenbar nichts Fremdes. Vor der Braut, die das Elternhaus verliefs, ging ein Mann *cum cithara* einher. Das Musikinstrument wird Hereward, der sich unerkannt eingestellt hatte, von einem Spafsmacher aufgedrängt. *Quam suscipiens, efficacissime fibras tetendit, et sonas atque vocem interim cunctis admirantibus produxit, — altro autem ex facto minus verente citharamque de manibus illius (Herewardi) continuo arripere nitente. At vero convicae dignum valde munere et ministrum interim habere judicabant. Si persisteret verum potum, forte ne perciperetur quis esse, adquierit, multipliciter cum ea canendo, et per discrimina vocum nunc solitarie et nunc tripliciter cum suis sociis more Girviorum cantabat.* In der Gegend von Ely ist also Anfang 12. Jahrhunderts bereits dreistimmiger Gesang für ein weltliches Hochzeitslied gebräuchlich. Der Braut gefiel Herewards Kunst derart, dafs sie ihm zum Dank ein *pallium* gab. — Für Liebeslieder verweist mich Liebermann auf eine allerdings nicht ganz sichere Stelle im 'Judicium Clementis': *Si quis in quacunque festivitate ad ecclesiam veniens ... saltat aut cantat orationes* [al.: *cantationes*] *amatorias ... excommunicetur* (Haddan and Stubbs, III 227). Unsicher ist die Stelle, weil dieser Clemens nach Wasserschleben (Bufsordnungen der abendl. Kirche 433) mit dem ags. Willibrord Clemens vielleicht nicht identisch ist. Wer würde aber, auch wenn dieser Zweifel zuträfe, leugnen wollen, dafs ein sangeskundiges Volk Liebeslieder gehabt habe? — Was endlich den Zauberspruch (galdor) betrifft, hat zwar Padelford nicht alle Belege angeführt, doch ist das kein besonderer Schade; denn die Warnungen vor solch heidnischem Unfug sind zu allgemein und stereotyp, um uns wirklich zu belehren. Was z. B. Cuthberts Synode darüber sagt (Haddan and Stubbs S. 363—364), ist wörtlich aus einem Briefe des hl. Bonifaz ans Deutschland (das. S. 377—378) wiederholt. Da *galdor* regelmäfsig mit lat. *cantare, incantare, decantare* verbunden wird, haben wir uns dabei wohl einen eintönigen Singsang vorzustellen.

Der zweite Teil von Padelfords Buch enthält ein Glossar der ae. Musikausdrücke. Das ist ein ausgezeichneter Gedanke, und auch die Ausführung hat viel Gutes. Eine rein äufserliche Störung wird hervorgerufen durch eine gewisse dialektische Inkongruenz der verzeichneten Formen; neben ws. *âfendrêam, âfenlêod* u. s. w. findet sich dialektisches *êfenhlêodor,*

also unter einem ganz anderen Buchstaben; ebenso ist *blǽdhorn* gesondert von *blǽdhorn*, *drỳme* von *drêman*, *bỳmere* von *bỳme*. Statt *bymian* S. 68 l. *bỳman*. Die Composita mufs man sich erst zusammensuchen, z. B. *êfenlêod* zu *lêod*. Im begreiflichen Ringen nach Vollständigkeit sind auch einige Wörter angeführt, die an sich nichts Musikalisches haben: *âwrecan*, *cwêman*, *grêtan*, *lâcan*. Bei *hëorhtm* wäre ein Hinweis auf *breahtm* (das übrigens fehlt) deutlicher als der auf Halls Wörterbuch ohne weiteres Citat; ebenso bei *cleadur* ein Hinweis auf *clador*, Sweet OET. 471 f., statt des vagen auf Sommers Dict., wobei sich ein wenig geschickter Gebrauch von Bosworth-Toller S. 158 verrät. Heifst *gearobrygd* wirklich *'deft playing'*? Sweet (Stud. dict.) übersetzt 'quick movement'. Ähnlich differiert Padelford bei *glîwstæf* (= melody) von Sweet (= joy). Mit Bedauern sah ich, dafs manche entschieden hieher gehörige Wörter ganz fehlen: *byrgenlêoþ*, *byriglêoþ* = epitaphion (Wright-Wülkers Vocabularies I 395 1, Bosworth-Toller und Leos Ags. Glossar), *fidela* = fidicen (WW. 539 25), *gedwola* = naenia (Cook, Old North. Gloss.), *lêoðweorc* = poesis (WW. 188 30), *lêoðwurhta* = poeta, scop (WW. 539 29, 311 30), *wêorðung* = canor, modulatio, cantus (WW. 198 36). Endlich sind für die im Glossar vertretenen Wörter lange nicht alle Belegstellen vorhanden; so fehlen bei *hlêodrian* die wichtigen Stellen in Sweets OET. 619 (= increpitare, intonare, concinnare, sonare); bei *organa* die auffallende Wendung *þêr* (im Himmel) *is aa singalîc organa swêg, þê from englum bid sungen* (Eccles. instit., Thorpes Laws S. 469); und durchaus sind WW. zu wenig benutzt und daher beim Gebrauch von Padelfords Glossar regelmäfsig nachzuschlagen. Diese Glossen stehen zwar auf keiner hohen Stufe menschlicher Intelligenz, ergeben aber, wenn man sie zusammenfafst, wegen ihrer Quantität doch manches Interessante. Sie sondern z. B. *gid* (= elogium, proverbium, fama, also etwa = Spruch, Sage) ganz deutlich von *lêoð* (= carmen, poema, oda, also = Gedicht überhaupt) und dieses wieder von *sang* (= cantus, cantilena, melodia, harmonia), während die Poesie diese Begriffe, und dazu *gealdor*, fortwährend und absichtlich durcheinanderwirft. Die verachteten Glossen sind für die Normalbedeutungen verläfslicher als Beowulf und Cynewulf.

Uberblicken wir nun das Material, wie es bei Padelford und hier zusammengetragen ist, so ergiebt sich vor allem, dafs an einem wirklichen Singen weltlicher Poesie bei den Ags. nicht zu zweifeln ist, vom 7. bis 12. Jahrhundert. Ferner haben wir zu scheiden zwischen dem Singsang, mit dem ein Zauberspruch oder auch wohl eine Rudererweise (celeuma, i. e. leta cantatio = lewisplega, WW. 202 31) abgeleiert wurde, und dem wirklichen Gesang eines Gesellschafts-, Leichen- oder Hochzeitsliedes. Dafs mit dem Einzelgesang eine Art Chor abwechseln konnte, ist beim *drêam* und bei Herewards Hochzeitsabenteuer zu beobachten. All das deutet auf die Existenz einer Lyrik, von der uns die erhaltenen Denkmäler aufser 'Deor' kaum eine Vorstellung geben — die Kirchenverbote haben offenbar auf die Schreibkundigen nur zu gründlich gewirkt. Dagegen ist von einem formalen Unterschied zwischen gesungener und ge-

sagter Poesie, zwischen Lyrik und Spruchdichtung, kein Zeugnis zu entdecken. Ein Glossator, der *carmine rithmico* zu übersetzen hatte, wufste sich nur mit *smicere* (= politus, elegans, cræftlîc) *leode* zu helfen (WW. 381 5). *Cantabiles* drückt ein anderer durch *wynsum* aus, *cantilena* durch *modulatio vel sàrlic blis* (WW. 198 18, 21). *Lyrici* sind einfach *scopas* (WW. 439 26). Es macht den Eindruck, als hätte der Unterschied im wesentlichen mehr in der Art des Vortrages als des Stils und Versmafses bestanden, und das wird ja durch 'Deors Klage' bestätigt.

Schliefslich drängt es mich, meine Dankesschuld gegen das Buch Padelfords in das Geständnis zusammenzufassen, dafs es mich wie wenige auf dem ae. Gebiete belehrt und angeregt hat. Verbesserungsvorschläge und Nachträge hat jeder zu gewärtigen, aufser wer nichts schafft: id pessimum malum.

Berlin. Alois Brandl.

Albert S. Cook, Biblical Quotations in Old English Prose Writers. London, Macmillan and Co., Lted.; New-York, The Macmillan Company, 1898.

Der Herausgeber dieser Sammlung altenglischer Bibelcitate erklärt im Vorwort, dafs sein Buch für dreierlei Publikum bestimmt sei: den *'Biblical scholar'*, den Sprachhistoriker und endlich für den Anfänger in der praktischen Erlernung des Altenglischen. Diesen dreifachen Zweck scheint er mir aber nicht erreicht zu haben. Für den Theologen und Litterarhistoriker wäre es von Wert, zu wissen, in welcher Form die heiligen Schriften dem angelsächsischen Volke bekannt waren. Dazu wäre aber wohl eine ziemlich vollständige Zusammenstellung aller altenglischen Bibelsprüche nötig gewesen. Hier werden uns nur die in Alfreds Werken (ohne die Soliloquien, mit der Beda-Übersetzung) und in Ælfrics Predigten vorkommenden Stellen geboten, es fehlen also vor allem die Blickling- und die Wulfstan-Homilien, die natürlich sehr viel Stoff enthalten. Aufserdem ist in den meisten dieser Werke die Bibel nicht von dem altenglischen Schriftsteller, sondern von seiner lateinischen Quelle benutzt. Ich glaube also nicht, dafs die Litteraturgeschichte einen grofsen Vorteil aus der Ausgabe ziehen wird. Was die Sprachgeschichte betrifft, so kann ihr die Zusammenstellung schon deshalb keine überraschenden Resultate bringen, weil ja nur die *'standard editions'* benutzt sind. In dieser Beziehung sind die von Napier in dieser Zeitschrift CI, 309 ff. u. CII, 29 ff. veröffentlichten Nachträge viel wichtiger, da sie wirklich bisher unbenutzbares Material zu Tage fördern. Der *Index of Principal Words* am Schlusse des Buches ist gewifs gut für sprachliche Untersuchungen zu brauchen, aber warum fehlen gerade die für die Syntax wichtigsten Wörter, die 'gewöhnlicheren Konjunktionen, Präpositionen, Pronomina und Zahlwörter', die häufigsten Verba, Substantiva, Adjektiva und Adverbia? Und warum sind, da doch der Herausgeber Material für die Bedeutungslehre zu bringen beabsichtigt (*Preface* p. IX), in diesem Wörterverzeichnis die Bedeu-

tungen weggelassen? Jetzt mufs jeder, der das Buch in dieser Richtung benutzen will, selbst die Arbeit machen, die dem Herausgeber sicher nicht schwer gefallen wäre.

Dafs endlich das Buch zur Einführung ins Altenglische besonders geeignet sei, kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Erstens sind die Texte gar nicht immer sehr leicht und einfach in Konstruktion und Formen, zweitens ist der Inhalt, weil es vielfach unzusammenhängende Sätze sind, nicht gerade unterhaltend, und drittens haben wir eine Reihe vorzüglicher Elementarbücher — Cook selbst hat ja ein treffliches Buch für Anfänger veröffentlicht —, die genug leichte und interessante Texte enthalten und gegen deren Konkurrenz die *Biblical Quotations* wohl nie aufkommen werden.

In der Anordnung des Textes ist die biblische Reihenfolge eingehalten, und am Fufs der Seite sind stets die betreffenden Stellen des Originals gegeben. Doch wird jedes der excerpierten altenglischen Prosadenkmäler separat behandelt, so dafs man eine Übersicht über den etwa wechselnden Sprachgebrauch aus der Anordnung nicht erhält. Ein *Index of Biblical Passages* am Schlusse des Bandes entschädigt nur zum Teil hierfür. Meiner Meinung nach wäre Kolumnendruck eher am Platze gewesen. Der Druck scheint sehr sorgfältig zu sein, aber, wie schon gesagt, er wiederholt eben nur Stellen aus den bekanntesten Ausgaben. Für die Gesetze Alfreds war dem Herausgeber Liebermann noch nicht zugänglich, er hält sich daher an Reinhold Schmid. Doch hat schon Turk seiner Ausgabe das Ms. E. als das ältere, zu Grunde gelegt, was wohl Berücksichtigung verdient hätte. Bei Turk finden sich auch schon die einschlägigen Stellen der Vulgata dem Text gegenübergestellt, und zwar in übersichtlicherer Weise als bei Cook.

Kann somit unser Urteil über die Zweckmäfsigkeit der eigentlichen Ausgabe nicht sehr zustimmend sein, so freuen wir uns umsomehr, der trefflichen Einleitung uneingeschränktes Lob spenden zu dürfen. Auf 80 Seiten hat hier Cook die altenglischen Bearbeitungen von Teilen der Bibel eingehend kritisch behandelt. Besonders was über die altenglischen Psalter-Versionen gesagt wird, ist ausgezeichnet. Wenn S. XXXIX erwähnt ist, dafs *wól* ein speciell Alfredisches Wort sei, so ist das, glaube ich, zu weit gegangen. Zunächt mufs Cook da den Beda dem königlichen Übersetzer zuschreiben, dann aber zeigen die bei Bosworth-Toller gegebenen Beispiele, dafs sich das Wort auch sonst in der älteren Sprache des südlicheren Englands findet. Bei Ælfric hält sich der Verfasser länger auf und erörtert nochmals die einschlägigen Fragen. Das Gedicht Judith macht den Schlufs der Abhandlung.

Diese Einleitung bildet das Beste, was bisher zusammenhängend über altenglische Bibelversionen geschrieben worden ist, und sicherlich war niemand zu einer solchen Darstellung mehr berufen als Cook, dem wir fast in allen Einzelproblemen dieses Gebietes fördernde Forschungen verdanken.

Jena. Wolfgang Keller.

Ernst Sieper, Les Eehees Amoureux, eine altfranzösische Nachahmung des Rosenromans, und ihre englische Übertragung. (IX. Heft der litterarhistorischen Forschungen, herausgegeben von J. Schick und M. von Waldberg.) Weimar 1898. 251 S. 8.

Der Stoff ist in folgende sechs Abschnitte geteilt: 1) Inhaltliche Analyse der 'E. A.'; 2) Handschriften und Titel der Dichtung; 3) Idee und Komposition; 4) Quellen; 5) Ästhetische und litterarhistorische Würdigung; 6) 'Reason and Sensuality,' die englische Übertragung. Da Koerting seiner Zeit nur etwa ein Achtel des ca. 30 000 Verse umfassenden altfranzösischen Gedichtes veröffentlicht hat, der Rest aber in absehbarer Zeit wohl nicht gedruckt werden wird, so müssen wir dem Verfasser dankbar dafür sein, dafs er uns durch seine ziemlich eingehende Analyse — sie umfafst 89 Seiten — mit dem Inhalt des Werkes bekannt gemacht hat. Andererseits ist es durchaus zu billigen, dafs er für die poetisch wertlose, zweite gröfsere Hälfte (von fol. 65b—144 der Dresdener Handschrift) nur die knappe Inhaltsangabe Junkers wiederholt, zumal er uns über ihre Beziehungen zu den zeitgenössischen Encyklopädien eine Detailuntersuchung verheifst. Nur eines ist an diesem ersten Kapitel auszusetzen, dafs nämlich in den zahlreichen und ausführlichen Citaten die Überlieferung der Dresdener Handschrift so ängstlich bewahrt und nicht das geringste gethan ist, dem verstehen wollenden Leser die Mühe, wenigstens durch Einführung der Interpunktion, etwas zu erleichtern. Verschiedene Stellen sind mir unklar geblieben (S. 11 Z. 1 und 5, S. 21 Z. 10 v. u., S. 24 Z. 4, S. 68 letzte Z.), andere wie S. 48 Z. 12 (lies *li destres*), S. 55 Z. 10 (l. *car delix samours ne lacorde*) und S. 86 Z. 1 (l. *li plus saiges*) wären leicht aufzuklären gewesen. Im zweiten Kapitel hätten die Angaben nicht fehlen dürfen, dafs das Gedicht aus der vorletzten Dekade des 14. Jahrhunderts, die Dresdener und die Venediger Handschrift aus dem Anfange des 15., die Pariser Handschrift des Kommentars aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammen. Übrigens ist die Identität der Kommentare der Pariser Handschriften Nr. 1508 und Nr. 143, die der Verfasser im Nachtrag ausspricht, schon von van der Linde konstatiert worden, der auch noch andere Handschriften zu kennen scheint. Auch möchte ich an A. Toblers Recension von Koertings Ausgabe der altfr. 'Remedia amoris' erinnern (Litterar. Centralblatt vom 23. Dezember 1871), wo Koertings Behauptung, die auch Sieper wiederholt, die Venediger Handschrift weiche nicht wesentlich von dem Dresdener Codex ab, bestritten wird. Der S. 109 Z. 7 ff. aus dem Kommentar citierte Satz ist nicht verständlich.

Der wertvollste Abschnitt des Buches ist zweifellos Kapitel 4, wo der Verfasser die einzelnen Abschnitte auf ihre Quellen hin untersucht. Wir gewinnen ein deutliches Bild von den litterarischen Anregungen und Einflüssen, durch welche das Werk zu stande gekommenen ist. Dafs allerdings auch zu diesen Quellenforschungen genaues Verständnis des zu

erforschenden Textes unentbehrlich ist, zeigt sich auf S. 130, wo die citierte altfranzösische Stelle sicher nicht den Sinn hat, den Sieper ihr hier und auf S. 9 giebt, also auch nicht mit den angezogenen lateinischen Worten zusammenzustellen ist. Gemeint ist jedenfalls, dafs, wie ihr (der *Dame Nature*) sternengeschmücktes Haupt dem Himmel anzugehören schien, so ihre Füfse aus oder in einem irdischen Paradiese zu sein schienen. Darum fährt der Autor auch fort: Wo sie ging, sproſsten Blumen u. s. w. Also an wechselnde Gröfse wie nachher bei Pallas ist hier nicht zu denken. Auf S. 143 Z. 14 ist die Form *chienettes* auffallend und auch die Erklärung für die Schwäne als Attribut der Pallas, wenn sie sich auch bei Lydgate findet, gesucht. Der altfranzösische Dichter glaubte augenscheinlich einer solchen nicht zu bedürfen. Sollte sich nicht Lydgate verlesen haben und *chouettes* die richtige Lesart sein? An der auf S. 144 Z. 8 v. u. angegebenen Stelle des Rosenromans findet sich wohl eine Beschreibung Fortunas, eine Erwähnung Saturns konnte ich nicht entdecken. Das sechste Kapitel bezieht sich auf die von Sieper für die E. E. T. S. zu publicierende Übersetzung der 'E. A.' durch Lydgate und behandelt in sehr gründlicher Weise das Verhältnis dieser Version zum Original und zum Rosenroman. Dafs dieser in der englischen Fassung und nicht im Urtext benutzt wurde, hätte durch einige Beispiele bewiesen werden können.

Die Citate sind durch einige Druckfehler entstellt, auf die ich aufmerksam machen möchte: S. 50 Z. 15 l. *Cestoit*, S. 51 Z. 13 v. u. l. *affiert*, S. 72 Z. 13 l. *fu muez*, S. 75 Z. 12 l. *pourueoir*, S. 80 Z. 8 v. u. l. *serroit*, S. 86 Z. 3 l. *ne* (st. *nu*), S. 104 Z. 21/22 l. *qui seroient belles a declairer*, S. 105 Z. 13 v. u. l. *aucunement*, S. 130 Z. 5 v. u. l. *nunc*, S. 132 Z. 4 l. *ains me*, eb. Z. 22 l. *auoit*, eb. Z. 23 l. *puet*, S. 137 Z. 13 l. *vita via est*, eb. Z. 3 v. u. l. *le savés*, S. 138 Z. 2 l. *des biens aures*, S. 142 Z. 12 l. *artificio*, S. 162 Z. 9 v. u. l. *desirs si me*.

Charlottenburg. Rudolf Tobler.

William Shakespeares Lehrjahre. Eine litterarhistorische Studie von Gregor Sarrazin. Weimar, Felber, 1897.

In dem vorliegenden bedeutsamen Buche hat Sarrazin den von ihm schon öfters angeregten Gedanken, die Stilistik zur Chronologie der Shakespeareschen Dichtungen zu verwenden, weiter ausgeführt und in die Praxis übersetzt. Dafs dieser Gedanke ein richtiger war, ist ohne weiteres zuzugeben. Es kann höchstens die Frage aufgeworfen werden: Sind unsere stilistischen Methoden schon vollkommen genug, um mit ihrer Hilfe zu festen Detailresultaten zu kommen? Ich glaube, wir können diese Frage nur bedingt bejahen. Damit soll aber der Wert von Sarrazins Buch durchaus nicht verkleinert werden. Er hat das unbestreitbare Verdienst, hier einen Anfang gemacht zu haben, der gemacht werden mufste, damit man die Verschiedenheit des Materials einmal erkenne. Shakespeares Stil bedarf unbedingt einer strengen methodischen Durchforschung, die aber

nur schrittweise gemacht werden kann; sei es, dafs man sich auf kleine stilistische Gebiete oder auf einzelne Dichtwerke beschränkt. Auch für Marlowe wäre eine solche Untersuchung sehr wünschenswert, besonders im Hinblick auf den jungen Shakespeare. Sarrazin fafst nun sämtliche Jugendwerke des Dichters — Romeo rechnet er nicht dazu — zusammen und sucht die Stileigentümlichkeiten genetisch zu entwickeln. Parallelismus und Antithese, Gleichnis und Concetto, Allitteration und Wortspiel werden eingehend berücksichtigt und erklärt. Wir sehen, wie in der ersten Zeit Shakespeare noch stark unter dem Einflufs berühmter Zeitgenossen steht, wie er sie nachzuahmen und zu überbieten sucht, wie sich aber allmählich immer mehr seine eigenste Originalität Bahn bricht. Parallelstellen aus anderen Dichtungen, die er benutzt haben könnte, werden reichlich angeführt und daraus meist recht überzeugende Schlüsse gezogen. Weniger sicher kommen mir die Ableitungen aus dem Auftreten seltener Wörter vor, die Sarrazin auch schon in den darauf bezüglichen Aufsätzen im Shakespeare-Jahrbuch vorgebracht hat. Ein seltenes Wort stirbt ja nicht an einem Tage, es wird sich jahrzehntelang im Gedächtnis erhalten und da und dort einmal scheinbar zufällig erscheinen: aber eine nähere Beziehung zwischen den einzelnen Stellen, wo dies der Fall ist, wird man nur ganz ausnahmsweise annehmen dürfen, notwendig ist sie gewifs nicht. Über die von Sarrazin angenommene italienische Reise Shakespeares habe ich mich schon an anderer Stelle kurz ausgesprochen. Italiener zu sehen und italienische Namen zu hören, hatte Shakespeare in London reichlich Gelegenheit. Dafs er Stephano betont, darf man aber nicht damit entschuldigen, dafs dieser Name ein sehr seltener sei (Sarr. S. 120). Dafs er gerade ihn durch die Lektüre kennen gelernt, spricht sehr gegen Sarrazins Hypothese. Vom Rialto (der heutigen Erberie) wufste man auch schon vor Shakespeare etwas in London. War doch die *Royal Exchange* nach seinem Muster errichtet, nur dafs die englischen Witterungsverhältnisse natürlich nicht eine Versammlung der Kaufleute im Freien gestatteten. In einem lateinischen Drama zur Feier dieses Ereignisses (*Byrsa Basilica*, 1571. Vgl. Churchill im Shakesp.-Jahrb. 34, 281) trägt sogar der Gründer des Instituts den Namen Rialto. Dafs Shakespeare das italienische Lokalkolorit leichter und besser treffen konnte als eines, das sich vom englischen weniger unterschied, ist ohne weiteres einleuchtend. Auch wir werden leichter einen tropischen Urwald oder eine Polarlandschaft andeuten können als etwa eine Uralgegend oder ein südafrikanisches Terrain, weil die Unterschiede von dem uns bekannten Kolorit hier nicht so in die Augen fallen. — Von Interesse ist der Umstand, dafs sich in den Jugenddichtungen irgend welche juristische Kenntnisse Shakespeares nicht nachweisen lassen, was der Hypothese vom Advokatenlehrling hoffentlich das Lebenslicht ausblasen wird. Überhaupt ist die Untersuchung des Vergleichs bei Sarrazin von grofsem Wert für die Kenntnis des Interessenkreises des Dichters, wenn man auch nicht dabei zu sehr ins Detail gehen darf. Sehr gut ist auch alles, was Sarrazin für die Verfasserschaft einzelner Jugenddramen, die von englischer Seite Shakespeare

immer wieder streitig gemacht wird, zu Gunsten seines Dichters vorbringt. Auch Shakespeare ist nicht als Gott vom Himmel gekommen, auch er hat sich die jugendlichen Hörner ablaufen müssen, bevor er sich zu dem durchrang, was ihn zu unserem Dichterideal gemacht hat.

Sarrazins Buch enthält eine Fülle von Anregungen. Wer immer sich mit Shakespeare eingehender beschäftigen will, mufs es zu Rate ziehen, und keiner wird es aus der Hand legen, ohne viel daraus gelernt zu haben.

Jena. Wolfgang Keller.

Max Dametz, John Vanbrughs Leben und Werke (Wiener Beiträge zur engl. Philologie ... herausgeg. von J. Schipper, VII. Band). Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1898. VI, 199 S.

Auch die Rokokoperiode der englischen Litteratur erfreut sich jetzt lebhafter Beachtung. Auf D. Schmids gehaltvolles Buch über Congreve ist sehr bald eine Monographie von Dametz über Vanbrugh gefolgt. Der Verfasser bietet im ersten Kapitel zunächst eine ausführliche Darstellung des wenigen, das über Vanbrughs Leben bekannt ist, und eine gründliche und gerechte Würdigung Vanbrughs als Dichter, Architekt und Mensch. Besonderes Interesse wird hier erweckt durch die Darlegung des Streites, welchen der Dichter mit Jeremy Collier hatte, sowie durch die detaillierte Schilderung der Theaterverhältnisse jener Zeit. Im zweiten Kapitel werden erst die drei Original-Lustspiele Vanbrughs einschliefslich des unvollständigen Stückes 'A Journey to London' behandelt, sodann die Übersetzungen und Bearbeitungen französischer Komödien von Boursault, Dancourt, Molière. Die Analysen und Besprechungen der Lustspiele sind lebendig und anziehend, doch in etwas zu breiter Darstellung geschrieben. Jedenfalls hätten Wiederholungen, wie die zweimalige Inhaltsangabe von 'A Journey to London' S. 57 ff. und S. 142 ff., vermieden werden müssen. Das Verhältnis der 'Relapse' zu Cibbers Love's Last Shift ist in dankenswerter Weise eingehend erörtert; es scheinen aber auch Beziehungen zu Sir George Ethereges Lustspiel 'The Man of Mode or Sir Fopling Flutter' zu bestehen, auf welche Dametz nicht eingegangen ist.

Leider hat der Verfasser Wards Vanbrugh-Ausgabe von 1893 und Swaens Ausgabe von 1896 (in der Mermaid Series) nicht benutzt, wie schon von anderer Seite bemängelt wurde. Infolgedessen sind besonders in dem biographischen Teil der Studie einige Angaben unvollständig oder ungenau, welche bereits Swaen in den Engl. Stud. XV 451 korrigiert hat. Abgesehen von diesen Übelständen ist Dametz' Buch eine recht achtungswerte Leistung. Die litterarhistorische Stellung Vanbrughs, seine Eigenart, das Verhältnis zu seinen Vorgängern hätte allerdings wohl noch etwas schärfer präcisiert werden können.

Kiel. G. Sarrazin.

Robert Burns. Studien zu seiner dichterischen Entwicklung von Dr. Max Meyerfeld. Berlin, Mayer & Müller, 1899. M. 3.

Das vorliegende Werk dürfte der Berliner Preisaufgabe seine Entstehung verdanken; jedenfalls ist es unverkennbar aus Brandls Schule hervorgegangen, da es den Dichter aus dem Milieu seiner Zeit erklärt. Eduard Engel, auf den der Verfasser flüchtig Bezug nimmt, befangen in den landläufigen Vorstellungen von Burns' Mangel an Bildung, hat dies für unmöglich erklärt. Es ist Meyerfelds Verdienst, sowohl auf das reiche Wissen aufmerksam gemacht zu haben, das sich der junge Landmann trotz ungenügenden Schulunterrichts erworben hat, als besonders seine Berührung mit den poetischen Anschauungen schottischer und englischer Dichter der unmittelbar vorhergehenden Periode deutlich hervortreten zu lassen. Das Material zu seiner Darstellung hat er schon ziemlich vollständig vorgefunden und in dem ausgedehnten bibliographischen Anhang seines Werkes zusammengestellt. Indem er aber das in verschiedenen Werken Zerstreute mit dem bestimmten Zweck des Nachweises von Anklängen an frühere Dichtungen zusammengestellt hat, ergiebt sich ein von dem herkömmlichen wesentlich verschiedenes Geistesbild.

Ob das erste der Burnsschen Jugendlieder, *Handsome Nell*, von einem Gesang abhängig gewesen sei, mit dem James Johnson 1787 sein *Musical Museum* eröffnete, oder ob Burns seinerseits den Verfasser desselben angeregt habe, läfst sich kaum mehr entscheiden. Aber *I dream'd I lay where flowers were springing* ist, wie M. mit Recht behauptet, abhängig von Mrs. Alison Cockburns *Flowers of the Forest*, während ich *The Ruined Farmer* nicht als einen letzten Nachklang dieses Gedichts bezeichnen möchte. Nachdem zu *Tibbie, I hae seen the day* eine Vorlage herangezogen ist, macht der Verfasser darauf aufmerksam, wie gut hier Burns der volkstümliche Ton gelungen sei, wie er überhaupt an die einzelnen Gedichte kritische Bemerkungen anknüpft und Stil und Ausdrucksweise bespricht. Dafs die Einkleidung von entzückender Schalkhaftigkeit als ganz originell in *The Ronalds of the Bennals* hervorgehoben wird, halte ich für eine Übertreibung. Für *Montgomerie's Peggy* hat M. nichts nachzuweisen vermocht, was dem Dichter vorgeschwebt hätte. Wenn sich ein Prototyp für *The Ploughman's Life* findet, so hätte es wohl der Erwähnung verdient, dafs die Echtheit des Liedes überhaupt fraglich ist. Auffallend ist es mir, dafs für *The Lass of Cessnock*, ein vom Dichter selbst als *song of similes* bezeichnetes Gedicht, Nachweise von Benutzungen fehlen. Dagegen ist *Winter, a Dirge* für den Verfasser ein ergiebiges Thema, und bei den verschiedenen poetischen Gebeten liegt die Nachahmung von Popes *Universal Prayer* auf der Hand; endlich ist auch für *My Father was a Farmer* schon von Henley eine Vorlage nachgewiesen. Hier möchte M. die poetische Jugendzeit des Schotten abschliefsen. Will man ihm zustimmen, so ergiebt ein Rückblick, dafs er in dieser kurzen Periode von Mrs. Cockburn, von Pope, hin und wieder auch von Thomson und Younge beeinflufst worden ist. Man mufs übrigens

vorsichtig sein, wenn man eine Einwirkung von seiten eines bestimmten Schriftstellers behauptet. Uns will es durchaus nicht einleuchten, dafs sich in dem Gedichte *Of all the numerous ills that hurt our peace* eine Abhängigkeit von Adam Smith erkennen lasse.

Da es sich in dem Meyerfeldschen Buche grofsenteils um Beurteilung des einzelnen handelt, haben wir aus seiner Besprechung der ersten Jugendwerke des Dichters so viel mitgeteilt, gedenken aber im folgenden etwas summarischer zu verfahren. Um den nächsten Abschnitt der Arbeit im allgemeinen zu charakterisieren, fehlt es der Darstellung hin und wieder an Übersichtlichkeit, indem zu viel gleichzeitig angestrebt wird. Es hätte sich empfohlen, die Behandlung der verschiedenen Versmafse, welche Burns seinen Vorgängern verdankt, in einem Kapitel zusammenzufassen, statt sie mit der Besprechung seines Ideenkreises und dem Nachweis des bestimmten Dichterstellen Entlehnten zu verquicken. Es hätte auch vielleicht einer so ausführlichen Charakteristik Allan Ramsays und Robert Fergussons, wie sie M. giebt, für seine Zwecke nicht bedurft. Aber wir müssen anerkennen, dafs der von Fergusson auf Burns geübte Einflufs an *Halloween* und *Holy Fair* gut nachgewiesen und insbesondere der Vergleich von *The Cotter's Saturday Night* mit *The Farmer's Ingle* sehr gelungen ausgefallen ist. Bei dieser Gelegenheit wird der Übergang aus dem schottischen Dialekt in die englische Schriftsprache, der sich in dem zuletzt erwähnten Burnsschen Gedichte, wie in vielen anderen, z. B. auch in *Tam o' Shanter*, findet, treffend charakterisiert, worauf der Verfasser später noch einmal zurückkommt. Für die Periode der Burnsschen Dichtung, welche mit der Ausgabe von Kilmarnock im Juli 1786 abschliefst, tritt aufser dem Einflufs der schon erwähnten Dichter besonders der Shenstones hervor; doch kommen auch Beattie und Gray, sowie Ossian in Betracht. 'In dieser Hinsicht reiht sich Burns,' wie der Verfasser sich ausdrückt, 'vollkommen in die Tradition ein, während er als volkstümlicher Lyriker wie ein Riese neben Zwergen steht.' Obgleich Burns zuerst von der Liebe zu seiner Dichtung inspiriert ist, tritt doch die erotische Poesie, wie überhaupt die Lyrik in dieser Periode zurück gegen idyllische Schilderungen, Satiren und einzelne Episteln, und was uns der Erotiker bietet, um wieder einen Meyerfeldschen Ausdruck zu gebrauchen, ist wenigstens zum grofsen Teil 'Liebelei und Schürzenjägerei'.

Wir kommen nun zu der Übergangsperiode in Burns' geistiger Entwickelung, seinem Aufenthalt in Edinburg und dessen Nachwirkungen, können aber über dies Ereignis, welches der Verfasser unseres Werkes als des Dichters italienische Künstlerfahrt bezeichnet hat, flüchtig hinweggehen. Der an freie Luft gewöhnte junge Mann konnte in den Mauern der Hauptstadt nicht gedeihen und mufste empfinden, die in den Kreisen der Universitätsprofessoren herrschende abstrakte Wissenschaft sei seiner Poesie nicht förderlich. Durch die Liebelei mit Clarinda vollends wurde er sich selbst entfremdet, bis er sich losrifs, um seine Jean zu heiraten. Den Gedichten dieser Zeit fehlt die markige Individualität, die wir von Erzeugnissen der Burnsschen Muse erwarten. Fremde Einflüsse treten

zwar minder auffallend hervor als früher; dafür aber ist das ganze Niveau herabgedrückt. Meyerfeld hat auf das Konventionelle in so manchen Ausdrücken aufmerksam gemacht, die dem volkstümlichen Ton durchaus fern liegen.

Das Schlufskapitel des Werkes behandelt Burns als Liederdichter. Er hatte seine poetische Laufbahn als erotischer Lyriker eröffnet und beschlofs sie, indem er für zwei Sammlungen schottischer Volkslieder sowohl Eigenes lieferte, als Fremdes bearbeitete. Da *Tam o' Shanter* aus dem Jahre 1790 stammt, findet er hier seine Besprechung. Der Verfasser legt eine Kilmarnocker Tradition von einem frühen ersten Entwurf des Gedichtes zu Grunde, obgleich Wallace, dem er sie verdankt, hinzusetzt: *'It must be taken with more than one grain of salt'*. Erst durch Bekanntschaft mit *John Gilpin* soll dann das Werk seinen Abschlufs erhalten haben; einmal sei der wilde Ritt nachgeahmt, und dann habe Burns dem englischen Dichter den Ausdruck *well done* entlehnt. Es läuft hier ein kleines Versehen mit unter, indem Gilpins Frau ihm das Wort zurufen soll, während es heifst: *And every soul cried out, 'Well done', As loud as he could bawl.* Dies macht natürlich nichts aus; dafs aber eine durchaus ulkhafte Schilderung Vorbild für eine unheimliche Gespenstergeschichte gewesen sein soll, dafs ein Ritt im schnellsten Tempo, der in der Dichtung fast so oft wie im täglichen Leben vorkommt, dafs ein blofser und ganz gewöhnlicher Bravoruf entlehnt sein müsse, will mir nicht in den Sinn. Ebensogut könnte man darauf, dafs Leute auf der Landstrafse hinter John Gilpin herrufen *'Stop thief! stop thief! a highwayman!'* die Verse zurückführen: *'As eager runs the market-crowd, When "Stop the thief!" resounds aloud'*. Der Verfasser erkennt übrigens mit aller Welt an, dafs Burns im Tam o' Shanter ein grofser Wurf gelungen sei, und erinnert daran, wie Brandl auf die Bewunderung der Lakisten für die Verse aufmerksam gemacht habe:

> Doch Lust gleicht aufgeblühtem Mohn,
> Noch kaum berührt, verweht er schon,
> Gleicht Schneefall in dem Flufs — der Schimmer
> Des Augenblicks zerschmilzt für immer.

Die Bemerkung über *'The Whistle'* möchte ich nicht gelten lassen, bin auch mit dem über *'Lord Gregory'* Gesagten nicht einverstanden. Romanzen und Balladen machen das Grenzgebiet zwischen Epos und Lyrik aus; da ist es ebensogut möglich, dafs die erzählende Einrahmung gegen das lyrische Pathos zurücktritt, als dafs letzteres nur die epische Darstellung dramatisch belebt. Einen Vorwurf darf man gegen den Dichter nicht erheben, wenn die epische Erzählung zurücktritt. Wie ergreifend aber ist die Schilderung in Lord Gregory!

Höchst befriedigend ist Meyerfelds Würdigung der Burnsschen Lyrik; nur die Trinklieder sind nicht genügend anerkannt. Burns besafs eine umfassende Kenntnis der schottischen Volkspoesie und hatte sich den feinsten Takt der technischen Behandlung angeeignet. Daher gelang es ihm ebensogut, in freien Schöpfungen den wirklichen Volkston zu treffen,

als schon vorhandenes Material, sei es auch oft nur durch kleine Änderungen oder Zuthaten, künstlerisch umzugestalten und auf eine ideale Höhe zu erheben.

Grofs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

Helene Richter, Percy Bysshe Shelley. Mit dem Bildnis des Dichters. Weimar, Felber, 1898. 640 S.

So geschmackvoll in der Darstellung und so reich an Material Dowdens zweibändiges Leben von Shelley auch ist, die inneren Fragen einer Dichterbiographie berührt es wenig; ich meine: die Wirkung, die Erlebtes und Erlerntes auf sein Schaffen geübt haben. Der englische Litterarhistoriker setzt die Werke als bekannt voraus; er darf es bei seinen Landsleuten in der Regel thun; aber dabei geht er gern auch über die tieferen Entstehungsfragen hinweg, in denen doch das Schwergewicht eines historischen Dichterstudiums liegt. Helene Richter sah, dafs hier eine Lücke auszufüllen war, und unternahm es mit Hilfe einer wirklich ausgedehnten Belesenheit, den Entwicklungsstufen von Shelley derart nachzuspüren. Das giebt ihrem Buch einen wissenschaftlichen Wert, der dem essayartigen Shelley-Band von Helene Druskowitz abgeht. Namentlich läfst sie den Einfluls der englischen Schauderromane aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts auf den jungen Shelley stark ins Licht treten; den Einfluls Spensers auf mehrere seiner reiferen Produkte; den von Petrarcas 'Trionfi' auf sein letztes gröfseres Fragment 'The triumph of life', das dadurch erst recht verständlich wird; von einer Reihe kleinerer Funde nicht zu reden. Bei all diesen Gelegenheiten bietet sie gute Inhaltsangaben und Übersetzungen. Gebildete und Gelehrte werden ihre Darstellung mit Vorteil benutzen.

Beim Essen kommt der Appetit. Es gäbe noch gar viele Vorbilder für Shelley zu nennen oder näher zu vergleichen. Für die unheimliche Erscheinung seines 'Wandering Jew' in Gesellschaft (V. 238 ff., 410 ff.) hat ein Mitglied meines Seminars, O. Grünewald, den 'Geisterseher' Schillers (übers. 1795) als Quelle erkannt. Für 'Alastor' (1815) war gewifs Wordsworths poetische Autobiographie mit ihrem Ringen nach unmittelbarer Erfassung der Naturseele (ersch. 1814) eine wichtige Anregung; die visionäre Jungfrau mit der Zauberharfe und der ausgestrahlten Liebeswonne stammt aus Coleridges 'Kuble Khan' und kehrt auch in Shelleys 'Skylark' wieder; die Grundidee, dafs Liebessehnsucht durch Eindringen in die Natur nicht geheilt wird, hat ebenfalls Coleridge in der englischen Litteratur aufgebracht, in 'Dejection' (1802). Bei den Furien des 'Prometheus unbound' wäre auf 'Macbeth' und Coleridges 'Fire, Famine and Slaughter' zu verweisen; ferner in den 'Cenci' bei der Charakteranlage des Grafen an Richard III., bei seinem Gastmahl an Timon von Athen, bei seinem Fluch an Lear, bei Giacomos Monolog vor dem Vatermord an Othello, bei Beatrices Teilnahme an dem Morde selbst an Lady Macbeth. Selbst im lyrischen Epos, in 'Queen Mab', ist der Nachhall Shakespeares

zu spüren, da wo der tyrannische König über Schlaflosigkeit klagt: vgl. 2 Heinrich IV. A. III, Sc. 1. Als Vorstufen zur Ode an den Westwind waren aufser Coleridges 'Dejection' noch Childe Harold Ges. III, Str. 92 f. und der Anfang von 'Prometheus unbound' A. II, Sc. 1 anzuführen. Dies nur als einige Beispiele, die sich mir besonders aufdrängen. Eine Biographie braucht gewifs nicht den vollständigen Quellenapparat zu verzeichnen; der gehört in die Stilgeschichte eines Autors; nur möchte man, wo schon manche schöne Früchte stehen, immer noch mehr haben.

In einem kurzen Nachwort sagt Helene Richter, der poetische Fortsetzer Shelleys sei bisher ausgeblieben. Das ist wahr. Aber ist er für Shakespeare, für Dante oder Goethe gekommen? — Dagegen wirke Shelleys Genius fort 'in den breiten Schichten der Völker'. Ich fürchte, Shelley wird nie volkstümlich werden, sondern immer nur ein Leckerbissen auf dem Tisch der Gebildetsten sein. — 'In unserer für sociale Befreiung und Gleichstellung begeisterten Zeit,' fährt sie fort, 'sind die Ideale, die ihn beseelten, ein Gemeingut aller Besten.' Aber auch das trifft, wie ich fürchte, nur in beschränktem Mafse zu. Dem heutigen England sind Shelleys Ideale Utopien. Er war der hochpoetische Prophet des Godwin-Kreises, dessen revolutionäres Programm jetzt durchaus ersetzt ist durch ein evolutionäres. Auch sein Donnern gegen die Könige ist veraltet, seitdem sich gezeigt hat, dafs Demokratien ebenso eroberungssüchtig und tyrannisch sein können wie Monarchen. Dagegen kann man nicht hoch genug seine künstlerische Fähigkeit anschlagen, Stimmung zu erzeugen; im lyrischen Stimmungsbild scheint er mir das Gröfste und Dauerndste geleistet zu haben; wie er dabei zu Werke ging, könnte uns ein Fortsetzer von Helene Richters eingehenden Shelley-Studien noch zu Dank ergründen.

Berlin. Alois Brandl.

Gustav Hahn, Lord Beaconsfield's Roman Venetia, ein Denkmal Byron's und Shelley's (Jahresbericht der Annenschule zu Dresden-Altstadt, 1898). 29 S.

Das in Rede stehende Thema ist bereits mehrfach behandelt worden: zuvörderst von G. Brandes in seinen Studien über Disraeli (1879) und dann von Ph. Aronstein (Anglia 17, 320). Beide fassen sich ziemlich kurz. Desto ausführlicher ist die Schrift von H. B. Hamilton (On the Portrayal of the Life and Character of Lord Byron in the Novel by Benjamin Disraeli, entitled Venetia), sie mufs aber als unzureichend bezeichnet werden, da sie die Rolle, die Shelley in dem Roman spielt, merkwürdigerweise ganz unberücksichtigt läfst. Es war also immerhin noch Raum für eine neue und erschöpfende Bearbeitung des Themas, und eine solche hat der Verfasser in diesem Programm in völlig ausreichender Form gegeben. Er bespricht zuerst Disraelis Verhältnis zu Byron und Shelley, giebt den Inhalt des Romans ausführlicher an und verfolgt dann speciell die urbildlichen Beziehungen der Figuren zueinander, sowie die einzelnen Züge, aus denen Disraeli das Bild der beiden Dichter zusammensetzt. Überall zieht

der Verfasser gewissenhaft die vorhandene biographische Litteratur zur Kontrolle heran. Freilich laufen ihm beim Vergleiche der Anschauungen und des Lebenslaufes von Byron und Shelley (S. 11) einige Ungenauigkeiten unter. Es ist natürlich unrichtig, dafs Byron im Widerstreit mit den herrschenden religiösen Ansichten gewesen sei und dafs er sein Weib verlassen habe. Ferner bleibt es zu bedauern, dafs der Verfasser versäumt hat, am Schlufs auch die Schwächen des Romans gebührend hervorzuheben. Es fragt sich doch, ob es einem Dichter, wenn er die Lebensgeschichte solch allgemein bekannter Charaktere schildert, gestattet ist, sie so willkürlich, wie es hier geschehen, zu verändern und so weit von der Wahrheit abzuweichen. Man kann historische Treue im strengsten Sinne von Romandichtern ja nicht verlangen; aber ein solches Verfahren ist doch geeignet, beim Leser ein gewisses Unbehagen hervorzurufen, wodurch der Genufs der dichterischen Schöpfung erheblich vermindert wird.

Endlich darf noch gegenüber den etwas weitgehenden Lobeserhebungen des Verfassers ein Punkt nicht übersehen werden: wie hoch man auch den Einflufs des Staatsmanns Disraeli einschätzen mag, eine lebendig wirkende litterarische Macht ist er jedenfalls nicht mehr, und seine Romane werden in England heutzutage nur noch wenig gelesen. Hat doch schon sein letztes Werk ('Endymion', 1881) beim Publikum keinen Beifall mehr gefunden.

Berlin. Georg Herzfeld.

Goldwin Smith, A Trip to England. Mit Anmerkungen versehen von Dr. G. Wendt. Rechtmäfsige Ausgabe (Abteilung II, Bd. 34 der Schulbibliothek von Bahlsen-Hengesbach). Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder), 1898.

Der Verfasser dieses Buches, früher Regius Professor der Geschichte in Oxford, lebt und wirkt seit mehr als dreifsig Jahren in Nordamerika. 'Das vorliegende Werk scheint das Resultat eines Besuches zu sein, den G. Smith der alten Heimat mit Ausnahme Schottlands machte; es ist eine Vorlesung, vor Freunden gehalten.' Der politisch radikal gesinnte Schriftsteller giebt uns eine geistreich geschriebene, stellenweise aber sehr knapp gehaltene Übersicht über die kulturgeschichtliche Entwickelung Englands, über die den verschiedensten Perioden angehörigen Baudenkmäler, die Universitäten und Schulen, über Heer und Marine, über die Verkehrsmittel alter und neuer Zeit, über die charakteristischen socialen Züge des englischen Landlebens sowie des Lebens in den grofsen Städten mit besonderer Berücksichtigung Londons. Dieses Buch bezeichnet der Herausgeber, der Verfasser des trefflichen Werkes 'England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen', als eine besonders genufsreiche Lektüre für alle diejenigen, 'welche schon einiges über das schöne, sich immer wieder verjüngende Albion wissen, und denen daran liegt, ein plastisches Gesamtbild in sich aufzunehmen'.

Dieser Ansicht kann ich nicht unbedingt zustimmen. Das Werk von Smith setzt nicht nur 'einige', sondern ganz gründliche und eingehende, die älteste wie die neueste Zeit umfassende Kenntnisse auf dem geschichtlichen, geographischen, litterarischen, politischen und kulturhistorischen Gebiete voraus, Kenntnisse, welche die wenigsten unserer Schüler in genügendem Mafse besitzen, um einer solchen Lektüre gerecht zu werden und an ihr den rechten Genufs finden zu können. Die in Kap. IV—VII enthaltenen überzahlreichen Namen und Besprechungen von Klöstern, Kirchen, Schlössern und anderen Bauwerken aller Stilrichtungen mit ihren vielen technischen Ausdrücken werden für die meisten Schüler nur leerer Wortschwall sein und sie langweilen, zumal da wohl in den seltensten Fällen der Lehrer in der Lage sein dürfte, auch nur einen kleinen Bruchteil der genannten, über ganz England verstreuten Gebäude in guten Abbildungen vorzuzeigen, was doch zum Verständnis und zur Veranschaulichung unumgänglich notwendig wäre. Auch den in der Anmerkung zu 8, 31 gegebenen Hinweis: *'cathedrals and great churches,* vgl. die vorzüglichen Photographien derselben in 3 Nummern der London Illustrated News v. J. 1895' können sich die wenigsten zu nutze machen. — Ob ferner der Durchschnitt unserer Primaner, der von den politischen und parlamentarischen Verhältnissen des eigenen Landes noch wenig versteht, reif für das Verständnis der von Smith als bekannt angenommenen englischen Verhältnisse sein wird, ist mehr als fraglich. Schwerlich dürfte es für den Durchschnittsprimaner — zumal bei der Fülle der ihm unbekannten seltenen und gewählten Ausdrücke — so 'besonders genufsreich' sein, zu lesen von den *'factory hands in alliance with other ultrademocratic and unpatriotic elements of the electorate'*, von *'Mr. Joseph Chamberlain's Birmingham, a model municipality in its way'*, von *'the authoritative Radical way'*, *'Liberals and Reformers of the old school who had liberty and property for their watchword'*, von *'the equalizing plough of democratic agrarianism'*, von *'landlordism'*, *'Anglicanism'*, *'demagogism'*, *Radicalism'*, *'Loyalism'* und anderen *'-isms'*, von Agrargesetzgebung und Erweiterung des Wahlrechtes, von Mr. Chamberlain's für die Wahlen von 1886 aufgestelltem sogen. *'unauthorized programme,* dessen Forderungen diejenigen Gladstones an Radikalismus übertrumpfen sollten', oder von den *Trade Unionists,* in deren Organisationen nach einer anderen Anmerkung die internationale Socialdemokratie darum so schwer eindringen könne, weil die Trade Unions, von gelegentlichen Streikunterstützungen abgesehen, von den gemeinsamen Interessen des Proletariats bis jetzt nicht viel wissen wollen, von *Hodge,* dem 'unter den heutigen Produktionsverhältnissen leidenden, geistig unentwickelten Landarbeiter' u. dgl. m. — Wie diese Dinge vielfach über den Standpunkt der Schüler und der Schule hinauszugehen scheinen, so dürften die sehr allgemein gehaltenen Bemerkungen über das gesellschaftliche Leben Londons (Kap. XXV) für unsere Schüler von geringem Nutzen oder Interesse sein mitsamt den meisten der zum Schlufs namhaft gemachten und charakterisierten *'great talkers such as reigned forty or fifty years ago'*, wie Rogers, Milman, Hayward oder Sir David

Dundas, den Smith selbst als *'now forgotten'* bezeichnet. Ein Gleiches gilt von den 'réunions' der *'Lady Ashburton, whose name has been made familiar to us by the Life of Carlysle and by a biographical notice from the pen of Lord Houghton, himself a notable Amphitryon'*. Selbst den grofsen Historiker Macaulay lernt der Schüler nur in der Eigenschaft als *'great talker'* kennen, *'regarded as a bore by those who wanted to talk themselves, and sometimes felt to be a bore even by those who wanted only to listen and be amused'*, als einen Mann von einer *'wonderful power of keeping the talk even in the largest company to himself, and eating a very good dinner at the same time'*.

Ein weiterer Übelstand ist der, dafs der Verfasser vom amerikanischen Standpunkte für amerikanische Leser schreibt und deshalb zahlreiche Parallelen und Vergleiche zieht zwischen England auf der einen und *'this country'*, *'this continent'* (d. h. Nordamerika) auf der anderen Seite, womit natürlich dem deutschen Schüler, der die amerikanischen Verhältnisse und Örtlichkeiten noch weniger als die englischen kennt, herzlich wenig gedient ist. — Aus allen diesen Gründen wird die erklärende Aufgabe des Lehrers keine geringe sein und sehr viel Zeit kosten, wobei trotzdem zu befürchten ist, dafs das schliefslich erreichte Ergebnis in keinerlei befriedigendem Verhältnis zu der aufgewandten Zeit und Mühe stehen wird.

Die vom Herausgeber beigefügten (lediglich sachlichen) Anmerkungen hätten weit reichlicher sein dürfen. Beispielsweise wäre eine Anmerkung am Platze gewesen zu Reading, Basingstoke (S. 5), the Colosseum (S. 6), the nobility of the council chamber and the robe (S. 24), Machiavellian statecraft (S. 24), military relics of Edgehill, Marston and Naseby (S. 25), Whitehall (S. 26), the Augustan age of Anne (S. 27), the Fellows of the Colleges (S. 29), the Jacobite clergy (S. 31), the backs of the Cambridge Colleges (S. 32), Alma, Inkerman (S. 41), the Queen's Drawing-Rooms (S. 97), Amphitryon (S. 83), democratic agrarianism (S. 58) und zu sehr vielen anderen der politischen Sprache angehörigen Ausdrücken.

Von einzelnen mir aufgefallenen Kleinigkeiten erwähne ich die folgenden: S. 1, 21 ist *us* für *uns* zu lesen. — Statt *St. James'* (S. 37, 2; 37, 7; 41, 7), *Charles'* (S. 40, 11), *artizan* (S. 61, 6) sind die Schreibweisen *St. James's*, *Charles's*, *artisan* vorzuziehen. — Grays bekannte Elegie hat den Titel: *Elegy written in a Country Churchyard*, nicht *on a Country Churchyard*, wie in der Anmerkung zu 12, 33 zu lesen ist. — Die Anmerkung zu S. 19, 3 gehört schon zu S. 18, 13. — Thomas Moore lebte 1779—1852, nicht 1799—1852 (S. 112).

Berlin. Albert Herrmann.

The Christian, by Hall Caine. Leipzig, Bernhard Tauchnitz (Coll. of Brit. Authors, vols. 3263, 3264).

Die Vorliebe des Verfassers für die Insel Man kommt auch in diesem Roman zur Geltung. Die weibliche Hauptfigur der Erzählung, Glory Quayle, ist auf der Insel geboren und hat ihre Jugendzeit dort verbracht,

und auch John Storm, die andere Hauptfigur, ist ein 'Manxman'. Glory Quayle wächst als die Tochter eines unbemittelten Landgeistlichen, die ihre Eltern früh verloren hat, im Hause ihres Grofsvaters unter der Obhut zweier unverheirateter Tanten auf. Sie verdankt dem Umstande, dafs ihre Mutter eine französische Kammerzofe gewesen ist, grofse körperliche Anmut und Beweglichkeit, aber auch eine gehörige Portion Leichtsinn. Schon als Kind hat sie John Storm, den Sohn eines Lords, kennen gelernt, und die jungen Leute verkehren in unschuldiger und ungezwungener Weise.

Lord Storm, Johns Vater, hat sich selbst und seinen Nachkommen die Aufgabe gestellt, England und seine Kolonien in einen Staatenbund mit ausgedehntester Selbstverwaltung der einzelnen Staaten umzugestalten. Sein einziger Sohn soll an diesem Werke nach ihm arbeiten, aber die Ansichten des Sohnes geraten mit denen des Vaters in Widerspruch, und der Bruch ist fertig, als John Storm den Beruf eines Priesters erwählt. Glory Quayle geht zu derselben Zeit als Pflegerin in ein grofses Londoner Hospital. Nunmehr kommt in der Persönlichkeit und dem Wirken des jungen Priesters der Titel des Romans zur Geltung. Storm tritt in seinem Beruf mit rücksichtsloser Offenheit der pharisäischen Heuchelei und dem Strebertum entgegen, die der Verfasser an einem Teil der hochgestellten Londoner Geistlichkeit mit scharfer Satire geifselt. Durch dieses Auftreten verdirbt es der junge Storm mit seinen Vorgesetzten und stöfst auf unbesiegbaren Widerstand. Mit seiner Stellung zerfallen, tritt er daher in eine geistliche Brüderschaft, die 'Society of the Holy Gethsemane', und glaubt durch Selbstüberwindung und fast mönchisches Leben den rechten Weg finden zu können. Das mifslingt ihm, und noch vor Ablauf seines Noviziats vertauscht er das beschauliche Leben mit einem Leben der thätigsten christlichen Liebe in einem der ärmsten und verkommensten Bezirke von London. Glory entsagt indes ihrer Stellung in dem Hospital. Nach vielen Schwierigkeiten sieht sie ihren sehnlichsten Wunsch, Schauspielerin zu werden, durch die Freigebigkeit ihres Bewunderers, des Sir Francis Drake, erfüllt, der ein eigenes Theater für sie einrichten läfst. Aus Dankbarkeit, Gefallen an seinem ritterlichen Wesen und Leichtsinn wehrt sie sich nun nicht dagegen, dafs ihre Freundschaft zu dem jungen Gentleman ein immer intimeres Gepräge annimmt. Ohne es zu wollen, sind die beiden jungen Leute zuletzt nahe daran, die Grenzen der Freundschaft zu überschreiten, als John Storm durch sein Eingreifen die etwas leichtlebige Glory vor dem Falle bewahrt.

Auch der junge Priester ist unterdes einen gefährlichen Weg gewandelt. Was ihn auf diesen Weg getrieben hat, ist im Grunde nichts als die Verzweiflung darüber, dafs Glory ihn nicht zu lieben und sich im Taumel des Vergnügens am wohlsten zu befinden scheint. In dieser Verzweiflung wendet er sich noch einmal dem Orden von Holy Gethsemane zu und nimmt nun sogar die strengen Ordensgelübde auf sich. Befriedigung aber findet er nicht. Als Ordensbruder fährt er fort, der Prediger und Fürsorger der Ärmsten in der Grofsstadt zu sein. Er glaubt sich

schliefslich von Gott als Werkzeug zur Besserung der Menschen berufen. Seine Predigten werden immer leidenschaftlicher und mystischer, und schliefslich rufen diese falsch verstandenen Predigten eine förmliche religiöse Erhebung seiner social gedrückten Pfarrkinder hervor, die mit Gewalt niedergeworfen werden mufs.

Schliefslich ist es aber immer nur der Gedanke an Glory, welcher den jungen Prediger in allem leitet. Ihretwegen, von der er annimmt, dafs auch sie in Gefahr ist, dem grofsstädtischen Sündenleben zu verfallen, kämpft er gegen dieses Sündenleben mit der ganzen Leidenschaft eines Apostels; in dem Gedanken an sie versucht er ihre gefallenen Schwestern aufzurichten. Endlich kommt ihm die wahnwitzige Idee, dafs es für Glory das beste sein würde, wenn Gott ihr den Tod schenkte, ehe sie in dem Sündenpfuhle unterginge. Die Schriftworte *'Deliver him up to the Lord's servant for the destruction of the flesh that the spirit may be saved in the day of the Lord'* verwirren ihm den Kopf so vollends, dafs er beschliefst, im Dienste des Herrn Glory zu töten, um ihre Seele zu retten. Mit dieser Absicht sucht er sie auf, aber als er seinen Vorsatz ausführen will, überwältigt ihn die Liebe zu ihr, und, statt sie niederzustofsen, sinkt er ihr leidenschaftlich in die Arme. — Als er sich wieder seiner selbst erinnert, wird es ihm klar, dafs sein Leben eine grofse Lüge gewesen ist. Nicht Liebe zu den Menschen hat ihn geleitet, sondern Liebe zum Weibe, zu Glory.

Aber die Einsicht kommt zu spät. Das thörichte Volk, das ihn früher wie einen Heiligen verehrte und durch ihn von Armut und Qual erlöst zu werden hoffte, sieht sich in seinen phantastischen Erwartungen getäuscht, und jetzt wird die frühere Verehrung zu bitterem Hafs. Von der Polizei wegen seiner aufreizenden Predigten verfolgt, von seinen früheren Anhängern verflucht, wird John Storm schliefslich nachts durch einige der letzteren in den Londoner Strafsen verhöhnt und angegriffen. Er wehrt sich energisch, und nun versetzt ihm einer der Schurken einen tödlichen Messerstich. Auf seinem letzten Lager reicht Glory, die endlich jetzt, wo es zu spät ist, erkannt hat, dafs sie ihn von ganzem Herzen liebt, dem Vielgeprüften die Hand zum ehelichen Bunde, den der Tod bald trennt.

Der Roman ist packend geschrieben. Manchen Leser wird indes der Umstand, dafs John Storm sein eigenes Geschick beständig dem Schicksal seiner Glory und zuweilen sogar ihren Launen unterordnet, wenig mit dem Helden befreunden können. Trotzdem ist 'The Christian' einer der besten englischen Romane, welche mir aus der Litteratur der letzten Jahre bekannt geworden sind.

Göttingen. F. Weselmann.

Mrs. Humphrey Ward. Helbeck of Bannisdale. Leipzig, Bernhard Tauchnitz (Coll. of Brit. Authors, vol. 3297—3298).

Mrs. Humphrey Ward hat in ihrem neuen Roman noch einmal die alten Religionskämpfe durchgefochten, deren tapfere und poetische Be-

handlung sie in Robert Elsmere vor aller Welt berühmt gemacht hatte. Wenn man aber bisher, zumal bei den beiden Werken mit socialpolitischem Thema, 'Marcella' und 'Sir George Tressady', mit Recht von Tendenzromanen sprechen konnte, die von allzugrofser Gelehrsamkeit stellenweise zu blofsen Abhandlungen ausgetrocknet waren, tritt hier das Freidenkertum in der Seele eines Mädchens als reine Gefühlsmacht auf: von dem jüngst verstorbenen Vater teilweise zum Bewufstsein gebracht, durch pietätvolles Andenken an ihn, der um seines Unglaubens willen mit den katholischen Helbecks, der Familie seiner zweiten Frau, zerfallen war, geheiligt, strebt es sich instinktiv in einem ungebundenen Verkehr mit der Natur zu verjüngen. Die Pflege ihrer todkranken Stiefmutter, die mit dem Tode ihres Mannes nach jahrelanger Trennung sich reumütig zu ihrem Bruder Helbeck und seiner Kirche zurücksehnt, hat Laura Fountain nach Bannisdale geführt. Und hier nun stellt an dieses Seelenleben, dessen reine Pflege ihr ein freudig empfangenes Vermächtnis bleibt, eine tiefaufkeimende Liebe zu Helbeck, der, bei den Jesuiten in Frankreich aufgewachsen, in strenger Abgeschlossenheit von Andersgläubigen nur seiner Kirche und ihrer Propaganda lebt, die immer dringlicher werdende Forderung einer gänzlichen organischen Umwandlung in Gestalt des Übertritts zur katholischen Kirche, die doch für das Andenken ihres Vaters nur Thränen und Gebete hat und ihre eigene Selbständigkeit und persönliche Würde aus jenem Verkehr mit der Natur in den Beichtstuhl werfen würde. Sie flieht die Mutter und den Verlobten. Aber nach kurzer Zeit ruft sie ein letzter Wunsch der Sterbenden zurück. Und nun zehren lange Tage der Pflege unter dem tiefen Leiden des in seiner stummen Forderung beharrenden geliebten Mannes ihren zarten Körper vollends auf, und der freiwillige Tod in den Wellen, der Helbeck als Unfall erscheinen mufs, ist das stille Ende dieses bitteren Kampfes, das in seiner milden Notwendigkeit an den Ausgang der Wahlverwandtschaften erinnert. — Schon in dem Elemente einer grofsen und edlen Liebe kann eine schroffe Tendenz nicht gedeihen, und in der That erscheint diese katholische Welt, deren Mittelpunkt Helbeck ist, in einem durchaus sympathischen Lichte. Freilich fällt allein durch die blofse Beharrlichkeit des Mädchens das Urteil zu Ungunsten der 'Allgemeinen Kirche' aus, und dieser gewaltige Organismus wird in der grofsen Mittelstellung zwischen dem Moses des Alten Bundes und dem Ideal der persönlichen Freiheit allerdings nur historisch bewertet. Aber in seinem Kerne ist der Roman lediglich eine Seelenschilderung, die Monographie des Konfliktes zwischen Lauras Liebe und ihrem Glauben, und die Titelwahl scheint in der That nur die Mühe poetischer und sachlicher Gerechtigkeit krönen zu sollen, die Mrs. Ward, der alles, was Laura und ihr Freidenkertum betrifft, vollkommen natürlich liegt, auf Helbeck und seine Anschauungswelt verwandt hat. — Gewissenhaftigkeit ist die beste Eigenschaft auch dieses Romans. Sie kommt besonders in der weder machtvollen, noch geistreichen, aber von edler Wärme belebten Sprache zum Ausdruck, die, ohne rissig zu werden, all das viele Detail umdeckt,

das einer Frau nun einmal unentbehrlich ist. Auch hier fehlt Kraft der Disposition und der Handlung: dramatisch erregte Scenen sind nicht Mrs. Wards Sache: sie giebt die ärgerlichen Vorfälle auf dem ländlichen Ball nur in den Eindrücken Lauras am anderen Morgen wieder, und die Paradeschilderung eines Eisenwerkes hat etwas Gezwungenes. Die Naturschilderungen sind gewifs poetischer als bei William Black, der sie doch als sein Monopol ansah, haben aber bei weitem nicht seine durch kräftige Plastik stets gesicherte Wirkung. In dieser Welt herrscht eben der Takt und ein weibliches Feingefühl für die intimen 'Fakta' des Charakters und der individuellen Organisation — 'always and in all cases the true facts of this world'. Aber entschieden glücklicher als in Sir George Tressady und Robert Elsmere ist die Dichterin diesmal mit dem konsequenten Abschlufs ihrer einheitlich concipierten, bedeutenden Handlung, wofür sie sich allerdings durch die Kontrastierung der einzigen Laura Fountain mit der gesamten Gegenpartei in einem einsamen Landsitze leichtere Bedingungen geschaffen hat.

Berlin. Rudolf Biedermann.

Stories in Light and Shadow. By Bret Harte. Tauchnitz Edition. Vol. 3331.

Diese Sammlung bietet sieben Erzählungen von sehr ungleichem Werte. Mifsglückt und geradezu albern ist die erste derselben. Sie heifst 'Unser Karl' und handelt von einem französischen Spion, der sich in deutschen Militärdienst einschleicht. Wer eine Ahnung von deutschen Militärverhältnissen hat, wird fortwährend durch die völlige Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten bis ins einzelne gestört; auch die berührten französischen Verhältnisse scheinen unmöglich.

Die übrigen Erzählungen passen besser in die Jagdgründe der Phantasie Bret Hartes. Die zweite, 'Uncle Jim and Uncle Billy,' und dritte, 'See Yup', sind ganz unterhaltende Goldgräbergeschichten.

Die Heldin der vierten und besten Leistung, 'The Desborough Connections', ist Mifs Sadie Desborough. Ihr naiv gutes Herz wird sich selbst entfremdet durch die gemütsverderbende Parvenukultur Amerikas, die in Gestalt einer eitlen, ahnensüchtigen Mutter wirkt. Mrs. Desborough begiebt sich nach England, um die edlen Vorfahren ihres Gemahls aufzuspüren, welcher 'English — very English' war. Mit grofsem Geschick übersieht sie dabei die ärmeren Träger ihres Namens in seinen verschiedenen Schreibformen, während es ihren Advokaten gelingt, eine weit zurückreichende Ahnenreihe aufzubauen. Nebenbei will die praktische Mutter eine schickliche aristokratische Partie für die Tochter ausmachen, und sie wird auch in Lord Algernon gefunden. Die geheimnisvollen Wege des Schicksals aber führen Sadie in die Hütte ihres armen Grofsvaters, der als Tagelöhner auf dem Gute Algernons unter dem Namen John Debs arbeitet. Sie kennt ihn nicht. Bei Ausübung eines halbpharisäischen Wohlthätigkeitswerkes kommt sie mit ihm zusammen und wird durch

einen unglücklichen Zufall Ursache des beschleunigten Todes des kranken Greises. Sie erfährt, wer der Mann war. Durch den Schlag des Schicksals erschüttert entdeckt sie ihr Herz wieder. Sie rettet sich im letzten Augenblick vor einer häfslichen Verbindung und sorgt für ein würdiges Grabdenkmal ihres Grofsvaters, den sie nun ohne Rückhalt anerkennt.

'Salomy Jane's Kiss' steht der vorhergehenden Erzählung würdig zur Seite. Ein Pferdedieb und sein Helfer werden eingefangen und zum letzten Ritt geleitet. Im Heimatdorfe wird ihnen Abschied zu nehmen gewährt. Aber nur einer von ihnen hat Angehörige. Da erbarmt sich des anderen 'a tall, handsome, lazy Kentucky girl, a visiting neighbour, leaned against the doorpost, chewing gum'. Sie schwingt sich zu ihm aufs Pferd und küfst ihn auf den Mund. Neue Kraft durchströmt den Burschen. Bei gegebener Gelegenheit entkommt er und verbindet sich mit Jane nach mancherlei Abenteuern. Er läfst von dem Diebeshandwerk und gründet eine blühende Farm.

Diese Erzählung ist äufserst lebendig und von grofser natürlicher Kraft. Die Gestalten erregen in ihrer egoistischen Rauheit und Leidenschaft einen Schauder. Es läfst etwas unbefriedigt, obschon es ganz gut zu Janes Charakter pafst, dafs ihr Vater, dem sie alles war und an dessen Unglück sie die Schuld trägt, einfach spurlos verschwindet. Die Stimmung, die in dem Ganzen herrscht, könnte für Humor gehalten werden, es ist aber vielmehr der Ausdruck rücksichtsloser Unbesorgtheit der eigentümlichen verwilderten Kultur. Wenn hierzu Züge weicher Sensibilität treten, wie sie die Liebe in dem Kentucky girl erweckt, so entstehen die Kontraste, die unter Bret Hartes Meisterhand ein so ausgezeichnetes Gemälde liefern.

Weniger bedeutend sind die beiden letzten Erzählungen. Die eine, 'The Man and the Mountain,' handelt von einem Schweizer Namens Rütli von etwas grotesker Zeichnung; die andere, 'The Passing of Enriquez,' schildert die phantastischen Lebensumstände eines Mexikaners und seiner Frau, einer Bostonerin, die er entführt hat. Geheimnisvoll, wie die Verhältnisse sind, die nicht ohne Reiz dargestellt werden, ist auch das merkwürdige Ende der Geschichte: Enriquez verschwindet, als er mit seinem Kinde während eines Gewitters durch ein Thal reitet, in einer Erdspalte, die sich über ihm schliefst.

Das Mysteriöse, das in beinahe allen Erzählungen des, wie es scheint, unbegrenzt fruchtbaren Schriftstellers des Far West wiederkehrt, fehlt auch in den betrachteten sieben Stücken nicht. Überall verschwindet jemand leibhaftig, oder es geschehen Dinge, welche aufserhalb der durchsichtigen Folge von Ursache und Wirkung fallen. Dieser Reiz des Geheimnisvollen, dazu seine Urwüchsigkeit und knappe Darstellung machen Bret Hartes Produkte fesselnd und spannend, freilich auch flüchtig und unruhig. Aus Sadie und Jane liefse sich doch mehr machen?

Dafs seine Sprache mit amerikanischem Slang, Dialekt und gebrochenem Englisch verschiedener Nationalitäten durchsetzt ist, versteht sich bei der Gesellschaft, die seine Feder schildert, von selbst. Wie weit er die

Aussprache der englisch redenden Ausländer durch seine Umschreibung richtig wiedergiebt, ist wohl schwer zu beurteilen, meines Erachtens vermittelt sie nicht leicht eine Vorstellung davon.

Berlin. J. Schoembs.

Sir George Otto Trevelyan, The American Revolution. Collection of British Authors. Tauchnitz Edition, Vol. 3349—3350.

Ein Augenblick, in dem der verzweifelte Kampf eines kleinen und tapferen Volkes gegen die britische Weltmacht aller Augen auf sich zieht, ist geeignet für das Erscheinen einer Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Ist doch in den Erörterungen des gegenwärtigen Krieges schon oft auf Analogien der jetzigen Verhältnisse im britischen Kolonialreiche mit denen vor hundertfünfundzwanzig Jahren hingewiesen worden. In der That fordert auch die vorliegende Darstellung den Leser oft zum Vergleiche heraus. Erführe man nicht aus der Vorrede, dafs die Geschichte die Fortsetzung einer früheren Arbeit des Verfassers über Ch. J. Fox ist, so könnte man versucht sein zu glauben, sie sei im Hinblick auf aktuelle Verhältnisse abgefafst worden.

Die beiden vorliegenden Bände enthalten im wesentlichen eine Vorgeschichte des Krieges; sie geben eine Darstellung der socialen und politischen Verhältnisse, wie sie in den amerikanischen Kolonien und im englischen Mutterlande vor Beginn des Kampfes bestanden, sie versuchen eine Abwägung der physischen und moralischen Kräfte der kämpfenden Parteien und berichten die Ereignisse, die zum Ausbruch des Krieges führten. Vom Kriege selbst werden nur die Begebenheiten des ersten Jahres erzählt.

Verfasser entwirft ein ansprechendes Bild der socialen Zustände in den amerikanischen Kolonien. In den Bürgern der neuen Welt war der strenge, an politischer und religiöser Unabhängigkeit hängende Sinn, um dessen willen ihre Vorfahren die englische Heimat verlassen haben, lebendig geblieben. Die sittliche Kraft der Kolonisten hatte in Verbindung mit dem Reichtum des Landes Gemeinwesen erzeugt, deren Kraft und Gedeihen nach des Verfassers Meinung in der Geschichte einzig dastehen. Ganz anders der Geist, der in den regierenden Schichten des englischen Volkes lebte! Die grofse und glückliche Politik des älteren Pitt, die zwei Erdteile erobert hatte, war nicht zum Segen ausgeschlagen. Die ungeheuren Reichtümer, die plötzlich in England zusammenströmten, erzeugten Verschwendung und Genufssucht, und mit dem Streben, auf mühelose Weise reich zu werden, entstand in den regierenden Klassen eine Korruption, die ernste Beobachter an den Zerfall des römischen Reiches gemahnte.

Wir erhalten lebendige Charakterbilder der führenden Persönlichkeiten; zunächst der amerikanischen Freiheitshelden, des erfindungsreichen, bis zur Schlauheit klugen und dabei doch so schlichten Franklin, des ernsten und tüchtigen Adams, des grofsen Organisators der amerika-

nischen Miliz, Washington (die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um aus einem Haufen kampfeifriger und sicherer Schützen ein schlagfertiges Heer zu bilden, werden in einem langen Kapitel anschaulich geschildert); dann ihrer englischen Gegner, an der Spitze Georg III., der mit erbittertem Hafs jede demokratische Regung verfolgte, seiner gefügigen Minister, die ihn immer weiter auf der unrechten Bahn fortzogen. Mit besonderer Ausführlichkeit und Sorgfalt zeichnet der Verfasser die Charaktere und Handlungen der Männer, die sich bemühten, die englische Regierung in ihrem unheilvollen Beginnen aufzuhalten und zu beschränken, den älteren Pitt, Burke und vor allen Ch. J. Fox. Der letztere, dessen Jugendgeschichte der Verfasser in einem früheren Werke behandelt hat, erscheint als der eigentliche Held des Buches.

Die Geschichtserzählung setzt ein mit der Aufhebung der Stempelakte im Jahre 1766 und endet mit der Räumung Bostons durch die Engländer, mit der der erste Abschnitt des Krieges seinen Abschlufs fand.

Lütienburg (Holstein). J. Speck.

Max Pemberton, The Phantom Army. Collection of British Authors. Tauchnitz Edition, Vol. 3344.

'The Phantom Army' ist ein Räuber- und Abenteurerroman, der zu Anfang der neunziger Jahre in entlegenen Thälern der Pyrenäen spielt. Dort hat ein verwegener, sich für einen politischen Messias haltender Mann eine Schar tollkühner Gesellen aus aller Herren Ländern um sich versammelt und macht mit ihnen das nördliche Spanien und südliche Frankreich unsicher. Eine Zeit lang entgeht die Bande den Verfolgungen der Behörden und macht auf die Phantasie des Volkes einen lebhaften Eindruck, dann aber wird sie von regulären Truppen unschädlich gemacht. — Der ästhetische Wert der Erzählung ist gering, sie ist das Werk eines Jingos, der die im Stoffe liegenden allgemein menschlichen Züge schon deshalb nicht herausarbeiten kann, weil ihm die Gröfse Albions zu sehr vor der Seele schwebt. Ein englischer Gardeoffizier, der durch grofsen persönlichen Mut, einen beschränkten und ihm unbedingt ergebenen Diener und viele Schulden interessant gemacht wird, gerät auf rätselhafte Weise in das Räuberheer und tritt in den Mittelpunkt des Interesses. Er zeigt sich nicht nur in den Kämpfen der Räuberschar gegen die Truppen der spanischen Regierung dem Räuberhauptmann an Einsicht und Mut überlegen, er gewinnt auch die Liebe der Räuberhauptmannsbraut. Diese ist eine von Romantik und blitzenden Diamanten schimmernde Dame und stammt natürlich aus altem kastilischen Adel. Der Konflikt wird dadurch glücklich gelöst, dafs der Räuberhauptmann auf dem Schafott verbluten mufs, dem britischen Offizier aber auf einen kräftigen Wink der englischen Regierung das Leben erhalten bleibt. So kann er, jetzt auch durch die Reichtümer seiner edlen Gemahlin von Schulden befreit, in den sonnigen Tag hinausreisen.

Lütienburg (Holstein). J. Speck.

The English Dialect Dictionary. Edited by Joseph Wright, M. A., Ph. D. London: Published by Henry Frowde (Publisher to the English Dialect Society).

Der erste Band dieses in gewisser Beziehung Epoche machenden Werkes liegt seit Juli 1898 fertig vor. Er behandelt in — soweit sich dies von hier aus beurteilen läfst — erschöpfender Weise den Wortschatz der modernen englischen Dialekte von A bis C. Das monumentale Oxforder *New English Dictionary* zieht im wesentlichen nur die geschriebenen Denkmäler in sein Bereich, es giebt also nicht ein vollständiges Bild der englischen Sprache, da zu diesem auch eine Sammlung des gewaltigen Materials gehörte, das, in den heute noch gesprochenen Dialekten verborgen, dem Auge des Forschers nur schwer und in ganz unzulänglicher Weise zugänglich ist. Diese Lücke des von Murray und Bradley bearbeiteten Wörterbuches auszufüllen, ist der Zweck des *Dialect Dictionary*. Unser deutsches Vorbild des *New English Dictionary*, das Grimmsche Wörterbuch, berücksichtigt ebenfalls nur die Schriftsprache: für die Dialekte war die Sammlung des Materials vor der Hand noch zu schwierig. Hier haben zunächst Einzel-Idiotica einzugreifen, die den Wortschatz eines bestimmten Dialekts, dessen Grenzen, um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, durchaus nicht zu eng gezogen zu werden brauchen, fixieren. Und in dieser Beziehung ist namentlich in Süddeutschland Hervorragendes teils schon veröffentlicht, teils im Entstehen begriffen. Während aber bei uns das Streben nach möglichster Vollständigkeit und Gründlichkeit bisher noch eine Zusammenfassung des allmählich angesammelten Materials verhindert, hat in England Wright den kühnen Griff gethan. Und das ist ein Verdienst, das hoch angerechnet werden mufs, selbst auf die Gefahr hin, dafs sich da und dort noch Lücken im Material finden. Dreiundzwanzig Jahre lang hat die *English Dialect Society*, die unter Skeats Auspizien extra zu dem Zwecke gegründet war, dem Wörterbuch vorzuarbeiten, Stoff zusammengetragen und in 80 Heften veröffentlicht. Dafs trotzdem die hier geleistete Arbeit noch lange nicht genügte, ist für jeden leicht einzusehen, der eines der Glossare der *Dialect Society* einem unserer gröfseren deutschen Idiotica gegenüberstellt. Es war, wie Wright selbst in dem sehr lesenswerten Vorwort zum vorliegenden Bande sagt, noch mindestens zweimal soviel Material zu sammeln. Zu dem Zwecke wurden Ortsausschüsse in den verschiedenen Teilen des Landes gebildet, die ihrerseits primäre Glossare für das Lexikon zusammenstellten. Dazu kommen dann noch die zahlreichen Fragebogen zum Zwecke von Einzelinformationen. Auf diese Weise ist, wie die Vorrede erzählt, unter einem grofsen Aufwand von Mühe, Zeit und Geld das Werk zu stande gekommen. Niemand wird es dem Herausgeber übelnehmen, wenn er stolz darauf ist und selbstbewufst von seinem Wörterbuch sagt: *'It will be a "storehouse" of information for the general reader and an invaluable work to the present and all future generations of students of our mother-tongue.'* Ausgeschlossen ist der speciell amerikanische und koloniale Wortschatz: bei der jung und

bunt zusammengewürfelten Bevölkerung des gröfsten Teiles dieser Gebiete erweist sich eine Dialektabgrenzung als noch verfrüht. Für Amerika hat in der letzten Zeit Hempl einen Versuch in dieser Richtung gemacht, der allerdings das Vorhandensein bestimmter Dialektgruppen in Bezug auf den Wortvorrat ergeben hat. Jeder kennt ja auch den Unterschied zwischen Norden und Süden im Gebrauch von *I guess* und *I reckon*. Aber in den jung besiedelten Distrikten gehen die Formen noch sehr durcheinander, weil hier noch kein Ausgleich in der Sprache der aus den verschiedensten Landesteilen stammenden Kolonisten sich herausbilden konnte. Abgesehen davon erwies sich die Schwierigkeit, Informationen über diese Teile des angelsächsischen Gebietes zu erhalten, zu grofs, als dafs man an ihre Einbeziehung in das *Dialect Dictionary* hätte denken können. Wir müssen uns also vorerst mit der Sprache des 'Vereinigten Königreichs' begnügen.

Sehr zu bedauern ist, dafs der Herausgeber dem Wörterbuch nicht eine grammatische Einleitung beigegeben hat. So ist das Werk für lautgeschichtliche Untersuchungen nur mit Einschränkung zu verwerten, und die etymologische Wortforschung ist häufig im Zweifel, ob sie es mit einer aus einem Nachbardialekt entlehnten Form oder mit dem Übergreifen einer lautlichen Erscheinung zu thun hat. Ich verkenne gewifs nicht die grofsen Schwierigkeiten, die sich einer Darstellung der neuenglischen — ich meine nicht nur schriftsprachlichen — Lautlehre entgegenstellen: aber niemand war dazu besser befähigt als Wright, der Verfasser des *Dialect of Windhill*, denn er hatte die gröfste Fülle des Materials zur Verfügung und war am trefflichsten zu seiner Verarbeitung gerüstet. Er hat nun die grammatische Darstellung auf 'mehrere Jahre' nach der Vollendung des Lexikons hinausgeschoben. Wäre es nicht möglich, eine vorläufige, ganz kurze Übersicht über die Laute der einzelnen Dialekte einem der nächsten Hefte vorzusetzen? Des aufrichtigen Dankes der philologischen Benutzer dürfte Wright sicher sein.

Was die Anordnung betrifft, so hätte vielleicht auf die Sprachgeschichte etwas mehr Rücksicht genommen werden können, indem die älteste Form voran, die abgeleiteten Formen ihr nachgestellt wurden. Man vgl. z. B. das Wort *black*: es wäre wohl übersichtlicher gewesen, hier die Reihenfolge *adj.*, *subst.*, *vb.* einzuhalten.

Gegen die Etymologie kann man vereinzelt Einwendungen machen. So kann *black-*, *dark-*, *light-avised* nicht gut zu franz. *aviser*, ne. *avise*, 'avisieren,' gehören; es mufs vielmehr zu dem subst. me. *vīs* < afrz. *vis*, 'Gesicht,' gestellt werden. Murray schreibt hier richtiger *black-a-vised*. Dieses *black-avised*, von dem *blackamoor* nicht getrennt werden kann, scheint das ursprüngliche, *dark-* und *light-avised* danach neugebildet zu sein.

Andererseits wird uns hier reichliches Hilfsmaterial für die Geschichte unserer eigenen Sprache geboten durch zahlreiche Analogien in Wortbildung und Bedeutungentwickelung.

Ein grofser Fortschritt gegenüber Murray, der hierauf nicht näher eingehen wollte, ist, dafs, wenn dieser bei einer Form nur *obs. and dial.*

verzeichnet, wir hier die Gegend genau kennen lernen, innerhalb derer sie gebraucht wird; oder, wenn z. B. bei *blab = chatter* M. nur *obs.* angiebt, finden wir hier '*in gen. dial. use in Sc., Irel. and Eng.*' Ein solches Wort kann natürlich aus einem 'veralteten' auch wieder ein sehr modernes werden. Für die Sprachgeschichte, ja selbst für die Kulturgeschichte sehr interessant ist eine Untersuchung über die geographische Verbreitung der fremden Einflüsse, besonders des nordischen und französischen, die sich an der Hand des *Dial. Dict.* sehr leicht vornehmen läfst. So haben z. B. Schottland, Northumberland, Cumberland, Westmoreland, Yorkshire, Lancashire, Derbyshire noch das Wort *carl* < an. *karl*, in der Bedeutung 'Mann', bes. 'alter Mann'. In der Verbindung *carl-cat*, 'Kater,' kommt es auch noch in Lincolnshire und Northamptonshire vor, in *carl-hemp* 'dicker, starker Hanfstengel' auch in East Anglia. Das Femininum dazu *carlin, carling* < an. *kerling*, 'alte Frau,' 'Hexe' findet sich in Schottland, Northumberland, Yorkshire und in Irland.

Etwas häufiger hätten Verweisungen angebracht werden dürfen. So ist z. B. *chum.* sb.[1] in der Phrase '*me and my oad chum*', 'ich und meine Alte,' doch wohl dasselbe wie *chump*, 'Stumpen' > 'Kerl'; vgl. Nr. 8: '*Well, owd chump, haï at comin' up?*' Jedenfalls hätte ein Hinweis nicht geschadet. Vielleicht gehört auch das andere *chum* sb.[2] (Cumberland), 'Nahrungsmittel,' daher: vgl. (Suffolk) *bread and chumps* für '*bread and cheese*'. Von Wörtern, die auch der Schriftsprache angehören, sind, wie das Vorwort erklärt, nur solche aufgenommen, deren Bedeutung in der Mundart eine abweichende ist. Aber dürfte dann ein Wort wie *chucken, Sc. Irel. 'a chicken'*, seinen Platz behaupten?

Nicht unterlassen möchte ich es schliefslich, noch auf die Bedeutung hinzuweisen, die das *Dial. Dict.* für die Volkskunde hat. Eine Menge eigenartiger Gebräuche, Spiele, Gerätschaften, Nahrungs- und Genufsmittel sind hier nicht nur begrifflich definiert, sondern — teilweise zum erstenmal — genau lokalisiert.

Der Zeit nach umfafst das Lexikon die letzten zwei Jahrhunderte: den Wortschatz älterer Denkmäler hier aufzunehmen war überflüssig, da er in den Bereich des New English Dictionary gehört. Es wäre also unbillig, enttäuscht zu sein, wenn man einen elisabethanischen Ausdruck im *Dial. Dict.* vergeblich sucht.

Die in den vorstehenden Zeilen angeführten kleinen Ausstellungen mögen nicht den Eindruck hervorrufen, als ob mein allgemeines Urteil über das Wörterbuch nicht ein sehr gutes sei. Die Zusammenstellung des Wortschatzes der Dialekte ist von gröfster Wichtigkeit für das Studium der Sprache wie des Lebens des englischen Volkes. Hoffentlich hilft die neugegründete Zeitschrift für deutsche Wortforschung, dafs auch auf deutschem Gebiete ein ähnliches zusammenfassendes Lexikon bald entstehe. Dem verdienten Herausgeber des *Dial. Dict.* aber wünschen wir, dafs es ihm vergönnt sei, sein Werk in nicht allzulanger Zeit einem glücklichen Abschlufs zuzuführen.

Jena. Wolfgang Keller.

Encyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Ein Parallelwerk zu Sachs-Villattes französisch-deutschem und deutsch-französischem Wörterbuche. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zweiter Teil: deutsch-englisch. A—E, bearbeitet von Professor Dr. Daniel Sanders, fortgeführt unter Mitwirkung von Cornelis Stoffel und Professor Dr. Immanuel Schmidt. Grofse Ausgabe. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), 1897—1899. Lieferung 1—12 (A—juxig). XXIV u. VIII, 1152 S. Vollständig in 24 Lieferungen zu M. 1,50.

Das encyklopädische englisch-deutsche und deutsch-englische Wörterbuch, welches in dem unablässig für die neueren Sprachen thätigen Verlage von G. Langenscheidt erscheint, hat wiederum einen wichtigen Abschnitt seines Entstehens zu verzeichnen. Mit der zwölften Lieferung schliefst die erste Hälfte (*A—J*) des deutsch-englischen Teiles ab, und damit ist die grofse und bedeutsame Aufgabe, ein englisches Seitenstück zu dem bekannten französischen Wörterbuche von Sachs-Villatte zu schaffen, zu drei Vierteilen erfüllt.

Es ist bekannt, wie Muret und Sanders mit unermüdlichem Fleifse viele Jahre hindurch ihr hervorragendes Wissen der Vorbereitung und Herstellung dieses Wörterbuches gewidmet haben. Die Erfahrungen, welche von der Verlagsbuchhandlung bei der Fertigstellung des handschriftlichen Textes für die französischen Wörterbücher von Sachs und Villatte und bei der Drucklegung derselben gemacht worden waren, kamen den Verfassern des englischen Parallelwerkes und ihren Mitarbeitern zu gute, zunächst Muret; nach langjährigen Vorbereitungen konnte der Druck des englisch-deutschen Teiles endlich begonnen werden und wurde rüstig zu Ende geführt.

Auch der Druck des zweiten, deutsch-englischen Teiles wurde bald begonnen; die Buchstaben *A—E* waren von Sanders bereits fertig gestellt und die erste Lieferung (*A—anbannen*) mit einem Vorworte des Verfassers vom Januar 1897 herausgegeben worden, als dieser am 11. März 1897 starb, und die zweite Lieferung, die im Mai 1897 herausgegeben wurde, erschien mit einem schwarzgeränderten Umschlage, der einen Nachruf an Sanders umschlofs. Doch konnte die Verlagsbuchhandlung gleichzeitig die Mitteilung machen, dafs es ihr gelungen sei, die Fortsetzung des grofsen Werkes sicher zu stellen. Sie hatte Immanuel Schmidt für die Leitung und Weiterführung des Unternehmens gewonnen.

Für den engeren Kreis der Freunde des Archivs, und namentlich für die Mitglieder der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen, bedurfte es nur dieses Hinweises, um zu der Überzeugung zu gelangen, dafs durch diese Wahl die richtige Persönlichkeit für die verwaiste Stelle gefunden sei. Aber auch Fernerstehenden dürfte es bekannt sein, dafs Immanuel

Schmidt seit einer langen Reihe von Jahren durch seine Arbeiten sich eine hervorragende Stellung auf dem Gebiete der englischen Philologie gesichert hat; seine Ausgaben englischer Schriftsteller, seine englische Grammatik haben in weiten Kreisen die verdiente Anerkennung gefunden, und sein in Gemeinschaft mit Tanger herausgegebenes Wörterbuch für den Hand- und Schulgebrauch leistet mehr als der Titel besagt und hat seinen Ruf auch als Lexikograph des Neuenglischen auf eine sichere Grundlage gestellt. So war mit Schmidts Eintritt in das Langenscheidtsche Unternehmen dasselbe nach dem Urteile der Kenner in sachkundige Hände von gröfster Arbeitskraft gelegt und die planmäfsige und erfolgreiche Weiterführung desselben gewährleistet.

Erleichtert wurde Schmidt die Aufgabe dadurch, dafs die Verlagshandlung ein als Grundlage dienendes Material durch einen genauen Auszug aus dem ersten, englisch-deutschen Teile hatte beschaffen lassen. Ebenso blieb die mustergültige Organisation der Hilfsarbeiterschaft erhalten, welche zu Ende des ersten Teiles unter der Überschrift: 'Wie entsteht Muret?' geschildert ist. Den Teil von dem Worte *Erwärmen* bis zum Ende von *K* hat Schmidt selbst bearbeitet, und alles andere, von Mitarbeitern Gelieferte geht durch seine Hände. Zwei Buchstaben hat Cornelis Stoffel in Nijmegen übernommen, der auch durch eine einmalige Durchsicht der Korrekturbogen an der Organisation der Hilfsarbeit beteiligt ist.

Eine Erschwerung lag für den neuen Herausgeber darin, dafs er kontraktlich an die Art und Weise der bisher von Sanders besorgten Arbeit gebunden wurde; es sollte kein wesentlicher Unterschied zwischen dem schon Gelieferten und der Fortsetzung hervortreten. Doch war dies im Interesse der Einheitlichkeit des Ganzen notwendig, und Schmidt konnte und mufste daher diese Verpflichtung übernehmen. Nur in einer Beziehung ist er, und gewifs zum Nutzen für das Werk, davon etwas abgewichen. Die Unterschiede in der Bedeutung der für jeden Artikel angegebenen Ausdrücke sind genauer charakterisiert, als es früher geschehen war. Der Verfasser konnte hier seine langjährigen Specialstudien zur englischen Synonymik in den Dienst des Wörterbuches stellen.

Es bleibt, trotz der zu Gebote stehenden Hilfsarbeit, erstaunlich, was Schmidt in einem Zeitraume von nicht viel mehr als zwei Jahren bereits zu schaffen vermocht hat; sein Nachwort zu Lieferung 12 ist am 9. Juni 1899 niedergeschrieben.

Eine volle Würdigung sowohl dieses Wörterbuches im allgemeinen, als im besonderen des Immanuel Schmidt zukommenden Anteiles wird naturgemäfs erst nach Abschlufs des ganzen Werkes und auf Grund einer längeren und häufigen Benutzung desselben möglich sein. Zahlreiche Stichproben zeigen die Vortrefflichkeit des bisher von Schmidt Geleisteten. Ich erwähne nur die Zeitwörter *essen, fallen, fällen, haben, halten, helfen, holen, jagen,* die Hauptwörter *Esel, Fest, Flufs, Gans, Gedanke, Geist, Haar, Haupt, Herr, Herz, Jacht, Jagd, Jugend,* die Eigenschaftswörter (bezw. Adverbien) *fern, fest, grofs, herzlich, hoch, innerlich, jung,* das Zahlwort *hun-*

dert, die vorkommenden Fürwörter und besonders auch die behandelten Partikeln. In der wissenschaftlich zuverlässigen Auffassung der grammatischen Beziehungen, in der scharfen Gliederung der Bedeutungen und in der übersichtlichen Gestaltung der einzelnen Artikel treten die Vorzüge für jeden Kenner sofort zu Tage.

Nicht zu unterschätzen ist der encyklopädische Charakter dieses Wörterbuches. Er ist auch in diesem Teile des Werkes vollkommen gewahrt durch die erstaunliche Vollständigkeit und die wertvollen, wenn auch kurzgefafsten Erklärungen; so hat beispielsweise *Eulenspiegel* seine richtige Deutung gefunden, und es sind selbst Wörter wie *Hühnerologe, hühnerologisch* nicht verschmäht. Dagegen vermisse ich *Hühnerologie*, das vielleicht in Nachbildung von Ornithologie der Vorläufer jener hybriden Bildungen gewesen sein dürfte.

An dieser Stelle ist es vielleicht angebracht, daran zu erinnern, dafs die Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen schon früh die Notwendigkeit einer Besserung auf dem Gebiete der neuenglischen Lexikographie erkannt und lebhaftes Interesse für dahin gerichtete Bestrebungen bekundet hat; mehrere ihrer Mitglieder haben in dieser Beziehung sich mit besonderem Eifer und Erfolge thätig gezeigt. So hatte schon G. Büchmann in seiner Besprechung von Stratmanns Beiträgen zu einem englischen Wörterbuche (vgl. Archiv XXI, 155) auf den richtigen Weg hingewiesen, die Bereicherung des Wortschatzes aus den Quellen der lebenden Sprache selbst, statt der Ergänzung aus anderen Wörterbüchern, wobei fast nur technologische Wörter erbeutet werden. Besonders A. Hoppe verfolgte diesen Weg lange Jahre und veröffentlichte im Archiv eine Reihe von Artikeln, in denen er 'Beiträge zur englischen Lexikographie' gab. Sie bildeten die Grundlage zu seinem trefflichen Englisch-Deutschen Supplementlexikon, das 1871 ebenfalls von G. Langenscheidt verlegt wurde und 1888 den Beginn einer zweiten Auflage erlebte; nach dem Tode des Verfassers wurde diese leider im Weitererscheinen unterbrochen. Es ist bekannt, dafs dieses Buch eine wesentliche Bereicherung für die englische Lexikographie bedeutete und auch für die Behandlung der Realien erfreuliche Anregung gab. Unter denen, welchen Hoppe seinen Dank für gelieferte Beiträge zu der Neubearbeitung seines Werkes in einem Vorworte zu derselben abstattet, befinden sich auch Muret, Sanders, C. Stoffel und Immanuel Schmidt. Es ist erklärlich, dafs die Gesellschaft für neuere Sprachen den Eintritt Schmidts in die Leitung des encykl. englischen Wörterbuches und seine bisherige Arbeit für dasselbe mit lebhaftem Interesse begrüfst hat und begleitet.

Eigenes Quellenstudium, unter sorgfältiger Benutzung der zahlreichen in neuerer und neuester Zeit in England, Amerika und Deutschland erschienenen verwandten Arbeiten, scharfsinnige Durchdringung und planmäfsige, von der wissenschaftlichen Beherrschung des immer reicher fliefsenden Stoffes getragene Gliederung, verbunden mit übersichtlicher Anordnung für die praktische Benutzung, machen das encykl. engl. Wörterbuch auch in seinem neu erschienenen Teile bereits jetzt zu einem der wertvollsten

Hilfsmittel des neuenglischen Sprachstudiums in Deutschland, und umgekehrt wird es auch in den Ländern englischer Zunge für das Studium des Deutschen gute Dienste leisten. Noch mehr wird dies der Fall sein, wenn auch das letzte Viertel desselben, hoffentlich bald, vollendet vorliegt; eine neuere Lieferung (*K—kosten*) ist übrigens inzwischen bereits zu den besprochenen hinzugetreten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dafs Druck und Papier vorzüglich sind und die Zeilen durch starken Einschufs sich gut voneinander abheben; die Benutzung des Werkes ist durch die treffliche und übersichtliche Drucklegung ungemein erleichtert.

Berlin. H. Bieling.

Cl. Klöpper, Folklore in England und Amerika (= Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. Herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. Heft VIII). Dresden u. Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchh. (H. Ehlers u. Co.). 62 S. 8. M. 1,60.

Auf Grund einer ziemlich umfänglichen Litteratur, wobei jedoch gerade die hervorragendsten Erzeugnisse der modernen Volkskunde fehlen, giebt Klöpper eine äufserliche und dürftige Aneinanderreihung abergläubischer Vorstellungen bei Engländern und Amerikanern. Solche Bücher haben Nutzen, wenn sie ein ganz kleines lokales Gebiet abgrasen und schliefslich nur Glieder in einer ganzen Kette bilden. Ein so gewaltiges Arbeitsfeld wie Klöppers aber soll nur der sich wählen, der mit der gesamten Volkskunde zum mindesten Europas genau vertraut ist und auf Schritt und Tritt den Zusammenhang mit deutschen und skandinavischen Anschauungen nachweisen kann. Sonst ist und bleibt die Arbeit unwissenschaftlich und — unnütz. Denn wenn man sich etwa Klöppers Buch in den Händen deutscher Gymnasiallehrer denkt, so mufs man befürchten, dafs es bei dem Nichtfachmann nur Schaden stiftet. Erst durch die Verbindung des Einheimischen mit dem Fremden kann dieser Teil des Unterrichts fruchtbar werden. Der blofse volkskundliche Notizenkram ist in der Schule ebenso verwerflich als der etymologische. Nur wo von grofsen, allgemeinen Gesichtspunkten ausgegangen werden kann, wird der Vortrag des Lehrenden segensreich wirken; dazu giebt ihm aber Klöppers Buch nur höchst unvollständiges und einseitiges Material an die Hand. Dem Studierenden der englischen Philologie aber werden zur Einführung in die Volkskunde, mit der sich jeder vertraut machen sollte, Klöppers lose Einzelnotizen wenig helfen. Er lese statt dessen das unübertreffliche Buch von Wuttke, 'Der deutsche Volksaberglaube' (2. Auflage, Berlin 1869) und danach Dyers 'Folklore of Shakespeare' (New-York 1883), zwei Bücher, die den Geist nicht verflachen, sondern vertiefen.

Würzburg. Robert Petsch.

Zur Englischen Realienkunde. Familien- und Gesellschaftsleben. Von Dr. Herman Lewin. Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Biebrich. Ostern 1899. 50 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung stellt 'einen Versuch dar, zusammenzufassen und zu erweitern, was die Schüler im Anschlufs an das Lesebuch oder die Besprechung von Tagesereignissen gelegentlich über englisches Familien- und Gesellschaftsleben gehört haben'. Dementsprechend schildert uns Lewin die Engländer auf der Schule und Universität, im Familienkreise, in der Stadt und auf dem Lande. Gleichzeitig giebt er die englischen Bezeichnungen der dabei in Betracht kommenden Gegenstände und Thätigkeiten an und fügt zum Schlusse einige Einzelheiten über englische Einkommensverhältnisse hinzu. Wesentlich Neues bringen seine anregend geschriebenen Ausführungen nicht.

Berlin. Albert Herrmann.

Lese- und Übungsbuch der englischen Sprache für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. G. Dubislav und P. Boek. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder), 1900.

In dem vorliegenden Buche geben uns die Verfasser eine Umarbeitung von ihrem 'Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische'. Die neue Ausgabe unterscheidet sich von der alten im wesentlichen dadurch, dafs in ihr die zur Befestigung der syntaktischen Regeln dienenden deutschen Übungen in ihrem Wortschatze sich, wie schon der veränderte Titel des Buches andeutet, an ein bestimmtes englisches Lesestück anschliefsen. Die Stoffe der Stücke sind nicht nur mannigfach und interessant, sondern auch trefflich geeignet, den Schüler mit den wichtigsten englischen Realien bekannt zu machen. Auch die Sprache des täglichen Lebens kommt in den englischen Stücken reichlich zu ihrem Rechte. So kann das Buch als ein vortreffliches Unterrichtsmittel durchaus empfohlen werden. Auch der Druck ist sehr sauber und korrekt. Nur ein Druckfehler ist mir aufgefallen: 'Der Gebrauch von Messer und Gabeln' S. IV Zeile 19.

Berlin. Albert Herrmann.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel. Unterstufe. Halle, Hermann Gesenius, 1900.

Dieses Buch, welches eine zweite Umarbeitung der von Regel völlig neu bearbeiteten englischen Sprachlehre des Gesenius darstellt, hat nunmehr mit dem alten Geseniusschen Buche durchaus nichts mehr gemein. Der Name Gesenius würde also bei obigem Titel besser wegbleiben. Die Lese- und Ubungsstücke beruhen im wesentlichen auf der Anschauung; sie sind zum grofsen Teil den Vorkommnissen des

täglichen Lebens entnommen. Die Abbildungen und Besprechungen der Hölzelschen Jahreszeiten werden vielen willkommen sein, ebenso die beigegebenen Melodien von vier bekannten englischen Liedern. Die äufsere Ausstattung des Buches ist sehr gut. Zu verbessern sind folgende Druckfehler, welche zumeist bei der phonetischen Aussprache-umschreibung mit untergelaufen sind: S. 22 *okupéⁱšn*, S. 24 berakfast, S. 49 *níkəbokəs*, S. 59 he imploys (*emplóⁱz*), S. 62 church (*tšəš*), S. 63 *fámili*, S. 65 *dáⁱloᵘg*, S. 80 *áⁱəriš*, *píəriəd*, S. 81 *pozéžn*, S. 83 everybodi, S. 84 *divī́sn*, S. 85 *intíəriəʳ*, S. 91 *pozéziv*, S. 93 *bréđərən*, S. 130 as (*æs*), S. 149 *səkjuléⁱsn*, S. 151 decided (*disáⁱtid*), S. 157 husband (*hʊ́sbənd*), S. 160 *commit* (*kemít*), S. 163 *plešəʳ*, S. 166 sick (*sīk*), S. 170 *þəsdi*, *tjūsdi*, S. 175 to sweept. — Aufgefallen ist mir auch year *jeəʳ* S. 7, S. 9, S. 172, das nach Regel mit Wörtern wie hair, there, wear reimen würde. — Unklar erscheint die Bemerkung S. VIII: 'Der Vokal i ist auch zur Bezeichnung des nach e verflüchtigten i verwendet, z. B. *kláⁱmit*, *iksprés*.' Zudem ist diese Regel nicht immer durchgeführt; wir lesen S. 79 *kláⁱmət*, S. 71 u. S. 152 *endévəʳ* neben *implóⁱ*, *indžóⁱ*, S. 88 u. S. 10 *hʊ́ndrəd*, dagegen *kíndrid* S. 76 und S. 158 wieder *kindrəd*.

Zum Schlufs sei mir noch eine Bemerkung über die Aussprache des auf einen Vokal folgenden r gestattet. Ich stehe in dieser Hinsicht auf dem meines Erachtens keineswegs veralteten Standpunkte Trautmanns (Die Sprachlaute § 585) und Storms (Engl. Phil. 106 Anm. 3), wonach dies r, so flüchtig es auch ausgesprochen werden mag, doch noch immer in der gewählten Redeweise zu hören ist. Regel deutet das postvokale r in seiner Umschrift nur im Auslaute an (z. B. *fišəʳ*, *bʊtəʳ*, *ā́dəʳ*, *propəʳ*), dagegen leider nicht im Inlaute (z. B. *fišəmən*, *bʊ́təfláⁱ*, *ā́dəli*, *própəli*). Dadurch wird der Lernende fälschlich verleitet, keinen Unterschied zu machen zwischen den Endungen -es und -ers, zwischen -en -ain, -an und -ern, -orn, zwischen -erly und -ally, zwischen -ed und -ard u. dgl. m. Man vergleiche bei Regel die Aussprache der tonlosen Silbe von wishes (*wíšəz*) S. 10, purpose (*pə̄pəs*) mit trousers (*tráᵘzəz*), gaiters (*géⁱtəz*) S. 49; mountain (*máᵘntən*), certain (*sə̄tən*), Roman (*róᵘmən*), London (*lʊ́ndən*) mit modern (*módən*), northern (*nā̊dən*); hundred (*hʊ́ndrəd*), period (*pī́riəd*) mit orchard (*ā̊tsəd*), vineyard (*vínjəd*); knickerbockers (*níkəbokəz*) mit Indicative (*indíkətiv*); marmalade (*māməlēⁱd*) mit formerly, welches Regel ebenso wie formally mit *fā̊məli* umschreiben würde.

Berlin. Albert Herrmann.

M. Wilmotte, Les Passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français. Paris, E. Bouillon, 1898. 114 S. 8. Preis 3 frcs.

Den Ausgangspunkt der Untersuchungen, von denen uns in diesem Büchlein ein Teil vorliegt, bildete für den Verfasser ein geistliches Drama aus dem 14. Jahrhundert, das '*Paaschspel*' in mittelfränkischem Dialekt, dessen jetzt im Haag befindliche Handschrift aus einem Kloster in

Mastricht stammt (s. Creizenach, Gesch. des neueren Dramas I, S. 230). In dem ersten Teile seiner Abhandlung bestimmt der Verfasser genauer als es bisher geschehen war die Beziehungen des Mastrichter Spiels zu der Wiener Passion, zum St. Galler Passionsspiel, zur Frankfurter Dirigierrolle und zu den Passionsspielen von Alsfeld, Frankfurt (1493), Heidelberg, Donaueschingen und Eger. Diese Spiele sollen samt und sonders auf eine gemeinsame Quelle x zurückgehen, die noch dem 13. Jahrhundert angehörte.

Bekanntlich endigt das Mastrichter Spiel mit der Scene am Ölberge, kurz vor der Gefangennahme Jesu. Dieser Umstand erklärt es bis zu einem gewissen Grade, warum Wilmotte die folgenden Teile der noch in Betracht kommenden Passionsspiele so gut wie völlig aufser acht läfst; blofs bezüglich des Egerer und des Heidelberger Passionsspiels werden sie S. 46 ganz summarisch abgethan. Jedoch fällt dieser Mangel für den eben besprochenen I. Teil der vorliegenden Untersuchung weniger ins Gewicht, da die hier in Betracht kommenden Resultate zum Teil schon durch die Arbeiten anderer feststanden, auf die sich Wilmotte berufen kann. So wird man dem Ergebnis des I. Teiles wohl zustimmen dürfen.

Der II. Teil (S. 49 ff.) soll nachweisen, 1) dafs x schon durch französische Dramen beeinflufst war (S. 52 ff.), und 2) dafs sich solche Einflüsse auch späterhin geltend machen, und zwar insonderheit im Mastrichter, im Heidelberger und im Alsfelder Passionsspiel (S. 95 ff.). Dafs Wilmotte diese Nachweise wirklich erbracht habe, wird man wohl kaum behaupten können. Zunächst versteht es sich von selbst, dafs die Freiheit, die sich Wilmotte genommen hat, nur die Scenen vor Christi Gefangennahme zu berücksichtigen, die eigentliche Passion aber, im Widerspruche zum Titel seines Büchleins, völlig aufser acht zu lassen und für eine später auszuführende Arbeit zu versparen, die Zuverlässigkeit der Ergebnisse von vornherein erheblich beeinträchtigt. Sodann erscheint es als ausgeschlossen, dafs irgend eines der erhaltenen französischen Dramen selber, d. h. in der auf uns gekommenen Form, der gemeinsamen Quelle x oder einem einzelnen der in Betracht kommenden deutschen Passionsspiele vorgelegen habe. Daraus folgt aber, dafs, wo nicht, wie z. B. im Mastrichter Passionsspiel, französische Namensformen (die übrigens schon Mone und Moltzer nicht entgangen waren) auf direkte oder indirekte Benutzung einer französischen Quelle hindeuten, lateinische Quellen ebensogut möglich sind, aus denen die französischen Dramen ihrerseits mittelbar oder unmittelbar geschöpft haben können. Warum Wilmotte diese von Creizenach hervorgehobene Möglichkeit so entschieden abweist, ist nicht recht erklärlich. Für die Prophetenscene z. B. findet Wilmotte kein mit den deutschen Fassungen übereinstimmendes Vorbild; da sich aber ein einzelner Zug auch in dem *Festum asinorum* zu Rouen und im Prophetenspiel zum anglonormannischen *Adam* findet, so meint Wilmotte: *'Il n'y a donc pas d'obstacle à admettre un prototype français ...'* (S. 58), worauf dann noch weitere Hypothesen folgen. Ähnlich verfährt Wilmotte bezüglich der Magdalenenscenen; da heifst es (S. 82): *Tous les éléments que nous retrou-*

vons combinés dans D. (= Donaueschinger Passionsspiel) *ont pu fort bien préexister sous la même forme en français, où nous ne les retrouvons qu'épars; le silence ou les lacunes des passions écrites en cette langue ne prouvent donc nullement qu'elles n'ont pas connu la scène de la mondanité de Madeleine.* S. 107 ist von dem blinden Bettler und seinem Führer die Rede. Der Blinde hört nicht auf, mit lauter Stimme zu betteln, worauf der Führer in der Arraser Passion sagt:

Pour quoi criez vous? nul ne passe

und in der Alsfelder:

Herre, du kanst viel gulen:
ich ensehe doch nymmant zu uns ylen!

Wilmotte meint dazu: *Le trait est excellent; il est de ceux qu'on n'invente pas deux fois; il montre, par son originalité et sa verve bien française, où l'auteur d'Alsfeld est allé chercher son inspiration du moment.* Ganz abgesehen davon, dafs hier der Wortlaut in der Alsfelder Passion auch dem Sinne nach gar nicht unwesentlich, und zwar, wie mir scheint, zu seinen Gunsten, von demjenigen der Passion von Arras abweicht, so ist meines Erachtens der betreffende Vorfall in einer Scene zwischen einem blinden Bettler und seinem Führer so ungemein naheliegend und alltäglich, dafs ich dessen selbständige Erfindung auch dem phantasielosesten Dichter irgendwelcher Nationalität ohne weiteres zutraue. Als weitere Übereinstimmung ist auf derselben Seite angeführt, dafs der Bettler, als er das Augenlicht wieder erlangt hat, in der Arraser Passion dankbar ausruft:

O quesse cy? bien doy loer
Celui qui m'a renluminé.

und in der Alsfelder:

Gelobet sistu, Jhesu Crist!

Mir scheint hier kaum ein Berührungspunkt vorzuliegen. S. 109 ist gesagt, dafs die Namen gewisser Juden bei Gréban und in der Alsfelder Passion nahezu identisch seien. Sie heifsen nun bei Gréban: *Abacut, Abiron* und *Nachor,* in der Alsfelder Passion: *Mabug, Bifus, Natey.* Die Verschiedenheit der Namen ist meines Erachtens so stark, dafs, wenn sie ursprünglich dieselben waren, eine gröfsere Anzahl von Zwischengliedern anzusetzen wäre, die sie immer mehr entstellten.

Der französische Einflufs auf die deutschen Passionsspiele mag wohl ein stärkerer gewesen sein, als bisher meistens angenommen wurde; in dem Umfange, wie Wilmotte es möchte, ist er aber nicht nur nicht nachgewiesen, sondern meines Erachtens nicht einmal wahrscheinlich.

Jena. W. Cloëtta.

Chansons et Dits artésiens du XIIIe siècle publiés avec une Introduction, un Index des noms propres et un Glossaire par Alfred Jeanroy et Henri Guy. Bordeaux, Feret et Fils, 1898. 165 S. 8.

Die Einleitung und das Namenverzeichnis dieser Ausgabe sind von Herrn Guy; die kurze Zusatznote zur Einleitung (S. 30—32), die Her-

stellung des Textes und das Glossar sind dagegen das Werk des Herrn Jeanroy. Man wird der Arbeit des Herrn Guy seine Anerkennung nicht versagen können. Er hat die in Betracht kommenden 24 Gedichte, von denen 15 noch ungedruckt waren, in der Einleitung (S. 7—29) hinreichend charakterisiert. Sodann hat er sich im Namenverzeichnis (S. 104—152) redlich bemüht, unter Heranziehung sowohl handschriftlicher als gedruckter Quellen und Nachschlagewerke einiges Licht über die in den Gedichten genannten Personen zu verbreiten. Ist auch hier und da ein Irrtum untergelaufen, das eine oder das andere ausgelassen und einiges von dem, was Guy unaufgeklärt gelassen hat, doch der Aufklärung fähig (vgl. G. Paris, *Romania* XXVII, S. 503 f., Wallensköld, Littbl. 1899, Sp. 80 f.), so wird das Namenverzeichnis nichtsdestoweniger jedem gute Dienste leisten, der sich für die Geschichte und die Dichtung von Arras interessiert. Somit hat sich Guy durch seine Arbeit ein unbestreitbares Verdienst erworben.

Die 24 kulturhistorisch und sprachlich sehr interessanten Gedichte sind, mit Ausnahme von 40 Versen, nur in einer einzigen Hs. erhalten (B. N. fr. 12615) und gehören der Zeit von 1248—1280 an. Anspielungen auf lokale Ereignisse und unbekannte Personen, Scherze, die nur dem mit dem Stadtklatsch vertrauten Spieſsbürger verständlich sein konnten, seltene und schwer erklärbare Wörter stellen der Gewinnung eines halbwegs befriedigenden Textes öfter groſse Schwierigkeiten entgegen. Manche davon hat Jeanroy glücklich überwunden, wie sein Text und sein Glossar zeigen, und das ist dankend anzuerkennen. Die mühevolle Arbeit aber mag daran schuld sein, daſs sich andererseits bei verhältnismäſsig leichten Stellen merkwürdige Versehen und Miſsverständnisse finden, die man bei einem Manne von den Kenntnissen und Fähigkeiten des Herausgebers nicht erwartet hätte. Zu den Bemerkungen, die G. Paris und Mussafia in der *Romania* XXVII, S. 490—508, und Wallensköld im Litteraturblatt 1899, Sp. 79—81 gemacht haben, und die ich als bekannt voraussetze, füge ich im folgenden noch einige weitere hinzu.

Zunächst ist in Bezug auf die Schreibung zu erwähnen, daſs unsere Texte den pikardischen Laut *tsch* in allen Fällen durch *c* wiedergeben, also sowohl im Auslaut (*tierc* = tertiu XVIII 36) als auch vor Vokalen, und zwar nicht minder vor *a, o, u* als vor *e, i*: *ce, cil, comenca, cancon, decus* etc. Jeanroy schreibt *tierc, ce, cil,* aber *comença, cançon, deçus.* Die Cedille ist aber nicht geeignet, den Laut *tsch* auszudrücken. Dazu kommt, daſs viele Fälle zweifelhaft sind. So kann *car* (= lat. carne) nicht nur die ursprüngliche pikardische Form *kar,* sondern auch die später aus dem Centralfranzösischen entlehnte Form *char* bedeuten. Jeanroy schreibt durchweg *car,* das bei ihm *kar* zu lesen ist; er könnte mit gleichem Rechte *çar* setzen, das natürlich seiner Schreibweise entsprechend als *char* aufzufassen wäre. Bei Texten, die *tsch* vor *a, o, u* stets durch einfaches *c* wiedergeben, ist dergleichen schwer festzustellen; läſst man die Frage unentschieden, so muſs man auch in der Schrift auf die betreffende Unterscheidung verzichten und das *c* der Hss. in allen

Fällen einfach wiedergeben ohne den Zusatz irgend eines diakritischen Zeichens oder eines *h*. Bei Schreibungen wie *ceval* XX 10 u. s. f. ist ja auch durch nichts angedeutet, ob *keval* oder *cheval* zu lesen ist. Dafs bei *chevaliers* XX 8 etc. ausdrücklich *ch* steht, ist eine Sache für sich und liegt hier wohl auch an der bekannten Abkürzung; es ändert nichts daran, dafs *c* auch vor *e, i* sowohl *tsch* (*ce, cil*) als *k* (*ceure* : *resceure* VI 21 f., *ceurent* XVIII 201, *cier* XIV 27 neben *kier* VIII 26) sein kann. Wer also dem *c*, wenn es vor *a, o, u* den Laut *tsch* bedeuten soll, ein diakritisches Zeichen giebt, der müfste ihm konsequenterweise dasselbe Zeichen auch dann geben, wenn es im Auslaut als *tsch* zu sprechen ist, und zugleich müfste er auch vor *e, i* zwischen *k* und *tsch* unterscheiden.

II 39 Et Simons est souffreres,
Cholars n'est pas menteres.

Was ist *Cholars*? Wohl ein Eigenname. Weder im Namenverzeichnis noch im Glossar ist irgend etwas darüber zu finden.

III 113 Une rois tendi
Maintenant.

Im Glossar ist *rois* mit Bezug auf diese Stelle als *cas sujet* bezeichnet; es ist aber klar, dafs es nur Accusativobjekt sein kann.

115 Ce fu voirs sans faille.

Dazu die Anmerkung: 'Pour *voirs* au neutre, cf. VII 91'. An der citierten Stelle steht: *Çou que je di çou est tous voirs*. Ich verstehe die Anmerkung nicht. *Voirs* ist ein männliches Substantiv, das ebensowenig *au neutre* stehen kann wie *verités*; vgl. *C'est verités* VII 63.

IV 10 Quant ses plois a pris.

In der Variante steht: '«Quant tous» A.' Wie hat also A: *Quant tous ses plois a pris*, mit einer Silbe zu viel, oder aber: *Quant tous plois a pris*? Aus der Variantenangabe ist das schlechterdings nicht zu entscheiden. Im Glossar steht aber s. v. Ploi: *prendre tous ses p.* IV 10. Der Umstand, dafs das Glossar hier wie an einigen anderen Stellen auf einer anderen Lesart beruht als der in den Text aufgenommenen, kommt diesmal zu statten, indem er erkennen läfst, dafs A eine Silbe zu viel hat und *Quant tous ses plois a pris* liest.

V 54 Punkt am Ende dieses Verses.

70 Vos estes mes cousins en autre

giebt keinen Sinn, und 71—74 sind falsch aufgefafst. Die Verse 70—71 sind nicht mehr von dem ersten, dem *plus sage*, gesprochen, sondern von dem zweiten, dem *plus fol*. Also korrigiere und lies:

70 — «Vos estes mes cousins,» dist l'autre,
«Je vos vois mout bien ravisant.»

Darauf sagt dann wieder der erste, der *plus sage*:

72 — «Amis, k'alés vos devisant?»

Und nun spricht wieder der andere, der *plus fol*:

73 — «Je vos afi de mes deus mains,
Vos estes mes cousins germains.»

VII 15 Semikolon am Ende des Verses, und an den Schlufs von Vers 16 gehört ein Punkt. Vers 17 fängt dann einen neuen Absatz an. Dafs an das Ende dieses Verses 17 ein Punkt zu setzen ist, ist in den Berichtigungen S. 163 angegeben, und dafs *cil* für *si* einzusetzen ist, wie Jeanroy fragend vorschlägt, ist zweifellos. Hinter Vers 20 würde ich wieder ein Semikolon setzen; ebenso nach 50, und Komma nach 51.

65 Mais çou qu'il plaist, çou est ricoise

In der Fufsnote dazu steht: 'Qu'il] corr. «qui».' Dann hat es aber gar keinen Sinn: *qu'il* (mit Apostroph!) in den Text zu setzen; warum nicht *quil*? Es ist weiter nichts als die bekannte umgekehrte Schreibung für *qui*, da auslautendes *l* hinter *i* verstummt ist.

VIII 18—20 Keine Interpunktion nach Vers 18; 19 und 20 in Parenthese, Komma hinter 19 und hinter 20, also:

18 Fols est qui trop d'anemis fait
— Envie en fait assés avoir,
20 Cascuns le puet par li savoir —,
Si vos dirai par quel raison.

In Vers 20 steht *li* für *lui*: 'Ein jeder weifs es aus eigener Erfahrung'.

56 Keine Interpunktion; 58 streiche das Semikolon und setze ein Komma hinter den die Parenthese schliefsenden Gedankenstrich; Komma hinter 59, wobei nach G. Paris' Vorschlag *S'onne* für *S'on ne* zu lesen ist.

Hinter Vers 61 stände besser ein Semikolon oder ein Ausrufungszeichen; hinter Vers 62 sind Punkt und Anführungszeichen zu streichen und ein blofses Komma zu setzen. Vers 63 wird noch von derselben Person gesprochen; Gedankenstrich und Anführungszeichen zu Anfang dieses Verses sind also gleichfalls zu streichen, während das Komma am Versende durch einen Punkt zu ersetzen ist. Vers 64 beginnt dann einen neuen Satz und führt die Rede einer anderen Person ein. Also:

61 «Esgarde la que ce puet estre!
Je cuit qu'elle est amie a prestre,
Je le voi sovent en cité.»
Fait li autres: «Li niceté u. s. w.

115 Komma am Ende des Verses; Doppelpunkt hinter 116; 117 *Encontre li* = 'gegen sich selbst'. — Doppelpunkt nach 121; Semikolon hinter 124; Punkt hinter 126.

141 und 142 sind umzustellen:

139 Or est raisons qu'il se deffenge,
140 Et d'une main si bel despenge,
142 Qu'il puist despendre et espargnier
141 Et de l'autre si waaignier.

146 Çou qu'il covient en se maison

Es handelt sich wohl wieder um *quil* = *qui* (s. oben zu VII 65).

IX Komma nach Vers 2, Punkt hinter 3 (in meinem Exemplar ist nicht deutlich zu erkennen, ob hier ein Punkt oder ein Komma steht), Komma nach 4, Doppelpunkt nach 6, Punkt nach 14.

Keine Interpunktion nach 23 und nach 24; Komma nach 25, keines nach 26, wohl aber nach 27; Gedankenstrich hinter 28, Komma nach 29, aber keines nach 30. Dafs dann in Vers 31 das Komma nach *doit* zu tilgen und *aliuer* für *a l'iver* zu lesen ist, geht schon aus den Bemerkungen G. Paris' und Mussafias zu XVI 19 hervor (s. *Romania* XXVII, S. 499 nebst Anmerkung). Hinter 31 mufs sodann ein Punkt stehen, nach Vers 32 (wo also *eskiuer* zu lesen ist, s. G. Paris a. a. O.) ein Komma, keine Interpunktion hinter 33 und nach 35 ein Punkt. 23—35 lauten dann:

23 Je ne di mie s'uns pekieres
Ki n'est ne lufres ne trekieres
25 Ne ki ne set nul labourage,
Por le paor d'aler a rage
U por se vie soustenir,
Et qui veut en ouneur venir, —
S'il se paine de waaignier,
30 De bel despendre et d'espargnier
Au point qu'on le doit aliuer.
Diex ne le veut mie eskiuer,
Se dolans est de seu meffait
Et il bee a laissier le fait
35 Tantost k'amender le porra.

Vers 26 und 27 sind also präpositionale Bestimmungen, die dem mit *Et qui* beginnenden Relativsatz, in den sie nach heutigem Sprachgebrauch gehören, vorangestellt sind. Ich übersetze die Stelle folgendermafsen: 'Ich sage nichts, wenn ein Sünder, der weder ein Schlemmer noch ein Betrüger ist, noch irgendwelche Berufsarbeit gelernt hat, und der, um nicht in Elend zu geraten oder um sein Leben zu fristen, zu Vermögen gelangen will, — wenn ein solcher sich bemüht zu verdienen, angemessen auszugeben und in einem erlaubten Mafse zu ersparen. Gott wird diesen nicht von sich stofsen, wenn er seine Sünde bereut und sie zu unterlassen bestrebt ist, sobald er dazu in der Lage sein wird.'

Doppelpunkt nach 38, Komma nach 39.

X Komma nach 6 und nach 7; Punkt nach Vers 9 (in meinem Exemplar ist wieder nicht zu entscheiden, ob hier ein Punkt oder ein Komma stehen soll). — *anite*, Vers 10 ff., kann nur 'Reihe', 'Periode'

heifsen, wie Mussafia auseinandersetzt; 'epidemische Krankheit', wie Wallensköld will, kann es hier nicht bedeuten; *par anites* = 'reihenweise', 'in periodischer Aufeinanderfolge'. — Nach Vers 10 würde ich einen Doppelpunkt setzen, nach Vers 13 ein Semikolon (letzteres thut auch Mussafia). 58 lies *faire* statt *fait* (s. G. Paris a. a. O. S. 495 Anm. 3, wo infolge eines Druckfehlers die Verszahl 8 statt 58 steht).

XII 106 Punkt statt des Semikolons am Ende dieses Verses. Im folgenden Verse heifst *aller au cange*: 'nach Abwechslung streben', 'unbeständig sein'. — Punkt nach 112.

XV 12 *S'il estoit uns vilains* etc. giebt gar keinen Sinn; lies *Si n'estoit nus vilains* .... — 75 *dienant*; dazu wird die Korrektur vorgeschlagen: *devinant*. Lies vielmehr *devisant*. — 82 fehlt eine Silbe. Es ist *vue capee* zu lesen; *faire aucun une vue* (= *veüe*) *capee* heifst: jemanden drohend, finster ansehen (vgl. Godefroy s. v. *1. chapé*). Die Verse 81—85 sind folgendermafsen zu lesen:

Et por un grant peril dont ele est ecapee
— Audefrois li fist ja une vne capee,
De sen grant caelit le vaut escerveler
(Je cuit c'aucuns de vos en a oï parler) —,
Si veut estre abeesse tot par cele ocoison.

XVI Komma nach 15 und 16; Punkt nach 18. — 19—21 lese ich dann wie folgt:

Mais ke ce soit de reliuer,
Menestreus ne doit eskiuer
Nul gentil cuer por se poverte

und übersetze: 'Aufser wenn es sich um bezahlen handelt, darf kein Spielmann einem edlen Manne um dessen Armut willen aus dem Wege gehen'. D. h. dafs ein Spielmann nur dann einem edlen, aber armen Manne ausweichen soll, wenn es ans Zahlen kommt.

71 lies *ja mais*, in zwei Worten, wie Jeanroy sonst schreibt.

178 Car il sont trop crues envers aus.

Was soll das heifsen? Liest man *crues* zweisilbig, so hat der Vers eine Silbe zu viel. Bessere etwa so:

Car trop sont cruel envers aus.

XVII 71 lies *mal gré*, in zwei Worten. — 76 lies *audüins*; es kann hier unmöglich Eigenname sein, sondern ist Gattungsname, wie XVIII 161.

XVIII 38 *Qu'il*. Es scheint mir, dafs es sich wieder um die umgekehrte Schreibung *quil* für *qui* handelt (vgl. oben zu VII 65 und VIII 146). — 55 *k'i* ist fälschlich getrennt und apostrophiert; es ist einfach *ki* zu lesen. — 143 *Mais un a ja crié «Notorne»*. Im Namenverzeichnis s. v. Notorne lautet die Stelle: *Mais i a ja crié notorne*. Guy scheint richtig

gelesen zu haben, während Jeanroy das *i* für eine I angesehen zu haben scheint. Aber G. Paris, der die Hs. verglichen hat, giebt (a. a. O. S. 507): *Mais il a ja crié «Notorne».* Für das Verständnis der Stelle bleibt es sich gleich, ob *il* oder *i* in der Hs. steht, denn *i* könnte jedenfalls nichts anderes sein als *il* mit verstummtem *l.* — Komma nach Vers 147. — 151 *Bertous* fehlt im Namenverzeichnis mit Bezug auf diese Stelle. — Punkt nach 155; Doppelpunkt nach 157. — 184 *maire* = 'bedrückt' fehlt im Glossar. — 198 *dix.* Nach S. 33 Anm. sind alle Zahlwörter ohne Ausnahme in der Hs. durch Ziffern ausgedrückt; lies also *dis.*

XIX 11 *viegne a le Mazelaine,* was bedeutet das? Jedenfalls ist *Mazelaine* weder im Namenverzeichnis noch im Glossar zu finden. — 30 *eipare,* lies *eipaue* (vgl. G. Paris a. a. O. S. 502, zu XXIV 13). — 43 *capés* kann unmöglich *saisi* bedeuten, wie Jeanroy im Glossar angiebt. Ich kann mir gar nicht denken, wie er übersetzt haben mag. *capés* heifst 'mit einer Kutte angethan', 'ein Kuttenmann'.

52 Par deus *v* et un *i* je croi ses noms commence
Deus elles a et une emme et [une] esse mès;

Die Emendation in Vers 53 ist unannehmbar, denn eine solche Cäsur, die den unbestimmten Artikel von seinem Substantiv trennt, ist nicht zulässig. Aufserdem käme dann *Willms* heraus, was Jeanroy als *abréviation de Willaumes* erklärt, aber nicht glaublich ist. Und was soll dann das darauf folgende *mès* (Vers 53) bedeuten? Darüber giebt Jeanroy nirgends Aufschlufs, und das Glossar verzeichnet das Wort oder die Stelle nicht einmal mit einem Fragezeichen. Ich schlage vor, in Vers 52 vor und hinter *je croi* und auch am Ende des Verses ein Komma zu setzen und 53 folgendermafsen zu lesen:

Deus elles, *a* et *u,* emme et *e,* esse: *mès.*

'Sein Name beginnt, glaube ich, mit zwei *v* und einem *i,* zwei *l* (folgen sodann), *a* und *u, m* und *e, s*: *mès.*' Der Betreffende heifst also *Willaumès*; die letzte Silbe des Namens wird, nachdem sie buchstabiert ist, auch noch ausgesprochen, wie das beim Buchstabieren vielfach geschieht.

XX Vers 34 mufs in Parenthese stehen; 57 Komma nach *rover* (s. G. Paris a. a. O. S. 500); Komma am Ende von Vers 58. — Vers 75 ff. verstehe ich wie Mussafia (a. a. O. S. 500 Anm. 3), und zwar ziehe ich seine Erklärung derjenigen von G. Paris vor, weil bei dieser letzteren mir der Subjektswechsel zwischen Vers 80 und 81 gröfsere Schwierigkeiten zu machen scheint.

XXI 4 *premieres,* lies *premiere.* — Vers 22 ist *porcent* richtig: Konjunktiv. Wallensköld a. a. O. korrigiert also zu unrecht in *portent*; dagegen verlangt er mit Recht einen Punkt nach Vers 33. — Zu Vers 36 vgl. Mussafia a. a. O. S. 501, doch stimme ich diesem darin nicht bei, wenn er statt *s'il le*: *si lle* 'con la solita geminazione della iniziale' lesen

will. Diese Gemination ist toskanisch; aber altfranzösisch ist sie nicht gewöhnlich, wenigstens nicht in der Schrift. Es handelt sich eben um *sil le*, wobei *sil* eine umgekehrte Schreibung für *si* ist, wie wir das für *quil*, das der Herausgeber auch fälschlich mit einem Apostroph versieht, wiederholt gesehen haben (vgl. oben zu VII 65, VIII 146, XVIII 38). Umgekehrt haben wir *i* für *il* gefunden (XVIII 143). Das auslautende *l* nach *i* ist eben verstummt und wird daher irrtümlich auch dort geschrieben, wo es nie existiert hat; das ist eine ganz gewöhnliche umgekehrte Schreibung, die besonders haufenweise auftritt in den Hss. des Lond. Brit. Mus. Harl. 1321 und Roy. 20 B XIX (s. jetzt Suchier, *Narbonnais* II, S. LXXXV). — Punkt nach 46, Komma nach 50 und nach 51, Punkt nach 53. — Punkt nach 91 und nach 94. — Komma nach 139 und Punkt nach 140. In diesem letzteren Verse ist aufserdem *tros* in *trop* zu berichtigen. — 147 *ait*, lies *ai*.

XXII 18 Ke sire Wistasses Travelouce

Der Vers hat eine Silbe zu viel; es ist *Uistasses* zu schreiben. Man sollte übrigens *Uistaces* erwarten, und Vers 136, 138, wo wieder *Wistasses* steht, *Wistaces*. — 52 *pieça*, lies *pieç'a*, wie der Herausgeber sonst durchweg schreibt (vgl. z. B. 15 Zeilen weiter, Vers 67). — 143 *par raison* heifst 'systematisch', 'methodisch' und ist nicht zum folgenden Verse zu ziehen, weshalb der störende Doppelpunkt zu tilgen ist. — 144 *waurai*, lies *vaurai*. — 187 *l'aura*, lies *l'avra*, wie Jeanroy sonst immer schreibt.

XXIV Weshalb, wie Wallensköld will, ein Punkt oder Semikolon hinter 51 zu setzen ist, sehe ich nicht ein. Ich setze Semikolon nach 49 Komma nach 51, Semikolon nach 53, Punkt nach 54.

108 Il sait bien que li rois est teus;

sait ist wohl ein blofses Versehen des Herausgebers für *set*; jedenfalls finde ich nirgends Auskunft darüber, was *sait* sein soll.

Hinter 116 mufs mindestens ein Komma stehen.

Im allgemeinen mufs ich noch bemerken, dafs es keine Annehmlichkeit für den Leser ist, wenn Änderungen bald in den Text aufgenommen, bald blofs in der Fufsnote (ohne Hinweis im Texte selbst) angegeben werden. Irgend eine Methode ist dabei nicht zu erkennen, denn wir finden ganz unnötige Änderungen aufgenommen und ebenso unentbehrliche wie auf der Hand liegende blofs in der Anmerkung vorgeschlagen. Ferner darf ich nicht verschweigen, dafs nach den zahlreichen Stellen, die G. Paris, Mussafia und Wallensköld berichtigt haben, oder deren Berichtigung ich im vorstehenden vorgeschlagen habe, des schwer oder gar nicht Verständlichen noch genug bleibt. Aber auch an solchen ganz unverständlichen Stellen interpungiert, apostrophiert und accentuiert Jeanroy unentwegt, so dafs der Leser glauben mufs, dem Herausgeber sei alles so klar wie das

Einmaleins. Nur in den wenigsten Fällen ist durch eine mit einem Fragezeichen vorgeschlagene Änderung in der Fufsnote oder dadurch, dafs im Glossar an Stelle der Glosse ein Fragezeichen steht, oder durch ein offenes Eingeständnis Guys im Namenverzeichnis, wenn es sich gerade zufällig um die Deutung eines Eigennamens handelt, ersichtlich, dafs auch Jeanroy nicht alles versteht (wobei noch zu bemerken ist, dafs die Erklärungen Guys nicht einmal auch für Jeanroy zu gelten brauchen, da dieser manches anders versteht als jener, z. B. als Appellativum auffafst und verzeichnet, was jener als Eigenname u. s. w., wie schon von anderer Seite hervorgehoben worden ist).

Ich komme endlich zum Glossar (einiges dazu ist schon im vorstehenden erwähnt): Anquenuit XXI 59 heifst nicht *aujourd'hui*, sondern 'diese Nacht', und dafs so und nicht anders zu verstehen ist, zeigen deutlich der darauf folgende Vers 60: *ains mienuit*, und Vers 72: *anuit*. — Cabosse XVII 32; im Texte steht aber *caboce*, und dafs diese Form richtig ist, zeigt der Reim mit *oce*, 3. sg. praes. conj. von *öir*. — Caper, s. oben zu XIX 43. — Cri III 78: *plainte*. Nicht erwähnt ist IV 13, wo das Wort nicht den gleichen Sinn hat, sondern etwa *'embarras'*, 'Geschichte' bedeutet, und XI 2, in Bezug auf welchen, mir völlig unverständlichen Vers ich mich vergeblich bemüht habe zu ergründen, was Jeanroy sich dabei wohl gedacht haben könnte. — *par estavoir* XVI 103 heifst nicht *à coup sûr*, sondern 'mit Gewalt', 'durchaus'. — Fuer und die Glosse dazu ist um vier Zeilen höher zu rücken. — Naïf: *sotie naiue* XIX 78 ist richtig als *sottise pommée* übersetzt. Man wundert sich aber, dafs eine vorhergehende Stelle, die zugleich als Stütze dienen konnte und in der der nom. sg. *sos naius* vorkommt (XIV 56), keine Aufnahme gefunden hat. Ja noch mehr ist zu verwundern, dafs Jeanroy als Lemma zu der Glosse einen männlichen Accus. sg. *naïf* ansetzt, wo doch das wiederholt vorkommende Femininum *naiue*, das Jeanroy citiert, und das männliche *naius*, das Jeanroy entgangen ist, aber an obiger Stelle (XIV 56) im Reime zu *fius* steht, einen Accus. sg. *naiu* verlangt. XV 66 hätte auch Erwähnung finden können; daselbst steht *dame naiue* in der Bedeutung 'thörichtes Weib'. — Niceté XVI 23: *vilenie*. Dasselbe Recht auf Aufnahme hätte dieses Wort *niceté* aber auch an einer früheren Stelle (VIII 64) gehabt, oder eigentlich ein gröfseres Recht, da man, wenn man nicht alle Belege für eine Wortbedeutung giebt, die zuerst vorkommenden anzuführen und die in den hinteren Teilen des Textes enthaltenen wegzulassen pflegt, und nicht umgekehrt. — Oïr; die 1. Pers. sing. praes. ind. *oc* XV 4 ist citiert; noch interessanter wäre aber die durch den Reim gestützte 3. Pers. sg. praes. conj. *oce* (XVII 31) gewesen, die im Glossar verschwiegen wird. — Ploi: *prendre tous ses plois*; das Wort *tous* steht aber nicht im Text (s. oben zu IV 10). — Roit: die Annahme dieses Acc. sg. ist wenigstens im vorliegenden Falle unberechtigt; im Text steht ganz richtig *rois* als Accusativ (s. oben zu III 113). — Trespasser: füge hinter *mourir* den Beleg VII 17 hinzu. — Uve XV 82 ist nicht aufgenommen, aber das Wort ist unter Caper erwähnt. Es ist *vue* zu

lesen; s. oben zu XV 82. Danach ist auch das Glossar s. v. Caper zu berichtigen. — Vintaine XII 94: *assemblée des vingt contrôleurs de la taille.* Es fehlt wieder die erheblich früher kommende Stelle II 32, wo das Wort die gleiche Bedeutung hat. — Wan XXIV 41 fehlt ebenfalls im Glossar. Die rechtmäfsige Existenz dieses Wortes ist allerdings zweifelhaft, aber gerade dann müfste man doch etwas darüber finden. Nach G. Paris ist an der betreffenden Stelle *jawan* für das vom Herausgeber gebotene *ja wan* zu lesen.

Endlich berichtige ich noch einen Druckfehler auf S. 30 Anm. 1: *prestra,* lies *prestre.*

Jena. W. Cloëtta.

Wladimir Karénine, George Sand, sa vie et ses œuvres. 1804—1833. 450 S. 1833—1838. 460 S. 8. Paris, Ollendorff, 1899. Jeder Band fr. 7,50.

Die neue Darstellung des Lebens und der Werke der Frau, welche wohl mächtiger als irgend eine andere ihres Jahrhunderts auf die Geister ihrer Zeitgenossen gewirkt hat, verspricht, die vielen Schriften, die der Lösung der nämlichen Aufgabe bisher gewidmet worden sind, in mehr als einer Hinsicht hinter sich zu lassen. Dafs sie es dem Umfange nach thun wird, ist aufser Zweifel; erreicht sie doch mit den 900 Seiten ihrer ersten beiden Bände blofs das Jahr 1838, also nicht einmal die Mitte des zu erzählenden Lebenslaufes, und behandelt noch lange nicht die Hälfte seines reichen litterarischen Ertrages. Wichtiger ist, dafs dem Verfasser[1] aufser zahlreichen bedeutsamen Materialien, die erst in den letzten Jahren zerstreut veröffentlicht worden sind und die ihrer Verwertung in zusammenhängender Darstellung noch harrten, auch nicht wenig Ungedrucktes zur Verfügung steht, aus dem Aufschlüsse von Interesse zu erwarten bleiben. Dafs er Russe ist und gleich Turgenjew, Dostoiewsky und anderen, die er im einleitenden Kapitel zu Worte kommen läfst, mit warmem Dankgefühl der Anregungen sich erinnert, die seiner Heimat von G. Sand gekommen sind; dafs er als Ausländer zu mancher Rücksicht auf Lebende sich weniger verpflichtet fühlen mag, die immer noch dem einen oder dem anderen Franzosen die freie Äufserung hemmen dürfte, so lange auch schon Chopin, A. de Musset und die von ihnen geliebte Frau selbst der Rasen deckt, wird dem Gelingen seines Unternehmens zu statten kommen. Unverkennbar ist die Sorgfalt seiner Forschung, auch wo es sich um die von manchen zu gering geachteten genauen Daten und Namen

[1] Eben finde ich in Clouard, Documents inédits sur A. de Musset, Paris 1900, S. 85 Anm. 2 den Verfasser als Madame Wladimir Karénine angeführt; und dafs wir es mit dem Werke einer Frau zu thun haben, erscheint mir durchaus glaublich. Ebenda S. 168 und 169 sind einige Zeitungen bezeichnet, in denen ihr Buch besprochen ist. Von diesen Äufserungen ist nichts zu meiner Kenntnis gekommen, wohl aber ein Aufsatz E. Faguets in der Revue bleue 1900 I Nr. 21, der mir dem Verdienste des Werkes nicht ganz gerecht zu werden scheint.

handelt, sein redliches Bemühen um Wahrheit und um Billigkeit im Urteil.

Wenn bei der Darstellung der frühesten Jahre der Verfasser vorzugsweise aus der gerade über diese Zeit besonders mitteilsamen Autobiographie schöpft, so thut er es doch nicht, ohne gelegentlich kleine unwillkürliche Irrtümer der Schriftstellerin zu berichtigen, Blicke auf spätere Entfaltung früh bemerkbarer Keime zu werfen. Hält er nicht für unmöglich, einzelne Züge ihres Wesens auf Vererbung zurückzuführen, so legt er mit Recht doch mehr Gewicht auf die Eindrücke, die auf das Kind die Familienverhältnisse machen mufsten, von denen es sich umgeben sah, und auf den betrübenden Zwiespalt der Einwirkungen, die von Mutter und von Grofsmutter ausgingen und in dem regen Geiste Selbständigkeit des Urteils, freilich auch Unbotmäfsigkeit und Eigensinn zeitigen mufsten, sowie auf die Fülle lebendiger Erinnerungen, die in ihm das Leben in der freien Natur und der Verkehr mit dem Landvolk in Nohant zurückliefsen. Das vierte Kapitel legt mit grofser Feinheit dar, wie nach einer Periode leidenschaftlicher religiöser Bedürfnisse, deren Übermafs ein einsichtiger und wohlmeinender Jesuit zu dämpfen wufste, die Rückkehr aus dem Kloster zu der nun besser verstandenen Grofsmutter, daneben heifshungriges Verschlingen von Philosophen und von leichter als diese angeeigneten Dichtern, endlich widerwärtige Erlebnisse mit geistlichem Unverstand und Taktmangel dem siebzehnjährigen Mädchen das Urteil weitete, die Kirche verleidete und in ihm eine Unbefangenheit des Denkens und Thuns reifen liefs, die Anstofs zu geben nicht verfehlen konnte. Auch hier weifs der Verfasser geschickt, erlebte Einzelheiten herauszuheben, die im künstlerischen Lebenswerk ihre Spur hinterlassen haben. Er wendet sich darauf der Geschichte der Ehe des jungen Mädchens zu, das, der Grofsmutter nunmehr beraubt, auch von keiner anderen Seite ausreichend beraten und der erforderlichen Menschenkenntnis und Erfahrung notwendigerweise entbehrend, sich mit einem Manne verband, der, offenbar mehr durch äufsere Vorteile als durch einen Zug des Herzens zur Werbung bestimmt, des Verständnisses für das innere Leben der jungen Gattin ermangelte, auch nicht durch anerzogene Rücksichtnahme auf das Wesen anderer dahin gebracht wurde, das berechtigte Selbstgefühl der gutherzigen, aber der eigenen Würde bewufsten Frau[1] zu schonen. Der Anlafs, welcher nach siebenjährigem Zusammenleben diese 1831 zu dem Entschlufs brachte, ihren Wohnsitz, wenigstens für die Hälfte jedes Jahres, in Paris zu nehmen, war augenscheinlich nur ein letzter Tropfen, der ein langsam gefülltes Gefäfs zum Überfliefsen brachte. Die rein gebliebene Neigung, die sie in der Zwischenzeit mit einem hochgebildeten, edeldenkenden jungen Manne verbunden hatte, mochte ihr noch deut-

[1] *Je ne souffrirai jamais la tyrannie de l'homme, pas plus la violence d'un amant que le soufflet d'un mari,* sagt Edmée in 'Mauprat' und spricht damit ebenso sehr aus der Gesinnung der Verfasserin als aus deren Erinnerungen heraus.

licher zum Bewufstsein gebracht haben, wie wenig ihr Gatte geeignet sei, ein befriedigendes Dasein für sie zu gewährleisten oder auch nur zuzulassen.

Mit der entschlossenen Neugestaltung der äufseren Lebensverhältnisse hebt dann das mutige Ergreifen eines neuen Berufes und ein fruchtbares Wirken in ihm an, gefördert durch den Beistand teilnehmender Freunde, deren einer bald mehr als Freund wird; und nach nicht langem Bemühen um Beachtung der Zeitgenossen weifs G. Sand, wie sie sich nunmehr nennt, mit inhaltreichen Werken wie Indiana, Valentine, neben denen manche andere hergehen, deren Aufmerksamkeit festzuhalten. Aus eigenen äufseren und inneren Erlebnissen, aus Anschauungen, die sie selbst gewonnen hat, und solchen, die ihr durch andere gegeben sind, aus warmem Mitgefühl für Menschenlos und ungestümem Drang, berechtigtem Verlangen nach Selbstbestimmung gegen drückendes Herkommen beizustehen, erwachsen jene Bücher, die, in vielem einzelnen unübertrefflich, bisweilen freilich auch ermüdend breit und schwülstig, die aufgeworfenen Fragen allerdings nicht zu endgültiger auch nur dichterischer Lösung bringen, doch von der Notwendigkeit überzeugt haben, immer wieder um die rechte Antwort sich zu mühen. Der Verfasser hat auch hier manches Unhaltbare in der Schriftstellerin eigenen Berichten durch bessere Auskunft ersetzt und auf den Ursprung einzelner Motive der kurz analysierten Werke hingewiesen. Willkommen ist nicht minder, was er über wenig bekannte Änderungen mitteilt, die in späteren Ausgaben an den Jugendarbeiten vorgenommen sind. Wird auch G. Sand von der Entmutigung und Ratlosigkeit erfafst, die angesichts der gesellschaftlichen Zustände in den dreifsiger Jahren sich zahlreicher bedeutender Zeitgenossen bemächtigte, so kommt bei ihr um diese Zeit persönlich Erlebtes hinzu, um ihr die freudige Sicherheit des Thuns und Lassens zu benehmen; rasche und volle Hingebung hinterläfst nach kurzer Zeit mehr als einmal nur bittere Reue und gerechten Zweifel, ob der Stimme des Herzens so blindlings vertraut werden dürfe, wie sie gethan hat. So leicht wie ihre geniale Freundin Marie Dorval vermochte sie vorderhand nicht zu vergessen, wo sie eben geliebt hatte; die stürmische Erregung, in der sie aus den Beziehungen zu Sandeau und dann zu Mérimée trat, hielt lange vor und spiegelte sich in der ununterbrochenen litterarischen Arbeit, die der Beruf forderte, ohne ihr Zeit zur Selbstbesinnung zu gönnen. Doch wird gerade die qualvolle Unruhe, die in Lélia herrscht, die Wirkung dieses Werkes zum grofsen Teile erklären.

Der zweite Band beginnt mit der Erzählung der Vorgänge, in denen A. de Musset und nachher Pagello eine Rolle spielen. Diese Vorgänge, die unter allen Umständen eine sehr weit gehende Bereitschaft zur Hingebung bei der Dichterin bekunden und dadurch nicht erfreulicher werden, dafs ihr künstlerisches Vermögen dabei vielleicht gewonnen hat, haben bekanntlich mancherlei Entstellungen erfahren, teils durch unvorsichtiges Ausdeuten von litterarischen Werken der hauptsächlich Beteiligten, die in jenen doch nichts weniger als autobiographische Bericht-

erstattung beabsichtigten, teils durch ungünstige Beleuchtung des Thatsächlichen und dessen Verbrämung mit Erzeugnissen gemeinen Klatsches. Erst die letzten Jahre haben, indem in immer gröfserer Zahl unanfechtbare schriftliche und mündliche Zeugnisse von sicherer Glaubwürdigkeit zur allgemeinen Kenntnis kamen, eine besser begründete und für G. Sand billigere Auffassung der Dinge sich verbreiten sehen. Der neue Biograph, der zur Zeit des ersten Erscheinens dieser Abschnitte seines Werkes in russischer Sprache (1895) sich vielfach auf ungedruckte Beweisstücke zu berufen hatte, kann jetzt meist auf die Veröffentlichungen von Spoelberch, A. Barine, Mariéton u. a. verweisen, in denen seine Darstellung ihre Stützen findet. Erscheint G. Sand jetzt bei weitem nicht so widerlich, wie etwa bei P. Lindau, erfreut ihr Verhalten sogar durch manche Züge von Aufopferungsfähigkeit, und nimmt ihre Wahrhaftigkeit immer wieder für sie ein, so gönnt man gern auch dem armen Pagello eine gewisse Rehabilitation, die er schon um seiner ehrenwerten langjährigen Verschwiegenheit willen verdiente. Auch dieser Jahre (1833—35) Erlebnisse verfolgt der Verfasser in den Nachwirkungen, die sich von ihnen in der litterarischen Lebensarbeit seiner Heldin spüren lassen,[1] und gern wird man ihm auch da Recht geben, wo er von der Bereicherung und Vertiefung spricht, die A. de Mussets Dichtung durch seinen kurzen, aber leidenschaftlich innigen Verkehr mit G. Sand gewonnen hat.

Immer weiter ziehen sich unterdessen die Kreise der zu näherem Umgang und zu anregendem Gedankenaustausch Zugelassenen: Michel aus Bourges braucht Teilnahme für Fragen der staatlichen Ordnung nicht erst zu wecken, dringt aber auf Anschlufs an bestimmte Parteibestrebungen zunächst noch vergeblich. Williger geht G. Sand auf Lamennais' schön in ein System gebrachte und leidenschaftlich verfochtene Gedanken einer Neuordnung der menschlichen Gesellschaft auf wahrhaft christlicher Grundlage ein, jene Gedanken, die um dieselbe Zeit schon durch die Bewertung der Kunst auch F. Liszt in ihren Bann gezogen und zu G. Sand in freundschaftliche Beziehung gebracht haben, während die zu niemandes Glück, aber unter dem gewünschten Aufsehen entgleiste Gräfin d'Agoult

[1] In 'Jacques' eine, wenn auch noch so frei gestaltete Wiedergabe des mit A. de Musset und Pagello Erlebten zu sehen, scheint doch kaum zulässig, das, worin der Roman mit den thatsächlichen Vorgängen sich berührt, gar zu geringfügig. Dort der welt- und menschenkundige, der kindlich schwachen Fernande gegenüber doppelt so alte Gatte, ein unerreichbares Vorbild zärtlichster Selbstverleugnung; hier der neben der Geliebten um sechs Jahre jüngere, weder damals noch später zu rechter Reife gelangte Dichter. Dort ein unerfahrenes, weder zu klarem Erkennen noch zu festem Wollen herangebildetes, einzig durch Liebreiz der Erscheinung und glückliche Harmlosigkeit anziehendes junges Weib: hier eine Frau, die wahrlich weder nach Dauer noch auch nach Inhalt des Lebens mehr ein Kind war; u. s. w. Dafs im Roman wie im Leben vorübergehend der Gedanke an den Versuch eines Lebens zu dreien auftaucht, wobei übrigens dem früher Beglückten die Rolle des innig zufriedenen Zuschauers zugedacht ist, scheint doch nicht ausreichend. Es müfste übrigens der Roman, da er im Frühjahr 1834 geschrieben ist, ungefähr gleichzeitig erlebt und mit sehr tief gehender Umwandlung seiner Grundzüge zu Papier gebracht sein.

(Daniel Stern), des feurigen Künstlers Geliebte, in ein wahrhaft inniges Verhältnis zu der an Geist und Herz höher stehenden Zeitgenossin nur auf kurze Zeit getreten ist. Hat der thatkräftige Wille Michels aus Bourges und seine Einsicht in Mittel und Wege einer Erneuerung der staatlichen Verhältnisse G. Sand ohne Zweifel mächtig beeinflufst, so löste doch das Liebesverhältnis zu ihm, das ihr auf einige Zeit Befriedigung gewährte, nach kurzer Frist sich wieder, und müde und bitter enttäuscht kehrte sie in die erneute Vereinsamung ihres Herzens zurück. Im Jahre 1836 befreite sie endlich richterlicher Spruch von dem Gatten, der sie nie zu schätzen verstanden, sie oft genug mit kaum glaublicher Roheit behandelt, und den seit der Übersiedelung der Gattin nach Paris auch die Kenntnis der Irrfahrten ihres Herzens nicht gehindert hatte, sich von ihr erhalten zu lassen. Freier atmend und in minder beeinträchtigtem Besitz der geliebten zwei Kinder, kehrte sie von einer erfrischenden und anregenden Schweizerreise nach Paris und dann nach dem teuren Nohant zurück, wo sie immer weiter sich Liszts Wirken auf ihr musikalisches Empfindungsvermögen öffnete, immer mehr seine wenig klaren, aber darum vielleicht nur um so enthusiastischer aufgenommenen Gedanken über Vermögen und Aufgabe der Tonkunst sich aneignete. Lange und an vielen Punkten ihres Schaffens blieb denn auch die innere Bereicherung durch diesen liebenswürdigen Kameraden spürbar, an den sie nicht wie an so viele andere mit Gefühlen der Demütigung und der Bitterkeit zurückzudenken brauchte. Das letzte Kapitel handelt, aufser von der Mitarbeit an dem *'Monde'* des immer hochverehrten Lamennais, von den gröfseren Romanen, in denen G. Sand bis 1837 die Probleme des Verhältnisses zwischen den zwei Geschlechtern behandelt (von *André* bis *Mauprat*), vom Tode der seit langen Jahren notwendigerweise ziemlich fremd gewordenen Mutter, von einer wenig tief in das Leben des wunderlichen Weibes eingreifenden neuen Liebe, von der Freundschaft zu Balzac, deren ohne Zweifel höchst anziehende schriftliche Denkmäler noch zu veröffentlichen bleiben, und den ansprechenden Beziehungen zu einem Geistlichen, der für seine litterarischen Bestrebungen an der erfahrenen und weitblickenden Frau eine willige Beraterin fand.

Mancher Leser mag vielleicht bedauern, dafs der Biograph nicht vermocht hat, sich in seiner Erzählung strenger an die zeitliche Folge der Vorgänge zu halten; das Vorausnehmen des Späteren, die Rückkehr auf früher schon Gemeldetes erzeugt leicht eine gewisse Verwirrung; oft ist von Personen die Rede, als wären sie bereits bekannt, während erst im weiteren Verlaufe die unentbehrlichen Angaben über ihr Alter, ihre Herkunft, ihren Beruf und dergleichen gemacht werden. Möchten am Schlusse reichliche Indices die Möglichkeit gewähren, zusammenzusuchen, was das Werk an wertvollen Auskünften über Personen und Schriften etwas unordentlich ausgestreut gewährt. Im höchsten Grad aber zu loben ist die Sorgfalt, womit hier ein weitschichtiges Material, darunter sehr viel belangreiches Ungedrucktes, zusammengetragen, und die Kritik, mit der es ausgenutzt ist, wobei sich in manchen Fällen wesentliche Berichtigungen

der Autobiographie oder auch der Daten der gedruckten Korrespondenz ergeben haben. Wie eifrig der Verfasser sich nach allem umgethan hat, was irgend ein Zeugnis von Wert gewähren konnte, wird erst recht kenntlich werden, wann die Bibliographie vorliegen wird, die für den Schluſs des Werkes verheifsen ist.

Wer die Hingebung an den Gegenstand erkannt hat, die zu der wohl manche Jahre dauernden Arbeit Karénines erforderlich war, wird sich nicht wundern, daſs in seinem Urteil auch über das sittliche Verhalten der merkwürdigen Frau sich ein reiches Maſs wohlwollender Nachsicht kund giebt. Gewifs ist diese aber hier auch angebracht, wo der mildernden Umstände in Lebensschicksalen, Temperament,[1] Unsicherheit der Erkenntnis des Richtigen so viele vorliegen, wo die Aufrichtigkeit doch immer wieder zur Verzeihung stimmt, die Verfehlung oft in bitteren Schmerzen gebüfst worden ist und unentschuldbarer Leichtsinn (wie etwa in dem Falle Mallefille) doch nur selten entgegentritt. Wohl aber dürfte die Beurteilung des künstlerischen Wertes der einzelnen Werke etwas strenger gehandhabt werden. Die erstaunliche Leistungsfähigkeit, den unermüdlichen Fleifs, die oft hinreifsende Macht des Ausdrucks, die Fülle der Naturanschauung, den mitunter hervortretenden freundlichen Humor, die liebevolle Teilnahme für Menschenleben jeder Gattung, auch für Tiere, alles dies und so viel anderes noch bewundert und liebt man gern mit dem Verfasser. Aber davon braucht man nicht zu schweigen, daſs die Raschheit der Arbeit, die Improvisation von Fortsetzung und Schluſs, wann der Anfang schon gedruckt war, bisweilen wohl auch die Nötigung zu sofortigem Füllen einer bestimmten Bogenzahl, die Seltenheit der Beratung durch erfahrene Kunstgenossen (wie etwa Ste Beuve, Planche, Balzac) in manchen Fällen ein volleres Gelingen gehindert haben; daſs ermüdende Längen schon damals empfunden wurden, als man so rasch von der Stelle zu kommen noch nicht verlangte wie heute; daſs nicht selten die Erzählungen in ihrem Verlauf gewissermaſsen die Richtung ändern, daſs Motive sich verflüchtigen, die bestimmt waren höhere Bedeutung in dem Ganzen zu gewinnen; kurz, daſs eine ungewöhnlich tiefe und vielseitige Begabung nicht immer, ja selten die letzten Schritte thut, die erst ans Ziel künstlerischer Vollendung führen würden. 'Mauprat,' mit dessen Charakteristik der zweite Band schliefst, und der zeigen soll, welche Höhe die Verfasserin bis 1837 erreicht hatte, ist gewifs ein anziehendes

[1] Ohne Zweifel hat G. Sand ihres eigenen Lebens auch gedacht, als sie in 'Mauprat' den alten Bernard im Hinblick auf das seine sagen liefs: *Ne croyez à aucune fatalité absolue et nécessaire, mes enfants, et cependant admettez une part d'entraînement dans nos instincts, dans nos facultés, dans les impressions qui ont entouré notre berceau, dans les premiers spectacles qui ont frappé notre enfance, en un mot, dans tout ce monde extérieur qui a présidé au développement de notre âme. Admettez que nous ne sommes pas toujours absolument libres de choisir entre le bien et le mal, si vous voulez être indulgents pour les coupables, c'est à dire justes comme le ciel; car il y a beaucoup de miséricorde dans les jugements de Dieu, autrement sa justice serait incomplète.*

Buch, aber immer doch eine Improvisation. — Die Fortsetzung des trefflichen Werkes wird sicher von allen Lesern der ersten beiden Bände freudig empfangen werden.

Berlin. Adolf Tobler.

Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. I. Teil: Grammatik der französischen Sprache für den Unterricht. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1899. XV, 464 S. 8.

Das Werk, auf welches die folgenden Zeilen aufmerksam machen möchten, ist den Fachgenossen nicht fremd, wie mancher nach dem Titel glauben möchte: es ist die wohlbekannte, an vielen Lehranstalten eingeführte 'Französische Schulgrammatik' (Karlsruhe 1883) in neuer, erweiterter Gestalt. Da die Brauchbarkeit der letzteren für Schulzwecke durch die veränderten Lehrpläne wesentlich eingeschränkt worden war, so hatte sich der Verfasser zur Herausgabe der 'Kurzgefafsten Schulgrammatik der französischen Sprache' entschlossen, gleichzeitig aber das umfangreichere Werk zu einem für Studienzwecke geeigneten auszubauen geplant; die Verwirklichung dieses Planes liegt nunmehr in der 'Ausführlichen Grammatik' vor. Das Buch soll nach dem Wunsche des Verfassers gleichwohl für Schulen brauchbar bleiben, und so wird sich dem ersten Teile, der den Untertitel 'Grammatik für den Unterricht' führt, eine den zweiten Teil ausmachende Reihe von Ergänzungsheften anschliefsen, die das weitere, für den Lehrer und den Studierenden wissenswert erscheinende Material aufnehmen sollen.

Es liegt somit erst ein Teil der verheifsenen Leistung vor, und da gerade der zweite, über den Rahmen des Schulmäfsigen hinausgehende noch aussteht, so wird man vor der Hand ein abschliefsendes Urteil darüber, ob die 'Ausführliche Grammatik' ein für Studienzwecke geeignetes Lehrmittel geworden ist, sich nicht wohl bilden können. Jedenfalls wird die 'Grammatik für den Unterricht' darauf nur in beschränktem Mafse Anspruch erheben dürfen. Sie bemüht sich, ein möglichst getreues Bild des modernen Sprachgebrauchs zu geben, mit dem genau sich bekannt zu machen für jeden Studierenden des Französischen natürlich von gröfster Wichtigkeit ist. Wer aber von dem künftigen Lehrer der neueren Sprachen darüber hinaus auch einige Einsicht in den Entwickelungsgang der Sprache verlangt, wer der Ansicht ist, dafs der neuere 'Philologe' nie und nimmer darauf verzichten dürfe, sich um ein gewisses Mafs von Verständnis der bunten Mannigfaltigkeit von Lauten und Formen zu bemühen, die ihm in der heutigen Sprache entgegentritt, dafs er in der Lage sein müsse, einem geweckten Schüler auf eine verwunderte Frage über den Zusammenhang einer französischen Form mit ihrer lateinischen Grundlage befriedigende Auskunft zu geben oder gar ihn durch Aufzeigen der Entwickelung geeigneter Fälle zum Nachdenken und Beobachten anzuregen, statt

die zu solcher Thätigkeit etwa vorhandenen Keime durch toten Regelkram zu ersticken, — der kann nicht wünschen, dafs der Studierende innerhalb der von Plattner in seiner Grammatik gezogenen Grenzen verharre. Die 'Schulgrammatik' setzte die Kenntnis des Lateinischen nicht voraus; die sparsamen gelegentlichen Hinweise auf lateinische Formen konnte auch der Schüler einer lateinlosen Realschule wohl verstehen. Mit der 'Ausführlichen Grammatik' aber ist es nicht anders, wennschon die Hinweise zahlreicher geworden sind. Daraus ergiebt sich von selbst, dafs der Verfasser auch nicht einmal die Elemente einer wissenschaftlichen Laut- und Formenlehre vortragen konnte. Plattners 'Lautlehre', die an die Stelle des Abschnittes 'Aussprache und Rechtschreibung' der 'Schulgrammatik' getreten ist, ist thatsächlich eine Aussprache- und Rechtschreibungslehre geblieben, mit einer neu hinzugetretenen Einleitung über die Grundbegriffe der Lautphysiologie (§§ 1—4). Auch die 'Lautregeln', die der Formenlehre in der neuen Bearbeitung der Grammatik vorangeschickt werden, sind nichts weniger als Regeln über lautliche Entwickelung, sondern geben lediglich einige Formeln für orthographische Gewohnheiten, die eine neue Rechtschreibung morgen für nichtig erklären kann. Ja, nicht einmal für die Gegenwart erfüllen sie ihren Zweck. Die erste 'Lautregel' ist: 'Die Endungskonsonanten *s, t* können nicht an Stämme treten auf zwei unter sich verschiedene Konsonanten.' In diesem Falle werde der letzte Konsonant des Stammes 'gestrichen': *je sers, il sert* (nicht etwa *je servs, il servt*). Was in aller Welt soll der Wert dieser Regel sein? Selbst wenn man aus pädagogischen Gründen den Wert rein praktischer, äufserlicher Formeln so hoch anschlüge, dafs man ihnen zu liebe historische Thatsachen mit Bewufstsein auf den Kopf stellte, was würde eine 'Regel' nützen, der ein aufmerksamer Schüler ohne langes Besinnen zahlreiche Ausnahmen entgegenstellen könnte: *je romps, je vends, je vaincs, je prends, les nerfs, les cerfs, les arcs* etc.? Mufs die 'Regel' nicht den Schüler verleiten, *je roms, je vens* etc. zu schreiben? oder wo steht auch nur eine Silbe davon, dafs sie lediglich den Verben *servir, dormir, partir, sentir* auf den Leib zugeschnitten sei? — Lautregel 1c: Die Endungskonsonanten *s, t* können nicht an Stämme treten, die auf einen ihnen selbst gleichen oder ähnlichen Konsonanten, sowie auf *v* ausgehen. In diesem Falle werde *'s* angefügt, wenn im Stamm noch keines steht; *t*, wenn im Stamme kein *t* oder *d* steht'. Aber dann erfüllen ja die Stämme gar nicht die in der 'Lautregel' angegebene Bedingung, auf *'s, t* oder ähnliche Konsonanten auszugehen'. Als Beispiele für diese Regel werden u. a. gegeben: *naître* [*nais(s)-*]: *je nais, il naî-t*; *plaire* [*plais-*]: *je plais, il plaî-t*. Woher weifs der Schüler von einem Stamme *nais(s)-* oder *plais-*? Er wird sich die Regel einprägen und ihr gehorsam *je naîts, il plait* schreiben. Dafs 'Lautregeln' dieser Art das gerade Gegenteil von historischer Betrachtungsweise sind, bedarf weiterer Ausführung nicht.

Aber es bleibt des Wertvollen genug an dem inhaltreichen Buche. Wie mir denn nichts ferner liegt, als die Vorzüge des aus voller Beherrschung des modernen Französisch heraus geschriebenen Werkes zu ver-

kennen. Man merkt es jeder Seite an, ein wie fleifsiger, emsiger Sammler und aufmerksamer Beobachter der Verfasser ist. Auf Grund ausgedehnter Lektüre, die sich auch auf Tageszeitungen erstreckt, ist er nicht selten in der Lage, Mitteilungen über modernen französischen Sprachgebrauch zu machen, die man in Werken ähnlicher Art vergeblich suchen würde; und zweifellos werden die Ergänzungshefte weitere willkommene Belehrung bieten. Insbesondere wird hoffentlich dort über die Volkssprache noch recht viel zu finden sein. Zwar bringt schon der erste Teil der Grammatik hier und da eine Bemerkung über volkstümliche Redeweise, doch sind diese gelegentlichen Notizen zu sparsam, um den Vermerk 'mit Berücksichtigung der Volkssprache' auf dem Titel zu rechtfertigen. Auch darf, nach den obigen Ausstellungen über unhistorische Darstellungsart, nicht unerwähnt bleiben, dafs man im Gegensatze dazu an nicht wenigen Stellen der Grammatik, besonders in der Syntax, mit Freude wahrnimmt, dafs der Verfasser an den Ergebnissen historischer Forschung nicht teilnahmlos vorübergegangen ist.

Ich gehe im folgenden auf Einzelheiten ein, die mir beim Studium der Plattnerschen Grammatik aufgefallen sind und meines Erachtens der Besserung oder Vervollständigung bedürfen. Besonders oft ist man in der Lage, an nicht genügend scharfer Fassung der Regeln Anstofs zu nehmen. Eine neue Auflage würde hier mancherlei zu thun finden, dürfte auch, ohne dem Buche zu schaden, von dem allzu reichlichen 'Regelstoff' vieles streichen. — S. 4. Dafs eigentliches (gemeint ist 'reines') *y* sich nur in Wörtern griechischer Herkunft findet, ist doch nicht zutreffend. Schliefslich ist doch *y* selbst (= *ibi*) auch ein Wort, und ein echt heimisches. — S. 6 Anm. 2. Von einem Eindringen der Aussprache *oè, ouè* für *o͡a* in *fouet* kann keine Rede sein. Die ältere Aussprache ist natürlich *ouè*; Racine reimt *fouet* : *net*, La Fontaine *fouet* : *souhait* (s. Tobler, Versbau[3] S. 70). Aber sehr erklärlich ist es, dafs, weil *oi*, gesprochen *oè*, in seiner weiteren Entwickelung zu *o͡a* fortschritt, auch die Lautgruppe *oè, ouè* die Neigung empfand, diesen Schritt mitzumachen. Doch bezeichnen Darmesteter und Hatzfeld die Aussprache *fo͡a* ausdrücklich als 'populaire'. — S. 26 Anm. 6. *sens dessus dessous* hat mit *sens* (= *sensus*) nichts zu thun. Vielmehr ist *sens* irrtümliche Schreibung für *c'en*: *ce en dessus dessous* 'das zu oberst zu unterst'. — S. 40. Von Wörtern, die regelmäfsig mit grofsem Anfangsbuchstaben geschrieben werden, hätten auch *la Révolution, la Renaissance, la Restauration, l'Empire, l'Académie, l'Empereur* (= Napoléon I) erwähnt werden sollen. Auf Büchertiteln findet man oft wie im Deutschen jedes Hauptwort mit Majuskel geschrieben: *Le Rôle social des Universités*. — S. 41. Dafs der männliche Artikel in Familiennamen jetzt nicht mehr einzeln stehe, ist zu viel behauptet. Ich finde auf Titeln jüngst erschienener Bücher: *Le Cacheux, Le Blant, Le Fort, Le Grand*. Der Pariser Buchhändler *Le Soudier* schreibt sich stets 'en deux mots', gerade wie Mme Le Mire im Fromont jeune. — S. 47. Unter den Abkürzungen vermifst man einige sehr gebräuchliche: *B^on^* = *Baron*, *Cte* = *Comte*, *C^sse^* = *Comtesse*, *V^cte^* = *Vicomte*, *Mis* = *Marquis*;

Monseigneur wird nach meiner Erfahrung öfter Mgr als Mgr abgekürzt. Auch hätte erwähnt werden können, dafs sowohl Vor- als Zunamen in der Weise abgekürzt werden, dafs man dem Anfangsbuchstaben den oder die Schlufsbuchstaben als Exponenten hinzusetzt: *J^h* = *Joseph*, *M^ce* = *Maurice*, *J^t* z. B. = *Josset* etc. — In dem der Interpunktion gewidmeten Kapitel wird (S. 50) gelehrt, dafs Zeit- und Ortsangaben zu Anfang wie in der Mitte des Satzes durch Kommata abgesondert werden. Es geschieht dasselbe, wenn die Bestimmungen am Ende des Satzes stehen: *J'ai un cousin militaire, à Angoulême. — Je finirai par ne plus le reconnaitre, dans le tas. — Est-ce qu'ils allaient se mettre à être des voleurs, maintenant?* Wenn man sich des ursprünglichen Zweckes der Interpunktionszeichen erinnert, so scheint die hier zu Tage tretende Sorge um sauberes Verständnis oft übertrieben, zumal wenn die Möglichkeit eines Mifsverständnisses gänzlich ausgeschlossen ist: *Les deux hommes, enfin, partaient. — Henriette, déjà, s'engageait sous le porche. — Mais la nouvelle, maintenant, courait, certaine. — La rivière coule, paresseuse.* Und doch hat der Schriftsteller seinen guten Grund für das Setzen eines Kommas auch in solchen Fällen: er wünscht nicht nur im Groben, sondern so genau als möglich verstanden zu werden, ein Ziel, das auch durch genaueste schriftliche Wiedergabe der Worte, in die er seine Gedanken kleidet, keineswegs mit Sicherheit erreicht wird: es fehlt die Wiedergabe alles dessen, was bei lebendigem Vortrage dem Verständnis so mächtig zu Hilfe kommt, des Tones in seinen mannigfaltigen Schattierungen, der Gesten. Wenn nun in neuerer Zeit von dem Komma ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, so ist dies wohl auf den Wunsch der Autoren zurückzuführen, auch den Ton, den sie beim Vortrag ihrer Worte angewandt wissen wollen, so weit als möglich zu kennzeichnen: *La rivière coule, paresseuse* ist offenbar deutlich unterschieden von den nämlichen Worten ohne Interpunktion. Ob auch beim Vortrage der Worte *Les deux hommes, enfin, partaient* vor und hinter dem Adverb eine, wenn auch noch so kleine Pause merklich wird, wage ich nicht zu entscheiden. Zu bedenken ist hier und in ähnlichen Fällen auch, dafs eine Wortstellung *Les deux hommes enfin partaient* gegen die Regel wäre, die *Les deux hommes partaient enfin* oder *Enfin les deux hommes partaient* verlangt, dafs aber das in Kommata eingeschlossene Adverb als parenthetisch von der Regel nicht betroffen wird. — S. 60 wird gelehrt, das im Falle der Inversion zwischen eine auf *e* ausgehende 3. Person Singularis und nachfolgendes *il, elle, on* eingeschobene *-t-* sei als einer der vielen *cuirs* anzusehen, wie sie der Volkssprache eigentümlich seien, und die Vermutung, das *t* gehe auf das ursprüngliche (was ist damit gemeint?) *t* der dritten Person zurück, sei wenig wahrscheinlich. Seit G. Paris in der Romania VI 438 die allein richtige Deutung des *t* gegeben hat, ist seine Erklärung keine Kontroverse mehr. Vgl. auch Tobler, Versbau[3] S. 65, Meyer-Lübke, Romanische Grammatik II 369. — S. 63 Anm. fragt Plattner im Anschlufs an eine Bemerkung über die Silbenzahl der Endungen *-ions, iez* im Nfz., warum (*nous*) *lions* (von *lier*) zweisilbig sei? Die Antwort steht in Tob-

lers Versbau, 3. Aufl. S. 69. — S. 105 hätte erwähnt werden können, dafs *faire remarquer* nicht blofs 'auf etwas aufmerksam machen' bedeutet, sondern auch unser farbloses 'bemerken' (= in der Unterhaltung eine Bemerkung machen) wiedergiebt, also weder der Angabe einer Person, welche aufmerken soll, noch eines Satzes mit *que* bedarf: *Tiens, fit remarquer W., ce sont des Bavarois!* — S. 113 behauptet die Anmerkung, der unpersönliche Gebrauch von Verben habe sich erst verhältnismäfsig spät und allmählich aus dem Gebrauch des männlichen *il* entwickelt. Dafs diese Ansicht (nicht nur psychologisch) unhaltbar ist, geht allein aus der Thatsache hervor, dafs das Altfranzösische bei unpersönlichen Verben eines Subjektspronomens überhaupt nicht bedarf. — S. 114. In *mieux vaut, autant vaut, point n'est besoin, force me fut* hat keineswegs die Wortstellung den Zusatz von *il* verhindert, da, wenn schon kein *il mieux vaut*, so doch ein *mieux vaut-il* theoretisch möglich gewesen wäre. Vielmehr handelt es sich in diesen Fällen um Reste altfranzösischer Sprechweise. — Wenig glücklich scheint mir S. 121 die Erklärung des sogenannten Teilungsartikels ausgefallen. Kann sich der Schüler, selbst der reifere, wirklich etwas darunter denken, wenn er hört, Stoffnamen und Abstrakta behalten, auch wenn sie nicht ihrem ganzen Begriff nach zu fassen sind, im Singular und im Plural den Artikel: *du pain, du raisin, du vin?* Ich meine, den überhaupt zum Denken geneigten Schüler müsse infolge des sicher vergeblichen Versuches, die hier gegebene Denkanweisung zu vollziehen,[1] eine Verzagtheit befallen, die dem Unterrichte nicht förderlich sein kann. Und was soll er von der Willkür denken, dem Artikel in diesem bestimmten Falle ein *de* vorzusetzen, was von der weiteren, dafs aus *de du pain* nur *de pain* wird! Je mehr unsere Schüler durch naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht an Gesetzmäfsigkeit und Klarheit im Denken gewöhnt werden, umsomehr sollte man sich hüten, sie im sprachlichen Unterricht glauben zu machen, nur hier seien der Willkür keine Schranken gezogen. Plattner nennt im Vorwort selbst die Grammatik 'eine Wissenschaft von naturwissenschaftlicher Disziplin und Methode', aber er mufs zugeben, dafs solche Lehren die Wahrheit des Satzes nicht darthun. Aber auch rein sachlich ist jene Erklärung anfechtbar. Es scheint nach ihr, im Grunde habe der Artikel wegzubleiben, wenn Stoffnamen und Abstrakta nicht 'ihrem ganzen Begriff nach zu fassen seien', und sei nur da berechtigt, wo jene Einschränkung nicht stattfinde, also in *le vin est une boisson* stehe er mit Fug und Recht, in *j'ai bu du vin* bedürfe er der Erklärung. Der Vergleich mit dem Deutschen zeigt, dafs diese Auffassung unbegründet ist. Lücking hat mit Recht den Begriff 'Teilungsartikel' ganz fallen lassen und die unter diesem Kapitel gewöhnlich behandelten Erscheinungen als Eigenheiten in der Verwendung der Präposition *de* in der Syntax dargestellt, wie denn seine Grammatik immer

[1] Oder er vollzieht sie falsch und stellt sich z. B. 'Wein' seinem ganzen Begriff nach in einem Satze *le vin est une boisson*, das Gegenteil aber in einem Satze *le vin pur (rouge) monte à la tête* vor.

wieder als Muster an Klarheit und vorurteilslosem Auffassen sprachlicher Dinge empfohlen werden mufs. — Anm. 2 des § 108 lehrt mit Bezug auf die altfranzösische Deklination Unzulängliches. Der Schüler mufs glauben, dafs zu einer bestimmten Zeit alle Feminina im Nom. Singularis die Endung *-s* hatten. — § 122 Anm. 2: 'Monatsnamen mit vortretendem *mi-* (aus *medius*) werden weiblich und erhalten den Artikel: *la mi-juin.*' Das zu glauben sollte man niemandem zumuten, es zu verstehen ist ja nicht möglich. Lücking giebt § 451 die zutreffende Erklärung, nur hätte er deutlich aussprechen sollen, dafs in *la Saint-Jean* und anderen Verbindungen, die vorbildlich für *la mi-juin* waren, der weibliche Artikel dem nicht ausgesprochenen, weil völlig selbstverständlichen[1] *fête* zu verdanken ist. — Wie man die Regel über das Geschlecht von *gens* den historischen Thatsachen entsprechend zu fassen habe, hat Tobler in den Verm. Beitr. I 190 Anm. gelehrt. Bei Plattner liest man § 133 zwar noch die altbekannte Regel, doch wird in einer Anmerkung der Sachverhalt zutreffend erklärt. Wie *tous* in dem Satze *les plus grands seigneurs recevaient Duclos, Grimm, Crébillon, tous gens qui étaient sans conséquence*, wo Plattner es prädikativ nennt, aufzufassen sei, hat Tobler Verm. Beitr. III 32 erörtert, oder vielmehr dargelegt, dafs man mit logisch-grammatischer Analyse hier nicht auskommt. Bemerkenswert bleibt, dafs man *tous*, nicht *toutes gens* sagt, während sonst *tout(e)* 'lauter' mit dem ihm folgenden Substantivum kongruiert. Aber ein Grund, *gens* als männlich zu bezeichnen, liegt darin nicht. Ob übrigens *toutes gens* zu sagen in jenem Satze durchaus unmöglich wäre? — S. 170. Statt zu sagen, *bigrement, apertement, compendieusement* und andere Adverbien haben kein zugehöriges Adjektiv, von dem sie gebildet sein könnten, hätte mit leichter Mühe das historisch Richtige und unmittelbar Verständliche gelehrt werden können, dafs zu einer Anzahl von Adverbien auf *-ment* die zugehörigen Adjektiva nicht mehr gebräuchlich seien. Wenigstens trifft das für die meisten der im § 155 angeführten Adverbien zu (*apertement, compendieusement, dévotieusement, dextrement, journellement, précautionneusement, révéremment, sciemment*). *Profusément* ist direkt dem Lateinischen entnommen und mit der französischen Adverbialendung versehen (Tobler, V. B. I 81); *incessamment* gehört ja zweifellos zu *incessant*, wenn auch die Bedeutung 'sofort' nicht unmittelbar vom Adjektivum herzuleiten ist. *Bigrement* war denjenigen Adverbien anzureihen, die von Substantiven gebildet sind (§ 158), zu welch letzteren aber *couardement* nicht ohne Bemerkung hätte gerechnet werden sollen; *liardement* gestehe ich nicht zu kennen. Es steht weder bei Sachs noch bei Darmesteter-Hatzfeld. *Traîtreusement* endlich wäre besser mit den an erster Stelle (§ 155) genannten Adverbien zusammen erwähnt worden. — Das Adverb *espoir* darf nicht, wie S. 173 geschieht, auf eine Linie mit *matin* 'früh' gestellt werden, da es nicht das

[1] So verschweigt man ja auch die Bezeichnung für 'Tag' bei Datumangaben: *le premier juin* für *le premier jour de juin;* oder *régiment* bei *le 10e hussards.*

Substantiv *espoir*, sondern die alte 1. Pers. Sing. Präs. Ind. von *esperer* (= nfz. j'espère) 'vermuten' ist. —

Der Vergleich mit der Muttersprache ist gewifs ein wichtiges, ja unentbehrliches Mittel zur Erlernung einer fremden Sprache, doch will mir scheinen, dafs Plattner in diesem Punkte nicht selten des Guten zu viel thut. Wenn der Französisch Lernende überall da, wo der Vergleich mit dem Deutschen ihn zu einem Fehltritt veranlassen könnte, auf die Gefahr aufmerksam gemacht wird, so ist das nur zu billigen. Doch mufs dafür gesorgt werden, dafs der Lernende sich des rein praktischen Zweckes solcher warnenden Hinweise bewufst bleibt, weil er sonst die andere Gefahr läuft, über praktischen Rücksichten das Wesen der Erscheinungen zu verkennen. So stellt Plattner §§ 40—43 eine lange Reihe von Wörtern zusammen, die, sowohl im Deutschen als im Französischen vorhanden, in beiden Sprachen geringe Verschiedenheiten in der Schreibung aufweisen[1] (*abricot, adjudant, agate* etc.). Der Lehrer wie der Studierende werden sich dieses praktischen Hilfsmittels gewifs mit Erfolg bedienen, aber wenn nun § 42 als Beispiele eines 'Ausfalles von Konsonanten' (von einem solchen sollte beim Französischen doch nur im Hinblick auf ältere Sprachepochen oder auf das Lateinische die Rede sein) neben *alcool, amiral, bambou* plötzlich *la plupart, plutôt, quelquefois* erscheinen, bei denen ein *s* ausgefallen sei, so ist meines Erachtens eine Verwirrung der Begriffe die notwendige Folge so äufserlichen Verfahrens. So kann ich es auch nicht billigen, wenn § 161 ('Adjektiv für Adverb') als Beispiel dafür, dafs im Französischen ein Adjektiv, im Deutschen aber ein Adverb steht, *en pleine rue* ('mitten auf der Strafse') angeführt wird, das man doch ebensogut durch 'auf offener Strafse' wiedergeben kann, wie andererseits 'mitten auf der Strafse' durch *au milieu de la rue* zutreffend übersetzt ist. Keinesfalls ist *en pleine rue*, wie bei Plattner, einem *dormir tranquille, arriver le premier* irgend an die Seite zu stellen. — Man wird auch dem Wesen der Sache nicht gerecht, wenn man (S. 182) in dem Satze *Cependant Antioche était en proie à la disette qui avait si longtemps désolé les croisés, et voyait chaque jour diminuer le nombre de ses défenseurs* 'anscheinend pleonastisches *voir*' erkennt. Allerdings wäre das Thatsächliche des Gedankens auch ohne *voir* mit völliger Klarheit auszudrücken: *et le nombre de ses défenseurs diminuait chaque jour*, aber doch nur auf Kosten des Stiles, dessen Anforderungen durch so loses Nebeneinander beider Sätze nicht befriedigt wären. Michaud hat dadurch, dafs er das Subjekt des ersten als (zuschauend) bei dem im zweiten ausgedrückten Vorgange beteiligt darstellt, die stilistische Schwierigkeit mit Glück gehoben und sich dabei eines im Französischen besonders beliebten, aber doch auch im Deutschen wohl anwendbaren Mittels bedient. Stilistische Gründe sind es denn auch, die in dem zweiten von Plattner angeführten Satze zur Anwendung von *voir* in einem Zusammenhange führten, in dem es in der That widersinnig ist: ... *les noms des*

[1] Mir ist als fehlend z. B. *ophtalmologie* aufgefallen.

personnes que les deux femmes désiraient voir assister à leurs obsèques. Das ist freilich, wie das danebenstehende (J.) d. h. 'Journal' verrät, schlechtes Zeitungsfranzösisch; aber klar ist, dafs der Schreiber sich in einer Notlage befand. Das schwerfällige, aber korrekte *que les deux femmes désiraient qui assistassent à l. o.* wollte er vermeiden. — § 177 Anm. '*Moi* und *toi* müfsten (wie vor *en*) auch vor *y* tonlose Form behalten.' Der Ausdruck läfst selten so erheblich zu wünschen wie hier. Wie können betonte Formen tonlose Form behalten?! Sie haben sie ja nie! — So ganz 'unbegründet' ist die Forderung älterer Grammatiker doch nicht (S. 196), dafs bei *lui* und *leur* die Objektspronomina *le, la, les* wegfielen; eben dies war das Verfahren der alten Sprache; s. Gefsner, Zur Lehre vom franz. Pronomen I, 18. — § 181 Anm. wird *tante* fälschlich aus *ta ante* erklärt; wie sollte man dazu gekommen sein, statt 'Tante' ständig 'deine Tante' zu sagen? Die richtige Deutung gab vor mehr als zwanzig Jahren Canello im Archivio glottologico III 341: *tante* ist eine Koseform der Kindersprache. Ganz entsprechend ist für den Anlaut die Koseform *couneou* für *oncle* im Dauphiné. Vgl. Behrens in Gröbers Zeitschrift f. rom. Phil. XIII 412. — Auch die Erklärung, dafs vor vokalisch anlautenden Femininen die männlichen Formen des Possessivs die weiblichen deshalb ersetzten, damit dem Possessiv wie dem Substantiv seine volle Selbständigkeit erhalten bliebe, ist unannehmbar. Warum sollte die Sprache hier ein Bestreben gezeigt haben, das ihr sonst fremd ist? Herzog erklärt in Gröbers Zeitschrift XX 84—86 die Erscheinung einleuchtend mit dem Hinweise auf die Thatsache, dafs vor vokalisch anlautendem Substantivum die weibliche Form der franz. Adjektiva zumeist mit der männlichen gleich klingt: *heureux ami* und *heureuse amie, bel ami* und *belle amie, bon ami* und *bonne amie.* So habe man denn auch beim possessiven Adjektivum das Bedürfnis nach Gleichklang empfunden und befriedigt. — S. 202. 'Das Maskulinum der adjektivischen Fürwörter hiefs ursprünglich auch vor Konsonanten *eet.*' Nicht *eet,* sondern *cest.* — Warum S. 238 Anm. 2 *parbleu* aus *part Dieu* statt aus *par Dieu* hergeleitet wird, ist schwer begreiflich, da doch *part Dieu* keinen Sinn ergiebt. Man sagte afz. wohl *de par Dieu* für *de part Dieu,* aber nicht im Sinne eines Fluches, sondern mit der Bedeutung 'im Auftrage Gottes'. — *jarnibleu* wird Anm. 4 auf derselben Seite mit *je renonee* (statt *renie*) *Dieu* erklärt. — S. 243 wird in dem Satze *puisque poésies il y a — poésies* als logisches Subjekt bezeichnet; mit Unrecht. Es ist Objekt zu dem unpersönlichen *avoir,* so gut wie *cour* in (*la cour*), *si cour on peut dire.* Die Stellung des Objekts, um die es sich hier handelt, ist übrigens in *à vrai dire* ganz anders zu beurteilen als in *avoir les yeux tournés.* — S. 200. Dafs *M.* vor Verfassernamen jetzt nur noch in Buchhändleranzeigen (wo es übrigens in der Regel auch fehlt) gebräuchlich sei, ist nicht richtig; in neuester Zeit erschienene Werke tragen die Titel: *Récréations mathématiques par M. Edouard Lucas. — Les évêques de Maguelone et de Montpellier par M. Louis de La Roque. — Dictionnaire topographique du diocèse du Maine par M. Le Paige.* Und zumeist pflegt noch heute auf Büchertiteln den Namen von Mit-

arbeitern, Vorrednern, Illustratoren und anderen, in zweiter Linie an dem Werke beteiligten Personen ein *M.* vorgesetzt zu werden: *Avec le concours de M. ..., avec préface de M.* — S. 248. Ich gestehe, dafs ich der als Übungsbeispiel gegebenen Frage: *Quand le pronom le est-il invariable?* einigermafsen ratlos gegenüberstehe. Sie besagt doch implicite — wenigstens bei ungekünstelter Auffassung —, dafs die Veränderlichkeit des Pronomens *le* die Regel sei, von der es nun darauf ankomme, die Ausnahme oder Ausnahmen aufzuzeigen![1]

S. 256. Siede zeigt in seiner Arbeit über die Pariser Umgangssprache (Berliner Dissertation 1885) auf S. 45, dafs in der Volkssprache *moquer* noch heute transitiv vorkommt. — § 237. Nicht *c'est nous, c'est vous* sollten als Ausnahmen von der Regel, dafs das Verb im Numerus dem Subjekt folgt, hingestellt werden, sondern *ce sont eux*; denn das Subjekt, nach dem sich das Verb zu richten hätte, ist ja zweifellos — logisch und grammatisch — *ce*, und nur infolge einer Attraktion an das pluralische Prädikat *eux* tritt auch das Verb in den Plural, eine Attraktion, die die alte Sprache ja regelmäfsig auch dann vornahm, wenn das betonte Pronomen erster oder zweiter Person Prädikat bei *estre* war: *ço sui jo, ço es tu, ce somes nos, ço estes vos.* Betrachtet man mit Plattner *nous* und *vous* in *c'est nous* (*vous*) als logisches Subjekt, nach dem auffälligerweise das Verb sich nicht richtet (wo steht übrigens die Regel, dafs das Verb sich nach dem logischen Subjekt zu richten hat?), so mufs man es doch ebenso auffällig finden, dafs man *c'est moi* statt *ce suis moi* sagt, da die Übereinstimmung zwischen Subjekt und Verb in der Person doch ebenso selbstverständlich wie die im Numerus ist. Vgl. Siede, S. 42 a. a. O. über das Verfahren der Umgangssprache. Es hätte übrigens nahe gelegen, im § 237 Fälle wie *il a été tiré 10 exemplaires numérotés* und ähnliche zur Sprache zu bringen, nicht, weil solche Fälle eine Ausnahme von der Regel, dafs das Verb im Numerus sich nach dem Subjekt richtet, darstellen, sondern weil der Vergleich mit dem Deutschen ein Fehlgehen nahe legt. — Wenn einem ersten Subjekte weitere durch *avec, comme, ainsi que, de même que* etc. angereiht sind, so bestimme nur das erste Subjekt die Zahl des Verbs, lehrt Plattner § 240, 3: *Henri III, comme ses frères François II et Charles IX, mourut sans laisser de postérité.* Es ist dies gewifs das vom logischen wie vom grammatischen Standpunkte einzig berechtigt erscheinende Verfahren: von mehreren Subjekten sollte eigentlich gar nicht die Rede sein, es giebt nur das eine, an erster Stelle

[1] Erst nachträglich ist mir dadurch, dafs ich unter den von Plattner selbst für *le* gegebenen Regeln suchte, klar geworden, dafs er wahrscheinlich die S. 194 f. behandelten Fälle *(promets-le à ton frère)* bei Stellung jener Frage im Auge hatte. Aber abgesehen davon, dafs ich glaube, es werden mehr Schüler *promets-l'à ton frère* schreiben, wenn man sie davor warnt, es zu thun, als wenn man ihnen soviel gesunden Menschenverstand zutraut, dafs man die Warnung für überflüssig hält, so hätte doch jener Frage noch mindestens ein *devant une voyelle* hinzugefügt werden müssen, um sie verständlich zu machen. Anderenfalls würde ich von dem Schüler die Antwort: *Devant une consonne* erwarten.

ausgesprochene, zu dem in Parenthese, aufserhalb des eigentlichen Satzgefüges, andere in Vergleich gestellt werden, für welche die Aussage des Verbs in demselben oder auch (bei *plus que, moins que*) in irgendwie verschiedenem Mafse zutrifft. Gleichwohl verfährt die Sprache so korrekt nicht immer, wie es nach Plattner scheinen könnte: *moururent* in Plattners Musterbeispiel wäre französischem Sprachgebrauch nicht zuwider. Vgl. Mätzner, Syntax I 169; Diez III 301; Lücking § 551, 2. — Bei durch *moins que, plus que, plutôt que, non plus que, ne ... pas plus que* verbundenen Subjekten, lehrt Plattner in einer Anmerkung zu jener Regel, finde eine gleichstellende Vergleichung wie bei *comme, ainsi que, autant que* nicht statt; hier entscheide über die Zahl des Verbs dasjenige Subjekt, welches nachdrücklich betont sei: *Sa mauvaise santé, pas plus que les nombreuses difficultés, ne l'empêcha pas de poursuivre son but.* Nun ist aber klar, dafs für *les nombreuses difficultés* durch *pas plus que* die Gleichstellung im Verhältnis zum Verbum ebenso energisch behauptet wird wie oben durch *comme* für *Henri III* und *ses frères Fr. II et Ch. IX.* Nur für *moins que, plus que, plutôt que* ist richtig, was Plattner über die Gleichstellung lehrt. Auch das Kennzeichen der nachdrücklichen Betonung des einen oder anderen Subjekts ist bei näherem Zusehen nicht stichhaltig: In Plattners Beispiel (*Sa mauv. santé* etc.) müssen ja, wenn der Zweck der Rede irgend erreicht scheinen soll, *sa mauvaise santé* und *les nombreuses difficultés* hinsichtlich der Betonung auf ganz gleicher Stufe stehen. — S. 268 wird behauptet, die Volkssprache mifsachte die Regel der Schriftsprache, wenn sie *Moi, toi et le roi Font trois* (statt *faisons*) sage. Ich halte es für gänzlich ausgeschlossen, dafs *moi* in einem Satze wie diesem bestimmend auf die Person des Verbs wirken könne. Es ist ja gar nicht Subjekt zu *faire,* so wenig wie *toi* und *roi,* sondern lediglich neben diesen beiden Teil eines einen rechnerischen Vorgang (Addition) veranschaulichenden Ausdruckes. Die Addition selbst ist Subjekt, und genau genommen müfste daher das Verbum im Singularis stehen (*fait*); dafs es im Plural steht, ist schon die Wirkung einer freilich leicht begreiflichen Attraktion. — S. 270, 3a heifst es, in Fragen könne das Futurum auch in der ersten Person (d. h. nicht blofs in der zweiten wie in Geboten der Form: *Tu ne tueras point*) befehlenden Sinn haben. Die zweite Person kann aber gerade in Fragen unmöglich einen Befehl ausdrücken: *diras-tu* kann nicht heifsen: Sollst du sagen? Dagegen wäre aufser der ersten Person auch die dritte in Fragen im Sinne eines Befehls denkbar. S. Lücking § 295, 2a. — Die Funktion des von Seeger, scheint mir, mit Glück 'prophetisch' genannten Futurums wird S. 271, 3c durch den Satz *à la mort de Théodose le Grand, l'empire romain formait les deux empires d'Orient et d'Occident, qui ne seront plus réunis* nur unzulänglich beleuchtet. Wie Tobler V. B. II 124 ff. dargelegt hat, sind solche Fälle die ursprünglichen, wo jenes Futurum sich an das historische Präsens anschliefst. Unerwähnt ist diejenige Verwendung des Futurs geblieben, die der Rede einen höflichen Charakter geben soll (Seeger: Futurum urbanum): *Nous citerons parmi les collections.* Vgl. meinen Fragesatz § 143. —

Was über § 217 Anm. 1 zu bemerken ist, hat Tobler V. B. III 54 hervorgehoben. — *Que je vous entende! Que pareille chose arrive encore!* werden S. 279 zu den Fällen gezählt, in denen der Konjunktiv bei Forderungen drohenden Sinnes erscheint. Es hätte doch verlohnt, darauf hinzuweisen, dafs im Deutschen derartige 'Forderungen' von der Negation begleitet sind: 'Dafs ich euch nicht höre!' 'Dafs ähnliches nicht wieder vorkommt' und dem Grunde für diesen seltsamen Zwiespalt nachzugehen. Offenbar will ja auch der Franzose, der *que je vous entende* in drohendem Tone ausspricht, nicht hören. Wenn er seine Rede gleichwohl positiv gestaltet, so thut er es mit der Absicht, den Angeredeten zu dem Thun, das er vermieden wissen will, gleichsam herauszufordern; er sei, giebt er dadurch zu verstehen, für den Fall vorbereitet, dafs dieses Thun sich ereigne. Im Deutschen brauchen wir 'Unterstch dich!' und 'Unterstch dich nicht!' in gleichem Sinne. Ersteres ist eine Herausforderung, letzteres ein Verbot. — S. 287 Anm. 3 mutet dem Schüler zu, zu glauben, *si* ('wenn') könne unter Umständen auch kausalen oder konzessiven Sinn haben (= *puisque, tandis que* sein). Vielleicht entschliefst sich der Verfasser in einer späteren Auflage, statt dessen zu lehren, *si* sei zuweilen gleichbedeutend mit *s'il est vrai que*; s. Tobler V. B. III 49 ff. — Die § 263 gegebenen Regeln über die Zeitenfolge lassen mancherlei zu wünschen übrig. Zunächst ist gar nicht ausgesprochen, aber doch nicht ohne weiteres selbstverständlich, dafs die Regeln gelten sollen für das Verhältnis der Verbalformen in Hauptsätzen zu denen der untergeordneten Nebensätze. Ferner ist es irrig, zu lehren, auf irgend welche Zeit der Vergangenheit folge eine der drei Zeiten: Imperfekt, Plusquamperfekt und Imperfekt des Futurs. Ein Satz wie *j'ai appris que vous ne viendrez point* wäre demnach regelwidrig. Auch für Satzgefüge der Form *Les historiens rapportent qu'une femme mourut de plaisir en entendant les orgues que Constantin Copronyme avait envoyées à Pépin* (citiert bei Mätzner, Syntax I 118) giebt es nach Plattners Regel über die Zeitenfolge keine Existenzmöglichkeit, da nach dieser auf ein Präsens im Hauptsatze nur entweder ein Präsens oder ein Perfektum oder ein Futurum folgen darf. Die Anmerkung 2 lehrt: 'Nebensätze, welche eine allgemein und dauernd gültige Wahrheit enthalten, stehen im Präsens (statt Imperfekt)', z. B. *Il a conduit cette affaire comme s'il ne savait pas que deux et deux font quatre.* Die Erklärung der scheinbaren Ausnahme liegt darin, dafs *savait* in unserem Falle gar keine Zeitform der Vergangenheit, sondern eine im Modus der Nichtwirklichkeit stehende Form für die Gegenwart ist. S. Tobler, V. B. II 142 f. und meinen Fragesatz S. 123. Und dieselbe Auffassung präteritaler Redeweise erklärt die von Plattner in Anm. 5 behandelten Fälle. Eine Ausnahme liegt auch nicht vor in Satzgefügen der Art (Anm. 1): *ce n'est pas à dire que cette transformation fût complète*, und es scheint mir irrig, mit Plattner dem Schüler zu sagen, *fût* stehe hier für *ait été*, nur damit die (eben lückenhafte) Regel gerettet werde, nach einem Präsens im Hauptsatze könne nur ein Präsens, Perfekt (parfait indéfini) oder Futur im Nebensatze stehen. Die Zeitformen

des Nebensatzes haben sich keineswegs bedingungslos, sondern nur dann nach denen des Hauptsatzes zu richten, wenn die durch die beiden Verba ausgedrückten Arten des Seins der gleichen Zeitsphäre angehören. Es ist der neueren Sprache z. B. nicht mehr wie dem Altfranzösischen möglich, eine Erzählung in demselben Satzgefüge zum Teil im historischen Präsens, zum Teil im Präteritum vorzutragen, also zu sagen wie Marques 49c: *Quant li chastelains oï ce, si descent de son cheval et la corut embracier et la besa plus de cinquante foiz,* oder: *ele sot bien, que se il vient a cort, il li liverra assez a pestrir.* Was die Zeitenfolge in Satzgefügen mit formelhaften verbalen Ausdrücken anbetrifft, die Plattner Anm. 7 kurz berührt, so hat man jetzt in der Arbeit des schwedischen Romanisten Lindberg: Les locutions verbales figées (Upsal 1898), eingehende Belehrung über die dabei in Betracht kommenden Verhältnisse erhalten. — Im Zusatz 2 zu § 295 werden die Fälle bezeichnet, in denen, der Regel entgegen, vor der Apposition die Präposition ihres Beziehungswortes wiederholt wird. Es geschehe dies a) wenn eine Einschiebung vorausgehe: *à son successeur, qu'il avait désigné lui-même, au cardinal Mazarin*; b) wenn die Apposition ein Demonstrativum enthalte; c) wenn die Apposition lediglich einen Eigennamen enthalte, und d) wenn sie sich nicht auf das zunächst vorhergehende Wort beziehe: *c'est le génie d'un homme du tiers état, du fils d'un commerçant, de Jean-Baptiste Colbert, qui donna* etc. Es giebt indessen Fälle, die sich dieser Regel nicht einfügen lassen. Keine der vier angegebenen Bedingungen trifft z. B. zu für die von Herm. Alex. Müller in seinen Beiträgen zur Französischen Syntax (Jena 1849) S. 26 citierten Sätze: *C'est bien la nièce de Louis XIV, du roi absolu, qui venait de se réveiller de sa léthargie et de secouer d'une main puissante les entraves sous le poids desquelles elle était opprimée depuis plusieurs années,* oder: *La cour d'Espagne appliquera au comte de Mansfeldt, au représentant de l'empereur d'Autriche, le châtiment terrible qu'il a encouru,* und endlich: *elle partageait avec sa maîtresse la vénération qu'elle pensait devoir être due à la demeure féodale, au château de Vannoise.* Auch Lücking bleibt ganz an äufseren Merkmalen haften, wenn er S. 132 Anm. lehrt, ein Gattungsname mit *le* als Appositum eines anderen mit *le* oder ein Gattungsname mit *ce* als Appositum eines anderen mit *ce, le, son* habe in der Regel die Präposition seines Beziehungswortes ebenfalls vor sich, und das Gleiche gelte für einen Eigennamen als Appositum eines Superlativs. Das Wesen der Erscheinung beruht meines Erachtens darin, dafs der Redende zuweilen in der Lage ist, ein Seiendes mit einem Ausdruck nicht hinlänglich kennzeichnen zu können; er stellt daher, um dem ihm vorschwebenden Bilde vollen Ausdruck zu verleihen, mehrere Benennungen dieses Seienden, die zusammen den gewünschten Zweck erreichen, nebeneinander, indem er hinter der ersten, allein nicht genügenden, das Satzgefüge fallen läfst, um es unmittelbar darauf mit der zweiten, das Seiende noch schärfer, unzweideutiger kennzeichnenden, wieder aufzunehmen. Diese zweite Benennung ist also keineswegs, wie die Apposition, nur eine Erläuterung, Erweiterung der ersten, sondern ein ihr völlig ebenbürtiger, dieselbe syntaktische Stel-

lung wie jene einnehmender Satzteil, mufs daher, falls jene mit einer Präposition versehen ist, dieselbe Präposition ebenfalls aufweisen. — § 306 Anm. 1. *On* steht nicht nur an Stelle einer 1. Person Sing., wie übrigens schon in der alten Sprache: *Avoy dame, ce dist Richars, Estez vous ja si toz sousprise? Encor n'a on* (d. h. *n'ai jo*) *parole prise De requerre vostre amistié*, und im 17. Jahrhundert: *C'est assez; le reste se comprend: On vous est obligé* (= *je vous suis obligée*) bei Hauteroche, Œuvres III 233 (Ausgabe Paris 1772), sondern auch für das Pronomen der 1. Person Plur. ist *on* stellvertretend: *Laisser donc! faut pas se manger, on est tous frères* (= *nous sommes t. fr.*) bei Zola, Débâcle 365. Für die zweite Person tritt *on* z. B. ein: *Hors d'ici tout à l'heure et qu'on ne réplique pas* (Molière, Avare I 3); für die dritte in ... *regardant son frère pour voir la figure qu'on faisait* (Zola, Pot-Bouille 380) oder in *on les attendait* (wo nur Mme Campardon und ihre Tochter mit den Wartenden gemeint sein können (ib. 20). Der Grund für den Ersatz der bestimmten persönlichen Fürwörter durch *on* liegt in dem verschieden zu motivierenden Wunsche des Redenden, eine direkte Bezeichnung der unter *on* zu verstehenden Persönlichkeit zu vermeiden: steht er selbst in Frage, so kann ihn Bescheidenheit, gegenüber einer zweiten Person Hochmut, Verachtung dazu veranlassen. — § 309. Über das Fehlen der Subjektspronomina war erheblich mehr zu sagen; ich gehe hier nicht darauf ein, da vermutlich in den Ergänzungsheften weiteres zu finden sein wird. — § 313 Anm. 1. Warum soll in *moi qui vous parle* der Relativsatz deutsch nicht wiederzugeben sein? — In der Anm. 2 desselben Paragraphen wird von *aller, venir, courir à qn.* und anderen Verben gelehrt, sie nehmen nur das 'unverbundene' Personalpronomen als Objekt zu sich, wieder einmal eine Regel, die lediglich in der Freude am Regelgeben ihre Erklärung findet. Natürlich kann man, wie unter Umständen einem *je te promets* ein *je promets à toi*, nicht auch einem *je cours à toi* ein *je te cours* an die Seite stellen. Aber *à toi* ist doch in beiden Fällen keineswegs syntaktisch gleichwertig und nur äufserlich dasselbe. — § 342. In *voilà justement l'acteur qu'il nous faut* wird *que* mit Unrecht als Nominativ und logisches Subjekt bezeichnet; es ist Accusativ, wie aus *il nous le faut* (sc. *l'acteur*) hinlänglich klar wird. Wenn nach Toblers Vorgange (V. B. I 178) für den Ausdruck 'unpersönlich' der treffendere 'subjektlos' gewählt worden wäre, so wäre der Irrtum wohl vermieden worden; gerade 'logische' Subjekte sind ja bei subjektlosen Verben ausgeschlossen. — § 344. Dafs *dont* in lokalrelativer Verwendung bei guten Autoren vorkommt, zeigt Tobler, V. B. III 39 f. — § 345. In *c'est à vous que je parle* ist *que* die Konjunktion, nicht das relative Adverb. — Der über das 'beziehungslose Relativ' handelnde § 346 ist etwas dürftig ausgefallen. Beziehungslos ist *qui* auch in *c'est moi qui l'ai dit* und in *qui = si l'on*, wofür Plattner selbst in dieser Zeitschrift Band LXIV S. 113 Beispiele aus modernen Autoren giebt. — § 349 Anm. 2 *'à qui* vertritt unser wessen bei einem Besitzverhältnis: Wessen Buch ist dies? *à qui est ce livre?'* Aber doch nicht immer; z. B. nicht, um die Sätze 'Wessen Haus hat er gekauft?'

'Wessen Heer hat gesiegt?' wiederzugeben. — S. 379 Anm. *à l'envi* wird wohl heute nicht mehr bald von *invitus*, bald von *invidia* abgeleitet, sondern gilt allgemein als Verbalsubstantiv zu *envier* (= *invitare*) 'einladen, herausfordern'. — S. 350 Anm. 4 ist das über das Verhältnis von *que* und *pourquoi* Bemerkte unzulänglich. Auch in negativen Fragen ist keineswegs überall *pourquoi* durch *que* ersetzbar, sondern nur in rhetorischen, vorwurfsvollen Fragen. Wenn wirklich nach dem Grunde gefragt wird, ist nur *pourquoi* am Platze. S. Tobler, V. B. III Abschnitt 7. — § 354 Anm. 1. 'Als Plural' wird *on* in dem Satze *Quand on est si proches voisins* nicht gebraucht, wie deutlich der Singular *est* zeigt. — § 386 Anm. 4 'Früher konnte *ne* in der Frage fehlen'. Bei dieser Gelegenheit hätte doch nicht versäumt werden dürfen, zu erwähnen, wie aufserordentlich beliebt der Gebrauch der blofsen Füllwörter ohne Negation in der Volkssprache ist. Siehe Sede S. 59. — § 387 (Stellung der Negation) hätten Fälle wie *tout ce qui reluit n'est pas or* in einer Grammatik, die dem Vergleich mit dem Deutschen grundsätzlich weiten Raum gönnt, nicht unerwähnt bleiben dürfen; s. Tobler, V. B. I 159 ff. Auch auf den Fall war hinzuweisen, wo *il faut* vor einem Satze mit *que* die Negation an sich zieht, welche nach unserer Auffassung zum Verbum des abhängigen Satzes gehört (Tobler, V. B. I 166). — § 390 Zusatz. *Ce que Dieu ne veuille, ne vous en déplaise* sind keine Imperativa. — § 392 II Anm. 2. 'Die alte Sprache setzte nach Komparativen *non pas*'. 'Die alte Sprache' heifst in diesem Falle etwa 'die Sprache des 17. Jahrhunderts'; Uneingeweihte werden meinen, es handle sich um einen Brauch des Altfranzösischen.

Der Druck des Buches ist sehr sorgfältig überwacht. An Fehlern sind mir nur aufgefallen S. 252 Z. 3 v. u. l. *s'est* (st. *c'est*); S. 255 Z. 8 v. u. l. § 310 (st. § 228); S. 297 Z. 1 v. o. l. *et* (st. *est*); S. 377 Z. 3 v. o. l. *les* (st. *le*).

Grofs-Lichterfelde. Alfred Schulze.

Französisches Lesebuch. Unter- und Mittelstufe. Von Max Johannesson. Berlin 1898. 388 S. M. 4.

Die Johannessonschen Lehrbücher sind im Auftrage der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens verfafst worden und sind daher in erster Linie für militärische Unterrichtsanstalten, insbesondere für die Voranstalten des Kadettenkorps bestimmt. Dafs wiederholt für diese Zwecke besondere Lehrbücher verfafst worden sind, läfst sich damit rechtfertigen, dafs diese militärischen Fachschulen ihren eigenen Lehrplan haben und in der Unterrichtsmethode nicht unbedeutend von der der übrigen höheren Lehranstalten abweichen. Wenn nun aus jenen Kreisen hervorgegangene Bücher auch für die Allgemeinheit brauchbar sind, so sind sie gewifs ein dankenswertes Unternehmen. Das ist mit den Büchern Johannessons der Fall. Der Verfasser, der viele Jahre gerade am Vorkorps thätig war, hat es verstanden, in denselben den besonders schwierigen Anforderungen des Anfangsunterrichts gerecht zu werden.

Das Lesebuch ist für drei Jahre der Latein lehrenden Anstalten berechnet, in den lateinlosen Schulen, welche mit Französisch bereits in Sexta anfangen, wird der Stoff für vier Jahre ausreichen. Selbst noch höher hinauf sind gewisse in dem Buche enthaltene Materialien für Sprechübungen und freie Vorträge von dem Unterzeichneten an einer Realanstalt mit gutem Erfolge verwendet worden. Für die Brauchbarkeit des Buches sprechen besonders zwei Umstände, der klar zum Ausdruck gebrachte Fortgang vom Leichteren zum Schwereren, sowie die überraschende Reichhaltigkeit des Stoffes. Ersterer Umstand läfst auch den schwächeren Schüler den allmählich gesteigerten Ansprüchen ohne Entmutigung folgen, für den Lehrer sind aufserdem die Stücke nach drei Schwierigkeitsstufen kenntlich gemacht. Die Fülle und Abwechselung des Stoffes regt den begabteren und strebsameren Schüler zu selbständiger Beschäftigung mit dem Gebotenen an. Ein Blick auf den Inhalt der Stücke zeigt, dafs es darin kaum ein für den neusprachlichen Unterricht geeignetes Gebiet giebt, das nicht vertreten wäre. Man findet hier manches, was man in den neueren Unterrichtswerken von Bierbaum, Kühn, Ohlert, Wolter, Rofsmann-Schmidt und anderen vergeblich sucht. Johannesson steht auf dem Boden der gemäfsigten Reformer. Die Grundlage und den Mittelpunkt seines ganzen Unterrichtsbetriebes bildet die Lektüre. Sie giebt ihm das erste Material für Lautier- und Sprechübungen, sie führt dem Lernenden von Anfang an in der fremden Zunge die Kenntnis der ihn umgebenden Dinge und der weiteren binnen- und fremdländischen Realien zu, sie bietet die Unterlage für mancherlei schriftliche Darstellungen, aus ihr wird analytisch der grammatische Gehalt gewonnen, ohne dafs in dem beigefügten Übungsbuche erprobte Verfahrungsarten der älteren Methode ängstlich vermieden würden. All diesen Anforderungen sucht der sorgfältig und planvoll bearbeitete Inhalt gerecht zu werden. Derselbe gliedert sich stofflich in drei grofse Abschnitte: I. Descriptions. Leçons de choses. II. Narrations. III. Morceaux de Poésie. In dem ersten derselben wird uns in sechzehn Stücken das ganze Schulleben mit seinen Leiden und Freuden vor Augen geführt, die 'locutions usitées en classe' könnten um ein Beträchtliches vermehrt werden. Der menschliche Körper, Kleidung und Wohnung des Menschen geben zu mancherlei Beschreibungen Anlafs. Unter 'La famille et les amis' finden sich zahlreiche Briefe, le lawn-tennis, le patinage, Wortspiele, Rätsel u. a. In den weiteren Kapiteln werden die verschiedenen Zeitabschnitte, sogar mit Zuhilfenahme von geschichtlichen Tabellen, Zahl, Mafs, Gewicht, Münze behandelt. Die Stücke unter 'Ville et campagne' lenken den Blick des Schülers auf Lebensverhältnisse, die ihm manches Neue bieten. Hier und an anderen Stellen unterstützen Bilder über Flugbahnen, Zweirad u. s. w. die Anschauung, ohne dafs man fürchten müfste, es mit einem der bekannten neusprachlichen Bilderbücher zu thun zu haben. Eine Reihe von 'accidents' aus verschiedenen Zeitungen, sowie 'affiches', denen man im fremden Lande auf Schritt und Tritt begegnet, führen im Verein mit mehreren Seiten Annoncen den Schüler in die Wirklichkeit der modernen Lebensverhältnisse

ein. Den Schluſs dieses ganzen Abschnittes bilden Tierbeschreibungen, atmosphärische Erscheinungen nebst Wetterberichten, allgemeine Erdkunde, Reisebeschreibungen und Sprichwörter. Der II. Teil 'Narrations' enthält zahlreiche, zum Teil noch wenig bekannte Anekdoten, Märchen aus 'Tausend und einer Nacht', deutsche Sagen, chanson de Roland, le vrai anneau u. a. Die historischen Erzählungen sind etwas kurz weggekommen, doch finden sich auch hier zeitgemäſse Stoffe, wie Livingstone, Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Kanals. Der III. Teil 'Morceaux de Poésie' besteht hauptsächlich aus Dichtungen von Lafontaine, Béranger, Lamartine und V. Hugo. Perlen neuerer Dichtung, wie man sie in anderen Sammlungen, z. B. bei Gropp und Hausknecht, findet, vermiſst man nur ungern. Daſs bei Lafontaine für veraltete Ausdrücke in den Anmerkungen modernes Französisch eingesetzt ist, ist zu billigen. Das Gedicht 'Ma Normandie' gehört seines specifisch französischen Standpunktes wegen kaum in eine deutsche Schule. Zahl- und Interpunktionszeichen, das fleiſsig gearbeitete Vocabulaire, Notes explicatives mit lesenswerten Bemerkungen über französische Realien, Versbau, Geschichte u. a. machen den Beschluſs. Die Ausstattung des in der Königlichen Hofbuchhandlung erschienenen Werkes ist eine mustergültige.

Die Texte sind zwar meist neueren Schriftstellern entnommen und einer modernisierenden Durchsicht unterzogen worden, doch finden sich hier und da Stellen, in welchen dem Leser nicht immer der beste Sprachgebrauch entgegentritt, oder wenigstens nicht ein solcher, wie er Schülern als mustergültig vorgeführt werden soll. Schon hinsichtlich der Rechtschreibung ist zu bemerken, daſs *A majuscule* nie mit einem Accent versehen werden darf. Die Silbentrennung ist nicht immer richtig behandelt, nach dem Pronom der Anrede ist ein Komma oder gar ein Ausrufungszeichen zu setzen (Nr. 75, 37), 33, 4 ist *boîte* von dem Folgenden zu trennen.

Nr. 6, 11 liest man: *C'est un avantage à ne pas négliger.* Der Ausdruck ist zwar nicht gerade inkorrekt, obwohl *à ne pas mépriser* besser gewesen wäre. Lieber wendet man den Satz positiv: *C'est un avantage à conserver.* 6, 13 sagt ein angehender lycéen: *j'aurais abordé la tunique* im Sinne von anziehen, anlegen. Das ist für den gebildeten Franzosen unverständlich, es findet sich in diesem Sinne weder bei Littré noch im Dict. de l'Académie; *aborder qch.* bedeutet im argot etwa: Mit Selbstüberwindung an eine schwierige oder heikle Sache herangehen, z. B. würde ein Schüler sagen: *J'aborde le latin.* Besser wäre in obigem Falle: *endosser.*

9, 5 beklagt sich ein Schüler darüber, daſs der Lehrer ihm eine ganze Seite zu übersetzen gegeben habe: *Tout cela serait très bien, si le professeur ne m'avait pas donné tant.* Hier muſs zu *tant* notwendigerweise *de travail* oder *à faire* oder wenigstens *en* ergänzt werden. 27, 3: *Les femmes portent souvent un tablier au-dessus de la robe.* Es kann nur heiſsen *sur* oder *par-dessus la robe;* dagegen wäre richtig: *Le corsage se*

trouve au-dessus de la robe. 29, 9 sagt jemand beim Handschuhmacher: *Regardez, je crois que j'ai le numéro 8.* Diese Ausdrucksweise ist ungewöhnlich, man braucht in solchem Falle: *je gante 8*, oder noch besser: *ma pointure est 8.* 34, 2 wird von den *voituriers* gesagt, dafs sie die Baumaterialien herbeibrächten, man kann hier nur *charretier* oder *camionneur* verwenden. 34, 3: *Il fait aussi les fenêtres, auxquelles le vitrier pose les carreaux de vitre*, die beiden letzten Worte sind überflüssig. 50, 15: *S'il en faut croire sa tante, il était joli garçon et fort bon cœur.* Vor *fort* ist *avait* einzufügen. Man sagt zwar bisweilen: *C'est un bon cœur*, auf jeden Fall aber müfste man das Verbum wiederholen: *C'est un joli garçon et c'est un bon cœur.* 149, 5: *Le Rhin ... débouche en pleine à Bonn. pleine* ist im Druckfehlerverzeichnis korrigiert, trotzdem müfste es heifsen *dans la plaine*; z. B. Dict. de l'Ac.: *L'armée déboucha des montagnes dans la plaine.* 150, 2: *Qu'il me soit permis d'ajouter un chaînon encore à cette longue chaîne d'interrogations;* man vermeidet die Wiederholung, wenn man für *chaînon — anneau* wählt.

150, 5: *Le Rhin bondit sur ses flancs, large, impétueux, profond* ist für den Franzosen schwer zu verstehen, man spricht eher von dem *lit* als den *flancs* eines Flusses, letzteres bedeutet die Abhänge der einschliefsenden Berge. 157, 4: *La Katzbach est un affluent gauche de l'Oder. La Katzbach a un affluent droit*, es mufs heifsen *de gauche* und *de droite.* In demselben Stück ist übrigens die Geschichte des Wahlstätter Klosters ungenau dargestellt. 176, 1: *Un jour, le renard cherchait longtemps un dîner, et toujours inutilement.* Der Ausdruck ist wenig glücklich, es würde wohl vorzuziehen sein: *Le renard chercha longtemps son dîner* oder *cherchait depuis longtemps son dîner.* Im Stück 177 werden ein Gascogner und ein Normanne, die wegen ihrer Lügen berühmt sind, vor den König entboten. Sie reden ihn beide mit *'Roi'* an. Mindestens sollte man *'Mon Roi'* erwarten. Es ist nicht einzusehen, warum sie nicht das allein gebräuchliche *Sire* oder wenigstens *Majesté* gekannt haben sollen; selbst im volkstümlichen Tone der Lafontaineschen Fabel findet es sich ausschliefslich verwendet. In 197, 1 ist der letzte Satz schwerfällig, für *corne à la main* sagt man besser *corne d'alarme* oder *corne d'appel.* 226, 10 heifst es in der Erzählung, die von Ali Baba handelt: *La porte se rouvrit enfin, les quarante voleurs sortirent, et au lieu que le capitaine était entré le dernier il sortit le premier.* Diese Ausdrucksweise klingt nicht französisch; eher würde als Konjunktion *tandis que* passen, vorzuziehen wäre jedoch wohl ohne eine solche: *et le capitaine qui était entré le dernier, sortit le premier.*

Diese in einer Neuauflage leicht zu beseitigenden Mängel des Ausdrucks hindern nicht, das Johannessonsche Buch als ein brauchbares Hilfsmittel für den französischen Unterricht zu betrachten, die Erfahrung hat bereits gezeigt, dafs Schüler das darin Gebotene mit lebhaftem Interesse aufnehmen und sich mit Hilfe desselben in verhältnismäfsig kurzer Zeit eine beträchtliche Menge positiven Wissens aneignen.

Gr.-Lichterfelde. O. Knörk.

Französisches Übungsbuch für die Unterstufe im Anschluſs an das Lesebuch von Max Johannesson. Berlin 1899. 127 S.

Das Übungsbuch für die Unterstufe, dem eine weitere Grammatik für die Mittelstufe folgen soll, schlieſst sich an das Lektürebuch im wesentlichen an. Die Grundzüge seiner Methode, welche der Verfasser in einer längeren Vorrede auseinandersetzt, entsprechen den neueren Ansichten. Unverständlich ist der Satz, daſs die Vorstufe, eine Art Lautlehre, den Schüler von der Schrift auf den Laut führen soll; der Laut ist doch wohl die Grundlage jedes neusprachlichen Anfangsunterrichts. Der Verfasser giebt an anderer Stelle selber zu, daſs die Aneignung einer guten Aussprache die allerwichtigste Aufgabe des Anfangsunterrichts sei. Das Buch ist für ein resp. zwei Jahre lateinloser Anstalten berechnet. Die Vorstufe bringt in zehn Vorübungen alles Wichtige über die Aussprache. An kleinen Sätzen aus dem Bereiche des Schullebens, welche an der Spitze der Kapitel durch kräftigen Druck hervorgehoben worden sind, werden Einzellaute, Wort- und Satzton eingeübt. Die gewonnenen lautlichen und grammatischen Ergebnisse werden darauf in kurzen Bemerkungen, jede unter einer besonderen Nummer, zusammengefafst. Daran sind als Leseübungen eine Reihe einzelner Wörter angeschlossen, welche auch bei uns gebräuchlich sind, daneben viele Eigennamen. So läſst sich deutlich der Unterschied zwischen der bei uns üblichen und der echt französischen Aussprache klar machen. Die Lautschrift meidet der Verfasser, er schlieſst sich im allgemeinen der Ploetzschen Aussprachebezeichnung an. Doch ist die Wiedergabe des Nasals durch *ng* nicht glücklich gewählt, der Schüler wird dadurch leicht verleitet, ein *g* nachklingen zu lassen, hier ist ein besonderes Zeichen vorzuziehen. Die geschlossenen Vokale werden durch einen Punkt unter denselben bezeichnet, das geschieht noch häufig, wo die Aussprache längst geläufig sein sollte, z. B. bei der Verbalendung *ez*; ein Zeichen für die offenen Vokale fehlt. Die hellere Klangfarbe des *a* ist unerwähnt gelassen, die Länge und Kürze der Vokale ist nicht so nebensächlich, wie der Verfasser zu meinen scheint. Schon auf der Vorstufe werden dem Schüler viele Übersetzungsaufgaben zugemutet. Dadurch geht nur die mühselig erreichte Klangfarbe der ersten Ausspracheübungen bald wieder verloren. Schon in der siebenten Vorübung soll der Anfänger nach dem Muster längerer vorgedruckter deutscher Sätze ähnliche bilden und diese offenbar dann erst in die Fremdsprache übertragen. Hier wäre wohl eine konsequentere Durchführung der rein analytischen oder direkten Methode möglich.

Die eigentliche Unterstufe behandelt den üblichen grammatischen Stoff einschlieſslich der regelmäſsigen Konjugation in fünfundzwanzig ‘Übungen’. Die grammatische Kenntnis wird aus bestimmten, für die einzelnen Kapitel passenden Stücken des Lesebuches induktiv gewonnen, in kräftig gedruckten Mustersätzen nochmals veranschaulicht und in prägnanten Erklärungen zusammengefafst. Am Schlusse der Kapitel finden sich reichliche Übersetzungsübungen, in Einzelsätzen und zusammenhän-

genden Stücken (im Anschluſs an die Lektüre). Sie werden sich nicht vermeiden lassen, so lange die Lehrpläne nicht auf die Übersetzung in den Abschluſsprüfungen verzichten. Ein Dutzend Einzelsätze mit konkretem grammatischen Gehalt sollte jedoch im allgemeinen ausreichen. Wenn aber bei Johannesson bisweilen sechsunddreiſsig Einzelsätze des verschiedensten Inhalts geboten werden, so erinnert das an die alte Plœtzsche Übersetzungsmethode. Auch inhaltlich findet sich darin manches Merkwürdige, z. B. 47: Eine Nase, deren Nasenlöcher sehr groſs sind, ist nicht hübsch, oder: Ein Kopf, dessen Schädel nicht mit Haaren bedeckt ist, ist nicht schön. An anderer Stelle ist von dem Spucknapf oder dem Strampeln mit Händen und Beinen die Rede. Der grammatische Stoff ist hier und da recht ungleich verteilt. Kap. 14 enthält z. B. nur die Imperativformen der regelmäſsigen Konjugation, während an anderer Stelle sechs bis acht grammatische Dinge verschiedener Art behandelt sind. Auch hier finden sich Sätze wie: *Cet enfant n'est pas courageux, mais il a courageusement défendu son frère,* zur Unterscheidung von Adjektiv und Adverb. Zu demselben Zweck wird eine Reihe schwieriger Einzelsätze gegeben, die wohl kaum für die Übertragung ins Französische berechnet sind. Als Musterverbum der dritten Konjugation wäre wohl *vendre* statt *rompre* vorzuziehen gewesen, wenngleich *t* in dieser Konjugation überall das historisch berechtigte ist. Die Bemerkungen über die lautlichen Gründe der unregelmäſsigen Konjugation, die in diesem Teil noch gar nicht behandelt wird, sowie andere historische Bemerkungen über die Formenlehre sind wohl mehr für den Lehrer bestimmt. Diesem geben die Bemerkungen im Questionnaire und Thèmes d'imitation nützliche Fingerzeige. Doch wird mit dem Konjugieren von zeilenlangen Sätzen sehr viel Zeit verloren. Von mehr äuſserlichen Dingen ist dem Unterzeichneten aufgefallen der Druckfehler *A-to-n* auf S. 39, sowie das Fehlen eines *u* in Questionnaire 12. Im Wörterverzeichnis ist der vom Deutschen abweichende Artikel bald kräftig gedruckt, bald nicht. Karlsruhe als Vokabel anzugeben, erscheint überflüssig. S. 112 ff. fehlen nach den Imperativen die Ausrufungszeichen, S. 102 wird als Übersetzung von *persienne* Jalousie angegeben, auf S. 113 ist die Übersetzung von *en faisant de la gymnastique* = 'beim Turnen' von den Schülern selber zu finden. Auch dieses den neueren methodischen Anforderungen entsprechende Buch Johannessons soll sich, soweit bis jetzt darüber Erfahrungen vorliegen, im Unterrichte als nützlich erwiesen haben.

Gr.-Lichterfelde. O. Knörk.

Die Dichtungen des Michelagniolo Buonarroti herausgegeben und mit kritischem Apparate versehen von Dr. Carl Frey, Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg., 1897. XXVI, 556 S.

Die neue kritische Ausgabe der Gedichte Michelangelos stützt sich auf die genaueste Kenntnis nicht allein des gesamten handschriftlichen

Materials, sondern auch aller in Betracht zu ziehenden biographischen und kunsthistorischen Verhältnisse. Mit jahrelanger mühsamer Arbeit ist hier die Philologie in den Dienst der Kunstgeschichte getreten, um durch möglichst getreue Wiedergabe der handschriftlichen Überlieferung, durch den Versuch einer chronologischen Aufreihung der Gedichte, durch sehr reichliche biographisch-psychologische und ästhetische Erläuterungen auch für den dichterischen Teil der Lebensarbeit des grofsen Künstlers sichere Anschauung und gegründetes Urteil zu schaffen.

In den beiden Kapiteln der Vorrede spricht Herr Professor Frey sich hierüber aus. Im ersten handelt er kurz von dem Wert dieser Gedichte für das Innenleben Michelangelos — sie seien in erster Linie als biographisch-psychologisches Material zu beurteilen und zu benutzen, sagt er zutreffend —; von ihrer Wirkung zu Lebzeiten des Dichters; von ihren Schicksalen und ihrer Würdigung späterhin bis zur Edition Guastis; schliefslich, nicht ohne Resignation, von seiner eigenen, auf eine Anregung Herman Grimms zurückgehenden Ausgabe. Das zweite Kapitel dann unterrichtet zunächst über die Handschriften — ein grofser Teil der Gedichte ist in Autographen erhalten —, über ihre ziemlich dunkle Geschichte zu Lebzeiten und die besser bekannte nach dem Tode Michelangelos. Vor allem aber giebt der Herausgeber nähere Auskunft über die von ihm erstrebte genetisch-chronologische Anordnung der Gedichte, über die inneren und äufseren Kriterien, die ihn hier leiteten, im besonderen über eine Gruppe von 105 Gedichten, die Michelangelo selber, von Luigi del Riccio und Donato Giannotti unterstützt, für den Druck gesammelt und zugerichtet, schliefslich aber doch unveröffentlicht liegen gelassen habe. Ein drittes Kapitel, das die einzelnen Bemerkungen des Kommentars über Michelangelos 'Verhältnis zu Platon, zur Antike, zu Dante und Petrarca, über seine Frauen- und Männerliebe' in 'eine ausführliche Würdigung von Michelagniolo als Dichter' zusammenfassen sollte, hat Rücksicht auf den Verleger leider unterdrückt. Das ist sehr zu bedauern. Erst durch litterarhistorische Betrachtung, welche die zahlreichen konventionellen Bestandteile als solche in Michelangelos Dichtungen heraushebt, werden diese ein zuverlässiges Material für die Charakteristik des Dichters. Der Herausgeber wird nun an anderer Stelle davon handeln.

Eine genaue Beschreibung der Codices eröffnet den auf den Text folgenden kritischen Apparat. Sie beginnt mit dem Vaticanus, dessen sehr unzulängliche Benutzung, wie man weifs, ein empfindlicher Mangel der Guastischen Ausgabe ist. Der Vaticanus enthält 78 von Michelangelo selber geschriebene Gedichte, vorwiegend die des höheren Alters. Reicher noch an eigenhändig geschriebenen Gedichten Michelangelos ist der von Guasti sogenannte Autografo des Archivio Buonarroti: 174 Autographen, worunter nur 10 mit dem Vaticanus gemeinsam. Zu diesen und zu einer Anzahl auf der Adrefsseite von Briefen, auf Skizzen- und Ricordo-Blättern erhaltenen Autographen kommen wichtige gleichzeitige Kopien. Der Vaticanus bietet 58, der Codex Riccio, später als erster Teil in den Codex XIV des Archivio Buonarroti (den Miscellaneo Guastis) eingebunden, 70 (oder 71,

wenn man unter Nr. 64 zwei Gedichte begriffen annimmt). Ferner die Codices Giannotti und Baldi, beide ebenfalls später in den Miscellaneo aufgenommen. Jener enthält 39 Gedichte, davon 5 autographisch gar nicht und von diesen wieder 4 nur hier in ältester abgeleiteter Form erhalten. Der Codex Baldi, dessen genaue Beschreibung in der neuen Ausgabe nach dem wenigen, was Guasti von ihm sagt, sehr erwünscht ist, hat 49 vollständige Gedichte, 6, darunter *Per fido esemplo alla mia vocazione*, nur in dieser alten, übrigens auf den Vaticanus zurückgehenden Kopie erhalten. Auch von den Bemühungen des Grofsneffen Michelangelos für seine Ausgabe 1623, deren Ergebnisse, mit Ausnahme der noch von Guasti benutzten, heute nicht mehr vorhandenen Kopie des Vaticanus, im Archivio Buonarroti als Codices XV und XVI aufbewahrt sind, wird eingehend und anerkennend gehandelt. Die Motive der willkürlichen Textänderung dieser Ausgabe bespricht die Vorrede S. VIII A. 2. Noch 12 Codices, die zum Teil von geringem Werte sind, teils auch für den Herausgeber nicht zugänglich waren, werden schliefslich kurz beschrieben, unter ihnen der wichtigste ein Magliabechianus mit Riccios sorgfältigen Kopien der Bracci-Epitaphien.

Sieht man nun die Folge der Kopien im Vaticanus, in den Codices Riccio, Giannotti, Baldi näher an, und nimmt man hinzu, was Guasti über die frühere Anordnung des Autografo sagt — Frey beschreibt ihn nur in seiner jetzigen, aus Gherardis Neuordnung nach Gedichtgattungen hervorgegangenen Gestalt —, so ergiebt sich, dafs eine Gruppe von 89 zunächst von Michelangelo selbst niedergeschriebenen Gedichten im Vaticanus vielleicht vollständig, in den anderen Codices teilweis, in Abschriften erhalten war. Der Autografo (Codex XIII) begann früher auf der ersten der von moderner Hand paginierten Seiten die Gedichte, welche neben mehreren modernen noch eine antike (numerati d'antico: Guasti), nach Frey von Riccio herrührende Numerierung tragen, mit Nr. 22 und gab dann bis Nr. 70 die Gedichte press' a poco (Guasti S. LVI) in derselben Folge wie der Codex Riccio (der mit Nr. 70 abbricht). Der Vaticanus, dem die Nummern 41—71 fehlen und schon, als Fulvius Ursinus, sein erster Besitzer, ihn paginierte, gefehlt haben, bietet wieder 72—89 in derselben Folge wie (nach Guasti S. LV) der Autografo in seiner ursprünglichen Anordnung. Die Codices Giannotti und Baldi zeigen zwar, soweit sie reichen, dieselbe Folge hier und da durch ein oder mehrere andere Gedichte Michelangelos willkürlich unterbrochen, geben übrigens aber Giannotti 1—34, Baldi 1—40 in der Reihe wie der Vaticanus, der Codex Riccio und von Nr. 22 ab der Autografo. Diese Übereinstimmung war also zum Teil schon Guasti aufgefallen, und Grimm, der in seiner Besprechung der Ausgabe Guastis (Über Künstler und Kunstwerke I 110) ebenfalls darauf hinweist: 'eine Reihe der vorn angeführten Codices geben eine sehr bedeutende Anzahl der Gedichte in fest wiederkehrender Anordnung',[1] hat diese

[1] Freys Note S. XVIII läfst irrtümlich Grimm von der Wiederkehr gewisser Dichtungen im Vaticanus sprechen.

Gedichtfolge als die Grundlage einer kritischen Ausgabe bezeichnet, so dafs die hier fehlenden früheren und späteren Gedichte Michelangelos vorherzugehen und nachzufolgen hätten. Auf dieser Grundlage ist die neue Ausgabe aufgebaut. Grimm hatte weiter vermutet, dafs die Abschriften jener 89 Gedichte von Michelangelo selbst ausgingen, der sie korrigierte und verschenkte; und er glaubte sie um 1550 entstanden. Frey hat dagegen höchst wahrscheinlich gemacht, dafs mit dem Tode Riccios (im November 1546) diese Thätigkeit Michelangelos ein Ende nahm. Er sieht zugleich in dieser Sammlung 'die von dem Künstler selbst zur Veröffentlichung ausgewählten Poesien'. Das halte ich für unerweislich und auch für unwahrscheinlich. Die Kriterien, auf die Professor Frey seine Annahme stützt, bespricht er S. XIX ff. 'Urkundliche Zeugnisse über diese Ausgabe fehlen,' so sagt er selbst. 'In Michelagniolo's Aufzeichnungen und Äufserungen findet sich nichts darauf Bezügliches.' Und doch ist es sehr auffällig, dafs Michelangelo in den Nachschriften, mit denen er die Sendung solcher vermeintlichen Editions-Gedichte an Riccio nicht selten begleitete, nie auf diesen Zweck hingewiesen oder auch nur angespielt hat und ebenso in den Briefen an seinen alten Florentiner Freund Fattucci, dessen lebhaften Anteil an seinen poetischen Versuchen er kannte, nie von einer Editions-Absicht gesprochen hat. Auch in den Worten Condivis am Schlusse seiner Biographie: *Spero tra poco tempo dar fuore alcuni suoi sonetti e madrigali, quali io con lungo tempo ho raccolti si da lui si da altri,* vermag ich keinen Hinweis auf eben diese Sammlung zu finden. Sie war ja schon ganz oder, wenn man mit Frey annimmt, dafs sie noch mehr als jene 89 Gedichte umfassen sollte, zum gröfsten Teil, und numeriert, beieinander; sie hätte er doch nicht erst lange Zeit zu sammeln brauchen. Ich glaube vielmehr, dafs wir es hier nur mit einer Riccio-Sammlung zu thun haben, ebenso wie bei den Bracci-Epitaphien. Wie diese, so wufste Riccio auch andere neue und alte Gedichte durch mannigfaltige persönliche Gefälligkeiten und vorzüglich durch allerlei Leckerbissen, die er ihm schickte, Michelangelo immer von neuem abzudringen. Als poetische Bezahlung bezeichnet denn auch Michelangelo ausdrücklich eine Anzahl von ihnen. So schreibt er bei der Übersendung von CIX Nr. 58 (Frey S. 436): *de' melloni e del vino vi ringratio e pago d'un polixino*; zu CIX Nr. 60: *questo è pe' raviggiuoli; quest' altro* (d. h. Nr. 59) *sarà per l'ulive, se tanto varrà* (vgl. noch die Postskripte zu Nr. 80 Version II S. 447, zu Nr. 86 S. 451). Zu Nr. 30/31 wieder bemerkt er (S. 419): *cose vechie dal fuoco senza testimone,* und zu Nr. 50 (S. 433): *Poi che voi volete delle polize, non posso mandarvi se non di quelle che io o: vostro danno.* Soll man wirklich annehmen, dafs Michelangelo mit einer so gewählten Sammlung von Gedichten an die Öffentlichkeit treten wollte? Das wäre doch mehr sein als Riccios Schaden gewesen. Riccio also, nehme ich an, sammelte sorgfältig die ihm von Michelangelo geschenkten Autographen und numerierte sie in der Folge, wie er sie erhielt. Auch neue Redaktionen eines schon vorliegenden Gedichtes — Michelangelo konnte sich ja im Ändern und Feilen eines Gedichtes bisweilen gar nicht

genug thun — wurden in dieser Folge eingeordnet. So ist Nr. 41[1] eine neue Redaktion von Nr. 6, und auch 51. 52 und wieder 66. 69. 70 sind verschiedene Redaktionen eines Gedichtes. Beiläufig sei bemerkt, dafs Frey einmal in einem Postskript Michelangelos einen Hinweis auf diese Numerierung sieht. Zu CIX Nr. 88 schreibt Michelangelo (S. 452): *se si segnia il mandato arraffaello, la poesia ritornerà,* was Frey deutet: 'Ma. sendet das Son. an Riccio behufs Signierung mit der laufenden Nummer, worauf es ein Raffael zurückbringt'. Mir scheint diese Interpretation gewagt, ich glaube vielmehr, dafs Guasti diese Notiz mit Recht auf Raffael da Montelupo bezieht, und dafs es sich hier um die Geldanweisung für die von Riccio zum Julius-Denkmal gearbeiteten Figuren handelt, von der Michelangelo in den Briefen Milan. S. 511 f. spricht (*mi par ch'io facci un mandato di detti danari, e che l'imbasciadore lo segni*).

Nicht Riccio allein aber war mit dieser Sammlung beschäftigt, auch Giannotti, dessen Schätzung der poetischen Versuche Michelangelos die Dialoghi De' giorni deutlich zeigen, hatte thätigen und ratenden Anteil daran. Im Vaticanus finden wir die ersten 36 Gedichte von Giannotti selber kopiert, und der Codex Giannotti des Archivio Buonarroti, der, wie erwähnt, 1—34 der Sammlung enthält, ist nach Frey von einem Schreiber Giannottis kopiert, von Giannotti selber durchgesehen und korrigiert. Ihm, einer litterarischen Autorität, gab Michelangelo gern Gedichte zur Durchsicht und Korrektur, an ihn als *censore,* als *racconciatore delle cose mal fatte* wies er Riccio, wenn er selbst zwischen verschiedenen Versionen nicht entscheiden mochte. Und Giannotti änderte auch unbedenklich, was ihm nicht gefiel, er änderte sogar in dem Begleitbrief zu CIX Nr. 82 ein *uoleuo* in *uoleua.* Michelangelo wiederum nahm dann an oder verwarf oder versuchte Neues.

Nicht auf den ersten Blick nun ist das Verhältnis der verschiedenen Kopien zueinander über jeden Zweifel hinaus festzustellen. Eine genauere Prüfung scheint mir zu ergeben, dafs die bei Riccio eingelaufenen, heute im Codex XIII des Archivio Buonarroti erhaltenen Autographen zunächst Giannotti kopiert hat (bis Nr. 36) und gleichzeitig meistens von ihm, nur in wenigen Fällen vor ihm unmittelbar vom Autograph, ein Kopist im Auftrage Riccios, der also auch meistens Giannottis Änderungen oder Versehen übernommen hat. Zugleich liefs Giannotti noch Gedicht 1—34 von einem Schreiber kopieren, meist nach seiner eigenen Kopie, noch bevor diese von Michelangelo durchgesehen und an nicht wenigen Stellen verändert wurde, aber auch unmittelbar nach Niederschriften Michelangelos (vgl. die Varianten zu CIX 9, 4. 23, 11). Der Codex Baldi endlich, der jüngste dieser Hauptcodices, führt deutlich auf die vatikanischen Kopien zurück, und zwar wie sie von Michelangelo durchgesehen und korrigiert sind. 22 dieser 89 Gedichte sind nun auch noch in eigenhändigen Kopien

[1] Im Autografo fehlt Michelangelos eigene Niederschrift dieser Redaktion. Riccio hat sie, wie bei den Nummern 42. 46. 63. 64. 68, durch eine von seiner Hand ersetzt.

Michelangelos im Vaticanus erhalten; sie sind jünger als die fremden Kopien und scheinen besonders durch die Giannottischen beeinflufst. Nach der Ansicht des Herausgebers haben die Kopien des Codex Riccio und die des Vaticanus 'gleichen originalen Wert, sie sind selbständig nach den Autographen angefertigt' (S. 286 f.). Für einzelne Gedichte dann aber (vgl. den Kommentar zu den Nummern 26. 27. 38. 39) hält auch er die Abhängigkeit des Codex Riccio von Giannottis Kopien für wahrscheinlich oder sicher. An diese 89 Gedichte hat der Herausgeber 16 Gedichte angeschlossen, dazu im Kommentar (S. 467) 3 andere bezeichnet, die nach seiner Ansicht ebenfalls für die Edition bestimmt waren. Sie sind autographisch im Vaticanus erhalten. Äufsere Indicien, darunter ein schräger Strich links oben, den sie freilich nicht alle tragen, machen ihm diese Bestimmung wahrscheinlich; diesen schrägen Strich haben auch manche der unter jene 89 gehörigen Autographen des Vaticanus. Frey giebt sie 'in Ermangelung einer besseren in der Reihenfolge des Vaticanus', der freilich, wie die Beschreibung S. 280 ff. hervorhebt, in seinem autographischen Teile (von f. XXIIb an) 'die gröfste Unordnung' zeigt. Aber es möchte in der That schwer sein, die chronologische Folge hier nachzuweisen. Auch jene 89 sind ja nicht chronologisch oder irgendwie sonst rationell aufgereiht, sondern willkürlich, wie sie gerade Michelangelo aus der Hand liefs, zu einander gekommen. Denn, selbst wenn man mit dem Herausgeber bei Michelangelo die Absicht einer Edition voraussetzen wollte, so wäre sie doch, wie die Vorrede S. XXI zutreffend ausführt, 'in den Anfangsstadien der Vorbereitung, der Materialsammlung sowie der Redaktion der einzelnen Gedichte ... stecken geblieben'. Man könnte auch nicht sagen, welche Gedichte sonst etwa noch zu jenen 19 hätten hinzukommen sollen — kurz, es wird einem schwer, dieser Sammlung in diesem Zustande mit dem Herausgeber 'einen grofsen lebensgeschichtlichen Wert' zuzuschreiben.

Um diesen zuerst zusammengekommenen Bestand hat der Herausgeber die übrigen noch vorhandenen Poesien und poetischen, hier und da selbst prosaische, Fragmente gruppiert, dazu noch eine Auswahl von Gedichten an Michelangelo gegeben, 'soweit sie für das Verständnis des Meisters von Bedeutung erschienen'. Für die chronologische Anordnung ist vor allem alles irgend verwendbare urkundliche Material herangezogen worden, das kein Gelehrter wie der Herausgeber durchforscht hat. Eine höchst willkommene Auswahl aus diesem Material in sorgfältigstem Abdruck hat er dem Kommentar angefügt. Man wird im grofsen und oft im einzelnen mit ihm übereinstimmen; wie viel Hypothetisches hier immer zurückbleiben mufs, weifs gewifs niemand besser als er. Reicher an überzeugenden Ergebnissen erscheinen mir die Bemühungen des Herausgebers um eine genetische Anordnung der bisweilen zahlreichen Redaktionen der Gedichte, und die Textform, die er schliefslich giebt, stellt einen entschiedenen Fortschritt über Guasti dar. Sehr konservativ ist er gegenüber der in sich selber doch regellosen Orthographie Michelangelos. Notgedrungen giebt er in den nicht autographisch erhaltenen Gedichten

oder Gedichtteilen die fremde Orthographie, manchmal im selben Gedicht neben der des Dichters. Auch durch Apostroph und Accent möchte man das Verständnis des oft so schwierigen Inhalts noch häufiger erleichtert finden.

Nachstehend gebe ich eine Auswahl von Änderungsvorschlägen, ohne damit sagen zu wollen, dafs ich alles andere völlig verständlich finde: VI 13 fehlt wohl der Nachsatz; das Madrigal ist Fragment. — VII 4 lies *Chome chi'l primo sia.* — Zu X 5 vgl. aus Petrarcas *Italia mia, benchè'l parlar sia indarno* V. 7—9, und X 11 ist eine Reminiscenz an *L'aura celeste che'n quel verde lauro Spira ... Può quello in me che nel gran vecchio mauro Medusa.* — XIII 3 lies *Da chi'n cambio.* — XXIX 6 ist doch wohl mit Guasti *o* als Schreibfehler Michelangelos für *e* anzunehmen. — XXXIX 2 lies *riposi.* — XLIV 12 wird man *Se mille e mille non* — und XLVIII 7 *Sicche'l tumulto* lesen müssen. — S. 49, 11. 12 lies *benche chiaro Sie, quand'el.* — LXVII 5 mufs statt *spronare* doch, wie bei Petrarca, *frenare* stehen. Mit dem letzten Verse des Petrarca-Sonetts, dessen Quadernarien Michelangelo aus der Erinnerung niedergeschrieben, vgl. CIX 76, 15. — In LXIX ist der *gigante* wohl der Hafs (*odio*) und seine Mutter die Habsucht (*cupidigia*). — LXXIII Nr. 14 ist, meine ich, zu interpungieren wie folgt:

S'è uer, com'è, che dopo il corpo uiua,
Da quel disciolta, c'a mal grado regge
Sol per diuina legge,
L'alma e non prima, allor sol è beata,
Po' che per morte diua
È facta si com' a morte era nata,
Dunche, sine pechata
In riso ogni suo doglia
Preschriuer debbe alcun del suo defunto,
Se da fragile spoglia
Fuor di miseria in uera pace è giunto.
De l'ultima ora o punto
Tant' esser de' dell' amico'l desio
Quanto men nal fruir la terra che Dio.

LXXIII 26, 1 ohne alle Interpunktion. — LXXIV 14 = Petrarca *I' mi vivea di mia sorte contento* V. 4, aber in einer für Michelangelos Temperament bezeichnenden Umdeutung. — LXXVI 5 lies *A che'l.* — XCI 9—11 kann ich nur verständlich finden, wenn interpungiert wird: *L'amor di quel ch'i' parlo in alto aspira. Donna è disimil troppo;* — Zu CIV vgl. Vittoria Colonna: *Talor l'umana mente alzata a volo* (Barbèra 1860, S. 186), deren Gedichte überhaupt von nachweisbarem Einflufs auf Michelangelo gewesen sind. — CIX 40, 12 würde ich statt des zweiten *fra com* behalten. — CIX 6/41, 9 lies *non iscampa.* — CIX 48, 6 mufs das autographische *sol* statt *bel* des Riccio-Kopisten stehen. — CIX 64 ist vielleicht in der That nur ein Gedicht. Amor, gefragt, giebt Antwort. Dann bleibt das *dej* auch nicht mehr ohne Reimwort. Aber auch so ist das Verständnis des zweiten Teiles schwierig. — CIX 73, 8. 9 *Mie colpa e danno s'à prestarle fede, Com' a chi poco manca a chi piu crede.* CIX 75 auf einen Geliebten bezüglich, der seinem Liebhaber um eines Mädchens willen untreu ge-

worden ist. — CIX 79 ist, meine ich, in den ersten vier Versen zu lesen: *Donn' a me uechio e grave, Ou' io torno e rientro, È come a peso il centro, che fuor di quel riposo alcun non aue.* 'Eine Frau (Vittoria Colonna) ist für mich, was der Schwerpunkt für eine Last ist'. — Zu CIX 82, 13. 14 vgl. Vittoria Colonna (S. 5): *Ch'uman merto non paga opre diuine.* — CIX 91, 5 lies *aire.* — CIX 97, 8 die *sacri inchiostri* auch bei Vittoria Colonna S. 114. — CIX 105, 9—11 lies *Ne altro auien di cose altere e nuoue, In cui si preme là natura e'l cielo, E c'a lor parto largo s'aparechia* d. h. 'und bei deren Geburt er sich zu reichlicher Gabe anschickt'. Man vgl., wie Michelangelo an seinen Neffen schreibt (Milan. 237): *Tu ài bisognio d'una che stia teco e che tu gli possa comandare, e che non voglia stare in su le pompe.* Über diese Form relativischer Anknüpfung ist öfter gehandelt: von Tobler, Suchier, zuletzt von Meyer-Lübke, Syntax § 628. Michelangelo braucht sie in den Briefen immerfort, auch in den Gedichten noch LXXIII 33, 1. 2 und 35, 1. 2. CIX 37, 9. 10. — CXXVIII 14 lies *C'alato.* — *die* V. 13 ist = *dio,* nicht = *di,* wie Guasti meint. — CXXIX 5 lies *S'a non uederme lei.* — S. 252 V. 7 *Ch'agugnin* (d. i. *aggiugnin*) *agl' ingiegni.*

Viele wichtige im Kommentar besprochene oder angeregte Fragen — Michelangelos Verhältnis zu den platonischen Ideen seiner Zeit; sein von Frey oft hervorgehobener Petrarchismus; die *donna bella e crudele,* an deren menschliche Realität ich nicht glaube; die politisch zu deutenden Gedichte; die *signore*-Frage — müssen hier unerörtert bleiben. Nur zu dem letzten Punkt will ich bemerken, dafs ich die Behauptung, auch Michelangelo habe, wie Polizian — und wiederholt auch Lorenzo dei Medici —, eine Frau als *signore* bezeichnet oder angeredet, nicht so bestimmt zurückweisen würde wie der Herausgeber. Auch finden sich in der That im Kommentar zu Carduccis Polizian-Ausgabe S. 278 je ein Beispiel für diesen Gebrauch aus Jacopo da Lentini und Dante da Majano, wie auch in Nannuccis Manuale I 66 A. 14.

Man mag im einzelnen oft anderer Meinung sein als der Herausgeber, durch ihn erst hat das Studium der Gedichte Michelangelos einen sicheren Boden erhalten. Das ist ein Verdienst, für das ihm Litteratur- und Kunstforschung dankbar bleiben werden. Der Verleger hat dem Werk zu würdiger äufserer Ausstattung verholfen; der schönste bildliche Schmuck des Bandes ist die Reproduktion eines Porträts Michelangelos von Francesco da Hollanda.

Berlin. Max Cornicelius.

Sabersky, Dr. Heinrich, Über einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden und Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio. Mit einer Karte. Strafsburg, Trübner, 1899. 54 S. 8 und eine Tafel.

Der Verfasser ist, nach einigen kleinen Versehen zu schliefsen, kein Sprachforscher von Fach, aber er hat sich die Methode dieser besonderen

Art Sprachforschung mit Fleifs und Verständnis angeeignet. Er hat die (ungefähr vierzig) Namen aus eigener Anhörung gesammelt (leider nicht phonetisch aufgezeichnet), hat in gedruckten und ungedruckten Urkunden nach älteren Formen der Namen gesucht, die Örtlichkeiten besehen und beschrieben, die schon vorliegenden Deutungen benutzt und seinen eigenen Vermutungen meistenteils nicht mehr Wahrscheinlichkeit zugesprochen, als ihnen zukommt. Für unannehmbar halte ich die Auslegung der Namen: *Patascos* als *pratum* mit den Suffixen *-asco* und *-oso*, *Ragada* als *runcata*, *Serodoli* als *sarr-ot-uli* und *Val Persè* als verlorenes Thal. Am sichersten fühlen wir uns unter dem Schutze urkundlicher Formen; doch auch da kann uns z. B. eine so schöne Abhandlung wie die über *Nambino* (S. 11—15) nicht völlig beruhigen, wenn uns der Personenname *Ambèn*, auf den jener Ortsname zurückgeführt wird, nicht nachgewiesen werden kann.

Innsbruck. Th. Gartner.

Druckfehlerverbesserung zu Band CIII, S. 387.

Z. 2 lies *m'ha* statt *ni ha*. — Z. 6 lies *15.* statt *16.*

W. K.

Verzeichnis

der vom 6. März bis zum 1. Juni 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

American journal of philology. Vol. XX, 4, whole no. 80 [Neusprachliches: J. Morris, Sidney Lanier and Ags. verse-technic. — Reviews: Sedgefield's K. Alfred's Boethius. Arnold's Notes on Beowulf. Syke's French elements in ME. Root's translation of the Andreas. Hall's Old Engl. idyls].

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. Max Koch, o. ö. Prof. an d. Univ. Breslau. XIII, 4. u. 5 [L. Fränkel, Andreas Guarna, Johann Spangenberg und das Bellum grammaticale. E. Aspelin, Lamottes Abhandlungen über die Tragödie verglichen mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie (Schluſs). W. Bormann, Zwei Hauptstücke von der Tragödie. I. Schuld und Sühne. F. Geppert, Zwei Lustspiele Ludwig Wielands. — J. Bolte, Der Ursprung der Don Juan-Sage. — Wl. Nehring, Anklänge an das Nibelungenlied in mingrelischen Märchen? K. Putz, Bemerkungen zu Fr. Rückerts poetischem Tagebuch. — Besprechungen. Kurze Anzeigen].

Langage humain, projet. Berne, Schmid et Francke, 1900. 60 S. 8. fr. 1. (Der ungenannte Verfasser ladet zur Bildung eines Ausschusses ein, der eine Universalsprache entwerfen und für ihre Verbreitung sorgen soll.)

Smith, C. Alphonso, A. M., Ph. D., Interpretative Syntax, Address of the President of the Central Division of the Modern Language Association of America, at its Annual Meeting held at Vanderbilt University, Nashville, Tenn., December 1899. Baltimore 1900. 19 S. 8 (aus den Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America, Vol. XV, New Series Vol. VIII).

Mott, L. F., The poet as teacher. An address delivered before the men's club of the Lenox Avenue Unitarian Church, October 17, 1899. New York, Jenkins, 1900. 16 S.

Jouffret, Michel, Les associations universitaires en Allemagne (Extrait de la Revue universitaire des 15 février et 15 mars 1900). 30 S. 8. (Die Vereine, mit denen die Schrift sich beschäftigt, sind solche von Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten.)

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Bd. XXI, 2, 3, 4, 5. Febr.—Mai 1900.

Modern language notes. Vol. XV, 2 [J. B. Hennemann, The 17. annual meeting of the M. L. A. — L. A. Fischer, The first American reprint of Wordsworth. — P. W. Long, A detail of Renaissance criticism. — C. Searles, Some notes on Boïardo's version of the Alexander-sagas. — F. A. Wood, Etymologies. — Reviews etc.]. — 3 [C. W. Eastman, Meeting of the central division of the American M. L. A. — A. R. Hohlfeld, J. Rauten-

strauch and Goethe's Goetz. — K. Marrill, Wordsworth's realism. I. — H. Singer, Faust-interpretations. — A. C. Wheelock, Note on the time-analysis of Macbeth III, 4 — IV, 1. — G. Buck, The present state of rhetorical theory. — Reviews etc.]. — 4 [E. P. Morton, A method of teaching metrics. — F. M. Warren, Molière's L'Avare et le drame bourgeois. — K. Merrill, Wordsworth's realism, II. — C. A. Eggert, The 'evil spirit' in Goethe's Faust I. — Reviews etc.]. — 5 [A. Gerber, Some notes on Pniower's Goethes-Faust. — F. E. Schelling, Valteger, 'Henges', and the Mayor of Queenborough. — J. G. Robertson, The oldest scenes in Goethe's Faust. — G. Hempl, Notes on Engl. vowels. — J. E. Matzke, The sources of Corneille's Tragedy 'La mort de Pompée'].

Publications of the Modern Language Association of America. Vol. XIV, 4. 1899 [G. Hempl, Pepper, pickle and kipper. — A. S. Napier, A hitherto unnoticed M. E. ms. of the Seven sages. — M. A. Scott, Elizabethan translations from the Italian. — Appendix: proceedings]. — Vol. XV, 1. 1900 [E. K. Putnam, The Lambeth version of Havelock. — H. A. Todd, La vie de sainte Catherine d'Alexandrie, as contained in the Paris ms. La Clayette. — H. C. von Jagemann, Philology and purism. — C. A. Smith, Interpretative syntax. — A. S. Thorndyke, Influence of the court masques on the drama 1608—15]. — Vol. XV, 2. 1900 [W. H. Schofield, The lays of Graelent and Lanval, and the story of Wayland. — J. W. Tupper, A study of Pope's Imitations of Horace. — G. Hempl, The Mojebro runic stone, and the runic ligature for ng. — H. McKnight, Germanic elements in the story of King Horn. — K. Merrill, Charakterization in the beginning of Thackeray's Pendennis].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VII, 9, Jan. 1900 [F. Lindner, Die stellung der neueren philologie an den universitäten und ihr verhältnis besonders zur klassischen philologie. Ph. Aronstein, Samuel Pepys und seine zeit, IV. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. 10 [W. Mangold, Friedrichs des Grofsen dichtungen aus der zeit des siebenjährigen krieges. H. Hoffmann, Die schlesische mundart, IV. Ph. Aronstein, S. Pepys. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. VIII, 1, April 1900 [A. Brunnemann, Die jüngsten französischen romanschriftsteller. J. H. Gallée und H. Zwaardemaker, Über graphik der sprachlaute, namentlich der explosivae. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. 2, Mai 1900 [L. Bevier jr., The acoustic analysis of the vowel A. Berichte u. s. w.].

Bohnstedt, Dr. K., Mittelalterliche Legenden I. (St. Nikolas). Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Realgymnasiums zu Malchin i. M., Ostern 1900. Programm Nr. 710. 58 S. 8.

Neunter Allgem. deutscher Neuphilologentag. Katalog der neuphilol. Ausstellung. Pfingsten 1900. Leipzig, Seele. X, 125 S. [I. Engl. Abteilung: Shakespeare, Byron, Dickens. — II. Französ. Abteilung: Geschichte, Land und Leute, Jugendzeitschriften u. dgl. — III. Deutsche Abteilung: Verlagsbuchhandlungen].

Chronik des Vereins für neuere Philologie zu Leipzig 1888—1900 von K. A. Martin Hartmann. Dem Verbande der deutschen neuphil. Lehrerschaft dargebracht vom Verein für neuere Philologie zu Leipzig. Leipzig, Dürr, 1900. 56 S.

The journal of Germanic philology. Vol. III, 1. 1900 [F. A. Blackburn, The husband's message and the accompanying riddles of the Exeter book. — A. C. Brown, The source of a Guy of Warwick chap-book. — J. M. McBryde, A study of Cowley's Davideis. — P. S. Allen, Wilhelm Müller and the German Volkslied. — E. W. Fay, The primitive Aryan name of the tongue. — Reviews].

Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. XXXII, 1. 1900 [E. Jacobs, Ein altdeutscher Neujahrswunsch nach der ursprünglichen Singweise. —

A. L. Plumhoff, Beiträge zu den Quellen Otfrieds, Schluſs. — E. Bernhardt, Zum Wilehalm Wolframs von Eschenbach. — G. Binz, Ein Basler Fastnachtspiel aus dem 15. Jahrhundert. — O. Behaghel, Ich habe geschlafen. — Litteratur].

Wadstein, E., Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler mit Anmerkungen und Glossar (Denkmäler, herausgeg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung. VI). Norden und Leipzig, Soltau, 1899. XV, 250 S.

Singer, S., Die mhd. Schriftsprache. Vortrag (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft V). Zürich, Speidel, 1900. 23 S.

Nolte, A., Der Eingang des Parzival. Ein Interpretationsversuch. Marburg, Elwert, 1900. 65 S.

Genther, H., Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin. Halle, Niemeyer, 1899. 166 S. M. 3,60.

Reuchlins Verdeutschung der 1. olympischen Rede des Demosthenes (1495) herausgegeben von F. Poland (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen von A. Sauer, Heft 6). Berlin, Felber 1899. LVI, 35 S.

Hans Sachs und andere Dichter des 16. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch herausgeg. von H. Drees (Freytags Schulausgaben und Stilblüten für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1900. 125 S.

Koch, A., Über den Versbau in Goethes Iphigenie (Beilage zum Jahresbericht des Friedrich-Wilhelm-Realgymn. zu Stettin). 1900. 20 S. 4.

Poppe, Th., Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik (Palæstra, Heft VIII). Berlin, Mayer & Müller, 1900. VIII, 131 S.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Redigiert von M. Haberlandt. VI. Jahrgang, 1900. 1. Heft [S. Udziela, Die Krakauer Gürtel, mit 12 Abbildungen. — O. H. von Zderas, Die Poganica und ihre Varianten. — E. Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien und der Herzegowina. — Mitteilungen etc.]. Wien, Gerold, 1900. 48 S.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. IV, 1 [F. Heinemann, Die Henker und Scharfrichter als Volks- und Vichärzte. S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. Verschiedenes].

Schuman, C., Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. Beiträge zur Volkskunde. Lübeck, Borchers, 1899. XVI, 207 S. M. 1,50.

Englische Studien. Bd. XXVII, 2 [M. Kaluza, E. Kölbing. — H. Jantzen, Chronologisches Verzeichnis der von E. Kölbing veröffentlichten Schriften. — A. Kölbing, Verzeichnis der auf Kölbings Anregung entstandenen Doktor-Dissertationen. — A. Pogatscher, Engl. Etymologien. — J. Koch, Nochmals der me. Rosenroman. — W. v. Wurzbach, G. Etheredge. — C. Stoffel, The quasi appositional superlative after 'one'. — G. Weitzenböck, Zu den Leitsätzen Wendts. — Besprechungen. Miscellen].

Anglia. Bd. XXIII, 1. 1900 [F. Görbing, Beispiele von realisierten Mythen in den englischen und schottischen Balladen. — B. Leonhardt, Die Textvariationen von Beaumont und Fletchers 'Philaster'. IV. The maid's tragedy. — J. D. Bruce, The M. E. metrical romance 'Le morte Arthur', its sources and its relation to Sir Thomas Malory's 'Morte Darthur'. — L. Wiener, Engl. rummage, franz. maquignon, maquiller, masque etc., roman. ogro, orco. — E. Einenkel, Das Indefinitum, V. — F. Holthausen, Zu alt- und mittelengl. Dichtungen, XII].

Anglia, Beiblatt. Bd. X, Nr. 10, 11, 12. Februar—April 1900.

Kaluza, M., Historische Grammatik der englischen Sprache. Erster Teil: Geschichte der engl. Sprache, Grundzüge der Phonetik, Laut- und Formenlehre des Altenglischen. Berlin, Felber, 1900. 300 S.

Green, J. R., The conquest of England. In two vols., with portrait and maps. London, Macmillan, 1899. XXVII, 332 S.; XIII, 363 S. à 5 sh.

Hunt, W., A history of the English church from its foundations to the Norman conquest (597—1066). London, Macmillan, 1899. XIX, 444 S. 5 sh.

Keller, W., Die litterarischen Bestrebungen von Worcester (Quellen und Forschungen, 84. Heft). Strafsburg, Trübner, 1900. VIII, 104 S.

Märkisch, R., Zum ae. Apollonius von Tyrus (Palæstra VI). Berlin, Mayer & Müller, 1899. 63 S. M. 1,60.

Knobbe, A., Le bone Florence of Rome, herausgeg. von W. Vietor. 2. Abteilung: Untersuchung des Denkmals. Marburg, Elwert, 1899. 59 S.

Spenser, E., The faerie queene, ed. from the original editions of 1590 and 1596 with introduction and glossary by Kate M. Warren. Westminster, Constable, 1897. 6 books in 6 vols., à 1 sh. 6 d. nett.

Franz, W., Shakespeare-Grammatik. 2. Hälfte. Halle, Niemeyer, 1900. 427 S.

Wershoven, F. J., Shakespeare and the England of Shakespeare (Franz. u. engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe A: Prosa. Bd. CXXV). Mit 3 Abbildungen, 3 Grundrissen und 1 Plan von London. Leipzig, Renger, 1900. 88 S. M. 1,10.

Osgood, Ch. G., The classical mythology of Milton's English poems (Yale studies in English, A. S. Cook editor. VIII). New York, Holt, 1900. LXXXV, 111 S.

Henty, G. A., When London burned. A story of restoration times and the great fire. Mit einer Karte. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von G. Wolpert (Franz. u. engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe A: Prosa). Leipzig, Renger, 1900. 119 S. M. 1,50.

British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

vol. 3409: V. Hunt, The human interest.
„ 3410—11: R. Bagot, A Roman mystery.
„ 3412: E. W. Hornung, The rogue's march.
„ 3413: H. G. Wells, Tales of space and time.
„ 3414: Mrs. Alexander, Through fire to fortune.
„ 3415: L. B. Walford, Leddy Marget.
„ 3416: J. F. Muirhead, The land of contrasts.
„ 3417: G. W. Steevens, From Capetown to Ladysmith.
„ 3418: F. M. Peard, Donna Teresa.
„ 3419—20: R. Hichens: The slave.
„ 3421: P. White: Mr. Bailey-Martin.
„ 3422—3: H. Mathers, Becky.
„ 3424: A. E. Holdsworth, The valley of the great shadow.

A book of English poetry for the use of schools. Containing 103 poems with explanatory notes and biographical sketches of the authors by F. W. Gesenius. 3. ed. revised by F. Kriete. Halle, Gesenius, 1900. VIII, 142 S. M. 2. — Hiezu: Anmerkungen und Wörterbuch. 1900. 62 S.

Kron, R., English daily life. Englischer Lese- und Unterhaltungsstoff über Gegenstände und Vorkommnisse aus allen Gebieten des engl. Alltagslebens. In Anlehnung an den Little Londoner verfafst. Mit einem Plan von London. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1900. IV, 196 S. 16. M. 2,40.

Velhagen und Klasings Sammlung franz. und engl. Schulausgaben. English authors:

Lieferung 60: Collection of tales and sketches, herausgeg. von E. Groth. I. Bändchen (G. Eliot, R. Haggard, Ouida, A. Forbes, J. Jerome, M. Twain). 101 S. Geb. M. 0,75. Wörterbuch M. 0,30.

Lieferung 62: Collection of longer English poems. I. Bändchen. Herausgegeben von M. Benecke (Th. Moore, Cowper, S. T. Coleridge, Percy's Reliques, O. Goldsmith). 151 S. Geb. M. 1,20. Anhang: Anmerkungen, 52 S. Wörterb. M. 0,20.

63: Collection of tales and sketches. II. Bändchen (Mrs. Craik, J. Payn, H. James, R. L. Stevenson, J. A. Froude). M. 0,90. Wörterb. M. 0,30.

66: Rambles through London streets (Hare, Pascoe, Fry, Routledge, Loftie), herausgeg. von H. Engelmann. Mit 14 Abbildungen und 1 Plan von London. Geb. M. 1. Wörterb. M. 0,30.

70: Ann Fraser-Tytler, Leila or the island, herausgeg. von E. Wetzel. Geb. M. 0,90. Wörterb. M. 0,20.

72: K. Feyerabend, A history of English literature, bearbeitet. Mit 29 Abbildungen. M. 1,50. Wörterb. M. 0,20.

74: M. Edgeworth, Drei Erzählungen, herausgegeben von E. Grube. M. 0,60. Wörterb. M. 0,20.

Alcott, L. M., Little men, life at Plumfield with Jo's boys. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Mohrbutter. Teil I: Einleitung und Text. Teil II: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Leipzig, Freytag, 1900. VII, 228 S. M. 1,60.

Besant, W., and Rice, J., 'T was in Trafalgar's Bay, für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Opitz. Teil I: Einleitung und Text. Teil II: Anmerkungen und Wörterverzeichnis (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VIII, 210 S. M. 1,80.

Ewing, J. H., The story of a short life. Für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Müller. Teil I: Einleitung und Text. Teil II: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 10 Abbildungen (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. 206 S. M. 2.

Saure, H., Lives of eminent men, British and American. Leipzig, Freund, 1900. 184 S. Vocabulary 28 S.

R. L. Stevenson, Across the plains and an inland voyage. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Ellinger. I. Einleitung und Text. II. Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 2 Karten (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VIII, 214 S. Geb. M. 1,60.

Mrs. Walton, Christie's old organ or Home, sweet home. — Mrs. Ewing, Daddy Darwin's Dovecot. Für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Bückmann (Franz. u. engl. Schulbibl. herausgeg. von O. Dickmann. Reihe C, Bd. XXXII, Stufe 4). Leipzig, Renger, 1900. 82 S. M. 0,80.

Otto, E., Materialien zum Übersetzen ins Englische für vorgerücktere Schüler. Ein Supplement zu jeder engl. Grammatik. Neu bearbeitet von H. Runge (Methode Gaspey-Otto-Sauer). 3. Aufl. Heidelberg, Groos, 1900. VII, 182 S.

Schiller, F., The nephew as uncle, a comedy in three acts, transl. by G. H. Harris. Second ed., rev. by Hangen. Leipzig, Ehlermann, 1900. 62 S. M. 0,80.

Boerners neusprachliches Unterrichtswerk nach den modernen Lehrplänen bearbeitet. 1) Lehrbuch der englischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache, von O. Boerner und O. Thiergen, gekürzte Ausg. C, bearb. von O. Schöpke. IV, 108 S., Wörterverzeichnis 60 S. — 2) Grammatik der englischen Sprache, im Anschluss an das Lehrbuch der englischen Sprache für den Schulgebrauch bearbeitet von O. Thiergen, gekürzte Ausgabe C, bearbeitet von O. Schöpke. VIII, 172 S. Leipzig, Teubner, 1900.

Collins, E., Lehrbuch der engl. Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Eine neue und praktische Methode in anregender Gesprächs-

und Briefform unter beständiger Erläuterung der Sprachlehre. 4. umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Neff, 1896. 414 S.

Grieb, Chr. F., Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch, 10. Aufl., mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet und vermehrt von A. Schröer. 31., 32. Lieferung (Beweis — Flug), à M. 0,50.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II (Deutsch-Englisch), Lief. 14—16 (kostbar — Pacht). S. 1249—1536. à M. 1,50.

Forschungen zur romanischen Philologie. Festgabe für Hermann Suchier zum 15. März 1900. Halle a. S., Niemeyer, 1900. 646, XXXVI S. 8. M. 18 [Ch. Bonnier, Proverbes de Tempeleuve. A. Philippide, Über den lateinischen und rumänischen Wortaccent. M. Wilmotte, Le dialecte du ms. F. Fr. 24764. J. Bédier, Spécimen d'un essai de reconstruction conjecturale du Tristan de Thomas. G. Schläger, Über Musik und Strophenbau der französischen Romanzen. K. Warnke, Die Quellen des Esope der Marie de France. B. Wiese, Zur Christophoruslegende. C. Weber, Italienische Märchen, in Toscana aus Volksmund gesammelt. E. Wechssler, Giebt es Lautgesetze? R. Saran, Der Rhythmus des französischen Verses. C. Voretzsch, Zur Geschichte der Diphthongierung im Altprovenzalischen. — Musikalischer Anhang zu Schlägers Abhandlung. — Inhaltsübersicht].

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1900. Janvier. 113 [P. Meyer, Notice du ms. Rawlinson Poetry 241, Oxford. W. A. Neilson, The Purgatory of cruel Beauties. G. Huet, Traduction française des 'Martins' de Maerlant. — Mélanges: F. Lot, Asselin. G. P., Un fragment épique. G. P., La mort de Siger de Brabant. A. Piaget, Quelques vers du cardinal Pierre d'Ailli. L. Havet, *abri, ailleurs.* — Comptes rendus: Beiträge zur rom. Philologie, Festgabe für G. Gröber (G. P.). Stimming, der anglonormannische Boeve de Haumtone (G. P.). Cesareo, Le origini della poesia lirica in Italia (A. Jeanroy). Decurtins, Raetorom. Chrestomathie (J. Ulrich). Périodiques. Chronique]. Avril. 114 [A. Thomas, Etymologies françaises. G. Paris, Sur *Huon de Bordeaux.* G. Doncieux, La chanson du Roi Renaud. — Mélanges: H. Suchier, Quelques passages du *Fragment de La Haye.* A. Thomas, La mention de Waland le Forgeron dans la Chronique d'Adémar de Chabannes. G. P., *Guet-apens.* Ch. Joret, Des suffixes normands *(i)co(t)* et *(i)bo(t).* — Comptes rendus: Mohl, Introduction à la chronologie du latin vulgaire (M. Roques). Suchier, Aucassin et Nicolete (G. P.). Butler, Legenda aurea, Légende dorée, Golden Legend (P. M.). Guy, Essai sur la vie et les œuvres du trouvère Adan de le Hale (A. Jeanroy). Guerlin de Guer, Essai de dialectologie normande (J. G.). Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XLII, 9, 10 [A. Blanc, Narbonensia, Toponymie et étymologie populaire. F. Castets, I dodici canti (suite). M. Grammont, *fressure.* Bibliographie, Chronique]. 11, 12 [A. Jeanroy, Deux fragments des chansons d'*Antioche* et du *Chevalier au cygne.* E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (suite). J. Ulrich, La traduction des Actes des apôtres en haut-engadinois. F. Castets, I dodici canti (suite). Bibliographie, Chronique].

Marchot, Paul, Essais d'explication pour trois questions de philologie romane. Turin, Loescher, 1900. 8 S. 8 (Extrait des Studi di filol. rom., vol. VIII, fasc. 22). — [Etymologie von *andare* und von *flautare,* Deutung des Refrains *L'alba part umet mar* u. s. w.]

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XIV, 1 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom sujet

masculin de la 3e personne. E. Nédey, Patois de Sancey (suite et fin). F. Pelen, De quelques changements du timbre de l'E français. P. Regnaud, le français *faon*. Publications adressées à la Revue].

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität zu Giefsen. XXI, 6. 8 [Referate und Recensionen]. XXII, 1. 3 [Golther, Bemerkungen zur Sage und Dichtung von Tristan und Isolde. W. Mangold, Friedrich der Grofse und Molière. E. Ritter, Sainte Eulalie. K. Morgenroth, Zum Bedeutungswandel im Französischen, II. W. Horn, Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen, Fortsetzung. Ch. Doutrepont, Notes de dialectologie tournaisienne].

Französisch-englische Klassiker-Bibliothek, herausgeg. von J. Bauer und Dr. Th. Link. München, Lindauer, 1900.

28. Les époques principales de la littérature française. Extrait de l'Histoire de la littérature française par L. Petit de Julleville. Herausgegeben von Dr. Richard Ackermann. IV, 157 S. Geb. M. 1,50.
29. Le drame français moderne. Scènes des œuvres de Augier, Dumas fils, Pailleron, Sardou. Herausgeg. von Dr. Ernst Dannheifser. IV, 96 S. Geb. M. 1.
30. Les contes de ma mère l'oie par Charles Perrault. Herausgegeben von Dr. Ludwig Appel. VI, 72 S. Geb. M. 0,90.

Französische und englische Schulbibliothek herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Französisch. Leipzig, Renger, 1900. 8. Gebunden.

122. Contes d'Andersen traduits du danois par D. Soldi. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Emil Penner. VIII, 91 S. (Wörterbuch gesondert zu haben). M. 1.
123. Défense de Louis XVI prononcée à la barre de la Convention nationale par Raymond Desèze. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Otto Klein. XII, 98 S. M. 1,10.
124. Géographie de la France. Für den Schulgebrauch erklärt von Ewald Goerlich. VII, 96 S. M. 1,10.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1900. 8. Gebunden.

George Sand. La mare au diable. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Georg Keil. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 2 Abbildungen und 1 Karte. Beide Teile M. 1,50.

Paul et Victor Margueritte. Le désastre. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Hermann Berni, Professor an der höheren Mädchenschule zu Konstanz. Mit 1 Abbildung, 2 Karten und 2 Plänen. Beide Teile M. 2.

René Bazin. Souvenirs d'enfant. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Ina Bach, Hamburg. Mit 1 Abbildung. Beide Teile M. 1,50.

Siepmann's French Series. London, Macmillan & Co., 1900. Kl. 8. Gebunden.

L'Émeraude des Incas par Charles Normand adapted and edited by the late F. Aston Binns, M. A. XI, 156 S.

La tour des Maures par Ernest Daudet adapted and edited by A. H. Wall, M. A. XIII, 134 S.

Philippe de Thaün, Le Bestiaire, texte critique publié avec introduction, notes et glossaire par Emmanuel Walberg. Lund, Möller; Paris, Welter [1900]. CXIV, 175 S. 8.

Anciens proverbes français par Ernest Langlois (Extrait de la 'Bibliothèque de l'École des chartes', année 1899, tome LX). Paris, 1899. 33 S. 8.

Philippe de Beaumanoir, Coutumes de Beauvaisis, texte critique publié avec une introduction, un glossaire et une table analytique par Am. Salmon, ancien élève de l'École des Hautes-Études. Paris, Picard,

1899. 2 vol., XLVIII, 512, 551 S. 8. fr. 12 u. 14 (für die Subskribenten der 'Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire', deren 24. und 30. Stück die beiden Bände ausmachen, fr. 8 u. 9,50).

Krause, Arnold, Zum Barlaam und Josaphat de[s] Gui von Cambrai. II. Teil: Zur Mundart der Dichtung (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1900). Berlin, Gaertner, 1900 (Programm Nr. 54). 27 S. 4. [Der erste Teil ist 1899 erschienen; s. Archiv CII, 478.]

Favre, Louis, Dictionnaire de la prononciation française. Paris, Firmin-Didot [o. J.]. 100, 341, 5 S. 8. [Ce volume contient la note présentée à la Commission du Dictionnaire de l'Académie française, le 16 février 1893, par M. Gréard.]

Girardin, Joseph, Le vocalisme du fribourgeois au XVe siècle. Thèse présentée à la Fac. des lettres de l'Université de Fribourg en Suisse, Halle a. S., 1900 (aus Zeitschr. f. rom. Phil. XXIV). 50 S. 8.

Nyrop, Kr., Formation du pluriel en français. Les noms en *-l* (Extrait du Bulletin de l'Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, Copenhague, pour l'année 1900). S. 23—54.

Hatzfeld-Darmesteter-Thomas, Dictionnaire général de la langue française. 28e fascicule (*théâtralement—velu*). Paris, Delagrave.

Glossaire des patois de la Suisse romande. Premier rapport annuel, 1899. Neuchâtel 1900. 16 S. 8. [Dieser erste Bericht unterrichtet über das, was bis jetzt für die Organisation und die Ausführung des Unternehmens der lexikalischen und kartographischen Bearbeitung der Mundarten der französischen Schweiz geschehen ist. Die Regierungen des Bundes und der in Betracht kommenden sechs Kantone gewähren ansehnliche Geldmittel; eine philologische Kommission aus sechs ordentlichen und zwei Ehrenmitgliedern überwacht die zu leistende Arbeit, die in die Hände der drei Redaktoren Gauchat, Jeanjaquet und Tappolet gelegt ist und durch eine grofse Zahl von Korrespondenten aus den Beobachtungsgebieten unterstützt wird. Die Art der Inangriffnahme, die Tüchtigkeit der hauptsächlich beteiligten Personen und der gute Wille, der von allen Seiten dem grofsen Werke zu Hilfe kommt, lassen auf ein erfreuliches Gelingen hoffen.]

Lamprecht, Ferdinand, Die mundartlichen Worte in den Romanen und Erzählungen von A. Theuriet (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster. Ostern 1900). Berlin, Gaertner, 1900 (Programm Nr. 51). 27 S. 4.

Felter, Johann, und Alscher, Rudolf, Französische Schulgrammatik. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn, 1900. VII, 278 S. gr. 8. Geb. K. 3.

Runge, H., Gymnasialoberlehrer, Kurze französische Grammatik für höhere Lehranstalten. Heidelberg, Groos, 1900. VIII, 139 S. Geb.

Stier, Georg, Lehrbuch der französischen Sprache für Fortbildungsschulen, Seminare etc. Köthen, Schulze, 1900. XVI, 224 S. 8. M. 2,25; geb. M. 2,70.

Wolter, Dr. E., Professor an der I. Realschule zu Berlin, Frankreich. Geschichte, Land und Leute. Ein Lese- und Realienbuch für den französischen Unterricht. In zwei Teilen. Erster Teil: Histoire et biographies. Mit 3 Plänen und 2 Karten. Zweite Auflage. Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 226 S. 8. Zweiter Teil: La France et les Français. Lectures pratiques. — Correspondance. Mit 7 Plänen und 1 Karte. Zweite Auflage. Berlin, Gaertner, 1900. VII, 206 S. 8.

Wingerath, Dr. Hubert H., Französisches Lesebuch für Mittelschulen sowie für die Mittelstufe der höheren Schulen. Mit einer Karte von Frankreich, einem Plan von Paris und einem vollständigen Wörterbuche. Köln, M. Du Mont-Schauberg, 1897. XV, 309 S. 8.

Gafsner, Dr. H., Kgl. Professor, und G. Werr, Kgl. Reallehrer, Fran-

zösisches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Mit 3 Karten. München, Lindauer, 1900. VII, 178 S. 8. M. 2,20; geb. M. 2,50.

Rahn, Dr. Johannes, Oberlehrer an der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden-Altstadt, Die Einführung des französischen Genrebildes in den neusprachlichen Unterricht. Dresden, 1900. 25 S. 8 und 2 Bilder. [Das Schriftchen empfiehlt Genrebilder als Gegenstände der beim Unterricht im Französischen zu veranstaltenden Unterredungen und gewährt eine gewisse Anleitung für Lehrer, die von der unter folgendem (nicht eben mustergültig abgefafsten) Titel erschienenen Sammlung Gebrauch machen wollen: À travers Paris et la France, recueil de gravures à l'*usage de la conversation* française, destinée aux écoles supérieures et à l'enseignement personnel. 28 gravures de genre, choisies, graduées, expliquées *par Dr.* J. R. Rahn. Appendice contenant une petite introduction aux sujets *de* gravures. Bielefeld et Leipzig, Velhagen & Klasing, 1900. Dafs Bilder aus dem Leben des heutigen Frankreich mit Nutzen den Sprechübungen zu Grunde gelegt werden können, ist nicht zu bezweifeln. Sie müssen aber unter allen Umständen mit gröfster Vorsicht ausgewählt werden und den Anforderungen eines gebildeten Geschmackes und der Schulhygiene Genüge thun. Mögen der deutschen Lehrer, die Unterredungen in gutem Französisch darüber zu veranstalten vermögen, bald recht viele sein!]

Truelsen, Oberlehrer, Auf Studienurlaub in Genf. Erinnerungen und Betrachtungen. Luckenwalde, 1899. Programm Nr. 110. 19 S. 4. [Der anziehend geschriebene Bericht über einen halbjährigen Aufenthalt in Genf, den der Verfasser augenscheinlich mit viel Eifer und Einsicht und sicher mit gutem Erfolge zu seiner Förderung in der praktischen Vertrautheit mit dem Französischen ausgenutzt hat, ist wohl geeignet, solchen, die auf gleichem Wege Ähnliches zu erreichen versuchen werden, Anleitung zu zweckmäfsiger Anwendung ihrer Zeit, ihrer Arbeit und der in Genf reichlich gebotenen Lerngelegenheiten zu gewähren.]

Suchier, Prof. Dr. Hermann, und Birch-Hirschfeld, Prof. Dr. Adolf, Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 14 Lieferungen zu je M. 1 (Gesamtpreis M. 14) mit etwa 150 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 12 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900. Lieferung 1—11, S. 1—560.

Lotsch, Fr., Dr. en phil., Elberfeld, Histoire de la littérature française composée d'après les meilleurs auteurs français et adaptée à l'usage des écoles supérieures. Leipzig, Renger, 1900. XII, 143 S. 8. M. 2.

Riese, Otto, aus Guben, Untersuchungen über die Überlieferung der *Enfances Vivien*. Inaugural-Dissertation ... aus Halle. Halle a. S., 1900. 67 S. 8.

Schwabe, Paul, Michel de Montaigne als philosophischer Charakter. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Renaissance. Inauguraldissertation der philos. Fakultät zu Leipzig vorgelegt. Hamburg, Druck von Gebrüder Lüdeking, 1900. 189 S. 8.

Carel, George, Voltaire und Goethe IV (Goethe 1770—1789). Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Sophienschule zu Berlin. Ostern 1900. Berlin, Gaertner, 1900. 23 S. 4. (Die ersten drei Teile der Arbeit sind 1889, 1898 und 1899 erschienen.)

Kuttner, Oberlehrer Dr. Max, Vauvenargues, Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule zu Berlin. Ostern 1900. Berlin, Gaertner, 1900. 27 S. 4.

Fährmann, Ernst, Realschuloberlehrer, J.-J. Rousseaus Naturanschauung. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philos. Doktorwürde der Universität Leipzig vorgelegt. Plauen i. V., Druckerei Neupert 1899. 60 S. 4.

Comptes consulaires d'Albi (1359—1360) publiés avec une introduction, un glossaire et des notes par A. Vidal ... et une étude linguistique par A. Jeanroy .... Toulouse, Privat, 1900. CI, 267 S. 8 (Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de l'Université de Toulouse, 1e série, t. V). fr. 5.

Crescini, Prof. Vincenzo, Per il 'vers' del 'lavador'. Memoria letta alla R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, nella tornata del giorno 1° aprile 1900 ed inserita nel Vol. XVI, Disp. II degli Atti e Memorie. Padova 1900. 9 S. 8. [Unter den verschiedenen bemerkenswerten Beiträgen zur Deutung des wichtigen Gedichtes sei hier die Erklärung des sonst nicht vorgefundenen Wortes *gauzinaus estela* als *gallicinialis stella* 'Morgenstern' erwähnt.]

Il pianto delle Marie in antico volgare marchigiano. Nota di C. Salvioni (Estratto dai Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. VIII, seduta del 17 decembre 1899). Roma 1900. 31 S. 8.

Polenton, La Catinia, le Orazioni e le Epistole di Sicco Polenton, umanista trentino del secolo XV, edite ed illustrate da Arnaldo Segarizzi. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche, 1899. LXXXVII, 153 S. 8 (Biblioteca storica della letter. ital. diretta da F. Novati). l. 7.

Pèrcopo, Erasmo, Un 'libretto' sconosciuto di Panfilo Sasso. Napoli, 1899 (Estratto dagli *Studi di letteratura italiana* I). 22 S. 8.

Pèrcopo, Erasmo, Una lettera pontaniana inedita di P. Summonte ad A. Colocci (1519). Napoli, 1900 (Estratto dagli *Studi di letteratura italiana* I). 10 S. 8.

Aretino. Un pronostico satirico di Pietro Aretino (MDXXXIV) edito ed illustrato da Alessandro Luzio. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche, 1900. XLI, 163 S. 8 (Bibliot. stor. della letter. ital. diretta da F. Novati). l. 7.

Foscolo. Una lettera inedita di Ugo Foscolo a cura di Domenico Bianchini (Estratto dalla Rivista d'Italia, fasc. 2; 1900). [Ein langer und inhaltreicher, an V. Monti gerichteter Brief, der hauptsächlich von des Schreibers litterarischen Plänen handelt. Er ist 1808 geschrieben, und wenn man von seiner einstigen Existenz aus einem anderen Briefe an den nämlichen Freund Kunde hatte, so kannte man von ihm doch nur die 1830 in der *Biblioteca italiana* und 1842 von Carrer in seinem Leben F.s veröffentlichten Bruchstücke. Jetzt hat sich der von dem unermüdlichen Foscolo-Forscher Bianchini lange vergeblich gesuchte, übrigens nie vollendete Brief mit anderen Autographen F.s in der Bürgerbibliothek von Triest gefunden.]

Gardner, Edmund G., M. A., Gondville and Caius College, Cambridge, Dante's ten heavens, a study of the Paradiso. Westminster, Constable & Co.; New York, Scribner's sons, 1900. XV, 351 S. 8. Sh. 12.

La Via, Mariano, Le così dette 'Colonie Lombarde' di Sicilia, studj storici e filologici. Parte I. Storia, Letteratura e Bibliografia. Palermo, 1899 (Estratto dall'Archivio stor. Siciliano, N. S. anno XXIV, fasc. 1—2). 37 S. 8.

Taylor, Robert Longley, Alliteration in Italian. A dissertation presented to the faculty of the graduate school of Yale University upon application for the degree of doctor of philosophy. New Haven, Connecticut, The Tuttle, Morehouse and Taylor Company, 1900. XV, 151 S. 8.

Zuberbühler, A., Lehrer an der Sekundarschule Wädensweil, Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Dritte Auflage. Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1900. VIII, 131 S. Geb. Fr. 1,90.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 104, 105 [Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este Gonzaga II 2. A. Della Torre, La prima amba-

sceria di Bern. Bembo a Firenze. — Varietà: P. Toynbee, 'Seneca morale'. V. Labate, La prima conoscenza della 'Divina Commedia' in Sicilia. G. Rua, Una antica rivista politico-umoristica d'Italia imbastita sopra un sonetto del Petrarca. — Rassegna bibliografica: G. Melodia, Studio su 'I Trionfi'. N. Scarano, Alcune fonti romanze dei 'Trionfi' (Fl. Pellegrini). A. Luzio, Studî folenghiani (U. Renda). G. Rua, Poeti della corte di Carlo Emanuele I di Savoia. G. F. Damiani, Sopra la poesia del cav. Marino (A. Belloni). — Bollettino. Comunicazioni. Cronaca]. Supplemento N° 3 [Abd-el-Kader Salza, Francesco Coppetta dei Beccuti, poeta perugino del secolo XVI].

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. IV, 10—12 [F. D'Ovidio, 'Montasi su Bismantova e in Cacume'. P. P. Parella, L'autore del 'Pianto d'Italia'. G. di Niscia, Ancora Sofronia. — Recensioni: L. Ferrari, Del 'Caffè' periodico milanese (L. Piccioni). G. Melodia, Studio sui 'Trionfi' del Petrarca (E. Proto). F. Lo Parco, Un accademico pontaniano del sec. XVI (E. Pèrcopo). Bullettino. Annunzi ecc.].

Seventeenth annual report of the Dante Society (Cambridge, Mass.), May 17, 1898. Accompanying papers: Dante's references to Æsop by Kenneth McKenzie. Additions to the Dante Collection in the Harvard College library, may 1, 1897 — may 1, 1898, compiled by William Coolidge Lane. Boston, Ginn & Co., 1900. XIV, 34 S. 8.

Farinelli, Arturo, Dante e Goethe, conferenza tenuta alla Società Dantesca di Milano il 16 aprile 1899. Firenze, Sansoni, 1900. 36 S. 8 (Biblioteca critica della letteratura italiana diretta da Francesco Torraca, n° 34). l. 0,50.

Rajna, Pio, Le fonti dell'Orlando furioso, ricerche e studi. Seconda edizione corretta e accresciuta. Firenze, Sansoni, 1900. XIV, 631 S. 8. l. 10.

Vofsler, Karl, Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance. Berlin, Felber, 1900. 88 S. 8. M. 2.

Guillen de Castro, Don, Ingratitud por amor, comedia. Edited with an account of the author's life by Hugo Albert Rennert, professor in the University of Pennsylvania. Published by the University, Philadelphia, 1899. 120 S. 4.

Fitz-Gerald, John D., Spanish Etymologies (Extrait de la *Revue Hispanique*, T. VI). Paris 1899. 11 S. 8.

Hanfsen, Prof. Dr. Friedrich, Zur spanischen und portugiesischen Metrik (Separatabzug aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago, B. IV). Valparaiso 1900. 64 S. 8.

de Mugica, Pedro, Lic., Lehrer des Spanischen am Seminar für orientalische Sprachen an der Kgl. Universität zu Berlin, Einführung in die spanische Umgangs- und Geschäftssprache. Kurzgefafste praktische Anleitung, die span. Sprache rasch und gründlich zu erlernen. Verlag der Handels-Akademie Leipzig, o. J. (1900). 131 S. 8. Geb. M. 2,75.

Farinelli, Arturo, D'Almeida Garrett, lettre à mon ami Joaquim de Araujo. Moulins, Crépin-Leblond, 1899. 16 S. 8.

Sandfeld Jensen, Kr., Rumænske Studier I, Infinitiv og udtrykkene derfor i rumænsk og Balkansprogene, en sammenlignende undersøgelse. Kobenhavn 1900, Sieger. Michaelsens efterfølger. 136 S. 8.

PB
3
A5
Bd.104

Archiv für das studium
der neueren sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY